

DAS WORT

Literarische Monatsschrift

3. Jahrgang 1938

Heft 4-6



RÜTTEN & LOENING · BERLIN

Fotomechanischer Nachdruck
des Exemplars der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin

1. Auflage 1968

Alle Rechte vorbehalten · Rütten & Loening, Berlin

Printed in the German Democratic Republic

Lizenz-Nr. 220-415/74/68

Einbandgestaltung: Hans Kurzhahn

Druck: (52) Nationales Druckhaus VOB National, 1055 Berlin

DAS WORT

L I T E R A R I S C H E M O N A T S S C H R I F T

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Breidel

Heft 4

April 1938

J O U R G A Z - V E R L A G M O S K A U

**Und jede Zunge bringt verschiednes Zeugnis,
Und jedes Zeugnis straft mich einen Schurken.
Meineid, Meineid im allerhöchsten Grad,
Mord, grauser Mord im fürchterlichsten Grad,
jedwede Sünd in jedem Grad geübt,
stürmt an die Schranken, rufend:**

„Schuldig! Schuldig!“

Shakespeare, Richard III.

Maxim Gorki starb durch Mörderhand. Diese Nachricht ließ selbst die entsetzt aufhorchen und leidenschaftlich Anteil nehmen, die sonst fernab von der großen Politik zu leben versuchen. Ein Dichter wurde ermordet. Ein Greis, schwer krank. Ein Mann, dessen sauberes, schlichtes, gerades Lebenswerk in jeder Zeile von unbestechlicher Wahrhaftigkeit und unbeirrbarer Reinheit der Gesinnung zeugt, zugegeben selbst von denen, die seine Gesinnung nicht teilen. Maxim Gorki wurde ermordet: systematisch, langsam zu Tode gequält. Psychisch und physisch. Indem man erst den geliebten Sohn vernichtete, dann den siechen Körper infizierte, um schließlich mit zynischer Wissenschaftlichkeit das zu vollenden, was Franz Moor ersann:

„Ich möchte ihn nicht gern getötet, aber abgelebt. Ich möchte es machen wie der gescheite Arzt, nur umgekehrt: nicht der Natur durch einen Querstreich den Weg verrannt, sondern sie in ihrem eigenen Gange befördert. Und wir vermögen doch wirklich die Bedingungen des Lebens zu verlängern, warum sollten wir sie nicht auch verkürzen können . . . ? Hat man doch die Giftmischerei beinahe in den Rang einer ordentlichen Wissenschaft erhoben und die Natur durch Experimente gezwungen, ihre Schranken anzugeben, daß man nunmehr des Herzens Schläge jahrelang vorausrechnet und zu dem Pulse spricht: bis hierher und nicht weiter!“

Franz Moor hat seinen Hermann gefunden, Jagoda seine Krjutschkow und Bulanow. Von ihnen und den wissenschaftlichen Giftmischern wurde der

greise Dichter ermordet wegen eben jener Charaktereigenschaften, die seine Persönlichkeit wie sein Werk für Millionen aufrichtiger Menschen aus den verschiedensten weltanschaulichen Lagern so teuer und liebenswert machten: wegen seiner Standhaftigkeit und Treue.

Diese Standhaftigkeit galt dem sozialistischen Aufbau, diese Treue seinem persönlichen und politischen Freunde Josef Stalin. Deshalb waren die Giftmischer am Werk. Deshalb haben sie schon Lenin zu ermorden versucht. Deshalb meuchelten sie Kirow, deshalb Kuibyschew und Menshinski. Deshalb sollten Stalin, Molotow, Woroschilow und Jeshow ihre nächsten Opfer sein. Auf Befehl Trotzki's, des bankrotten politischen Hochstaplers, der es sich von gestohlenen, unterschlagenen Geldern der Werktätigen und vom Blutsold der Faschisten wohl sein läßt und in den Büros ihrer Spionagezentralen, Generalstäbe, Waffenschieber und Ölmagnaten Befehle annimmt und Freiheit, Frieden und Glück ganzer Völker verschachert.

Hier ist nicht der Raum, Einzelheiten wiederzugeben, die in grauenerregender Fülle und unvorstellbarer Ekelhaftigkeit in den Tagen des moskauer Prozesses von den Angeklagten eingestanden wurden — es war wie ein Alldruck des Entsetzens:

*„Jedwede Sünd, in jedem Grad geübt,
stürmt an die Schranken, rufend: „Schuldig! Schuldig!“*

Aber warum? Warum gestehen alle Angeklagten? Warum machen sie nicht wenigstens den Versuch, vor der Öffentlichkeit, vor den mehr als zwanzig ausländischen Pressevertretern zu widerrufen, sich zu entschuldigen, eine Art weltanschaulichen Programms zu entwickeln, durch ihr Auftreten für ihre schlechte Sache propagandistisch zu wirken, wie es Kommunisten vor Gericht für ihre gute tun? Es gibt außerhalb der Sowjetunion Menschen, die darin ein „psychologisches Rätsel“ sehen wollen. Sie vergessen eines: daß keiner der Verbrecher eine Weltanschauung hatte. Kapitalismus und Faschismus sind Tatbestände, aber keine Weltanschauung. Die Angeklagten waren kapitalistische, faschistische Werkzeuge — weiter nichts mehr. Schon seit Jahren hatten sie den Glauben an das Gelingen ihrer von Machtgier, dumpfem Haß, Verachtung der Massen, Unglauben an die schöpferische Kraft der Werktätigen diktierten Pläne aufgegeben. (Sofern sie diesen Glauben überhaupt je hatten.) Die sozialistische Wirklichkeit hat sie überwunden. Sie standen auf verlorenem Posten. Sie wurden nur noch getrieben von ihren faschistischen Auftraggebern und der ständigen Angst vor der Entdeckung. Es erging ihnen wie Ratten, die verfolgt, in einen Winkel getrieben sind und im Verrecken um sich beißen. „Meineid, Meineid!“ sagt Shakespeare. Ihr ganzes Leben war, vor allem in den letzten zehn, zwanzig Jahren, nur noch eine Kette von gefährlichen Meineiden, von Doppelzünglertum, das sie, ihnen deutlich sichtbar und spürbar, dem Untergang näherbrachte. Sie mußten tagtäglich, Verzweiflung, Haß und Angst im Herzen, über Sozialismus sprechen und schreiben und zusehen, wie dieser zutiefst gehaßte und bekämpfte Sozialismus sich festigte und schließlich unüberwindlich wurde. Sie waren, obwohl großen-

teils in führenden Stellungen, nicht einmal imstande, durch ihre breit angelegte, raffiniert durchgeführte Schädlingstätigkeit die von den Millionenmassen des Sowjetvolkes als richtig anerkannte Lenin-Stalinsche Parteilinie zu diskreditieren. Nicht etwa nur, weil sie zu schwach waren — sondern weil die sozialistische Idee, wenn sie die Massen ergriffen hat, die stärkste reale Kraft der Welt ist. Das vor allem muß man begreifen. Sie blieben isoliert, isolierten sich täglich mehr. Sie gingen schließlich, ihrer Verbrechen überführt, in den Gerichtssaal, ohne Anhang im Lande; das mußten sie, einer nach dem andern, zugeben. Deshalb ihre weitgehenden Geständnisse.

Dieser Prozeß, auch das muß man sehen und begreifen, war eine bedeutungsvolle Demonstration der Stärke — der Stärke des sozialistischen Aufbaus, der Stärke und Volksverbundenheit von Regierung, Partei und Roter Armee. Er war ein Hieb gegen den Faschismus und seinen geplanten Eroberungskrieg, vor dessen unmittelbarem Ausbruch die Welt stand.

Die Menschlichkeit hat gesiegt, indem sie Unmenschliches ausrottete. Der *Friede* hat im moskauer Gerichtssaal gesiegt. Wieder einmal. In letzter Minute. Und Maxim Gorki, der Freund Stalins und seiner Politik, unser Freund und für viele, für die meisten von uns ein literarisches, für alle aber ein menschliches Vorbild, ist gefallen für den Frieden. Für die Freiheit und das Glück aller Schaffenden. Ziehen wir daraus für unser menschliches, literarisches und politisches Verhalten gegenüber dem Faschismus und dem von ihm ausgehaltenen Trotzismus die ernste Lehre: härter, mutiger und wachsender zu werden.

Das schulden wir, soll unsere Trauer nicht sentimentale, unverbindliche Phrase bleiben, unserm gemordeten Kameraden Maxim Gorki.

DAS ERSTE GEFECHT

von

Bodo Uhse

Dieser Tag ist ein Ruhetag, erst am Abend muß die erste Kompanie Teile des Bataillons Dumont in der Reservestellung von Valleeas mit Front auf Los Rosales ablösen. Es ist die erste Nacht im Schützengraben. Aber die Nacht ist still, kein Schuß fällt. Die Patrouille, die in der Dunkelheit aufklärend vorgeht, entdeckt zu ihrer Überraschung spanische republikanische Truppen vor sich, die aus der Engelsburg herausgegangen sind. Die zweite und die dritte Kompanie haben in diesen Tagen Zeit durchzuschießen. Auch mit den Handgranaten, die empfangen werden, kann man sich vertraut machen. Die erste Lehre ist, daß die Lunte meist viel zu lang ist, und man ein Stück von ihr abschneiden muß, bevor man sie anzündet.

Am Morgen des 7. November, er ist grau und kalt, ist die 2. Kompanie angetreten. Da kommt die Nachricht: Edgar André ist mit dem Beil hingerichtet worden. Die Kameraden stehen regungslos, aber über ihre Gesichter fällt ein Schatten. Sie rühren sich nicht, doch ihre Hände schließen sich fester um die Gewehre — so fühlen sie noch einmal, wie gut es ist, Gewehre zu haben. Und sie verstehen in diesem Augenblick, so klar wie noch nie, daß ihre Anteilnahme am Kampf in Spanien keine Hilfeleistung ist, besonderer Beachtung wert, sondern, daß sie im fremden Land ganz einfach ihrer eigenen Sache dienen. Sie trauern um Edgar André, der lange Wochen im engen Schacht seiner Zelle auf das Beil hatte warten müssen, das ihn nun niederschlug. Der Inhalt seines Lebens, das der wütende Wille des deutschen Diktators nun erwürgt hat, ist mit einfachen Worten zu sagen. Edgar André war ein Arbeiter, der begriff, was es bedeutet, Arbeiter zu sein, und der nach dieser Erkenntnis handelte. Während Hitler den Haß der Nationen gegeneinander schürte, warb er in Frankreich für die Verständigung der Völker untereinander. Während Hitler mit seinen Sturmabteilungen das Land terrorisierte, rief Edgar André die Arbeiter zur Verteidigung ihrer Rechte zusammen. Von ihm, Edgar André, haben die Antifaschisten gelernt, mit der erhobenen Faust zu grüßen, denn so grüßte er, der Führer des hamburger Roten Frontkämpferbundes, zum erstenmal einen toten Kameraden, der zu Grabe getragen wurde. Diese trotzig, aus dem Schmerz um den verlorenen Freund geborene Bewegung blieb unser aller Gruß. Edgar Andrés sichere Kühnheit zog ihm den Haß der Faschisten zu. Einmal fuhr er über Land. Ein Trupp Braunhemden begegnete ihm auf der Straße. Er sprang aus dem Wagen und rief sie an: „Wollt ihr mich wohl grüßen?“ Die Nationalsozialisten waren erst verdutzt, dann hoben sie, gläubig jeder Autorität, die Hände; Edgar André aber schimpfte halb lachend auf sie ein:

„Nein, nicht so“ — und nun ballte er die Faust zum Rotfrontkämpfergruß — „so müßt ihr grüßen, ich bin Edgar André.“ Die Braunhemden rissen Mund und Augen verwundert auf, indessen Edgar André langsam in seinen Wagen stieg, noch einmal mit der erhobenen, geballten Faust grüßte und davonfuhr.

Nun war er, auf den die Nationalsozialisten vergeblich verschiedene Attentate versucht hatten, von ihnen zum Tode verurteilt worden, nachdem man ihn vorher bis an den Rand des Todes geprügelt hatte. Die Freunde, die ihm im Gefängnis begegnet waren, wissen zu berichten, daß sie ihn bald humpelnd getroffen hatten, bald wieder mit verbundenem Kopf. Aber sie alle sagen auch, daß er sich nie hatte brechen lassen, daß er es war, der immer Worte des Trostes, der Ermunterung, ja einen Scherz für sie gewußt hatte. Sichere, fast besinnliche Briefe, hatte er aus seiner Todeszelle noch geschrieben, Briefe voll von der Gewißheit, daß das Opfer, das er zu bringen habe, nicht umsonst sein werde. Nun hatte er das Opfer gebracht, war hingestoßen worden auf den Richtblock, niedergeschlagen vom Beil des Henkers. Die ihn zu rächen haben würden, standen da in Reih und Glied, das Gewehr in der Hand. Ihre Köpfe senkten sich, ihre Lippen bewegten sich zu lautlosem Gelöbnis, im Namen dieses Toten zu kämpfen, des Geächteten würdig zu sein. Jeder fühlte, wie von der Kraft des toten Mannes ein Teil ihm zuwuchs. Von diesem Tage an nannte sich das erste Bataillon der elften Brigade „Bataillon Edgar André“.

Bereits in der Nacht kam Befehl, nach Madrid abzurücken. Die zweite Kompanie wurde früh um sechs Uhr aus den vom Regen aufgeweichten Gräben herausgezogen. Der erste Zug der ersten Kompanie besetzte zur Sicherung die Brücke, die bei Los Rosales über den Manzanares führt. Das kleine gelbe Flößchen sollte dem Bataillon später noch viel zu schaffen machen. Mit der Bahn wurde das Bataillon nach Madrid überführt. Es ist die Stunde der Entscheidung. In sinnlosem Zorn jagen die Faschisten ihre Bombenflugzeuge über die Stadt. Am Tag vier-, fünf-, sechsmal erscheinen die schwarzen Totenvögel am Himmel und streuen ihre mordende Saat herab. Man kann nicht rasch genug Gräben ausschachten für die vielen Toten jedes Tages, vor allem mangelt es an weißen Kindersärgen. Draußen, vor den Mauern der Stadt, klingt das helle, gellende Geschrei der Moros. Die verirrt Kugeln ihrer Scharfschützen pfeifen bis in die Straßen hinein. Madrid, das prächtige, ist arm, Madrid, das lärmende, ist still, Madrid, das stolze soll gedemütigt werden. Die Stadt — sonst voll brausendem Leben — hält den Atem an und ist erschrocken. Eine Karawane von Autos rollt über die Straßen und trägt die Kleinmütigen und Kleingläubigen davon. In recht sorglos gewählten Schlupfwinkeln im Herzen der Stadt bergen sich noch tausende von Feinden des Volkes. Sie warten darauf, daß Madrid sich ergibt, sie lauern auf die Niederlage, ja sie tragen das ihre dazu bei, hamstern Lebensmittel, sprengen Alarmgerüchte aus, lauschen gespitzten Ohres auf Nachrichten, die sie heimlich dem Feinde übermitteln. Bei nächtlichen Luftangriffen schleichen sie sich in die Straßen und schießen auf Frauen und

Kinder, die in die Keller flüchten wollen. In den Zeitungen des Auslandes, die die Blockade der spanischen Republik unter der betrügerischen Parole der Nichteinmischung betreiben, wird der nahe Sieg Francos schon eingeläutet. Man spricht von den Vorbereitungen, die der blutige Feind Spaniens trifft, seinen Einzug in die Hauptstadt feierlich und grausam zu gestalten. Indessen knallen in der Universitätsstadt die Schüsse, reißen bis zum Tode entschlossene Frauen in den Straßen der Stadt das Pflaster auf, schleppen Kinder auf mageren Armen Steine heran zum Bau von Barrikaden. Denn Madrid will sich nicht ergeben.

Auf dem Bahnhof Atocha steht morgens um 9 Uhr die elfte Internationale Brigade mit den Bataillonen Edgar André, Dumont und Dombrowski vollzählig versammelt. Oben auf dem Rand der Mauer, die den Platz neben der Bahnhofshalle zu der höher gelegenen Straße begrenzt, drängt es sich schwarz und dicht. Madrid begrüßt die Brigade. General Kleber spricht: „Madrid wird das Grab des Faschismus sein.“

Singend zieht die Brigade in die bedrohte Stadt, am Prado vorbei, über die Alcalá, die Gran Vía hinauf. Die Brigade wird den Prado schützen, die Brigade wird die Alcalá verteidigen, die Brigade wird dafür sorgen, daß kein Moro die Gran Vía betritt.

Dieser Einzug ist seltsam. Madrid jubelt mit der hellen Stimme seiner Jugend den Kämpfern zu. Schweigt aber der Lärm für einen Augenblick, so wird es gleich sehr still. Und man entdeckt, daß viele Fensterläden geschlossen sind. Da und dort schiebt sich ein Kopf durch die Jalousien, lauscht mißtrauisch auf den fremdartigen Gesang und mustert mit umnächtigten Augen die heranziehenden Truppen. Über die Gran Vía klingt die Melodie des Riegomarsches aus dem Lautsprecher eines Hochhauses. Der Weg führt vorbei am Denkmal des Cervantes, die Calle Blasco Ibáñez herunter nach Moncloa, wo das Gefängnis steht, in die Universitätsstadt hinein. Nicht weit von dem Platz, auf dem die Abteilung haltgemacht hat und umdrängt wird von Männern und Frauen und Burschen und Mädels, ist die offene Wunde Madrids, pfeifen über den Manzanares die Kugeln, wird Kampf geführt auf Leben und Tod.

Manch einer horcht wohl hinaus über die Lieder hinweg und glaubt aus fernem Lärm das Feuer der Geschütze oder gar die Abschüsse der Gewehre zu hören. Aber wer möchte feige sein?

Mitten im Kreis der Menschen, die Kaffee und Milch bringen und Zigaretten, mit denen die Kameraden doch nichts anzufangen wissen, weil sie sie nicht drehen können, mitten im Kreis der Kameraden steht eine Frau. Sie hat ein Tuch um die Schultern geschlungen und hält in ihm ein Kind. Die Unseren sehen verlegen, wie sie die Bluse aufknöpft und dem Kind die Brust gibt, denn bei ihnen zu Hause tun das die Frauen nicht so vor allen und jedem. Was soll man sagen vor solchem Bild? Aus Verlegenheit fragen sie, wie das Kind denn heiße? Jemand übersetzt die Frage, und schon drängt sich alles herzu in südlicher und nordischer Neugier, um zu sehen, was ist. Das Nichts da, das Kind, das die Augen zukneift und lutscht, hat noch keinen Namen.

Die Mutter fragt zurück, wie sich das Bataillon nenne. „Edgar André“, antworten die Kameraden. „Und so soll das Kind heißen“, sagt die Mutter, und die Kameraden rufen ihren Kommandeur, den Genossen Hans, der den Madrilenern vom Leben des deutschen Revolutionärs erzählt, bevor er das Kind taufte auf den Namen Edgar André. Das war am Vortage des ersten Gefechts.

Wenige Stunden darauf schütteln die Bomben faschistischer Flieger die Kameraden zum erstenmal aus dem Schlaf. Sie waren niedergesunken auf die gekachelten Böden der Hörsäle und die Steine der Keller des Universitätsgebäudes, denn sie hatten eine Nacht ohne Schlaf hinter sich und einen weiten Marsch, und vor ihnen lag der Kampf.

Vom Nordbahnhof her klang in die Ruhe der Nachmittagsstunden heftiges Infanteriefeuer. Im dunkelnden Park herrschte Unruhe. Es schien besser vorzusorgen, als sich überraschen zu lassen. So bekam die erste Kompanie den Auftrag, zur Sicherung im Westpark Stellung zu nehmen.

Auf dem Weg durch den Park kommen die Kameraden an einem Viadukt vorbei. Beim Sprung über die Straße haben sie sich zum erstenmal unterm hellen kurzen Pfiff der Kugeln gebückt und dann nachher beschämt gelacht. Jetzt begegnet ihnen ein Mensch, den eine solche Kugel traf. Er trägt die blaue Uniform der Asaltos. Er schwankt in den Knien mit unsicherem Schritt, die Arme pendeln an seiner Seite, als gehörten sie nicht zu ihm. Irgendwie ist es schon kein Mensch mehr. Unterhalb der Brust steht schmieriges Blut auf der Uniform. Das Schlimmste aber ist das Gesicht. Angst und Schmerz pressen den Schweiß aus den Poren. Die Haare hängen feucht in die Stirn bis zu den Augen, die entsetzlich durstig geöffnet sind.

Nachtwache im Park. Schüsse fallen. Man weiß nicht woher. Die Bäume bewegen sich — oder ist es der Feind? Um elf Uhr wird die erste Kompanie von der zweiten abgelöst, die vorn bleibt, bis das Morgenlicht tastend in den Park greift und der erste Kampftag beginnt. Vom Nordbahnhof herüber klingt neuerlich Feuergeschehen, am Fluß ist es lebhaft, und vereinzelt knallt es gar im Park.

Unklar ist, was sich am Manzanares abspielt. Der Feind will angreifen. Das Bataillon hat, so lautet der Befehl der Brigade, bis zum Manzanares aufzuklären.

In diesem Zeitpunkt liegt die zweite Kompanie am Westausgang des Parks und baut dort ihre beiden Maschinengewehre ein. Schon früh um acht Uhr kratzt den Kameraden das Geräusch der anschwirrenden Granaten über den Rücken, läßt sie sich beugen und ducken und in die Erdlöcher hineinkriechen. Wenig später sehen sie rechts von sich Truppen aus der Richtung des Manzanares zurückweichen. Sie stehen das erstemal im Gefecht. Ihre alten Remington-Gewehre — ein einzigesmal haben sie bisher daraus geschossen — haben immer wieder Ladehemmungen. Sie wissen nicht, wen sie vor sich haben, sie wissen nicht, wer hinter ihnen steht. Der Kompanieführer, Genosse Foeckel, fordert beim Bataillon Verstärkung an.

Die dritte Kompanie, aus Ungarn und Jugoslawen gebildet, wird eingesetzt.

In dieser Kompanie hat es Streit gegeben. Die Jugoslawen glauben, daß man sie bei der Ausgabe der Uniformen benachteiligt habe und tragen aus Protest keine Waffenröcke. Selbst an diesem Morgen treten sie in Hemdsärmeln an, und in Hemdsärmeln gehen sie vor gegen den Feind.

Man besitzt noch keine Erfahrung, und man kämpft in der Fremde. Zu notwendig vorhandenen organisatorischen Mängeln tritt die Schwierigkeit des Sprachgewirrs. Hat die ungarische Kompanie den Befehl erhalten, sich dem Führer der zweiten Kompanie zu unterstellen und rechts an sie Anschluß zu suchen? Hat sie den Befehl, bis zum Manzanares aufzuklären, mißverstanden? Jedenfalls nehmen die Ungarn nicht Fühlung mit der zweiten Kompanie, sondern stürmen vor, über den Manzanares hinweg. Sie prallen auf den Feind. Aus der Deckung heraus stürzt ihre Unbesonnenheit in das Maschinengewehrfeuer des Gegners, der sich zum Angriff erhebt; wie ein Leib und ein hitzblütiger Wille stürmt sie vor, achtet nicht der Opfer, sieht nur den Feind und will ihn schlagen. Die Explosivgeschosse platzen, mit altmodischem Piff-paff. Es knackt das trockene Gezweig der Büsche, in die die Leiber der Toten und Verwundeten sinken, und die junge Kompanie verliert ihrer viele in diesen ersten Minuten ihres ersten Gefechts. Jetzt suchen die Kameraden einzeln Deckung im unbekannten Land, das ihnen seinen Schutz versagt. Sie müssen zurück über den Fluß. Der Gegner aber jagt ihnen nach. Die schwarzen Leiber der Moros waten durch die Flut des Manzanares. Zwischen Franzosenbrücke und Nordbahnhof brechen sie durch. Sie überqueren als letzten Wall den Eisenbahndamm und stehen nun drohend vor dem Eingang des Westparks. Sie haben den Schlüssel zur Stadt Madrid in ihren braunhäutigen Räuberhänden. Sie brauchen nur auf die Straßenbahn zu steigen und könnten bis auf die Puerta del Sol fahren, wohin der Schrecken ihnen schon vorausgeritten ist. Der Tod denkt an die Tage von Badajoz und wittert eine Beute, wie sie ihm bisher noch keiner geschenkt; seine schwarzen Legionäre quellen aus Büschen und Baumwerk zu Hunderten. Ist niemand da, der ihnen widersteht? Wo ist die zweite Kompanie? Sie hat, den bedrängten ungarischen Kameraden zu helfen, zwei Züge abgegeben. Kaum mehr als siebzig Mann sind am Eingang des Westparks geblieben, nur siebzig unerfahrene, schlecht bewaffnete Freiwillige — dahinter liegt die Stadt Madrid. Aber diese siebzig weichen nicht. Sie stehen gegen den Tod und die Moros. Sie feuern, was sie nur feuern können. Sie sind erschrocken vor der Übermacht, vor der Gewalt, mit der der Gegner anstürmt. Aber sie pressen sich in die Erdmulden hinein, sie klammern sich an die Olivenwurzeln und versperrn mit feurigem Riegel dem Gegner den Weg in die Stadt.

Aber diese Sperre ist schwach, denn bald sind es nicht mehr siebzig, sondern nur sechzig noch, die Madrid hier verteidigen.

Der Bataillonskommandeur setzt seine letzten Reserven ein. Die erste Kompanie geht vor. Ihr entgegen hallt der Lärm des Gefechts. Der Park ist voll Bewegung. Verirrte Kugeln klatschen in die Stämme, reißen raschelnd das Laub aus den Kronen der Bäume. Vereinzelte Gestalten tauchen vor den

Kameraden auf, springen ihnen entgegen, eilen gehetzt an ihnen vorbei. Voll Beklemmung und voll Zorn sieht die vorgehende Kompanie um sich den Rückzug. Sie bekommt Feuer von den spanischen Kameraden, die die Uniform der Brigaden noch nicht kennen und sich von den Faschisten umgangen glauben. Der Dolmetscher springt auf sie zu, schreit: „Amigos, amigos!“ Da hören sie auf zu schießen und eilen auch nicht mehr so sehr. Vorwärts geht es, am Viadukt vorbei, zur Grotte hinüber, wo der Bataillonsstab steht, dann weiter, endlich an den Feind heran.

Als sie zu den beiden Zügen stoßen, die am Westausgang des Parks dem Ansturm der Moros standgehalten haben, fällt von denen alle Müdigkeit ab. „Auf die Moros“, schreien die Kameraden, sie springen auf und greifen den Gegner an. Die Marokkaner sind leichte Siege gewöhnt. Eben noch haben sie von Raub, Plünderung, Mord und Schandtät geträumt, jetzt stutzen sie über den unerwarteten Angriff und sie laufen, laufen zum ersten Male in diesem Kriege. Sie laufen verdammt schnell. Mit keuchendem Atem geht es ihnen nach. Im Sturm wird die Franzosenbrücke wiedergenommen. „Madrid ist gerettet“, denken die Kameraden und jagen weiter über die Brücke hinweg, durch den Fluß hindurch, hinter den Moros her im Sturm, wirklich im Sturm. „Wir haben sogar das Schießen vergessen“, erzählt einer später. Aus dem Dörfchen auf der anderen Manzanarasseite flüchten die Moros in Automobilen, während die Unseren unter Führung von Otto Hoepfner bereits eindringen. Da bietet eine Mauer halt. Die kleine Truppe muß Atem schöpfen. Die Kameraden lehnen sich an die Mauer; den fiebernden Kopf kühlt die Kälte des Steins. Der Schweiß rinnt an ihren Leibern herunter, das Herz klopft. Sie sind froh.

Man hat Zeit zu überlegen. „Wie ist die Verbindung?“ fragt ein Kamerad. Louis, der Führer des ersten Zuges der ersten Kompanie, brummend und gutmütig wie ein Bär, antwortet: „Gut, mein Junge.“ Aber die erste Patrouille, die er nach links ausschickt, kommt zurück und meldet: „Moros“. Also schickt er noch eine zweite. Sie kommt mit dem gleichen Bericht. Die Abteilung, die über den Manzanares vorgegangen ist, steht allein. Sie schicken eine Meldung an das Bataillon. Die Brigade befiehlt, wieder hinter den Manzanares zurückzugehen. Auch der Feind weiß, mit welcher schwachen Kraft der Durchbruch erfolgt ist. Die Kameraden hören, wie der Gegner den Dorfeingang an seiner Seite wieder besetzt, Schießscharten in die Mauern schlägt.

Sie ziehen sich auf einen breiten Hügerrücken zurück. Alles liegt durcheinander, Spanier, Deutsche, unter ihnen Leute aus allen Kompanien.

Wie der Abend dunkelt, und also die Stunde des anbefohlenen Rückzugs kommt, bricht ernster Streit aus unter den Männern auf dem Hügel zwischen den Linien. Keiner will als erster zurück. Der Streit ist heftig, und er dauert seine Zeit. Endlich hat der Kommissar der zweiten Kompanie, Fritz Rettmann, mit freundlicher Geduld die spanischen Kameraden überzeugt. Als sie abgerückt sind, folgen die Deutschen. Die meisten haben schon die hochbeinige Brücke passiert, da fegt der Gegner mit Maschinengewehrfeuer dar-

über hin. Wer noch auf dem feindseitigen Ufer ist, muß im Dunkeln die Böschung hinunterspringen und durch die kalte Strömung des Manzanares hindurchwaten.

Zwischen Eisenbahn und Manzanares läuft nun die Stellung am Ufer entlang. Sie besteht aus flachen Schützenlöchern, Mauerstücken, Baumverstekken. Ihr Hauptgewicht liegt in der Zementfabrik und im anschließenden Schwimmbad, in dessen Mauern eilends Schießscharten gebrochen werden.

Mit dunklem Siegel beschließt die Nacht den ersten Gefechtstag des Bataillons. Es hat sich gut geschlagen. Edgar André, der Hingerichtete, dessen Leib, den Kopf zu den Füßen, in einem Erdloch an der Zuchthausmauer in Altona verscharrt wurde, hätte nicht unzufrieden sein können mit ihnen, die seinen Namen tragen. Zusammen mit den Bataillonen Commune de Paris und Dombrowski, mit Franzosen und Polen haben die Deutschen Schulter an Schulter gekämpft und Madrid, die fremde Stadt, die noch keiner der Freiwilligen kennt — haben sie verteidigt, wie ein Stück ihrer selbst.

Sie haben viel Blut daran gegeben. Wouters ist verwundet worden, der den flämischen Zug geführt hat, früher war er Sekretär einer belgischen Gewerkschaft gewesen; auch Weigelt, der Führer der ungarisch-jugoslawischen Kompanie ist verletzt und viele andere noch.

Die Namen von zwölf Toten stehen in den Listen des Bataillons. Aber es sind ihrer mehr geblieben an diesem Tage. So nahe Nachbarschaft mit dem Sterben waren die Kameraden nicht gewöhnt. Wenn sie auch vor dem Tode keine Angst hatten, vor den Toten hatten sie Angst. Je mehr du vertraut gewesen bist mit dem, der am Abend stumm neben dir im Gesträuch lag, den Kopf oder die Brust vom Natterbiß des Explosivgeschosses zerbissen, oder gar den Bauch, so daß nun die Eingeweide blutig und schmutzig heraushingen, um so heftiger scheutest du dich, ihn auch nur anzusehen. Du wandtest dich ab. Du warst stark, ein Mann, ein Soldat. Du hattest keine Klage an diesem Abend. Keinen Laut des Schmerzes, nicht eine Träne gönnte dir dein Zorn: du wolltest Vergeltung üben. Aber den toten Leib des Freundes anzufassen und aufzuheben, so stark warst du nun wieder nicht. Du wickeltest ein Tuch um deine Hände, damit du nicht des Toten nackte Haut berühren müßtest. So fremd war dir dein Bruder geworden. Du ekeltest dich, und dieser letzte Dienst an ihm fiel dir sehr schwer. Mißmutig knirschten die Schaufeln im Sande.

Doch galt es nicht nur Gräber für die Toten zu graben in dieser Nacht, sondern auch Gräben für die Lebenden, um gerüstet zu sein für den kommenden Tag. Madrid war verteidigt? Ein Angriff war abgeschlagen, nichts weiter! Die dunkle Gewalt des Gegners blieb lauernd vor den Toren der Stadt liegen. So schnell ließ er nicht ab von der Beute, die er schon zwischen den Klauen seiner Moros gefühlt hatte.

Die Artillerie trommelt auf den Westpark, hinter ihrem Feuerschleier rücken neue Truppen heran, indessen Flugzeuge den Tod in die übernachtigte, fiebernde Stadt jagen.

So sehr auch der Leib nach Ruhe verlangt, der Schlaf bleibt fern in dieser Nacht. Hinter den Kämpfern erwacht der Park von neuem zu heimlichem Leben. Verwundete, die sich verloren haben, schleppen sich zurück. Versprengte suchen ihre Truppe, Mutlose — tagsüber im Gehölz verborgen gewesen — kommen aus ihren schmutzigen Löchern hervorgekrochen. Mit ihnen die, die dieser Tag betragen hat, Feinde des Volkes, Spione, Diversantengesindel, dessen böse Hoffnung, Madrid fallen zu sehen, enttäuscht worden ist. Sie erheben sich nun zu kläglichem Rache. Immer noch fallen Schüsse im Wald. Als Hans, der das Bataillon führte, durch den Park in die Stellungen vorgeht, wird ihm aus dem Gebüsch eine Handgranate vor die Füße geworfen. Sie explodiert und stinkt und speit ihre Sprengstücke schwächlich vor sich hin. Der lauernde Verrat im Rücken der kämpfenden Truppe muß in die Nacht zurückgestoßen, der Park gesäubert werden.

So ist kaum Zeit geblieben, sich niederzukauern in irgend einem Erdloch oder hinter einer Mauerecke, als auch der Tag schon anbricht, hart, mit dem Knall der Gewehre, dem dumpfen Schlag der Explosivgeschosse, dem hastigen Tacken der Maschinengewehre. Viele Kameraden schießen schnell und unüberlegt. Sie haben das Ziel noch nicht recht erkannt, da läßt das Gefühl — gleich, ob es nun Angst oder Zorn sei — den Zeigefinger krümmen, den Drücker durchreißen. Wie sollen sie es besser wissen? Knapp eine Woche ist vergangen, seit sie zum erstenmal das Gewehr in die Hand bekamen, und den Schießplatz haben die meisten von ihnen nur aus der Ferne gesehen. So feuern sie, was das Zeug hält.

Aber sie lernen es anders in diesen Tagen, die keinerlei Besonderheit auszeichnet. Es sind Kriegstage, wie viele noch kommen werden, ohne Heldentat und ohne Heldenruhm. Von ihnen ist nichts zu sagen als das böse „sin novedad“, das also auch im Freiheitskampfe Gültigkeit hat. Oft ist die Kälte schlimmer als das Feuer des Feindes, und der Hunger in den Eingeweiden ist manchmal gieriger als die Gier der Moros drüben auf der anderen Seite des Flusses.

In der Verteidigung Madrids gewöhnen die Kameraden sich an den Krieg, den sie hassen. Sie wissen, gelingt es ihnen mit ihren armseligen Waffen — denn was zählen jetzt noch ihre Gewehre gegen Artillerie, Minen und Fliegerbomben des Gegners? — gelingt es ihnen, die Stadt Madrid zu halten, so wird ein Stück Freiheit verteidigt und die Hoffnung auf Frieden bewahrt.

Für Stunden werden die Kompanien aus der Front geholt und können Ruhe finden in den großen leeren, hallenden Räumen der Universitätsgebäude, um die nun immer häufiger die Fliegerbomben ihre dunklen, giftigen Rauchpalmen pflanzen. Noch immer gibt es keine Strohsäcke dort, noch immer müssen sie auf dem Steinboden schlafen. Dabei sind ihre Uniformen feucht vom Regen.

Einmal, wie sie sich wieder — wenige hundert Meter hinter der Feuerlinie — auf ein paar Ruhestunden einrichten, kommt eine Frau zu ihnen. Sie kennen sie nicht, und doch ist sie keine Fremde. Jeder von ihnen hat schon das

Bild der Passionaria gesehen. Im Halbdunkel geht sie, die Führerin des asturischen Bergarbeiteraufstandes, durch die Reihen der Männer, die müde auf dem Boden liegen. Die Worte, die sie spricht, rauschen fern und unverstanden an den Ohren der Freiwilligen vorüber. Um so eindringlicher redet zu ihnen, die eben aus der Zone des Todes gekommen sind, das Gesicht dieser Frau, in dem alles Leid Madrids gesammelt ist, zugleich aber auch sein Wille, dem Ansturm des Feindes zu widerstehen. Die Stimme der Frau, lokkend und klar wie eine Posaune, läßt die Müden den Schlaf vergessen. Sie sehen ihre Hände, die zur Faust geballt sind, nach drüben weisen, beschwörend, fordernd, befehlend. Die sich ausstrecken wollten zur kurzen Ruhe, richten sich wieder auf. Spanien verwandelt sich für sie in dieser Stunde. Madrid ist nicht mehr Fremde, Madrid ist Heimat geworden: man muß immer wieder das Letzte daransetzen, um Madrid zu verteidigen. Als die Passionaria schweigt, treten die Männer draußen an und ziehen durch den Park hindurch an das Manzanaresufer.

DIE DREI KÜHE

Eine Bauerngeschichte zwischen Tirol und Spanien

von

Egon Erwin Kisch

„Ich?“ fragte er und wurde über und über rot vor Verlegenheit. Daß er so auf meine Anrede reagieren würde, hatte ich mir gedacht, deshalb hatte ich mich ja gerade an ihn gewendet, obwohl viele andere sich begierig zeigten, mir ihren Weg nach Spanien zu erzählen. Er aber hatte stumm im Hintergrund gesessen und mit großen Augen den Abenteuern gelauscht, die die Genossen vom österreichischen Bataillon „12. Februar“ bestanden hatten auf ihrem Weg von Österreich bis nach Albacete in Spanien.

Seine Augen waren auch dann groß, wenn er nicht zuhörte. Über die hohe Stirn fiel eine dunkelblonde Strähne, weit holte sein Hinterkopf aus, bevor er sich zum Nacken senkte, und sein Mund glich in seiner Schwingung einem Mädchenmund, wie er denn überhaupt einem jungen gesunden Mädchen ähnlicher sah als einem Bürgerkriegssoldaten.

„Und wie bist *du* hergekommen?“ hatte ich mich an ihn gewandt.

„Ich?“ fragte er.

„Ja, du.“

„Ich bin einfach mit der Bahn nach Paris gefahren und von dort hergekommen wie alle anderen.“

„Warst du Arbeiter?“

„Ich war Bauer.“

„Bauer? Du meinst wohl Landarbeiter.“

„Nein, ich hab ein kleines Anwesen gehabt in Tirol.“

„Da hattest du also Geld?“

„Geld hab ich keins gehabt, ich hab meine Küh verkauft, um herzufahren.“

Die Kameraden ringsumher fingen zu lachen an. Keiner von den Kameraden ringsumher hatte seine Fahrkarte nach Spanien aus seinem Bankkonto bezahlt. Viele von ihnen hatten irgend etwas veräußert, der eine einen ererbten Rollstuhl mit Handbetrieb, der andere eine Schmetterlingssammlung, der dritte ein Maskenkostüm (Ritterrüstung aus Pappendeckel), der vierte ein Tandem, vorne Herrensitz, hinten Damensitz, der fünfte, sechste sonstwelche andere eigenartige Sachen. Aber — Kühe? Daß jemand seine Kühe verkauft, damit er in Spanien gegen den Faschismus kämpfen könne, schien ihnen maßlos komisch.

Ihn jedoch, den meine bloße Anrede in Verlegenheit gebracht hatte, brachte das Lachen der Kameraden gar nicht in Verlegenheit, er lachte mit und erzählte frei und ohne Scheu, wie das war mit seinem kleinen Anwesen in Tirol und wieso er kein Geld hatte, obwohl er ein Bauer auf eigenem Grunde und mit eigenem Viehstand war. Ermuntert, auch zu sagen, wie in ihm die Absicht entstand, nach Spanien zu geben, sagte er auch das, nicht mehr und nicht weniger, sachlich und gerundet, nie über den Bereich der Frage hinausgehend und mit einem Schlußpunkt, den er definitiv hinsetzte, um Frager und Hörer nicht zu ermüden, falls sie sich für nichts weiteres interessieren sollten. Ich mußte wieder fragen, wie sich sein Entschluß verwirklicht, die Kühe verkauft, die Reise vollzogen und wie sein Schicksal im Kriege sich gestaltet hatte, bevor er je einen Bericht zur Antwort gab, wiederum jeden als ein abgeschlossenes Kapitel. Es wurde eine Bauerngeschichte, aber eine anderer Art als die, die man bei Peter Rosegger oder bei Adolf Pichler oder bei jenem Berthold Auerbach liest, über den der Schüttelreim geht:

„Ganz anders ist der Bauer, ach,
als wie bei Berthold Auerbach.“

Der Bauer, der uns hier im Kreise seiner Kameraden seine Bauerngeschichte erzählt, heißt Max Bair, ist ein Tiroler, zwanzig Jahre alt, im Weltkrieg geboren. Sein Vater war Bauer und hatte den Hof geerbt, den er später seinem Sohn vererbte, einen kleinen Hof zwischen dem kleinen Weiler Staats und dem kleinen Weiler Salfau. Wipptal heißt die Gegend, und man kann dieses Tal nur dann ein Tal nennen, wenn man eben jeden Zwischenraum zwischen zwei Bergen ein Tal nennen will. Die Landstraße hat gerade noch Platz in der schmalen Furche, die Eisenbahn muß sich ihren Weg schon höher oben suchen, auf dem Abhang. Auf dem Abhang stehen auch die Bauernhäuser, ihr Fundament ist ebenso schief wie die Felder. Für die Fuhrwerke ist kein Fuhrweg da, die Bauern tragen den Dünger und die Bäuerinnen die Jauche auf dem Rücken ins Feld hinauf und das Heubündel

auf dem Kopf in den Stall hinab. Nur an den tiefsten Stellen des Berghangs, bevor der Fichtenbestand anfängt, ist Feld, also wenig.

Nicht in jedem Jahr kann geerntet werden. Wenn der Sommer nicht warm ist, war alle Feldarbeit vergeblich, die Weizenhalme stehen leer. Wenn im Winter zu wenig Schnee fällt, vereist der Boden, dann gibts auch keine Ernte. Arm sind die Bauern im Wipptal, von hundert sind es höchstens drei, deren Haus schuldenfrei dasteht. Zwangsversteigerungen sind an der Tagesordnung; zuerst wird das Inventar versteigert. Wütend sieht der Bauer, weinend die Bäuerin, wie ihre Habe geringgeschätzt und Stück für Stück davongeschleppt wird; das nächstmal kommt das leere Haus mit dem Grundstück dran und findet meistens keinen Bieter.

Die Landstraße unten ist keine gewöhnliche Landstraße. Es ist die Brennerstraße, seit zweitausend Jahren der Hauptweg ins Italienische. Ununterbrochen sausen Autos vorbei, glitzernde, schöne Autos, aber noch keinem ist es eingefallen, in Staats oder in Salfaut Halt zu machen, geschweige denn vor dem Bairschen Häuschen, das just dazwischen liegt.

Bair-Vater hatte eine Frau, die hat ihm drei Kinder geboren und sich dann so lange gerackert, um das Essen für sie aus dem Hof herauszuwirtschaften, bis sie starb, zweiunddreißig Jahre alt.

So gehts also nicht, sagte sich Bair-Vater, man muß den Hof vergrößern, damit er etwas trägt. Er kaufte ein Feld, und weil er kein Geld hatte, borgte er es sich von der Raiffeisenkasse aus, 3600 Schilling, die wurden als Hypothek eingetragen. Außerdem heiratete er zum zweitenmal.

Die drei Bair-Kinder gingen nach Matrei in die Schule. Maxl lernte am besten, nicht nur am besten von seinen Geschwistern, sondern auch am besten von allen Schülern. Der Lehrer hätte es gern gesehen, daß der Bair Max studieren gegangen wäre an die Lehrerbildungsanstalt nach Innsbruck. Aber es war ja kein Geld da für so etwas. Da hat der Lehrer mit dem Pfarrer gesprochen und der Pfarrer mit dem Bair-Vater, er, der Pfarrer könnte dem Jungen einen Freiplatz im Priesterseminar verschaffen. Auch darauf konnte der Vater nicht eingehen, weil er die Kinder ja zur Arbeit brauchte. (Avis für Leser, die glauben, mit Stipendien und Schulgeldbefreiung sei den Kindern der Armen die gleiche Möglichkeit zum Studium gegeben wie denen der Reichen: immer werden die Kinder der Armen daheim zur Arbeit gebraucht.)

Der Maxl hat schon vom vierten Lebensjahr an gearbeitet, Holz getragen, gemolken, „aber vom sechsten Jahr“, sagt Max, „hab ich schon Arbeiten gemacht, die Kinder erst mit zwölf Jahren machen sollen, Holz sägen, kochen, waschen, buttern“. Selbstverständlich konnte der Vater ihn nicht entbehren. „Daß ich nicht nach Innsbruck gegangen bin, wies der Lehrer wollt hat, dös hat mi g'stiert, i hätt gern studiert. Aber daß mi der Vater dem Pfarrer net geb'n hat, dös hat mi gar net g'stiert, a Pfarrer wär i doch net wor'n, dös glaub i net.“

1934 starb der Vater, ein paar Wochen lang bewirtschaftete die Witwe das Haus, kam nicht vorwärts und nahm ein Darlehen auf, 400 Schilling. Dann

wurde der Bruder vom verstorbenen Bair-Bauer, ein ausgedienter Weichensteller mit 200 Schilling Monatspension, als Vormund auf das Gut gesetzt und sollte es so, wie er es übernommen hatte, dem Max bei seiner Volljährigkeit übergeben. Onkel Bair behauptete, er werde es sogar in noch weit besserem Zustand übergeben, man solle ihn nur schalten lassen, Gut. Max verdingte sich in Matrei als Holzknecht, die Schwester, kaum fünfzehn Jahre alt, ging ins Oberinntal und die Stiefmutter im Stubaital als „Dirn“ in Dienst. Onkel Bair saß auf dem Hof, verstand nichts von der Wirtschaft, trank gern Weinschnaps und noch lieber Kranewittschen Beerenschnaps, machte 500 Schilling Schulden für Gespanne zur Feldwirtschaft und verkaufte schließlich die Vorratssäcke mit Mehl, die Feldgeräte und alles andere, was nicht niet- und nagelfest war, einschließlich der Bettüberzüge. So übernahm Max, als er im Januar 1937 volljährig geworden war, das hohle Haus mitsamt den Schulden von Stiefmutter und Onkel. Sozusagen bei seinem Einzug standen schon die Gläubiger da und mahnten, von Tag zu Tag würden sie dringlicher. Der Max, jetzt selbständiger Bauer, mußte eine neue Schuld aufnehmen, um etwas von der alten bezahlen zu können und eine Kuh zu kaufen. 900 Schilling bekam er geborgt.

Dreieinhalb Joch hat er gehabt, fast nur Weide. Für drei Kühe hats grad noch gereicht zum Füttern, das heißt, nur für das, was sie an Gras brauchten. Das andere mußte er einkaufen, für sich Mehl und für die Kühe Futtermehl. Ein wenig Kartoffeln hatte er, das Schmalz und das Salz zahlten für ihn die Kühe mit ihrer weißen, flüssigen Währung. In Staats, ein paar Kilometer weiter, ist eine Spinnerei, deren Personalhaus ihm täglich acht Liter zu je 30 Groschen abnahm.

Beim Buttern kommt der Bauer schlechter weg, als wenn er die Milch als Milch verkauft, der Händler will an der Butter noch mehr verdienen als an Margarine. Zu einem Kilogramm Butter braucht man 25 Liter Milch, das sind zu obigem Preis 7 Schilling 50 Groschen, aber für ein Kilo Butter werden nur 3 Schilling gezahlt, also weniger als die Hälfte von dem Wert des Materials. Und wo bleibt die Bezahlung der Arbeit? Nur zwei Kilo butterte Max allwöchentlich für die Milchkundschaft, die sich das ausbedungen hatte, und ein drittes Kilo für sich. Jedoch aß er es nicht selbst auf, sondern tauschte es gegen zwei Kilo Margarine ein. Wie die Reisbauern in Japan zu arm sind, um Reis essen zu können, so essen die Viehbauern in Tirol nur Margarine. Wie soll man da die Schulden abarbeiten, das geht gar nicht. Wenn nicht der Bruder, die Schwester und die Stiefmutter in Dienst gegangen wären, hätten sie alle miteinander verhungern müssen, trotz ihrem eigenen Hof.

„Da hab i halt die Küh verkauft und bin nach Spanien gefahren, über Paris, wie alle andern hier. Das ist die ganze G'schicht.“

„Schön, Max, aber wie bist du auf die Idee gekommen, gerade nach Spanien in den Krieg zu gehen?“

Da muß man zurückgehen in die Zeit, als Maxl noch ein ganz kleiner Junge war, ins Jahr 1928 nämlich. Da ist im nahen Gschnitztal ein fürchterlicher

Wolkenbruch niedergegangen, habt Ihr nicht davon gehört? Nun, macht nichts, es war also damals ein Wolkenbruch und gleichzeitig ist das Wasser vom Ferner heruntergekommen, alle Brücken und alle Dämme und alle Archen wurden damals in Stücke zerschlagen, und die Grundlawinen haben die Häuser weggerissen. Alles sollte wieder hergerichtet und ein Reservebett für den Gschnitzerbach gemauert werden. Seit neun Jahren arbeiten sie dort, sind noch nicht fertig, aber jede Weile wird ein Teil der Arbeiter entlassen. Unter den zuletzt Entlassenen von 1937 war ein gewisser Knotzer Johann, ein Steinmaurer und Mineur, er hat die Bäche mit Steinmauern eingedämmt und in den Steinbrüchen hat er die Sprengungen gemacht.

Zuerst als sie ihn abgebaut haben, hat der Knotzer Johann eine Arbeitslosenunterstützung von 2 Schilling 10 pro Tag bezogen; nach fünf Monaten, als die Abgebauten schon zerstreut waren und nicht mehr zusammen etwas dagegen machen konnten, wurde ihnen die Unterstützung auf 1 Schilling 60 gekürzt. Johann ist in der Gegend geblieben, weil ihm gesagt worden ist, man werde ihn bald wieder einstellen, und er ist Kostgänger beim jungen Bair-Bauer geworden. Dafür zahlte er dem Max 20 Schilling für je vierzehn Tage.

Mit Politik hat sich der Max nie sehr viel befaßt. Als die illegale Hitlerjugend von Steinach in aufforderte, gelegentlich zu einem Wochenabend zu kommen, hat er ihnen gesagt, dazu sei ihm der Abend zu schade. Wanderredner der Nazis hatte er ja schon gehört und gemerkt, daß das, was sie da schwitzend und schreiend vortrugen, ihn nichts anging. Vielleicht, wenn sie etwas von Bodenaufteilung für die armen Bauern erzählt hätten oder davon, daß man Schulden nicht erben dürfe, oder daß auch der Arme studieren solle, vielleicht hätte ihn das schon interessiert. Aber mit ihrer „Wehrhaftmachung“ und ihrem „Schmachfrieden“ konnten sie ihn am Arsch lecken, wie er auf gut tirolerisch dachte.

Von Zeitungen hat der Max die „Bauernzeitung“ und den „Innsbrucker Volksboten“ gelesen; darin waren eigentlich nur die Ankündigungen der Viehmärkte und die Vieh- und Milchpreise für ihn wichtig, sonst stand nicht viel Gescheites drin.

Aber der Knotzer Johann, der hat etwas gewußt von der Welt, er war ein Linzer und ein Arbeiter, und hat den Max aufgeklärt über Sowjetrußland und warum die Herren und die Zeitungen so darauf schimpfen, und dann über den Sozialismus. Mehr darüber zu hören und zu lesen, das wurde Maxens stärkster Wunsch. Es gab im Steinbruch einen, der hatte solche Literatur, der Knotzer Johann kannte ihn und bald saßen sie mit diesem Dritten, dem Stefan, auf Maxens Hof und ein Vierter gesellte sich dazu, der Ludwig, ein Arbeiter aus der Staatzer Spinnerei, und lasen „Weg und Ziel“ und „Rote Fahne“ und andere illegale Zeitungen Österreichs, und redeten von der Sowjetunion und von — Spanien.

Nach Spanien müßt man! Nach Spanien müßt man, um mitzutun, mitzuhelfen.

„Zu den Internationalen Brigaden“, wurde plötzlich eine ganz leise und langsame Stimme laut.

Danach sprach keiner etwas. Nachdenklich saßen sie um den Tisch, das Wort „Internationale Brigaden“ war in ihnen wie ein Hunger.

Ein unstillbarer Hunger, denken sie. Es geht doch nicht, einfach zum Schalter zu gehn und eine Fahrkarte zu lösen, dritter Klasse von Matri nach Guadalajara. Selbst wenn man Geld hätte, geht das nicht.

Der nächste Tag ist ein Samstag, wieder sitzen sie abends beisammen, die Arme haben sie auf den Tisch gelegt und schweigen. Sie schweigen alle das gleiche: „Internationale Brigade“.

Wie sie am Sonntag zu viert in Schönberg spazieren gehen, treffen sie den Hugo, einen Zimmermann, der früher mit Johann und Stefan auf dem gleichen Bau geschafft hat. Jetzt arbeitet er am Bau einer neuen Finanzkaserne auf dem Brennerpaß, gerade an der Grenze, und hat viel zu erzählen von oben. Heute Nacht seien wieder zwei junge Italiener herübergekommen, um den Weg nach Spanien zur republikanischen Armee zu machen. In den letzten Wochen kamen schon zehn herüber, einmal drei Soldaten, einmal ein Reservist, die anderen waren Militärpflichtige. Alle schimpften darauf, daß der Mussolini die ganze italienische Jugend nach Spanien verfrachtet. „Wenn wir schon nach Spanien müssen, so wollen wir dort lieber für das Volk gegen die Generale kämpfen, als für die Generale gegen das Volk.“ Die österreichischen Arbeiter oben helfen ihnen, so gut sie können. Sind doch auch aus Innsbruck schon Freiwillige nach Spanien gegangen.

„Aus Innsbruck?“ fragen der Max und der Johann und der Ludwig und der Stefan, „von wo denn in Innsbruck?“

Das weiß der Hugo nicht, eine Adresse weiß er nicht. „Nun“, meint der Stefan, „wenn wir hinwollten, eine Adress hätt ich schon. In einer von den Zeitungen steht die Adress von der Redaktion. Die ist in Paris. Von dort könnten wir uns ja weiterfragen bis nach Spanien.“

„Ja, das könnten wir“, nickt der Max, „und das werden wir auch machen.“

„Wenn wir nur a Geld hätten“, seufzt der Johann.

Darauf hat ihnen der Max erklärt, er werde seine Küh verkaufen. „Das hab ich g'macht“, sagt uns der Max, um seinen Bericht abzuschließen, „und alsdann sind wir Vier über Paris nach Spanien gefahren. Das ist die ganze G'schicht.“

Ob er denn seine Kühe sofort zu Geld machen konnte?

O ja, ganz leicht. Drei Kühe hat er gehabt, die „Graue“, die „Moltt“ und die „Schwarze“. Die Graue war die beste, sie hat manchmal vierzehn Liter Milch täglich gegeben und alle Jahre gekälbert, und vier Wochen nach dem Kälbern konnte der Max schon mit ihr fuhrwerken.

Diese also, die Graue, verkauft der Max gleich am Montag einem Großbauern in Mühlen, der schon lange ein Aug auf sie geworfen hat; noch vor einem Monat hat der Großbauer 640 Schilling für sie zahlen wollen, aber inzwischen sind die Preise für Kälberkühe um hundert Schilling gefallen,

und weitere dreißig Schilling zieht der Großbauer ab, weil er sieht, daß der Max sie loswerden möchte.

So hat denn der Max die Graue für 510 Schilling nach Mühlen hinaufgeführt, ganz offen, denn das kommt öfters vor, daß ein Bauer eine von seinen Kühen verkauft.

Bei der zweiten, der „Molzl“, mußte schon vorsichtiger zu Werk gegangen werden, damit die Nachbarn nicht stutzig werden und Gedanken darüber anstellen, warum denn der junge Bair-Bauer seine Kühe verkauft. Dabei wars, was die Molzl anlangt, eigentlich viel einleuchtender, daß der Max sie loswerden wollte. Die hat ja im Tag nicht weniger als zwölf Kilo Heu verfressen, ein halbes Kilo Futtermehl und ein Viertelkilo Roggen, also weit mehr als die Graue, die vier Liter mehr Milch gegeben hat.

Für 400 Schilling bietet sie der Max einem Viehhändler an, das heißt einem der Großbauern, die sich mit Kauf und Wiederverkauf von Vieh befassen. Höchstens 300, sagt der Viehhändler. Bei 320 wird man handelseins; der Max hat sich ausbedungen, die Kuh könne bis zum nächsten Markttag bei ihm bleiben, damit er mit der Milchlieferung nicht ins Stocken komme, bevor er sich eine neue Kuh angeschafft habe. Der Viehhändler zahlt gleich ein „Kompars“ von 40 Schilling, einen Handschlag in barem Geld, das ist bei jedem Verkauf üblich, gewöhnlich sinds aber nur 10 bis 15 Schilling.

Am 3. Juni 1937 ist Viehmarkt in Steinach. Dorthin geht der Max, nachdem er die Molzl ihrem neuen Besitzer abgeliefert hat, mit seiner dritten und letzten Kuh. Seine Schwester begleitet ihn, sie glaubt, der Max will heute drei neue Kühe anschaffen und ahnt nicht, daß alles anders ist, er noch heute auf eine lange, lange Reise gehen wird. Seine drei Freunde sind schon vorausgefahren, nach Innsbruck.

Die dritte Kuh ist die „Schwarze“, die schlechteste von allen dreien. Ob ich sie nur loswerde, denkt der Max, der am Abend nach Spanien fahren wird, um Soldat zu werden.

Er ist kaum im Ort, noch gute zehn Minuten vom Viehplatz entfernt, da trifft er den Händler, von dem er vor vier Monaten die Schwarze für 420 Schilling gekauft hat. „Na, Bair-Bauer“, ruft der Händler, „willst sie wieder verkaufen, die Schwarze da?“

„Will sie wieder verkaufen“, bejaht der Max, „sie gibt mir zu wenig Milch. Nur neun Liter gibt sie, und du hast gesagt, sie gibt elfe.“ Das sagt der Max, und er könnte zur Begründung der Verkaufsabsicht und als Vorwurf gegen den Händler noch hinzufügen, daß die Schwarze nimmer kälbert worden ist, obwohl sie in den vier Monaten schon dreimal beim Stier war. Aber das sagt der Max dem Händler nicht, damit der nicht noch weniger bietet, wenn er sie etwa kaufen will.

„Was?“ sagt der Händler, „nur neun Liter gibt sie? Wahrscheinlich gibst du ihr nicht das rechte Futter.“

„Kannst du ihr ja das rechte Futter geben, wannst sie haben willst.“ Dann handelt man so hin und her und schließlich geht die Schwarze für 280 Schilling an den Händler zurück, der sie vor vier Monaten für 420 verkauft

und wahrscheinlich schon damals an dem Verkauf schön verdient hat — so viel kann der Bair-Bauer und seine Nachbarn bei aller Arbeit in vier Monaten niemals verdienen.

Nun sind die drei Kühe weg, die Graue, die Moltl und auch die Schwarze, und in der Tasche ist das Fahrgeld nach — psst, Max!, nur Ruhe.

Zur Schwester sagt der Max: „Brauchst net nach Haus kommen zum Kochen heut. I kauf noch die Küh und fahr dann nach Innsbruck. Die Küh kommen erst abends. Da hast 170 Schilling, damit ichs net verputzen tu.“

Dann ist der Max nach Hause gegangen und hat einen Abschiedsbrief an die Schwester geschrieben und einen Brief an den Vormund, darin hat er geraten, man soll das Haus verkaufen und das Geld aufteilen an Stiefmutter, Schwester und Bruder.

Ade, Bair-Hof! Abfahrt nach Innsbruck. Vor dem Triumphbogen warten die drei Freunde, sie waren schon im Reisebüro, sie wissen schon alles: die Fahrkarte nach Paris kostet nicht, wie Hugo behauptet hat, 60 Schilling, (vielleicht gilt das für Personenzüge?) leider kostet sie mehr, sie kostet 68 Schilling 50 trotz der Ermäßigung für Weltausstellungsbesucher, und der Zug geht um halbfünf. Um halbvier sind die Vier schon an der Bahn, um halbfünf fährt der Expreß Wien-Paris aus der Innsbrucker Bahnhofshalle. Ade, mein Land Tiro-o-ol, ade mein Land Tirol.

„Dann waren wir in Paris, und von dort sind wir nach Spanien. So, und jetzt wißt ihr alles von unserer Reise!“

Und auf der Fahrt, Max, und in Paris ist gar nichts passiert?

Gar nichts. Alles ist glatt gegangen. Ein bißchen haben sich die Vier im Abteil Sorgen darüber gemacht, ob sie sich durchfinden werden ohne Französisch.

„Was kann uns denn geschehen?“ sagt der Johann mit gespielter Gleichmut, „die Adress in Paris ham wir ja, und die werden uns schon weiter dirischieren. Die Adress ist die Hauptsach.“

Stefans Hände bewegen sich nervös in seinen Rock-, Hosen-, Manteltaschen, dann im Köffchen. Stefan ist blaß. „I hab die Adress vergessen.“

Schöne Bescherung! Aber schließlich und endlich wird sich doch in Paris das Amt ausfindig machen lassen, das die Soldaten zu den Internationalen Brigaden in Spanien schickt. Schließlich und endlich sind ja schon viele tausend Freiwillige nach Spanien gegangen.

Um sieben Uhr früh sind sie in Paris, der Johann, der Stefan, der Ludwig und der Max, der gestern um diese Zeit die Moltl zum Viehhändler gebracht hat und nachher die Schwarze zum Viehmarkt nach Steinach.

Paris ist etwas ganz anderes, gar kein Vergleich. Man traut sich gar nicht vom Bahnhof auf die andere Seite des Platzes zu gehen, so viele Autos rennen hin und her.

Gegenüber ist ein Hotel, Grand Hotel du Nord heißt es, und der Portier spricht deutsch. Das ist gut. Die vier Ankömmlinge wollen ein gemeinsames Zimmer, und der Portier sagt, er habe eins mit zwei Betten, da können ja zwei in einem Bett schlafen. Das ist auch gut. Hundert Franken pro Tag

kostet es, sagt er. Das ist nicht gut. Die Vier fragen, ob er kein billigeres hat. Nein, antwortet er, ein billigeres hat er nicht.

Ob sie das Zimmer nicht billiger bekommen könnten, fragen sie. Ja, sagt er, da müßten sie es für einen ganzen Monat nehmen, im Monat kostet es nur 2500 Franken. Teufel, Teufel, staunen die Vier. Lacht der Portier und rühmt sich, das sei noch gar nichts, sonst kosten die Zimmer bei ihm bis zu 6000 Franken im Monat, und wirklich zeigt er ihnen solche Ziffern in seinem Geschäftsbuch.

Was bleibt den Vieren übrig? Mit den Handkoffern können sie nicht durch Paris trotten, um die Adresse der Internationalen Brigaden zu suchen. Also nehmen sie das Zimmer für 100 Franken.

Während sie im Fahrstuhl hinauffahren, denkt der Max allerhand. Seines Vaters Leben, ein Menschenleben voll Arbeit, und das Leben seiner Mutter, die sich zu Tode rackerte, hatten als einziges Ergebnis, daß sie ihren Kindern, die sich von klein auf mitgeplagt hatten, eine Schuld von 3600 Schilling hinterließen.

Immer höher fährt der Lift, und der Max denkt an die 400 Schillingschuld, aufgenommen von der Stiefmutter. Der Max denkt an den Bair-Onkel, den pensionierten Weichensteller, der nichts von der Wirtschaft verstand und Kranewittschen Beerenschnaps trank, und binnen zwei Jahren 500 Schilling Schulden machte.

Der Fahrstuhl hält. Geführt von einem Kellner, gehen die Vier auf einem Teppich zahllose Zimmertüren entlang. In eines treten sie ein. Das ist aber ein Zimmer! Der Schrank selbst ist ja ein Zimmer, das Waschbecken ist wieder ein Zimmer, in den Schränken sind Spiegel eingelassen. Dafür kostets auch 100 Franken. Eine Woche, wenn man hier schlafen muß, tät mehr kosten als alle drei Küh zusammen, die Graue, die Moltl und die Schwarze.

Es heißt so schnell wie möglich aus Paris wegzukommen. Sie gehen auf die Straße. Und dann? Kurze Beratung. Zwei sollen nach rechts, zwei nach links gehen und ein Arbeiterviertel suchen. Dort wird ihnen schon jemand raten, was zu tun ist. Und mittags wollen sie einander wieder hier vor dem Hotel treffen.

Aber nur das klappt. Kein Arbeiterviertel haben sie gefunden und keinen, der ihnen Auskunft gegeben hätte, welcher Weg nach Spanien führt.

Sie sitzen in einem Kaffeehaus, eigentlich an einem Tisch auf der Straße, aber die Tische gehören zu einem Kaffeehaus. Die Vier haben Hunger. Sie wissen aber nicht, wie man auf französisch ein Butterbrot mit Salami bestellt, also trinken sie Kaffee und sind traurig, so schwer hatten sie sich die Reise nach Spanien nicht vorgestellt.

Ein Straßenhändler geht vorbei, bietet Mandeln und Zuckerln an, sie kaufen Mandeln und Zuckerln, und es stellt sich heraus, daß der Händler ein Elsässer ist und deutsch versteht. Sie zwinkern einander zu: Soll man den fragen?

Als er weggeht, folgt ihm der Stefan und fragt ihn. Der Zuckerlhändler kauft eine Zeitung: „Sehen Sie, das ist das Organ einer Volksfrontpartei und da

ist die Adresse. Nehmen Sie die Métro, bei Chatelet müssen Sie umsteigen.“ Er schreibt es sogar auf, Umsteigstation und Endstation.

Etwas ist schon erreicht, und die Untergrundbahnbillets werden ohne besondere Schwierigkeiten gelöst. Freilich, unten im Labyrinth ist es für die vier neuangekommenen tiroler Buam sehr schwer, sich auszukennen. Zum Glück merkt eine Frau, wie die Vier verstört herumstehen und nur deutsch sprechen. Sie fährt mit ihnen zu der Zeitung, hat aber keine Zeit, mit ihnen hinaufzugehen.

Bei der Zeitung ist man sehr mißtrauisch und gibt nur den Bescheid, die Vier sollen in einer halben Stunde wiederkommen, bis ein Übersetzer da sein wird.

Sie warten vor dem Haus, und ein Mann tritt zu ihnen, der spricht auch ein wenig deutsch und fragt leise, ob sie weiterfahren wollen. „Ja, das eben möchten wir“, erfährt er. Ob sie eventuell nach Spanien fahren würden? „Warum nicht?“ sagt einer. Dazu könne er ihnen verhelfen, sagt der Mann, noch heute abend könnten sie fahren und 100 Franken bekäme jeder als Handgeld. Der Zug gehe direkt nach Mailand, von dort mit dem Schiff nach Spanien.

„Nach Mailand?“ staunen die Vier. Wieso denn nach Mailand, wieso denn nach Italien? Sie wollen ja zur republikanischen Armee, nicht zu Franco. Aber der Fremde erklärt, das sei ein Fehler, Franco stehe militärisch viel günstiger und es gäbe dort mehr zu verdienen...

Ohne ein Wort zu erwidern, ohne sich miteinander zu verabreden, ohne sich auch nur anzusehen, treten unsere Vier schnell wieder in das Zeitungshaus und warten oben auf den Übersetzer.

Der kommt schließlich, fragt sie aus nach Strich und Faden, und fährt mit ihnen in einem Taxi zu einem Büro. Dort fragt ihnen wieder einer das Beuschl aus dem Leib, aber am Schluß der Aussprache, am Schluß spricht er sie mit dem Wort „Genossen“ an. „Genossen, Montag werdet ihr fahren.“ Quartier wird besorgt für die Genossen, um sieben Uhr abends sind sie wieder im Grand Hotel du Nord und müssen für das Zimmer, das sie nicht benutzt haben, 75 Franken zahlen. Mit ihren Koffern ziehen sie zu anderen Genossen.

So ergebnisreich und so glücklich endend dieser Tag auch war, der nächste Tag ist noch viel ergebnisreicher und glücklicher. Ganz zeitig stehen sie auf und gehen in die Weltausstellung. In die Weltausstellung? Sie schauen sich kaum um in der Weltausstellung auf dem Weg vom Eingang bis zum Sowjetpavillon, so eilig haben sie es. Sie wollen das sehen, was sie gelesen und gehört und worüber sie gesprochen haben. Drei Tage lang, vom frühen Morgen bis zum späten Abend sind sie im Sowjetpavillon, alles fassen sie an, alles wollen sie wissen. Den Max interessiert am meisten die Viehzucht von da drüben, er schaut sich die Karten an, die Dokumente, die Fotos, die Statistiken, die Zeitungen. Nein, dort kann es keine Viehhändler geben, die an einer einzigen blöden Moltl mehr verdienen, als sie je tragen kann. Nein, dort kann ein junger Bauer sein Anwesen nicht so verschuldet erben, daß er

es sein Lebtage nicht hochbringen könnte. Dort kann es auch keine Zwangsversteigerung geben. Dort gibt es ganz andere Sachen. Milchkollektive gibt es dort und staatliche Milch- und Butter-Wirtschaften, gemeinschaftliche Separatoren, Veterinärpunkte, Tierapotheken, Bauernhochschulen, Bibliotheken, Klubs, dort gibt es ...

Halt, halt, Max! Wir glauben dir, daß du uns stundenlang vom Sowjetpavillon erzählen möchtest, und daß du noch heute dort stündest und gafftest, wenn du nicht nach Spanien hättest abmüssen! Erzähle lieber von der Weiterreise.

Da gibts nicht mehr viel zu erzählen. Von Paris aus ist es nach Perpignan gegangen, dort hat der Max den Rest seines Geldes an die Schwester abgeschickt und ihr geschrieben, sie soll ihm einmal einen Brief darüber schreiben, was zu Haus geworden ist. Rückadresse: Internationale Brigaden, Spanien. Dann gings über die Grenze. In Figueras haben schon hundertfünfzig Freiwillige aus allen möglichen Ländern auf den Abtransport zu den Brigaden gewartet. Der kam bald und alle haben sich schon gefreut, es geht an die Front. Aber keine Spur, nach Albacete ist's gegangen, dort sind sie dreizehn Tage lang ausgebildet worden, und nachher kamen der Max und der Stefan zum vierten Bataillon von der elften Brigade, der Johann und der Ludwig blieben noch in Albacete, um einen Ausbildungskursus als Telefonisten mitzumachen.

Die elfte Brigade ist eine deutsche Brigade und ihr viertes Bataillon ist ein österreichisches Bataillon, es heißt „Bataillon des 12. Februar“, zur Erinnerung an den Tag von 1934, da sich die österreichische Arbeiterschaft gegen die Reaktion erhob.

In der mittleren Juliwoche wird das Bataillon „12. Februar“ zum Sturm auf Quijorna und Brunete befohlen, der Sturm ist siegreich, der Max und der Stefan sind auch dabei. Der Max ist nachher zum Cabo befördert worden, zum Unteroffizier, aber auf unsere Frage, warum das geschehen ist, antwortet er, das könne er nicht sagen, das wisse er auch nicht.

Dann kommt Villalba, eine Station der Ruhe und der Ausbildung, aber keiner langen. Dorthin kommen auch Ludwig und Johann, und die Vier sind wieder beisammen. Schon am 24. August sind sie bei Quinto im Gefecht, und dort wird der Max verwundet.

„Damit ist die G'schicht aus“, sagt der Max, „das war eine verflucht lange G'schicht.“ Er wischt sich den Schweiß vom Gesicht.

„Sag uns noch, wies bei Quinto war, Max.“

„Das wissen ja hier alle, wies bei Quinto war.“

Um zehn Uhr vormittags wird zum Sturm befohlen, ohne Tanks geht es vor, der Feind ist auf den Grat eingeschossen, der zwischen ihm und uns liegt, die Republikaner haben große Verluste und ihr Angriff stockt. Die Österreicher bleiben einen halben Tag auf halbem Weg vor Quinto liegen und graben sich ein; dort teilt der Kommandant Max mit, daß er zum Sergeanten ernannt ist, aber auf unsere Frage, warum das gewesen ist, antwortet Max wieder, das könne er nicht sagen, das wisse er auch nicht.

Um 6 Uhr abends stürmten sie nochmals und nehmen den Ostrand von Quinto, wo sie sich verschanzen. Vor ihnen ist noch die Kirche. Ein Offizier und vier Mann wollen rekognoszieren. Durch zwei Straßen kommen sie unbeschossen, als sie wieder um die Ecke biegen, kriegen sie Feuer, vielleicht aus einem Fenster, vielleicht aus dem Kirchturm, der Offizier und drei Männer sind tot, den vierten Mann der Patrouille trifft ein Explosivgeschoß in die Hüfte, zerschmettert sie, nachdem es vorher den Stil seiner Handgranate durchschlagen und das Holz ins Fleisch hineingetrieben hat. Dieser Mann, der sich zwischen den vier Toten vor Schmerzen krümmt, ist der Max. Aus allen Fenstern der Straße böllerts, niemand kann ihn holen, sind doch die Sanitäter nicht einmal bis zur Kompanie vorgekommen, und die vier Toten und der Verwundete liegen weit von der Kompanie, ihr unsichtbar. Drei Straßenecken sind dazwischen. Es dämmt. Keine Hoffnung für dich, Max . . .

Keine Hoffnung für dich, Max, wenn da nicht plötzlich jemand angekrochen käme, als welcher der Stefan ist und sagt: „Wollt nur mal gucken, ob du noch lebst, Maxl.“

„I leb schon noch“, sagt der Max, „aber i bin troffen.“

„Dös seh i ja“, der Stefan, „wart noch a Weil, mir kommen di holen.“

Da wartet der Max „a Weil“, und dann kriechen drei heran, schieben eine Decke unter ihn, der Stefan, der Ludwig und ein Wiener von der Kompanie, und tragen ihn fort, unterwegs kommt auch der Johann heran, und jetzt tragen ihn die Vier hinter eine Mauer, wo sie ihn mit ihren Verbandpäckchen ein bißchen verbinden, und hinterher aus dem Dorf heraustragen aufs Feld vor Quinto, hinter den Hügel, auf dem sie vormittags lagen, zum Hilfsplatz.

Und dann wird der Max umbandagiert, seine Freunde nehmen Abschied, sie gehen nach vorne zurück, und er wird in einen Ambulanzwagen geladen. Der fährt die ganze Nacht lang über Straßen, die schon vorher miserabel waren, und jetzt noch zerfahrener und zerschossener sind, schmerzvollste Nacht in Maxens Leben. In Hajar wird er operiert, bleibt ein paar Tage, dann kommt er nach Benicasim, dort kann er schon aufstehen und am Meeresstrand spazieren gehn und Bücher lesen, von denen ihm der „Bauernkrieg“ von Engels am besten gefällt: „Über dies Buch kann man so lange nachdenken, auch wenn mans schon ausgelesen hat.“ Und jetzt ist er wieder hier bei den Kameraden.

„Ist das alles, Max?“

„Das ist alles, glaub ich. Ja, richtig, von meiner Schwester hab ich einen Brief. Sie haben das Haus nicht verkauft, trotzdem ich es ihnen geraten hab. Die Gemeinde hat es verpachtet, aber der neue Pächter wird gar nichts zahlen, das weiß ich schon im voraus. Bis jetzt hat er nur eine neue Hypothek aufgenommen, 600 Schilling. Was kann er denn dafür kaufen? Zwei schlechte Küh höchstens. Vielleicht die Schwarze und die Moltl.“

SCHEINWERFER

von

Fritz Brügel

Seltsame Nächte sind gekommen,
Scheinwerferlicht den Himmel kehrt
und macht ihn milchig-grau, verschwommen
und hat die Sterne aufgezehrt.

Es klopft mit Fingern an die Mauern
und schlägt in Fenster laut und grell,
die Winkel, wo wir niederkauern,
macht es mit einem Schlage hell.

Wir müssen jetzt das Sterben lernen
wie eine Schülerlektion;
unhaschbar rasch läuft es davon,
es springt aus Kellern und von Sternen,

bis der bestimmte Morgen tagt
und dieser Nächte Tod erjagt.

EHEKRISE

von

Adam Scharrer

Im Flur fiel die Abendzeitung durch den Türschlitz. Der Krankenkassen-Obersekretär Willi Schuhmann hob sie auf und las: „Drohender Streik der Verkehrsarbeiter.“ „Auch das noch“, sagte er mißbilligend, „womöglich noch zu Fuß zur Arbeit laufen.“ Er war schon ärgerlich von der Arbeit heimgekommen, denn die Sparmaßnahmen der Regierung wirkten sich nicht nur auf die Patienten, sondern auch auf das Personal der Krankenkasse aus. Jeder Fall erforderte umfangreichere Vorarbeiten über die Dauer der Kasenzugehörigkeit und frühere Inanspruchnahme, über Wohnungs-, Familien- und Vermögensverhältnisse. Hinzu kamen die vielen neuen Verordnungen über den Abbau der Familienhilfe, Schwangerschaftsfürsorge; und diese Mehrarbeit mußte mit verringertem Personalbestand und unter dem Druck

verschärfter Kontrolle geleistet werden. Über all das sprach Willi nun ausführlich mit seiner Frau. „Unser Bürovorsteher, der Weiß, hat mir sämtliche Reklamationen der ganzen Abteilung zum Durchbüffeln aufgehalst.“ Als Willi aber sah, daß Erna interessiert in der Zeitung las, ging er aus dem Zimmer und brummte im Flur vor sich hin: „Und dann noch eine Frau, die das nicht versteht und nicht verstehen will. Einfach zum Davonlaufen!“

Nun klopfte Frau Weihäugel, die Nachbarin, an die Tür. Sie hatte Pfannkuchen auf einem Teller. „Eben aus der Pfanne!“ sagte sie, „ich dachte, falls Sie gerade Kaffee trinken, dann kommt so was immer zu paß. Mir wenigstens schmeckt es immer doppelt so gut, wenn etwas unverhofft kommt.“ Sie stellte den Teller auf den Tisch und fragte dann im Tonfall banger Sorge: „Ob es wirklich zum Streik kommt?“ Und ohne Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Wissen Sie, als mein Mann nach Hause kam und mir erzählte, daß wieder was im Gang ist, dachte ich wahrhaftig, er ist wieder besoffen. Ich war so erschrocken, daß mir beinah das Herz stehen blieb. Keine Ruhe und keine Ruhe! Nein, das gibt nichts Gutes... und ich sage Ihnen, da steckt niemand anders dahinter als die Kommune. Die hetzen und hetzen in einemfort. Weiß der Teufel, wo die das Geld immer herhaben. Sehen Sie sich mal das hier an. Steckte in unserem Briefkasten!“ Die Weihäugel zeigte Willi eine auf dem Vervielfältigungsapparat hergestellte Häuserblockzeitung. „Wenn ich mal jemand erwische, der so was hineinsteckt, den werfe ich die Treppe hinunter, daß er das Genick bricht!“

„Schicken Ihre Eltern noch immer Speck und Butter?“ fragte Erna. Die Weihäugel mißverstand jedoch den Sinn dieser Frage. Sie hatte Erna schon manchmal ein Stückchen Butter herübergebracht und dachte nun, Erna wünschte von dieser Butter oder dem Speck.

„Können Sie haben! Butter hab ich ja nicht mehr viel, aber Fleisch haben wir reichlich. Meine Eltern mästen ja jedes Jahr ein Schwein für uns. Ich kann Ihnen sagen, das lohnt sich. Für achtzig Mark Kraftfutter hatte ich sechzehn Kilo Schmalz und über siebzig Kilo Fleisch und Würste. Und den Schinken! Na, Sie haben ja selbst gekostet.“

Die Weihäugel hätte sicher noch lange von ihrem Schinken und ihrem Speck erzählt, hätte Erna sie nicht unterbrochen: „Wenn alle Arbeiter zu ihrem Lohn so viel Butter und Fleisch bekämen wie Sie, würden sie wohl schwerlich streiken.“

„Das stimmt nicht!“ sagte die Weihäugel fest und laut. „Uns ist es schon viel dreckiger gegangen, als den anderen BVG-Arbeitern. Die haben doch Arbeit! Durch den Streik verlieren sie doch bloß Arbeitslohn. Das ist doch weggeworfenes Geld. Als mein Mann noch alles versoff, da hab ich schufteten müssen. Hätte mir da der Streik was genützt? Nichts! Das wäre ja reiner Humbug gewesen. Ich wollte, daß mein Mann das Saufen läßt und arbeitet. Und wie ich ihn dann so weit hatte, wissen Sie, wie er schon als Wagenwäscher bei der BVG arbeitete und im „Blauen Kreuz“ war, kam er eines Tages nach Hause und roch nach Schnaps. Ich dachte, der Schlag trifft mich!

Wissen Sie, es ist ja eine Schande, daß man so was erzählt. Aber ich war nicht mehr Herr meiner selbst. Wieder das alte Lied, wieder nichts als Elend für mich und die Kinder! Da hab ich ihn verhaufen. Ich hab ihn mit dem Ausklopfer, verkehrt rum, verhaufen, daß er auf den Knien vor mir gelegen ist; so verhaufen hab ich ihn, daß er hoch und heilig geschworen hat, nie wieder auch nur zu naschen. Und ich habe ihm geschworen, daß ich ihn ohne Erbarmen erschlage, wenn er noch einmal auch nur nascht. Und ich hätte es getan. Wie einen Hund hätte ich ihn erschlagen. Und das weiß er. Und das hat geholfen. Und hätte ich es nicht so gemacht, dann hätte uns kein Schwein und keine Butter geholfen, wir hätten ja auch kein Geld für Futter gehabt. Und jetzt, wenn die Streiker entlassen werden, was dann? Geben ihnen etwa die Kommunisten was? Ich sage Ihnen: Politik und Streikerei ist genau so schlimm wie der Suff. Mein Mann streikt nicht, dafür werde ich sorgen!“ Erna ging unvermittelt ins Schlafzimmer. „Sie müssen mich entschuldigen, ich habe noch zu tun“, sagte sie.

Die Weihäugel war etwas verwirrt, weil ihre lärmende Rede keine Zustimmung fand. Willi griff verlegen nach den Pfannkuchen und sagte anerkennend: „Schmecken ausgezeichnet.“

Frau Weihäugel ging. Willi begann im „Stachel“ zu lesen. Die Zeitung strotzte von Auflehnung und galligem Witz. Die Schrift war sauber und fehlerfrei. Ein Artikel „Die Frau und der Kochtopf“ erregte Willis Aufmerksamkeit; dort wurde nicht nur Hitlers Degradierung der Frau zur willenlosen Gebärmaschine und Magd gezeißelt, sondern auch die Heuchelei der Männer, die von der Freiheit der Frau reden, ihr aber keine eigene Meinung gestatten: „...die unter der Freiheit der Frau die Freiheit eines Schoßhündchens verstehen!“ las Willi, „Revolutionäre in Kamelhaarschuhen und mit Feldwebelmanieren!“ Er nickte und lächelte säuerlich. Er war überzeugt: das konnte nur Erna geschrieben haben. Sie hatte auch beim letzten Zahlabend des Werbebezirks, in dem Willi über die politische Lage gesprochen hatte, mit der Opposition gegen Willi gestimmt. Er hatte das für eine Laune gehalten und sich damit getröstet, daß Erna sich der Tragweite dieser Abstimmung nicht bewußt war, daß sie nachträglich ihren Fehler einsehen und eingestehen würde. Nun aber war er vom Gegenteil überzeugt.

Er ging in die Küche. Sie war dunkel. Auch im Schlafzimmer und in der Mädchenkammer war Erna nicht. Sicher ist sie bei ihren Freunden oder Freundinnen und spricht mit ihnen über den neuesten Familienkrach, vermutete Willi. Er griff nach der Kaffeekanne, die auf dem Herd stand. Es war eingewurzelter Brauch, daß Erna, wenn Willi am Abend arbeitete, Kaffee aufbrühte; wenn er geschlafen hatte, Malzkaffee, wenn er wegen eiliger Arbeit auf den Nachmittagsschlaf verzichtete, Bohnenkaffee. Die Kanne war kalt und leer. Kalt und leer und verlassen schien Willi plötzlich die ganze Wohnung. Alles dünkte ihm so ordentlich und sauber, als wollte sie der Mensch, der sie in Ordnung gehalten, einem anderen hübsch sauber und ordentlich übergeben. In der Speisekammer standen Kartoffelsalat, Sahne, ein kaltes Kotelett, Leberwurst, Harzerkäse, eingekochte Früchte und Brot, im

Küchenschrank Teller, Tassen, Kannen und Kännchen in nie empfundener Vertrautheit. Im Flurschrank hingen Willis Mantel und Joppe, daneben Ernas Regenmantel und Baskenmütze. Im Schlafzimmer lagen die Spitzendecken akkurat auf den Betten, die Politur der Kleider- und Nachtschränke spiegelte sich im Licht. Zwischen den Kissen auf dem Diwan schlief friedlich die Katze — an sie hat Erna sicher gedacht, ehe sie ging, dachte er bitter. Sie bekam abends stets ihre Milch und ein halbes Ei.

Willi zog Schuhe und Mantel an und verließ das Haus.

Es war schon lange her, daß Willi mit Erna einen Spaziergang gemacht hatte, durch den Treptower Park oder am Kanal entlang. Diesen Weg ging er nun in der schon kalten Nacht allein. Die Bäume streckten ihre kahlen Äste wie riesige, grobgebundene Besen in den schneekündenden Himmel. Das vom Wind gekräuselte Wasser glänzte kalt im Licht des Mondes.

Am nächsten Tag meldete Willi sich krank.

„Was fehlt dir?“ fragte Erna.

„Ich habe Herzschmerzen. Ich dachte erst, es sei der Magen, aber Dr. Eckstein sagt, es ist das Herz. Auch schwindlig wird mir manchmal. Ist ja auch bei den Strapazen der letzten Zeit kein Wunder! Heute morgen kam es so über mich, daß ich dachte, ich kippe um. Ich war froh, als ich in der Straßenbahn war und mich setzen konnte. Ich habe gebeten, meinen Urlaub antreten zu dürfen. Weißt du, ich bin einverstanden.“

„Ja, das ist wohl das Beste“, antwortete Erna, „entschließe dich, wann du fährst und sage mir, was du mitnehmen willst, damit ich alles rechtzeitig vorbereiten kann.“

Willi verbrachte seinen Urlaub im Riesengebirge in einem modern ausgestatteten, idyllisch gelegenen Erholungsheim seiner Ortskrankenkasse. Er fühlte sich jedoch nicht wohl; er hatte gehofft, sich vor dem Abschied mit Erna aussöhnen zu können, doch sie war unnahbar geblieben. Auch war es ihm peinlich, nun bei jedem Wunsch auf fremde Menschen angewiesen zu sein, und er hatte viele Wünsche.

Die Eier zum Frühstück waren oft zu hart und ihm fehlten die dazugehörenden Sardellen; es gab aber immer dumme Redereien, wenn man das sonst reichhaltige Frühstück auf eigene Kosten ergänzte. Das Mittagessen war Willi zu fett oder zu scharf gewürzt, die Kartoffeln nicht immer sorgfältig gedämpft, im Kaffee, seinem Geschmack nach, zu viel Zusatz. Das Badewasser war manchmal zu kalt, manchmal zu heiß, und die Temperatur jeder einzelnen Brause veränderte sich beim Öffnen oder Schließen anderer Brausen recht empfindlich. Einmal geschah es, daß Willi beim Abduschen plötzlich ein eiskalter Strahl über den Körper schoß. „Was ist denn los?“ schrie er ärgerlich. Aus der Zelle nebenan dröhnte schallendes Gelächter. Die meisten Gäste nahmen solche Überraschungen mit Humor in Kauf, sie hatten auch nichts an den steifen Handtüchern auszusetzen, empfanden nicht, daß es abends in den Zimmern schon kühl war und es angenehmer gewesen wäre, mehr Dampf durch die Heizung zu lassen.

Auch die Art, wie manche sich zur Geltung zu bringen versuchten, gefiel Willi nicht. Manche schienen zu glauben, daß der Wert eines Menschen sich lediglich in sportlichen Leistungen verkörpere, andere wieder brüsteten sich mit ihren Sprach- und Literaturkenntnissen, und dabei hatten sie alles durch-einander gelesen, nur Marx nicht, obwohl sie sich Sozialisten nannten. Nur mit ganz wenigen kam Willi in eine ernsthafte Diskussion, die sich zuletzt in den Problemen der Psychoanalyse verlor. Und nach diesen Diskussionen kam Willi zu der Überzeugung, daß Erna zu den Menschen gehöre, deren inneres Gleichgewicht durch eine grausame Jugend zerstört worden war, daß ihr Charakter sich nicht harmonisch habe entwickeln können, weil sie eine Unsumme von Unrecht hatte erdulden müssen, daß die natürliche Reaktion auf ein solches Schicksal Mißtrauen und Haß sein müsse — Eigenschaften, die unter solchen Umständen zu natürlichen und manchmal unausrott-baren Lebensgewohnheiten würden. Ein Oberlehrer arbeitete nach Willis Meinung diese Definition besonders klar heraus und wies bündig und schlüssig nach, daß sozialistisch denkende Menschen ihre Gefühle durch den Verstand kontrollierten und unabhängig von ihrer sozialen Lage schöpferisch und positiv wären; den Faschismus erklärte der Oberlehrer als psychische Erkrankung großer Teile des Volkes infolge anormaler, gesellschaftlicher Verhältnisse; ein seelisch krankes Volk könne jedoch nie und nimmer die anormalen gesellschaftlichen Verhältnisse ändern und deshalb sei die Hitle-rei zur Unfruchtbarkeit verdammt: ihre Aktivität erschöpfe sich in der Nega-tion und dies um so rascher, je beharrlicher der Sozialismus seine unbeirr-bare Willenskraft bewahre.

Den kühleren Tagen folgten wärmere. Der drohende Verkehrsarbeiterstreik war durch Verhandlungen vermieden worden. Willi wurde ruhiger und ge-faßter. Er schrieb Erna, daß das Essen abwechslungsreich, die Umgebung wunderbar und das von ihm bewohnte Zimmer geschmackvoll eingerichtet und ruhig gelegen sei. Wenn der Mensch die nötige Distanz zu sich und der Welt habe, sei es nicht schwer zu begreifen, daß viele Irrtümer und viel Leid vermieden werden könnten, wenn die Menschen nicht die Kontrolle über sich selbst verlören; auch Erna würde ein mehrwöchentliches Ausspannen gut tun. Er habe bereits fünfhundert Gramm zugenommen, nach dem ärztlichen Urteil ein vielversprechender Anfang. Dann fragte Willi nach dem Befinden seiner Eltern. Es war vereinbart worden, daß Erna eine Waschfrau anneh-men sollte, um die Wäsche für die Eltern mitwaschen zu lassen.

Erna las den Brief, öffnete dann die Fenster, stellte das Radio ein. Die Musik klang leer und hohl in den Zimmern, die bunten Farben der vielen Kissen auf dem Diwan schienen dumm und überflüssig, der Bajazzo und die Teepuppe ließen Köpfe und Arme noch trauriger hängen. Erna ging spazieren.

Die Spielwiese in Treptow war überlagert von Menschen. Sie sonnten sich, manche spielten Karten oder Handball, viele schliefen, man sah ihnen an, daß sie sehnsüchtig auf die wärmende Sonne gewartet hatten. Obdachlose. Eine noch junge Frau lag mit dem Kopf auf einem Bündel, daneben saß ein unrasierter Mann, als bewache er den Schlaf und das Bündel dieser Frau.

Erna setzte sich auf eine Bank, und ihre Grübeleien endeten mit der Frage, ob es nicht das Beste wäre, ihrem Leben ein Ende zu machen. Dann ging sie zur Straßenbahn und fuhr zum Warenhaus Joseph. Im Erfrischungsraum aß sie saure Nieren und saure Gurken, ging dann durch die Spielwaren-, die Wäsche- und Galanteriewarenabteilung, kaufte einige, eigentlich ganz überflüssige Sachen und als sie merkte, daß sie nicht genügend Geld bei sich hatte, erschrak sie. Von dieser Kaufwut wurde sie immer befallen, wenn sie schwanger war. Sie gab Anweisung, ihr die Sachen ins Haus zu senden. Unvermittelt fiel ihr, mit allen Einzelheiten, jener Abend ein, an dem Willi im Zentralverband der Angestellten über die Kunst im Wandel der Zeiten gesprochen und Kurt Reglin sie angerufen und gebeten hatte, ein Manuskript für ihn abzuschreiben; danach waren sie im Kino gewesen und als es dunkel wurde, hatten sich ihre Hände gefunden. Kurt war dann öfter gekommen. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich: in den Krieg als Siebzehnjähriger, zwei Jahre Gefängnis wegen Teilnahme am mitteldeutschen Aufstand; nun arbeitete er als Metallformer, manchmal drei, manchmal auch nur zwei Tage in der Woche...

Willi hielt es für selbstverständlich, daß Erna sich gegen die Folgen des ehelichen Verkehrs schützte, eine Selbstverständlichkeit, die Erna immer von neuem empörte. Ein paarmal hatte sie es unterlassen. Aber Willi war, wenn sich die Folgen einstellten, stets unerbittlich geblieben und hatte auf die Beseitigung der Schwangerschaft gedrungen. Auch jetzt wieder wäre es an der Zeit, doch sie war entschlossen, es nicht zu tun. Bei diesem Vorsatz wurde sie ganz ruhig und streckte sich auf dem Diwan aus.

Nach einer Weile klingelte das Telefon. „Wollte mal hören, was du machst?“ fragte Kurt Reglin.

„Ich wollte gerade einschlafen. Du hast wohl so etwas geahnt?“

„Du traust mir nur Schlechtes zu. Ich wollte mich nach deinem Befinden erkundigen. Entschuldige die Störung...“

„Bitte, bitte. Was gibts Neues?“

„Hast du heute Abend Zeit?“

„Für dich immer, das weißt du doch.“

„Sehr schmeichelhaft. Komm heute Abend zu uns.“

Kurt wohnte bei seiner Schwester Martha, Albrecht, ihr Mann, war ein Arbeitskollege Willis. Sie verabredeten zum Sonnabend einen gemeinsamen Ausflug.

Sie alle badeten noch am Abend, schliefen bei einem Dorfwirt auf Stroh, gingen am anderen Morgen wieder an den See, badeten, kochten Frühstück, spielten Ball, diskutierten. Einige hundert Menschen der verschiedensten politischen Richtungen waren dort. Die meisten waren nackt. Das war hier allen selbstverständlich.

Nur dem Gendarm nicht. Der war ein schon alter, knorriger, bärtiger Herr, und weil er wußte, daß alle mit blitzartiger Geschwindigkeit die Badehosen anzogen, wenn er sich auf dem Weg dem Lager näherte, überrumpelte er die

unkeuschen Sünder durch einen Überfall aus dem Wald. Ganz feldwebelmäßig und unerbittlich ging er vor: beschlagnahmte Zelte, Kocher, Rucksäcke, alles was er greifen konnte, weil niemand Ausweispapiere mit genauer Adresse herausgeben wollte. Es entstand ein erregter Streit, denn die beschlagnahmten Sachen wurden ausnahmslos von Leuten mit Badehosen als Eigentum reklamiert; und als der Gendarm es hart auf hart treiben wollte, riß ihm ein Mann mit furchteinflößender Muskulatur einen Rucksack aus der Hand: „Wenn Sie noch mal meine Sachen anfassen, passiert ein Unglück!“ drohte er, „das sag ich Ihnen im guten! So weit sind wir denn doch noch nicht, daß wir uns einfach bestehlen lassen.“

Ehe der Gendarm sich vom Schreck erholt hatte, waren auch die anderen Sachen, die er auf einen Haufen geworfen hatte, verschwunden.

„Sie sollen sich schämen!“ schrie ihn eine Frau an, „Sie sollen sich schämen, uns Proleten die paar Stunden Erholung zu versauen mit Ihrer lächerlichen Schnüffelei!“

„Ich tue meine Pflicht...“ Das war jedoch schon eine Konzession und es entspann sich eine Diskussion über Beamtenpflicht und Moral. Eine magere alte Frau schrie dazwischen: „Auf eure Moral husten wir, gebt uns lieber Arbeit oder etwas zu fressen!“

Allgemeine Zustimmung. Der Gendarm hatte es plötzlich eilig. So eilig, daß ein fröhliches Gelächter seinen Abgang begleitete. Erst nach einer Weile drehte er sich um, fing wieder an zu schimpfen und wischte sich den Schweiß vom Gesicht.

Doch keiner kümmerte sich länger um ihn; die Fichte-Wanderer begannen mit ihrem Konzert: Geigen, Bandonium, Gitarren und Mandolinen; auch Kurt und Albrecht spielten mit. Dann ließen Sänger ihre Kunst hören. Die Stunden gingen viel zu rasch dahin. Viele sprangen kurz vor Aufbruch noch einmal ins Wasser, tauchten unter, schlugen mit Händen und Füßen, daß der Gischt hoch aufspritzte. Erna war so ausgelassen, so wild, daß sie ganz sinnlos schrie.

„Du bist ja wie von der Kette los!“ sagte Martha kopfschüttelnd.

Am anderen Morgen waren die Plakatsäulen in Berlin mit schreienden Aufrufen „An das deutsche Volk“ beklebt. Am Abend desselben Tages sollte dieses Volk in zwanzig Versammlungen zur „Abrechnung mit den marxistischen Verbrechern“ erscheinen.

Kurt hatte sich mit Erna verabredet, mußte aber absagen. Er teilte ihr nur telefonisch mit: „Heute morgen wurde das Karl Liebknecht-Haus von der Polizei besetzt. Es sind über dreißig Genossen verhaftet worden. Ich werde heute abend im Saalbau Friedrichshain in der Diskussion sprechen.“

Erna fuhr mit der Straßenbahn hin. Die Straße vor dem Saaleingang war bereits voll Menschen, der Eingang zum Saal polizeilich gesperrt; von der Straße und vom Park her drängten aber immer noch Massen zum Eingang. Ein Mann kletterte auf die Schulter eines anderen und rief: „Das nennen die Nazis Abrechnung! Sie lassen nur ihre Schäfchen hinein, diese Feiglinge!“

Der Mann wollte weitersprechen, doch ein Polizeileutnant piff auf seiner Trillerpfeife. Sofort ging die Kette der Polizisten gegen die versammelten Menschen vor. Die Mauer wich jedoch nicht, konnte auch nicht weichen, zu dicht stand man. Rufe wurden laut: „Nieder mit dem Faschismus! Nieder mit Hitler und Goebbels! Nieder mit den Kapitalsknechten! Nieder mit den Provokateuren!“

Erna war eingeklemmt. Sie konnte kaum atmen und versuchte sich nach rückwärts durchzudrängen. Sie suchte Bekannte, um vielleicht von ihnen zu erfahren, wo Albrecht oder Kurt waren. Da wurde plötzlich Albrecht nahe vor ihr aus der Masse gehoben. Er sagte: „Kameraden, Genossen, Proletarier! Wir werden nicht nach Hause gehen. Wir werden den Feiglingen zeigen, daß wir da sind, daß sie uns zu fürchten haben!“

In diesem Augenblick traf ein Auto mit Polizeiverstärkung ein. Die Polizisten bahnten sich grob einen Weg zum Saaleingang. Erna erwischte Albrecht am Rock. „Wo ist Kurt?“

„Drin!“ antwortete Albrecht.

„Wieviel von den Unsern sind drin?“

„Weiß nicht. Sicher verdammt wenig.“

„Straße frei!“ schrie jetzt der Polizeileutnant.

Zwei Ketten Polizisten drängten die Menschen in den Park und besetzten die Straße. Nur SA-Leute oder Leute mit Ausweisen durften passieren.

Erna sah im grellen Licht der Bogenlampe vor dem Eingang plötzlich einen Nachbarn, von dem sie wußte, daß er zu den Nazis Beziehungen hatte, den Gewürzreisenden Sand. „Ich werde versuchen hineinzukommen“, sagte sie zu Albrecht. „Vielleicht weiß Kurt gar nicht, wie wenig von den Unseren drin sind, und daß abgesperrt ist...“ Sie lief über die Straße und rief: „Herr Sand!“

Sand wandte sich um und kam zu ihr herüber.

„Nehmen Sie mich bitte mit“, bat Erna mit einem Blick auf den Polizisten.

„Kennен Sie die Dame?“ fragte der Polizist.

„Jawohl!“ antwortete Sand in militärischem Ton.

„Allein?“ fragte Sand, als er mit Erna dem Eingang zuging.

„Ja.“

„Interessant...“

„Sie sind doch auch allein.“

„Allerdings.“

„Na also.“

Galerie, Gänge und Bühne waren mit SA besetzt. Kellner schleppten Tische und Stühle herbei.

„Ich möchte nach vorn“, sagte Erna.

Ein SA-Mann ermahnte sie streng: „Von hier aus sehen und hören Sie doch sehr gut!“

Sand erzählte, auf eine beiläufige Frage Ernas, wie es ihm ginge, daß der Gewürzhandel immer weniger einbrächte. „Im vorigen Monat habe ich, sage

und schreibe, einhundertzwanzig Mark verdient. Und dafür hat man sich jahrelang im Krieg rumgeschlagen? Zum Verzweifeln ...“

Erna schaute in das Gewimmel und Gebrodel der Menschen. Der Saal wurde immer voller und es war unschwer zu erraten, welchen Schichten diese Leute angehörten: Handwerker, Händler, Gastwirte, Hausbesitzer, nur selten ein Arbeitergesicht darunter. Nun wurde die Bühne geräumt und rechts und links Hakenkreuzfahnen aufgepflanzt. Händeklatschen und Heil-Rufe folgten.

„Weiß eigentlich Ihr Mann, daß Sie hier sind?“ fragte Sand augenzwinkernd.

„Die Männer brauchen nicht alles zu wissen. Die Frauen wissen auch nicht alles. Sie brauchen auch nicht öffentlich auszutrompeten, daß ich hier war.“

„Sehr richtig“, pflichtete Sand bei.

Nun ging der Vorhang auf. Ein dickleibiger SA-Mann mit blanken, braunen Gamaschen hob die Hand und rief: „Heil Hitler!“

„Heil Hitler!“ dröhnte es in der Versammlung. Die Menschen standen auf und hoben den rechten Arm.

„Juden raus! Nieder mit den Verrätern!“ Das war der Protest gegen jene, die den Hitlergruß nicht mitmachten, und das war offensichtlich eine schwache Minderheit.

Der dickbäuchige SA-Mann klingelte. Sofort trat Ruhe ein. Er hielt eine laute Einleitungsrede über den Zweck der Versammlung und schloß in feierlichem Ton: „Hiermit erteile ich unserem Ankläger, Pg. Heimberg, das Wort!“

Ein langaufgeschossener SA-Mann, Uniform auf Taille, mit strohblondem, gescheiteltem Haar und zwei Narben über Wange und Kinn, schritt mit theatralischer Geste zum Rednerpult, schaute mit strengem Blick und aufeinandergepreßten Zähnen in die Versammlung: „Volksgenossen! Parteigenossen! Ich bin leider gezwungen, euch vor meiner Rede eine wichtige Mitteilung zu machen“, begann er wie mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns und zog dann mit gemachter Umständlichkeit einen Brief aus der Tasche. „Diesen Brief habe ich heute nachmittag per Rohrpost erhalten.“ Und las laut, jedes Wort scharf betonend: „Wenn du es wagst, heute abend in einer Versammlung aufzutreten, kommst du nicht lebendig aus dem Saal.“ Der Redner machte eine Pause, in der er tat, als unterdrückte er gewaltsam seine Erregung, dann schrie er, die rechte Faust ballend: „Feiglinge, Landesverräter und Juden kann man vielleicht mit solchen Drohungen einschüchtern. Soldaten Adolf Hitlers niemals!“

Ein ohrenbetäubender Lärm aufeinanderklatschender Hände brach los. Empörte Rufe: „Judengesindel! Feiglinge!“ „Rotmord-Buben!“ „Untermenschen!“ So plump und durchsichtig die Provokation des Redners gewesen war — sie hatte gewirkt und die Stimmung vorbereitet.

„Verbrecher haben 1918 die deutsche Front erdolcht!“ fuhr der Redner fort. „Dann folgte die Ausraubung des deutschen Volkes von denselben Verbrechern durch die Inflation. Die Existenz von Millionen ehrlicher deutscher Handwerker und Arbeiter, vor allen Dingen der deutschen Jugend wurde

vernichtet durch den Götzen des Materialismus. Feige Revolutionsgewinnler haben sich mit Hilfe des Erbfeindes in die Regierungssessel geschwungen und liefern dem Erbfeind das Volksvermögen aus . . .“

So sinnlos das alles war — ein neuer Beifallssturm setzte ein. Dann verlas der Redner die Selbstmordziffern Deutschlands nach der Zeit des Versailler Diktats. „Doch wozu?“ schrie er, plötzlich das Papier zerknitternd, „wir klagen nicht, wir klagen an!“ Er trommelte mit der Faust auf das Rednerpult wie mit einem Hammer und klagte schreiend weiter über die Not des Mittelstandes, der Erwerbslosen, der Invaliden, der Bauern. Schon schwitzend und heiser schloß er: „Die Akten gegen die Verbrecher am deutschen Volke sind geschlossen. Adolf Hitler wird das deutsche Volk zum eigenen Richter erheben!“

Als der Beifallssturm sich gelegt hatte, fragte der Leiter der Versammlung, ob Gegner sprechen möchten. Persönlicher Schutz und Redefreiheit würden ihnen zugesichert.

Hälse reckten sich, Köpfe drehten sich. Erna schaute mit angehaltenem Atem auf die Bühne.

Da stand plötzlich Kurt.

„Nieder mit den marxistischen Verbrechern! Nieder mit den Söldlingen Moskaus!“ brüllte ein Trupp SA-Leute in, man spürte es, vorher eingeübtem Sprechchor. Ein anderer, offenbar zu diesem Zweck bereitgehaltener Teil der SA schob sich vor der Bühne zusammen. Nun erschien auch plötzlich Polizei im Saal.

Kurt schrie in die Versammlung: „Den Kampf der Werktätigen untereinander können nur unsere Feinde wollen . . .!“

Da sprang ein SA-Mann auf die Bühne und riß Kurt von hinten nieder. Arbeiter drängten zur Bühne, um Kurt zu verteidigen. Da sausten auch schon die Gummiknüppel der Polizisten und die Stahlruten der SA auf sie nieder. Die Arbeiter schlugen mit Stühlen. Geschrei. Flüche. Fensterscheiben und Kronleuchter klirrten. Nun stürmten die ausgesperrten Arbeiter den Saaleingang. Tschakos flogen auf die Straße. Plötzlich schrille Pfeifensignale der Polizei ringsum. Polizeiverstärkungen und Verstärkungen der SA rollten heran. Panzerautos. Scheinwerfer blitzten auf. Stoßtrupps sprengten die Arbeiter, die sich immer wieder sammelten, auseinander. Im Park krachten Schüsse . . .

Erna stürzte, vom Gummiknüttelhieb eines Polizisten getroffen vornüber zu Boden. Arbeiter schleppten sie in einen Hauseingang.

Eine halbe Stunde später konnte sie wieder mit der Straßenbahn nach Hause fahren. Sie rechnete damit, daß Albrecht oder Kurt sie telefonisch anrufen würden, falls sie nicht verhaftet waren; und sie rechnete richtig.

„Erna, du?“ Es war Albrecht.

„Ja.“

„Wie gehts dir?“

„Es geht. Und dir? Wo bist du? Wo ist Kurt?“

„Ich komme auf einen Sprung zu dir.“

„Ja, komm.“

„Kurt ist verhaftet!“ Dann hing er an.

Willi ging als einer der letzten durch die Sperre am Görlitzer Bahnhof. Er suchte Erna vergeblich unter den vielen Menschen, die auf die ankommenden Reisenden warteten, ging dann raschen Schrittes über die Steintreppen zum Ausgang, bestieg den Autobus und hoffte, daß Erna ihn an der Autobushaltestelle erwarten oder ihm entgegenkommen würde. Über die Ankunftszeit konnte sie nicht im Zweifel sein: er hatte sie telegraphisch benachrichtigt. Sie kam ihm jedoch nicht entgegen. Willi ging rasch die Treppen hoch, klingelte wie gewohnt — einmal lang, einmal kurz — und stand dann der Waschfrau gegenüber. „Frau Göricke“, stellte sie sich vor. „Entschuldigen Sie, ich habe schon ein paarmal vom Balkon aus nach Ihnen gesehen und Sie nun doch verpaßt.“ Sie nahm Willi Koffer und Mantel ab und sagte dann mit gedämpfter Stimme: „Ihre Frau ist leider nicht auf dem Posten, sie liegt im Bett.“

„Im Bett?“ fragte Willi überrascht und klopfte an die Schlafzimmertür.

„Herein.“

„Tag, Erna!“ Willi streckte ihr die Hand hin. „Du bist krank?“

„Ich bin gefallen. Es ist nicht schlimm, aber es tut scheußlich weh. Ich war heute bei Dr. Eckstein, die Massage hat mich etwas angestrengt.“

Willi setzte sich behutsam auf den Bettrand. Er roch nach Wald und Sommer, war braungebrannt, und offenbar hatte er sein Gesicht sorgfältig und systematisch massiert. „Gefallen, wann, wo denn?“ fragte er hastig.

„Ich bin vor dem Haus auf der Treppe ausgerutscht. Ich hatte etwas an den Schuhsohlen, ein Stück Apfelsinenschale oder Gummi, genau habe ich das nicht untersucht. Jedenfalls bin ich hintenüber gefallen. Am meisten hat die rechte Schulter abbekommen, aber gebrochen ist glücklicherweise nichts. Es tut nur sehr weh. Im Liegen habe ich jedoch Erleichterung. Auch Umschläge muß ich machen. Ich habe noch Glück gehabt — oder vielleicht auch Pech. Ich hätte mir das Kreuz brechen können . . .“

„Du bist mir schon ein Pechvogel!“ versuchte Willi zu scherzen. „Und Unsinn redest du auch schon wieder. Weißt nicht, ob du Pech oder Glück gehabt hast?“ Willis Gesicht wurde wieder nachdenklich und traurig. Er war auf viele Möglichkeiten des Empfangs vorbereitet gewesen und hatte damit gerechnet, daß Erna sich in diesen Wochen irgendwie entschieden hätte. Aus ihren Reden klang jedoch der ihm verhaßte spitze Spott. „Das alte Lied, die alte Leier . . .“ seufzte er in Gedanken.

„Wie ist dir dein Urlaub bekommen?“ fragte Erna, „hast du viel Freude und Anregung gehabt, interessante Menschen kennengelernt, dich gut erholt?“

„Es war sehr schön“, antwortete Willi.

Erna rief Frau Göricke. „Wie steht es mit dem Essen?“

„Es ist alles fertig.“

Willi sah flüchtig die eingelaufene Post durch. Auf seinem Schreibtisch stand ein Strauß frischer Blumen, in der Einlage war neues Löschpapier und

die Stellschraube an der Lampe war erneuert. Auf dem Schreibmaschinentisch war musterhafte Ordnung. An den Fenstern hingen frisch gewaschene Gardinen; Möbel und Teppich waren peinlich sauber. Willi atmete mit Begehren die ihm vertraute und gewohnte Atmosphäre.

Frau Göricke trug Suppe auf, Nudeln in Kalbsbrühe. Willi erriet sofort, daß dies der Auftakt zu seinem Liebessessen war: Kalbsbraten, Salzkartoffeln und Rotkohl. Er ging ins Schlafzimmer und wollte Erna fragen, ob sie wirklich nicht zum Essen herauskommen könne. Sie war bereits aufgestanden und bemühte sich, eine Wolljacke überzuziehen. Er half ihr.

Erna versuchte das Fleisch klein zu schneiden, konnte aber die Hand nicht heben. Er tat es für sie und scherzte: „Nun werde ich wohl Nachurlaub nehmen müssen, um dich zu füttern?“

Willi bestand darauf, daß Frau Göricke die Hausarbeit verrichtete, solange seine Frau noch Schmerzen in der Schulter verspürte. Abends deckte er selbst den Tisch, räumte ab, wusch, wenn nötig, Geschirr, heizte den Badeofen, erzählte, während er die netten Fotos zeigte, die er mitgebracht hatte, von der Landschaft des Riesengebirges. Den früheren Streit zwischen ihnen erwähnte er mit keinem Wort. Dann badete er und schlief zwei Stunden. Auch am Abend ging er früh zu Bett. „Gute Nacht, Erna. Angenehme Ruhe ...“

„Kannst du denn schon wieder schlafen?“

„Ja. Die Fahrt hat mich angestrengt, ich bin müde. Willst du noch was, Erna?“

„Ja.“

Willi drehte sich überrascht um. „Nanu, das klingt ja so ... so ... Ich bin neugierig!“

„Ich bin schwanger.“

„Schwanger?“ Willi richtete sich im Bett hoch. „Aber Kindchen, das geht doch nicht. Du weißt doch, daß das nicht geht.“ Er war erschrocken und verwirrt. Hastig begann er über die unsicheren politischen Verhältnisse zu sprechen und davon, daß auch sein Gehalt schon zweimal gekürzt worden sei, daß man nicht wissen könne, ob es nicht noch öfter gekürzt würde, daß fast alle ihre Ersparnisse in ihrem Grundstück in Marienhof steckten. „Das mußt du doch einsehen, Erna“, schloß er, „was nicht geht, geht nun einmal nicht!“

Erna sah Willi unentwegt an. Ihr Lächeln verwirrte ihn noch mehr. Er redete weiter, von der Verantwortungslosigkeit der Arbeiter, Kinder in die Welt zu setzen. Er erinnerte Erna an ihre Kindheit. „Dein Vater hatte allerdings keine Bedenken ... deine Mutter konnte sich darüber nicht beklagen ...!“

„Rede was du willst, ich lasse es nicht noch einmal wegbringen“, antwortete Erna fest und ruhig.

„Wie lange ist es schon?“

„Drei Monate. Vielleicht schon im vierten.“

„Warum sagst du mir das erst jetzt?“

„Weil ich es nicht wieder wegbringen lasse. Drei Fehlgeburten sind genug!“

Willi ließ sich langsam ins Kissen zurücksinken und sagte seufzend: „Du bist ein ewig unzufriedener und undankbarer Mensch ...“

ECHNATON

Porträt eines ägyptischen Herrschers

VON

Emil Ludwig

Durch mehr als tausend Jahre strömte dasselbe Blut in den Adern der Pharaonen . . . Das einzige Mal, daß zwei Rassen sich kreuzten, erzeugten sie den interessantesten Menschen; denn wahrscheinlich war es eine Mischung von Ägyptern mit Hebräern, jedenfalls mit Semiten, die *Echnaton* (wahrscheinlich 1382—52 v. Chr.) hervorbrachten. Es entstand ein Versuch der Natur, nicht nur am Nil ohne Beispiel.

Vater und Großvater hatten Ausländerinnen geheiratet, deren Porträts fremd zwischen den ägyptischen wirken, obwohl sie doch zu Pharaonen-Frauen stilisiert wurden. Teje, die Mutter, wahrscheinlich hebräisch, entzückend anzuschauen in ihren Büsten und nackten Statuetten, zeigt schon Übertreibung und Pikanterie in allen Zügen; sie paßt zum weltweiten übernationalen Wesen ihres Mannes. Denn Amenophis II., den man auch den Großen Pharao genannt hatte, verbrachte nach kurzem Krieg in der Jugend eine Regierung von 36 Jahren in der südöstlichen Ferne mehr als der Nähe, setzte Gesandte bei seinen Vasallen ein wie bei seinen unabhängigen Freunden, baute in Nubien und importierte aus Assyrien, schickte Briefe und Gedanken zum Euphrat und zum Blauen Nil, Toleranz und Ehe, wohl auch der trotzige Widerspruch gegen seine höchsten Priester, die ihm die Heirat mit einer Bürgerlichen nicht verziehen, hießen ihn schon von den Dogmen abschweifen, als er seine Götterlehren den fremden Völkern und Freunden verständlich machen wollte und deshalb dem Sonnengestirn mehr Raum und Bedeutung gab, als es die Tradition in Theben, der Amons-Stadt, erlaubte. Im übrigen lebte er durchaus als Pharaone, der Riesengräber entwarf.

Die Erscheinung ihres Sohnes mußte beide Eltern zu einer besonderen Erziehung führen, zumal die fremde Frau den größten Einfluß auf ihren tatkräftigen Mann besaß. Schon als Kind schien ihr Sohn ein schöner Decadent, mit ovalem Kopf, Mandelaugen, sinnlichem Munde, träumerisch, zugleich fanatisch, geschaffen, um Paradoxien des Geistes besser in sich aufzunehmen, als die gewohnte Zucht eines Kronprinzen. Solche Kinder fühlen sich in unbewußtem Widerspruch gegen die Ceremonien des Hauses zu Dienern hingezogen, und so konnte ein Priester niedriger Klasse, der Mann seiner Pflegerin, sehr früh Einfluß auf ihn gewinnen. Dann war noch ein anderer, vornehmer Priester da, der als Verwandter der Mutter Zutritt zu dem Knaben hatte, zwar Amons-Priester in Karnak war, aber zugleich oder doch vorher Sonnenpriester in Heliopolis gewesen.

Die Eifersucht zwischen diesem Heiligtum des Sonnengottes und den thebanischen Priestern des Amon, philosophisch begründet, politisch gesteigert

und schließlich in einen Streit um die Einkünfte ausartend, konnte in der Seele eines nervösen Knaben sich in tiefe Erschütterung verwandeln, zumal er seinen Vater als Sohn Amons und sich selbst mit demselben Namen bezeichnen hörte, denn damals hieß er noch Amenophis, „der dem Amon wohl gefällt“. Jeder Name aber hing mit dem Ka, dem Schutzgott und Schatten, zusammen und hatte darum symbolische Bedeutung. Wie nun, wenn sich die leise Stimme zweier Priester in das Ohr eines begabten Knaben senkte, um ihm zu sagen, daß all der Lärm und Glanz ringsum eigentlich nur einem erobernden Gotte gälte, denn nur durch seine Kriegstaten wäre der Lokalgott von Theben zum obersten Gott aufgestiegen; der echte Gott aber, der Sonnengott wäre zurückgedrängt — und doch, wo wäre denn ein wahrer Weltgott, wenn nicht die Sonne!

Wenn er zugleich die Boten aus fremden Ländern kommen sah, die seinem Vater Briefe und Gaben brachten, alle von fremden Göttern beschützt, wenn er den Vater in beständig friedlicher Regierung sah, wohl auch seine toleranten Gespräche mit den Fremden anhören durfte, so brauchte es nur noch den entschiedenen Einfluß seiner ausländischen Mutter, um die Gefühle des Knaben in Gegensatz zu jeder Tradition zu setzen, die er von Alters her vorfand. Wird aber ein begabter und decadenter Erbe zu Trotz und Widerspruch gestimmt, so wird er sich, zur Macht gelangt und jeder Controlle entbehrend, leicht überschlagen. Der Wunsch nach Toleranz und die dennoch mitererbten Instinkte der Macht: Herrschsucht und Demut sprudeln ineinander. Was sie entwickelt, ist keine Epoche, nur eine Episode holder Verwirrung.

Nun aber brachte diesen komplizierten Jüngling das Schicksal auch noch zeitig zur Regierung und auch zur Ehe; mit fünfzehn scheint er sich mit der bezaubernden Nefretite verbunden zu haben, während seine noch junge Mutter für ihn bis gegen das siebzehnte Jahr hin regierte. Zwischen beiden Frauen, deren sinnlichem Reiz er knabenhaft erliegen mochte, in den schwärmerischen Zeiten eines frühen, sensuellen Glückes, noch unmündiger Sohn und schon Vater einer Tochter, fand er sich in steigenden Gegensatz gebracht zu den mächtigen Priestern seiner Residenz, die gegen die Regentschaft unköniglich gebornen Fremden intriguierten. Aus solchen Hofintriguen hat die Mutter den Sohn jetzt, vielleicht schon früher, einige Zeit nach Heliopolis gesandt, wo er eine volle Skepsis gegen Theben einsog.

Was empfand dieser Amenophis, als er nun die doppelte Krone der beiden Ägypten auf seinen wunderbar langgezogenen Schädel setzte? Alles war zusammengekommen, Jugend und Abstammung, Hof und Eifersucht, Finesse des Fühlens und pantheistische Hingabe einer exaltierten Natur, um ihn in Front zu stellen gegen einen uralten, klug beschränkten Aufbau. Wollte er die capriziösen Glieder seiner jungen Frau unter den herrlichen Priestergewändern sich bewegen sehen, so fand er bei den Riten des Amon stattdessen die dicke Gemahlin des Hohepriesters von Karnak, die „Große Geliebte des Amon“ betitelt wurde und die Königin vertrat. Wollte er selber ins Allerheiligste, so trat statt seiner der Hohepriester ein, der eine Art Papst geworden war. Was war er denn noch selber? Nur ein Gott.

Hier war ein Pharao, der erste und wohl auch der letzte, der kein Gott mehr sein wollte. Dafür wollte er seinen großen, einzigen Gott nicht mehr zum Menschen erniedrigen, mit seiner Familie in der Barke spazieren fahren, nachts bei seiner Göttin schlafen sehen. Amenophis war entschlossen, sich selbst zum Menschen zu machen, der er war, der Gottheit aber das übermenschlich-unfaßbare, das Chaos wieder zu geben, als das sie ihm erschien. Um gleich zu zeigen, wohinaus er wollte, ließ sich der Sechzehnjährige nicht mehr in Theben krönen, sondern in Hermantis, von den Priestern des Ra, den er anbetete als „Wärme und Licht, als den Glanz, der Geist und Körper belebt“. Die alten Texte aus den Pyramiden, wo Ra der Naturerhalter war, erstanden wieder in Hymnen.

Entsetzen der thebanischen Großen! Neben dem Amonstempel soll ein Sonnentempel für Ra errichtet werden! Sie alle, selbst der höchste, zu Dienern erniedrigt und gleichgestellt den lokalen Priestern einer kleinen Stadt! Der Widerstand der Priester beginnt, er richtet sich gegen Mutter und Sohn, sicher hat man auch die Beseitigung dieses unbequemsten aller Pharaonen beschlossen. Anfangs hatte er noch vier Götter nebeneinander verehrt und dies als Anbeter Amons in den ersten Inschriften bezeichnen lassen. Doch rasch steigerte sich der Konflikt im ersten Jahre seiner Regierung, die Reibung wuchs mit jedem Tage, der Pharao, nicht stark genug, um ganz allein die Priester um sich her zu bändigen, sah sich umringt, ihm fehlte jeder Atemraum für seinen Glauben, für die Idylle seiner Ehe. Was beschließt er, als typischer Decadent der Macht? Flucht. Und er flieht aus Theben.

Freilich in königlicher Form. Durch ein Decret bestimmt Amenophis IV., wahrscheinlich mit achtzehn Jahren, das Sonnengestirn zum Staatsgott, seine Anbetung als die einzig erlaubte, und fordert mit den Ägyptern zugleich alle Vasallen in Asien und Nubien auf, nur noch einen einzigen Gott anzubeten: die Sonne. Denn das Licht ist Fruchtbarkeit, Güte und Gesetz. Nach den Hebräern, die unter Moses, also kaum ein Jahrhundert vorher, die vielen Götter der Ägypter wieder abgeschafft und einen einzigen angerufen haben, den sie Adonai nannten, tritt nun ein ägyptischer Pharaone mit dieser erschütternden Forderung vor die Welt und nennt ihn nicht mehr Ra, sondern Aton.

Jetzt ist er in Hitze, jetzt geht er gewaltsam vor: alle Tempel der andern Götter, besonders aber die des Amon werden geschlossen, alle Vermögen beschlagnahmt, ihre Statuen werden gestürzt, ihre Namen und Bilder von den Wänden gerissen, in den privaten Häusern und Gräbern der Vornehmen wird alles ausgetilgt. Alle die tausende, die von den Tempeln lebten. Wächter, Schlächter, Sängerinnen, Tänzerinnen werden hinübergenommen. Die Menschen erzittern, und der Bericht eines Zeitgenossen hat ganz den Ton der Berichte aus Revolutionen: „Die Erde war wie das Chaos. Die Tempel der Götter waren gestürzt, das Land zerfiel, weil sich die Götter von ihm abwandten. Sie gaben keine Antwort mehr auf die Fragen der Menschen. Die Kornhäuser zerfielen, die Boote auf dem Nil kamen nicht mehr an.“ Glücklicherweise in all diesem Trubel war allein der Pharao mit den Seinen, denn

er hatte längst beschlossen, eine neue, schönere Stadt zu erbauen für sich und seine Nachfolger. Diese sollte Echnaton heißen, etwa „Geist des Sonnengestirns“ oder auch „Berg des Lichts“. Und wie er den Papyrus unterzeichnet, der diese Gründung befiehlt, läßt er zum erstenmal im Leben den Namen wegfallen, den drei seiner Vorfahren berühmt gemacht hatten, und statt Amepnophis, das heißt „Amon ist zufrieden“, unterschreibt er sich selber: Echnaton.

Mit den Bilderstürmern wetteifern jetzt die Namenstürmer. Die schöne Nefretete muß sich jetzt „Schönheit der Schönheiten Atons“ nennen und ihre Kinder, lauter Mädchen, Dienerinnen des Aton, Geliebte des Aton. Später hat sogar ein Schwiegersohn sich Tutenkaton, lebendes Bild des Aton, nennen müssen. Sogar die Namen seiner Vorväter werden in den Tempeln weggemeißelt und durch ihre Vornamen ersetzt. Den begeisterten Reformersollte nichts mehr an Amon erinnern.

Theben aber, seit mehreren Jahrhunderten die größte und die reichste Stadt der Welt, wurde vom Hofe verlassen. 200 Kilometer stromabwärts — jetzt Tell el Amarna — wurde die neue Hauptstadt aufgebaut, im Osten, der aufgehenden Sonne zu; selbst die Totenstadt wurde nach Osten verlegt. Mit pharaonischer Verschwendung erhob sich in unglaublicher Schnelligkeit Tempel und Palast, die Villenstadt, die Werkstätten, Hafen und Reede, Ateliers für Bildhauer und Maler, Archive, aus deren Inhalt der ganze Roman für die Nachwelt erstand — alles heute zerstört, doch in den Gräbern nachgebildet, die sich allein erhalten haben.

Echnaton, der, wie alle Reformer, für sozial gelten wollte, ließ als erster Herrscher Ägyptens, man kann auch sagen der Welt, die Trennung zwischen reichen und armen Vierteln fallen, baute kleine Häuser für Handwerker zwischen die Herrenhöfe; das Badezimmer im Haus eines unteren Aufsehers zeigt, was er plante. Doch zugleich verschwendete die ästhetische Seite seines Wesens Säulenhallen und geschmückte Tore, eingelegte Böden und Fayencen, die raffiniertesten Sessel und Betten für sich und die Seinen. Während er den armen Mann wenigstens in der Hierarchie der Gefühle abschaffen wollte, fuhr er selber im silber-goldnen Wagen durch die neue Stadt, in der sich seine Träume spiegeln sollten und die seiner Frau, mit der und für die er die ganze Umwälzung erdachte.

Er hat, gleich manchem späteren Reformator, nichts neues erfunden, aber das Vorhandene anders gelagert und überraschend geordnet. Seit Urzeiten war jeder Gott für seine Anbieter einzig, das Ka gab jedem Gott auf mystische Art die Kraft des einzigen; wer herrschte, war mehr eine Frage der Politik und der Priester. Echnaton strebte als erster an, den einzigen Gott gegen alle Götter und Priester zu stabilisieren, und ihn, der Erde und Menschen geschaffen, der Tiere und Pflanzen immer neu erschuf, durch kein Bildnis mehr zu verkleinern. Der unsichtbare Gott der Hebräer wurde von ihm beinah erfüllt, die Statue des Ra verschwand, es blieb nur das Bild der Sonnenscheibe übrig, noch mit Händen verunziert, in die die Strahlen enden.

Dieser Einheit im Himmel sollte eine Einheit der Erde entsprechen. Dem

einzigem Gotte, der das Chaos bändigte, wollte er eine Welt unterworfen sehen, in der die Nationen aufgingen. Eine solche Conception, vierzehn Jahrhunderte vor Jesus, die Jahrtausende vor den ersten europäischen Geistern in Afrika empfangen, kam viel zu früh; sie mußte ihren Propheten stürzen. In einer Hymne, der die Bedeutung eines Gesetzes zukam, beschwor dieser Pharao, „daß Aton die fremden Länder regiert, das Land Kusch über die Erde Ägyptens, ohne Unterschied“. Niemals hatte ein König von allen Ländern und Menschen gesprochen oder gar sein eigenes Land zuletzt genannt. Ja, er erstaunte seine Nachbarn noch mehr durch die Kunde, daß er im Umkreis seiner neuen Stadt und Provinz herumgefahren und überall der Sonne feierlich geschworen habe, „nie wieder bis in alle Ewigkeit diese Grenze zu überschreiten.“

Aus diesem Strom der Hingabe an das All entwickelte der verzückte Sonnen-Anbeter ein Naturgefühl, das erst recht um ein paar Jahrtausende zu früh kam. Seine Ablehnung des Ceremonialen führte ihn zu einer Steigerung des Wahren, und wie er sich nannte: „Echnaton, der von der Wahrheit lebt“, so wollte er auch alles dargestellt sehen, wie es ist. Waren bis dahin Volksszenen nur in der Schilderung der Sklaven an den Gräberwänden erlaubt, Pharao und Priester aber immer nur tötend, opfernd oder betend, so forderte Echnaton mit einem Male lauter Szenen des Alltags, Genre, bis zur Carikatur. Wir haben Documente, die seinen Befehl an die Künstler ausdrücken, ihn selber natürlicher zu machen. Da sind denn die vielen Statuen und Köpfe in allen Größen entstanden, die seine eigene Gestalt bis ins Pathologische seines Körpers so naturwahr verewigt haben, wie dies kein Herrscher bis zu Cromwell gefordert zu haben scheint.

Seitdem steht er vor uns, nackt oder mit durchscheinenden Kleidern, mit weiblicher Brust, geschlechtlos, mit vorgestrecktem Bauch, mit dünnen Beinen, aber fetten Schenkeln, auf einem dünnen Halse das lange Gesicht tragend, dessen Nase und Kinn immer mehr in die Länge wachsen, mit Schlitzaugen, Riesenohren, ganz überzüchtet, ganz effeminiert. Vielleicht hat er seinen Körper nach einer Bezeichnung des Aton erzogen, der „die erhabene Mutter der Menschen und Götter“ genannt wurde.

Die Familie, der ganze Hof suchte ihm ähnlich zu sehen. So sehen sie, er, Frau und Kinder überall wie Geschwister aus, wenn sie ihm in den vielen Bildern den Wein mischen oder ihren Schmuck zum Fenster herunter werfen, oder sie hält ihm die Jüngste zum Kuß hin: lauter Idyllen wie von Rubens. Dann aber ließ er sich mit seiner Königin als Liebespaar darstellen, wie er sie auf seinem Knie schaukelt oder wie sie sich umschlingen und so ganz bedecken, daß nur an den Armen das Bild als Doppelbild zu erkennen ist. Wann hatte je ein sterblicher Ägypter seinen Pharao so sehen dürfen! Echnaton ließ sich so malen und damit auch die Künstler Profile, Hände und Füße zum ersten Male richtig zeichnen. Er war zugleich der erste und letzte König der Geschichte, der das wagte. Vor aller Welt wollte er sagen: Diese hier liebe ich, denn wir sind liebende Menschen und keine Söhne des Gottes!

Und doch hatte er mit all seinem naiven Schwung auch Pharaonenblut in den Adern und warf sich im unvorhergesehenen Augenblick plötzlich als Sohn des Gottes auf. Das Bild seines Gottes reichte mit seinen Strahlenhänden die Zeichen des Lebens nicht dem Volke dar, sondern dem Herrscher; nur seine Mutter zog er noch in den Kreis der Erleuchteten und führte sie mit einem tiefen Gedanken auf einem Grabrelief selber in den Sonnentempel, „um sie ihren Sonnenschatten sehen zu lassen“. Aber nur ihm hat der Sonnengott seine geheime Kraft offenbart, nur er ist ihm verwandt, er nennt sich sogar einen Teil des Gottes.

In diesen Sprüngen des Nervenmenschen, der mehr wagt, als seinen Kräften ziemt, und der es auf übereilte, trotzig Art wagt, mit Leidenschaft ohne Klugheit, konnte der zum Herrschen nicht geborne Ekstatiker, dieser Dichter und Prophet nur eine schöne Episode, den Traum eines Jünglingsherzens vollenden. Sehr jung, nicht später als zwölf Jahre nach der Gründung seiner Stadt, ist er dort, dreißigjährig, wahrscheinlich ermordet worden; doch kann ihn bei seiner Zartheit und Wildheit auch damals schon die Natur zurückgeholt haben; sein Gesicht war zuletzt verzerrt und entstellt.

„Zu stark, um ihn in Demut zu beerben
und viel zu schwach, um es ihm gleich zu tun,
hat er den Grund erschüttert, der ihn trug,
und dieser knirschte gähnend ihn herab.“

Denn mit seinem Ende wurde der rasche politische Tod seiner Lehre notwendig. Die alte Ordnung war erschüttert, schon weil der Mystiker ausgerufen hatte, er würde seine neue Stadt niemals verlassen. Da hatten sich Beduinen, Hettiter, Palästinenser den Grenzen genähert. Was kümmerten ihn seine Grenzen! Hatte er nicht dafür einen Kanzler, natürlich wieder einen Mann aus dem Volke? Zwar, dieser hatte sich nie zur neuen Lehre bekannt, er sah wohl ihre Vergänglichkeit voraus. Was tats, wenn er nur tüchtig war! Im Innern amüsierte sich der neue Hof, und viele Güter gingen aus alten Händen in neue über. Aber das Volk sah mit Argwohn auf all dies Treiben, und wenn es den Worten der alten Priester lauschte, in Theben und noch ferner von der neuen Hauptstadt, so betete es heimlich zu seinen alten Göttern.

So war bei Echnatons frühem Tode schon alles bereit, in die alte Form zurückzufallen. In der Nachfolge wurde ein Schwiegersohn gleich von der Reaktion gestürzt, der andere, wieder nur fünfzehnjährig, Tutenkaton schloß schleunigst seinen Frieden mit den Amons-Priestern, ließ sich als Tutenk-Amon krönen, schwor alles ab samt seiner Frau, der leiblichen Tochter des Reformers, errichtete dem Amon Statuen von einer Größe, wie nie einer vor ihm, wurde aber, wie alle Überläufer, von beiden Seiten beargwöhnt, wahrscheinlich auch ermordet, denn er starb schon im einundzwanzigsten Jahre. Die neue Stadt aber war fünfzehn Jahre nach ihrer Gründung schon wieder verlassen. Wie an einem verfluchten Orte ließ man nur die Einrichtung und auch die Archive zurück.

DER DIAMANTENHERZOG

Porträt eines fürstlichen Abenteurers

VON

Alexander Bessmertny

Zwischen zwei Aufenthalten in der Schweiz, dem ersten im Anfang des 19. Jahrhunderts in Lausanne, wo seine mißglückte Erziehung begann, und dem letzten in Genf, wo er 1873 starb, verlief die vielbemerkte Lebenskurve Karls II., Herzogs von Braunschweig, jenes deutschen Duodeztyrannen, der als „Diamantenherzog“ eine europäische Figur geworden ist. Sein Leben wäre an sich nicht bemerkenswerter als das irgendeines anderen zu Abenteuern aufgelegten Dynasten, wenn Karl nicht Anlaß zu einer Revolution gegeben und im Hintergrund wichtiger politischer Ereignisse Schlepperdienste geleistet hätte. Außerdem aber hat die Biographie des Diamantenherzogs eine besondere paradigmatische Bedeutung insofern, als sie die Erstarkung der gesellschaftlichen Kräfte gegenüber einem unzeitgemäßen feudalen Absolutismus in ihrer politisch revolutionären Wirksamkeit erweist.

Karl war der älteste Sohn des „Schwarzen Herzogs“ Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der in der Schlacht bei Quatrebras, 1815, von einer verirrten Kugel tödlich getroffen wurde, ein fürstlicher Betriebsunfall, aus dem die Hofhistoriographen einen Heldentod für die reifere Jugend zu machen verstanden. Sein 1804 geborener Sohn Karl ließ sich mit seinen Vormündern bald in einen erbitterten Kampf ein, um der gesetzlichen Ordnung entgegen, schon mit achtzehn Jahren zur Regierung zu kommen. Metternich mischte sich in den Streit, und die Parteien einigten sich auf einer mittleren Linie, so daß der junge Herzog schon mit neunzehn Jahren sich seiner Vormünder entledigen konnte. Während der ersten Jahre seiner verfrühten Herrschaft verhielt er sich, seinem Metternich gegebenen Versprechen gemäß, in seinen Regierungsakten durchaus reserviert und befriedigte seinen Potentatenehrgeiz durch Hervorkehrung exzentrischer Manieren, besonders durch einen grotesken Uniformenfetischismus, das auch heute zu beobachtende Symptom der Tyrannenmanie. Kaum war Karl 21 Jahre alt geworden, so konzentrierte er seine fürstliche Betätigung auf einen Rachefeldzug gegen seine früheren Gegner aus dem Mündigkeitsstreit. Seinen früheren Vormund, den Grafen Münster, der in Hannover als Vertreter des englischen Königs residierte, forderte er zum Duell, und als Münster ablehnte, schoß er zum Ersatz wütend täglich auf ein lebensgroßes Bild des Grafen. Die aus der Regierungszeit seines Vaters übernommenen konservativen, aber in ihrer Art anständigen Minister und Hofbeamten wurden davongejagt, und Karl zog statt ihrer eine Reihe von Gaunern und Abenteurern heran, unter denen ein gewisser Klindworth hervortrat, ein internationaler Spion, der, je nach Bezahlung, Pamphlete für und auch gegen Karl schrieb. Am braunschweigischen Hofe

spielte des weiteren eine Rolle der durch seine Memoiren bekannt gewordene Wit von Döring, der Denunziant der deutschen Burschenschafter und Demokraten. Mit diesen und anderen Subjekten führte der junge Herzog jetzt ein Regiment ein, das geradezu wie eine Probeaufführung zum faschistischen Diktaturtheater unserer Zeit anmutet. Man richtete ein schwarzes Kabinett zur Durchsuchung der Privatpost und zur Bspitzelung der Bevölkerung ein, Postsendungen wurden beraubt, und Karl bestahl für seine Privatzwecke nicht nur die Staatskasse, sondern ließ auch Staatsobligationen fälschen. Er mischte sich diktatorisch rechtsbrechend in die Justiz. Den Ärzten seines Landes verbot er, seinen früheren Gegnern aus der Vormundschaft medizinische Hilfe zu leisten, und in einem „Roten Buch“ notierte er projektierte Torturen für seine Feinde. Wie manchen Psychopathen kann man auch Karl II. einen gewissen künstlerischen Geschmack nicht absprechen. Er war ein leidenschaftlicher Theaterfreund, und unter seiner Direktion und eigener Regie, bei der allerdings Schauspieler und Schauspielerinnen ihm wie dressierte Hunde parieren mußten, kamen an der braunschweiger Bühne Aufführungen zustande, die von sachverständigen fremden Besuchern als bemerkenswert gut anerkannt wurden. Karl war auch ein leidenschaftlicher Sammler, dessen Anhäufungstrieb sich vor allem auf Diamanten und groteskerweise auch auf Perücken konzentrierte. Verschwenkerisch und geizig zugleich scharfte er Pretiosen zusammen und genierte sich auch nicht, die Museen Braunschweigs zu berauben. So überführte er das berühmte „mantuanische Gefäß“ und das Siegel der Maria Stuart aus öffentlichem in seinen privaten Besitz.

Zu dem von Karl eingeführten Betrieb einer historisch-soziologisch allerdings verspäteten Tyrannis gehörte auch seine Mätressenwirtschaft. Unter diesen Frauen spielte durch Herkommen und Schicksal eine Lady Colville eine bemerkenswertere Rolle. Sie war die Tochter eines britischen Admirals, die Karl aus England entführt und nach einer theatralisch vorgespiegelten Trauung, die wahrscheinlich mit Hilfe eines falschen Geistlichen stattfand, nach Braunschweig verschleppt hatte. Hier brachte die Colville eine Tochter zur Welt, die Karl zur Gräfin von Kolmar machte.

Diese Gräfin von Karls Gnaden heiratete später einen französischen Grafen Civry, mit dem sie acht Kinder hatte. Ihr ältester Sohn, also ein Enkel Karls, ist erst 1935 im Alter von 85 Jahren gestorben.

Durch sein ungewöhnliches Verhalten hatte Karl vor allem den Adel und die Beamtenschaft des braunschweiger Landes aufs äußerste gereizt. Als er nun noch einige scheinbar liberalisierende Verfassungsänderungen autokratisch vornehmen wollte, fürchteten die bisher privilegierten Stände, vollends aus den bevorrechtenden Schmarotzerstellungen verdrängt zu werden, und ihre mit Karl höchst unzufriedenen Führer verbanden sich gegen ihn zu einem Komplott.

Der Herzog hielt sich im Juli des Jahres 1830 gerade in Paris auf, als dort der letzte Bourbonenkönig Karl X., der jüngste Bruder des während der großen Revolution guillotinierten Ludwig XVI., gestürzt wurde. Herzog Karl

floh aus der aufgewühlten Hauptstadt nach Brüssel, um mit Mühe wieder den auch hier ausgebrochenen Unruhen nach Braunschweig zu entkommen, gerade als sich die gegen ihn mobilisierte Fronde zum Losschlagen bereitgemacht hatte. Es kam zum offenen Aufstand. Zweifellos hatten der durch Karl brüskierte Adel und die von ihm zurückgesetzte hohe Beamtenschaft den jüngeren Bruder Karls, den Herzog Wilhelm, durch Eröffnung der Aussicht auf eine nach Erledigung des Thrones zu erwartende Nachfolgerschaft gewonnen. Die Revolute war von oben organisiert worden, die Durchführung überließ man der aufgeputzten Bürgerschaft. Alles ging nach Programm. Das Volk demonstrierte vor dem Schloß, der Herzog mobilisierte das Militär, aber die kommandierenden Offiziere versagten dem Herzog den Gehorsam, und die revoltierende Menge stürmte das fürstliche Palais.

Karl setzte sich in seinen berühmten, für erotische Exkursionen eingerichteten Reisewagen, und er hatte kaum das Residenzschloß hinter sich gelassen, als es schon in Flammen aufging und bis auf den Grund niederbrannte. Einige Tage darauf zog sein jüngerer Bruder Wilhelm, von der propagandistisch wieder zweckmäßig bearbeiteten Bürgerschaft als Retter begrüßt, in Braunschweig ein, übernahm die Regentschaft und erklärte, gemeinsam mit dem Regenschaftsrat Karl für abgesetzt. Bald darauf machte sich Wilhelm auch dem Titel nach zum regierenden Herzog, unterstützt durch eine amtliche Erklärung des Deutschen Bundes.

Es war bald nach seiner Vertreibung, als Karl den lächerlichen Versuch machte, mit einer Armee von 80 Mann vom Harz aus in Braunschweig einzufallen! Nach diesem mißlungenen Restitutionsunternehmen ging er ins Exil nach Paris.

Er versuchte es jetzt mit diplomatischen Interventionen in England, Belgien, Spanien und Holland, und wenn er auch nirgends Erfolg hatte, so war seine Hintertreppenpolitik den Höfen in London und Braunschweig doch so unbequem, daß beide Regierungen gemeinsam ihn zu Anfang des Jahres 1833 unter Kuratel stellten, um den allzubeweglichen unbequemen Verwandten lahmzulegen. Karl hatte inzwischen seinen endgültigen Wohnsitz in Paris genommen; und als seine englischen, hannoverschen und braunschweigischen Angehörigen versuchten, auch sein nach Frankreich gebrachtes Vermögen zu beschlagnahmen, wurden sie von dem pariser Gericht abgewiesen. Im übrigen führte Karl in Paris ein verrücktes Privatleben, über das Alfred de Musset und Corvin amüsant berichtet haben. Karls altes Faktotum Klindworth blieb bei ihm und entfaltete eine umfassende Tätigkeit durch schwindelhafte Vorspiegelungen von Intrigen, Attentaten und angeblichen Kriegsrüstungen gegen die dem Herzog so verhaßte braunschweiger Regierung und seinen verräterischen Bruder Wilhelm. Aber das Hauptziel der auffallenden Aktionen der um den fürstlichen Emigranten in Paris gruppierten Abenteurer war nur, aus ihm soviel Geld wie möglich zur eigenen Bereicherung herauszulocken.

Als Karl sich nach Spanien wandte, um hier beim Hofe Hilfe gegen Braun-

schweig zu finden, war er so ungeschickt — dadurch, daß er einige dubiose pariser Lebedamen, noch dazu in Männerkleidung, als Begleitung mit sich führte — dem Klerus zu mißfallen. Er wurde aus dem Königreich Spanien ausgewiesen und ging mit seinem Anhang wieder nach Paris zurück. Hier war man in der Epoche des Bürgerkönigtums liberal genug, sich nicht um das Privatleben eines, noch dazu so reichen, ausländischen Dynasten zu kümmern. Man amüsierte sich über Karls exzentrische Lebensfaçon, eines schon durch seine Vertreibung interessanten Potentaten, aber als Karl offen einen Krieg gegen Braunschweig zu entfachen suchte, wurde er im Jahre 1832 der französischen Regierung so unbequem, daß sie ihn auswies. Er hatte jedoch einen ihm ähnlich sehenden Portugiesen als Double engagiert, der von der irreführten Polizei für den Herzog gehalten, verhaftet und nach der Schweiz abgeschoben wurde. Karl selbst hielt sich ein halbes Jahr in Paris verborgen, bis er durch Einspannung guter Beziehungen die Erlaubnis zum weiteren Aufenthalt erwirkt hatte.

Karl aber betrieb weiter seine Restaurationspläne, er verhandelte mit legitimierten und nicht legitimierten Vertretern fremder Mächte, kaufte Uniformen auf Vorrat für die Soldaten einer künftigen Interventionsarmee und sparte nicht mit Geld für die journalistische Diskriminierung seines Bruders Wilhelm, des „kleinen Usurpators“.

Bei seiner Flucht aus Braunschweig hatte der Herzog seine kostbare Juwelsammlung mit sich genommen, die zusammen mit dem vorher schon nach Frankreich verschobenen Barvermögen, das zu einem Teil jedenfalls aus einwandfrei gestohlenen Staatsgeldern bestand, ihm einen soliden Fonds für seine pompöse Lebenshaltung und seine politischen Umtriebe lieferte. Mit Hilfe des londoner Bankhauses Rothschild versuchte er, die von ihm in Braunschweig zurückgelassenen Gelder und Wertsachen herauszubekommen und nach Frankreich zu schaffen, aber die braunschweigische Regierung gab nicht nur nichts heraus, sondern beschlagnahmte noch dazu sein Allodialvermögen, da man befürchtete, Karl könne mit Hilfe so großer Geldmittel dem Lande ernsthafte politische Schwierigkeiten bereiten.

Im Jahre 1844 erlebte der Herzog eine Niederlage im engsten Familienkreise. Seine Geliebte, Lady Colville, war schon vor seiner Vertreibung aus Braunschweig nach England zurückgekehrt, da Karl die ihr versprochene Anerkennung als legitime Ehegattin nicht vorgenommen hatte, vielleicht übrigens auch nicht bei den englischen Verwandten hatte durchsetzen können. Die gemeinsame Tochter Elisabeth, die Gräfin Kolmar, blieb beim Vater und wurde in Paris erzogen. Im Laufe des Jahres 1844 erfuhr Karl, daß eben diese Tochter, an der er als dem einzigen Menschen seiner Verwandtschaft mit Leidenschaft hing, kaum 17 Jahre alt, hinter seinem Rücken, vor dem Bischof von Nancy ihren evangelischen Glauben abgeschworen und sich zum Katholizismus bekehrt hatte. Der Jesuitenpater Lacordaire hatte dieses Kunststück zustande gebracht, um, wie Karl wohl mit Recht vermutete, seine Millionen später einmal Rom dienstbar zu machen. Außerdem aber war es auch kein geringer Erfolg für die Jesuiten, eine Angehörige des hannoverisch-

englischen Königshauses für die katholische Kirche gewonnen zu haben. Der überraschte Herzog tobte vor Wut, wußte er doch, daß dieser Schritt seiner Tochter seinen Ruf im protestantischen Braunschweig vollends untergraben mußte. Er jagte die Gräfin Kolmar aus dem Hause und enterbte sie. Mit gutem Instinkt machte sich Karl, da er bei dem Bürgerkönig Louis Philippe keine Unterstützung seiner politischen Pläne hatte erreichen können, an den seinerseits intrigierenden Louis Napoleon heran. Beide Präkandidaten verband bald innige Kameradschaft, und Karl war es auch, der während der Haft Louis Napoleons in der Festung Ham den Maurergesellen Redinguet heranzog und dazu veranlaßte, den illustren Häftling im Gefängnis zu besuchen, dort die Kleider mit ihm zu wechseln und den so Verkleideten mit seinen, des Handwerkers Papieren, entkommen zu lassen. Acht-hunderttausend Franken ließ es sich der sonst geizige Exherzog kosten, um Louis Napoleon politisch weiterzuhelfen. Dafür hatte wieder Louis Napoleon dokumentarisch Karl seine Hilfe zugesagt, um ihm auf den braunschweigischen Thron zurückzuverhelfen, und der deutsche fürstliche Emigrant stellte dem inzwischen zum Präsidenten der Republik avancierten Bundesgenossen von neuem Geld bei den Vorbereitungen zu dem Staatsstreich, der im Jahre 1852 erfolgte, zur Verfügung. Diesmal riskierte Karl volle fünf Millionen, um dem französischen Präkandidaten auf den Kaiserthron zu verhelfen und damit sich selbst den Weg zurück nach Deutschland zu bahnen. Dieser große Geldbetrag in den Händen Napoleons war ohne Zweifel mitentscheidend für seinen Erfolg. Außerdem aber hatte Karl in Gelddingen gute Erfahrungen mit seinem Partner gemacht; und ebenso wie Napoleon nach Antritt der Präsidentschaft an Karl dessen frühere Darlehen zurückgezahlt hatte, gab auch der nun Kaiser gewordene Napoleon III. dem Intrigengenossen dessen fünf Millionen zurück. Aber die diplomatische Hilfe für seine Restitution in Braunschweig blieb aus, der neue Kaiser hatte wichtigere und weniger riskante Staatsgeschäfte zu erledigen, so daß Karl ihn vergeblich mahnte und drängte. Um so intensiver schloß sich der Herzog den Kreisen an, die glaubten, ein außenpolitisches Abenteuer könne für Napoleon auch die Lösung der immer mehr anwachsenden innerpolitischen Schwierigkeiten bedeuten.

Die Pausen zwischen seinen politischen Aktionen füllte Karl durch Skandalprozesse mit seinen Verwandten nicht weniger turbulent aus. Zu den alten Feinden, den Engländern, Hannoveranern und Braunschweigern, war jetzt ein neuer Prozeßgegner hinzugekommen, seine verstoßene Tochter, die Gräfin Kolmar, die einen Grafen Civry geheiratet hatte und acht Kinder zur Welt brachte. Da die Civrys arm waren, hatte Karl die Genugtuung, sie in schlechten Verhältnissen zu wissen, als die Gerichte die Alimentationsansprüche gegen ihn als Vater, nach sechsjährigem Prozeß, endgültig abwiesen. Karl selbst lebte um so pompöser. Sein Palais enthielt den ersten modern gepanzerten und gesicherten, versenkbaren Tresor, in dem er seine Kostbarkeiten, vor allem seine Diamanten, seine Wertpapiere und bares Geld verwahrte. Sein Reichtum gestattete es ihm immer wieder, in die Politik einzugreifen;

und im Hintergrund der offiziellen außenpolitischen Aktionen war er der Kaiserin Eugenie ein wohlgeleitener Helfer als Hetzer und Einpeitscher zu einem Kriege gegen Deutschland, das er vernichten und dessen Fürsten er, wie er immer wieder versicherte, aufknüpfen wollte, sobald erst Napoleon III. gesiegt habe. Als im Jahre 1870 der von ihm so ersehnte Krieg gegen Deutschland endlich ausbrach, zog Karl nach Genf, um dort als anscheinend Neutraler den Sieg Napoleons und seine Wiedereinsetzung in Braunschweig abzuwarten. Das katastrophale Ende des Feldzugs führte aber nicht nur zur Entsetzung der Dynastie Bonaparte, sondern bedeutete auch für den Diamantenherzog das endgültige Grab seiner Hoffnungen auf eine Restitution. Er hielt es für zweckmäßig, Frankreich für immer zu verlassen und in Genf zu bleiben. Hier erregte er durch seine Marotten nicht geringes Aufsehen, so zum Beispiel als er sich in den Kleidern seiner letzten Mätresse Violetta, geschminkt, mit falschen angeklebten Augenbrauen und mit Bart, in der Öffentlichkeit der präventiv sittenstrengen Stadt zu zeigen wagte. Aber die Stadtväter Genfs bewiesen das vielerörterte kalvinistische „ökonomische Sensorium“. Sie wiesen den Abenteurer nicht aus, wie es die katholisch-orthodoxen Spanier einst gemacht hatten, sondern ließen den reichen Fremden sein Geld weiter in Genf unter die Leute bringen. Diese kluge Spekulation wurde auch entsprechend belohnt, denn Karl setzte die Stadt Genf zu seiner Erbin ein. Als er im Jahre 1873 starb, behauptete übrigens seine Geliebte Violetta, er sei ermordet worden. Die Bedingungen seines Testaments, daß die Stadt Genf ihm ein Reiterdenkmal in der Art der veroneser Skalignergräber zu setzen habe, hatte der genfer Rat wenig Bedenken zu erfüllen, und man kann am Quai in Genf heute noch das geschmacklose „Monument Brunswik“ sehen. Wie hoch sich der Nachlaß belief, ist nie bekannt geworden. Die Schätzungen schwanken zwischen dreißig und dreihundert Millionen Goldfranken. Bis heute hat die Stadt Genf alle Auskünfte über die Höhe der Erbschaft abgelehnt. Jedenfalls aber handelte es sich um einen Nachlaß von ungeheurem Wert, wie sich schon aus der allgemeinen Formulierung des Testaments ergibt, in dem es unter anderm heißt:

„Wir erklären hiermit, daß Wir Unser Vermögen, d. h.: Unsere Schlösser, Güter, Wälder, Grundstücke, Minen, Salzbergwerke, Paläste, Häuser, Parks, Bibliotheken, Gärten, Steinbrüche, Diamanten, Juwelen, Silbersachen, Gemälde, Pferde, Wagen, Porzellan, Möbel, Bargeld, Obligationen, Staatspapiere, Banknoten und ganz besonders jenen bedeutenden Teil Unseres Vermögens, der Uns mit roher Gewalt geraubt wurde und der seit 1830 mit allen Zinsen in Unserem Herzogtum zurückgehalten wird, der Stadt Genf vermachen.“

Gerade den letztgenannten etwas fraglichen Erbschaftsanteil, das in Braunschweig zurückgehaltene Vermögen des Herzogs, das er selbst in einem Inventar mit 313 Millionen Franken beziffert hatte, gab Genf sofort preis und einigte sich mit dem Herzog Wilhelm von Braunschweig, der seinerseits auf Anfechtung des Testaments verzichtete. Die Liquidierung des nicht in Bargeld bestehenden Nachlasses geschah nicht, ohne daß einige höchst ver-

dächtige Lichter auf die Testamentsexekutoren fielen. Karls Diamantensammlung, die kostbarste der Welt, wurde laut Erbschaftsinventar der Stadt Genf für 1 854 284 Franken und, nicht zu vergessen, 5 Rappen verkauft. Als der Expert Fontana, der die Diamanten 1867 auf 40 000 000 Franken geschätzt hatte, von dem Verkauf hörte, fiel er in Ohnmacht. Die 600 Exemplare des Katalogs der Diamantensammlung sind verschwunden. Verschwunden blieben auch vierzehn hervorragende Gemälde großer Meister, und das auf sechzehn Millionen geschätzte Palais des Herzogs in Paris wurde für 780 000 Franken verschleudert.

Aber selbst diese skandalösen Verluste scheinen im Verhältnis zum Gesamtvermögen keine wesentlich vermindernde Rolle gespielt zu haben. Die Millionen des Diamantenherzogs begannen bald in Genf Früchte zu tragen. Die Stadt bezahlte ihre Schulden, sanierte die unhygienischen Stadtviertel, richtete Unterrichtsanstalten, darunter eine Uhrmacherschule, Kindergärten und öffentliche Parks ein und baute ein neues Theater, ein Schlachthaus, Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke sowie andere gemeinnützige Anstalten. Aber die Höhe des ererbten Vermögens wurde immer noch nicht und auch bis heute nicht bekanntgegeben. So konnte auch Karls Neffe, der Graf Ulrich Civry, als er Pflichtanteilsansprüche gegen die Stadt Genf anmeldete, keine belegbare Ziffer für seine Forderung nennen. Aber die Genfer dachten überhaupt nicht daran, auch nur einen Centime zu zahlen, zumal die höchst schwierige, wichtige Streitfrage die war, ob Karl die außerehelich geborene Gräfin Kolmar als seine Tochter anerkannt hatte oder nicht. Ja, es wurde sogar bestritten, daß sie überhaupt seine Tochter war. Es kam zum Prozeß vor dem Gericht in Paris, und hier kam zutage, daß bei dem Brand des braunschweiger Schlosses 1830 mit dem Familienarchiv auch die Geburtsurkunde der Gräfin Kolmar vernichtet worden war. Schon dieses für den Prozeß grundlegende Dokument war unersetzbar. Außerdem aber konnte die Gräfin Civry nach französischen Recht, nur wenn sie nachweislich von ihrem Vater legitimiert war, als unehelich geborenes Kind Erbsprüche geltend machen oder solche vererben. Angebliche Fälschungen der Kirchenregister, Dokumentendiebstähle wurden in diesem über sechzig Jahre dauernden Prozeß zu skandalösen Nachrufen für den Inhaber des „Monument Brunswik“. Obwohl nun die braunschweigische Regierung unter dem 24. November 1927 dem Grafen bestätigte, daß die Ehe Herzogs Karl II. mit Lady Colville zu Recht bestanden habe, daß deren gemeinsame Tochter, nachmalige Gräfin Civry, sich zu Recht als Tochter Karls bezeichnen durfte, daß ferner über die Anerkennung der Tochter als seines eigenen Kindes seitens des Herzogs Karl II. keinerlei Zweifel beständen, und daß somit Graf Ulrich de Civry, unbezweifelbar Großkind des Erblassers, berechtigt sei, die Erbsprüche seiner Mutter zu verfechten, so brachte dies schon beinahe verdächtig gefällige Dokument den Nachkommen Karls praktisch doch keinen Nutzen. Unter Hinweis auf diese amtliche Erklärung verlangte Paul Boncour, der in Genf im Palais des Völkerbundes als Außenminister Frankreich vertrat, zu gleicher Zeit als bevollmächtigter Anwalt des Grafen Civry von der

Stadt Genf Herausgabe des Pflichtteils für seinen Klienten. Aber Genf lehnte auch jetzt jede Zahlung ab, wieder kam es zum Prozeß zu Paris, und von neuem wies das Seine-Tribunal am 20. März 1935 die Klage des Grafen Civry gegen die Stadt Genf unter Hinweis auf das Fehlen von Originaldokumenten, als unzureichend begründet, ab.

Dieser Prozeß mag nun fortgesetzt werden oder nicht, er hat nur ein Kuriositätsinteresse durch die noch dazu unbekannte Höhe der Streitsumme und die Person des Diamantenherzogs. So bleibt zum Schluß nur noch übrig, auf eine besonders bemerkenswerte Stelle in einer der Streitschriften des unnachgiebigen Herzogs hinzuweisen. Als im Jahr 1873 Karls Bruder, der regierende Herzog Wilhelm von Braunschweig, gestorben war und das braunschweiger Parlament bei der Diskussion der Nachfolge den vertriebenen Herzog stillschweigend übergang, veröffentlichte dieser in der genfer Zeitung „Patrie“ eine feierliche Rechtsverwahrung. In dieser Erklärung sagte Karl nun unter anderem:

„Angesichts eines Krebses, der ganz Deutschland aufzehrt und aufzehren wird, nicht durch den Sozialismus, sondern durch Verdrängung des Schwächeren, sich gründend auf das Prinzip ‚Macht geht vor Recht‘, sagen Wir voraus, daß der Kommunismus davon den Nutzen haben wird.

Und in der Tat, während eines Krieges der Armen gegen die Reichen, wo die ersteren tausend gegen einen sind, wie sollte man dieses Prinzip gegen sie umkehren und sagen: ‚Wir werden uns untereinander bestehen, aber Ihr dürft uns nicht bestehen?‘

Die Armen sind im gleichen Fall: tausend Arme gegen einen Reichen. Wie lange glaubt ihr die Menschen auf das Schlachtfeld führen zu können, von dem Augenblick an, da die Zeitungen es übernehmen, sie aufzuklären und ihnen die Freiheit an Stelle der Sklaverei der Kasernen zu zeigen, und das Leben an Stelle des Todes bei der Bekämpfung ihrer Brüder?“

Diese Erklärung Karls erregte ungeheures Aufsehen. Ein deutscher Fürst, der dem siegreichen Deutschland Bismarcks Untergang und Kommunismus prophezeite, das war ein Ereignis, das Bundesfürsten und Regierungen wirklich nicht erwartet hatten, und das sie heftig schockierte. Da es unmöglich war, die Veröffentlichung des peinlichen Vettters totzuschweigen, erklärte man, seine Verrücktheit sei nun endlich offen zutage getreten.

Nun hat der Exzherzog gerade den Grund dessen, was er in bezug auf sich selbst als „Bestohlenwerden“ bezeichnet, mißdeutet. Die monarchistischen deutschen Regierungen hatten ihn aus ihrer Mitte eliminiert, weil sie ihn als einen Gefahrenfaktor für den Bestand der monarchistischen Ordnung erkannt hatten. Der deutsche Absolutismus von 1830 war schon allzu abhängig von den Ständen, die er ungestraft nicht mehr reizen konnte, wie es sich die großen und kleinen Tyrannen des 18. Jahrhunderts hatten gestatten können. Es war also gerade die Solidarität der Monarchen gegen einen unzeitgemäß überspannten Außenseiter, die Karls Restitution verhinderte. Nicht die Vorteile, die sein Bruder dabei einheimste, waren für die Regierungen maßgebend, wenn sie Karl fallen ließen, sondern durchaus ihr Selbsterhaltungstrieb.

Was nun die sonderbare Voraussage angeht, so enthalten Karls Worte nichts, was auch nur zumindest auf eine Erkenntnis der Struktur der Gesellschaft und auf die politischen Endfolgen der Entwicklung der Produktionsformen hinwies. Den „Krebs“, wie Karl den Mißbrauch der Gewalt mit einer biologischen Metapher moralisierend bezeichnet, hat er nicht als Symptom der feudalen und kapitalistischen Wirtschaft, sondern als die Ursache selbst betrachtet. Aber der unendlich reiche Feudalherr und kapitalistische Unternehmer hatte als politisch schwächere Partner die Überlegenheit der effektiv herrschenden Ordnung, die er als ein anachronistisches Element gestört hatte, zu spüren bekommen, und dies trieb ihn, den von Reichen bestohlenen Reichen, zu der grotesken Parallelsetzung seiner Person mit den von den Reichen bestohlenen Armen. In den Worten von der „Verdrängung der Schwächeren“, dem „Untereinanderbestehlen“ nach dem Prinzip, daß Macht vor Recht geht, steckt etwas wie eine subkutane Vorempfindung für die Gesetze des Klassenkampfes, aber mehr auch nicht, am allerwenigsten eine bewußte Sympathiekundgebung für die Arbeiterschaft, als die man seine Erklärung in den erschreckten fürstlichen Regierungen aufnahm.

JAKOB ROHRBACH

Porträt eines Bauernkriegsführers

von

Johannes Wüsten

Die Ausrottung aller revolutionären Tradition in den Jahrhunderten nach 1525 ist so vollkommen geglückt, daß vom Bundschuh nicht viel mehr als der Name sich erhielt. Wie einst nach der Völkerwanderung weite Gebiete des Wissens und das hohe Können der Antike in Vergessenheit gerieten und erst neu entwickelt werden mußten, so auch hier: weder die Jakobiner noch die Sozialisten haben vom Bundschuh lernen können. Alles mußte von neuem erprobt werden, jeder Fehler wiederum mit Strömen von Blut sich ins Gedächtnis einwaschen, ehe das moderne Europa eine dem Bundschuh vergleichbar starke Organisation schaffen konnte. Und nun erst — vergleichend — sieht man tief betroffen, was der Verlust des historischen Erbes zu bedeuten vermag. Nun erst begreifen wir, daß Deutschland noch immer ein Thomas Münzer fehlt. Münzer ist uns, durch Ernst Blochs noch immer zu wenig beachtete Biographie, Joß Fritz durch Gustav Regler nahegebracht worden. Unausgedeutet, aber wenigstens populär wurde Florian Geyer. Der militärisch und politisch größere Michael Gaismayer ist heute noch fast unbe-

kannt, und der gewaltigste von allen, Jakob Rohrbach, verdankt sein Andenken nur dem glühenden Haß, den die Sieger durch Jahrhunderte gegen ihn wach hielten. Alle waren ihnen erträglicher als dieser eine. Es haßten ihn die, welche eine Reichsreform durch Verhandeln erstrebten — es haßten ihn die Fürstenknechte von Wittemberg. Rohrbach ist es, der Luther die widerliche Schrift gegen die aufrührerischen Bauern entlockt hat. Und auch in späteren Zeiten war das liberale Bürgertum sich darin einig: Ehre zwar für Geyer, Verständnis für Karlstadt, Achtung immerhin vor Münzer — aber nieder mit Rohrbach, diesem viehischen Mordbrenner!

Das aber heißt: nieder mit dem konsequentesten Politiker, den das revolutionäre Deutschland bis jetzt hervorgebracht hat. So wie es einst hieß: nieder mit dem beliebtesten Führer des Bundschuh! Damals allerdings vergeblich — kein Wendel Hipler, kein Götz vermochten ihn zu stürzen.

Im Gegensatz zu den meisten Führern hat sich von Rohrbach viel Biographisches erhalten, auch aus der Zeit in der er noch nicht öffentlich bekannt war. Es ist mit der gleichen „Liebe“ geschrieben, wie etwa die Nazis über Liebknecht oder Dimitroff berichten. Doch man sucht in der Kette von „Untaten“ vergeblich nach Belastungen, die den Charakter als minderwertig offenbaren. Oder ist der Vorwurf, dieser Rohrbach habe jederzeit seine Steuern an seinen Herrn zu zahlen sich geweigert — ist dieser Vorwurf stechend? Oder der, daß sein alter Vater mit ihm unzufrieden war? (Wäre er es nicht gewesen, der Alte hätte stracks am nächsten Baum gehangen.) Oder der, daß Rohrbach obrigkeitswidrige Schriften gelesen und verbreitet habe? Wahrlich ein „bösllicher Mensch“!

Wir besitzen als kostbare Reliquie von diesem „bösllichen Menschen“ einen handgeschriebenen Brief, der sich zufällig erhalten hat. Dieser Brief ist, wie Zimmermann schreibt, in Stil, Inhalt und Schrift eine der schönsten Urkunden, die er unter etwa tausend zeitgenössischen, die er gelesen hat, fand. Und Zimmermann ist nicht gerade ein Verehrer von Rohrbach.

Was aus allem hervorgeht, ist: Rohrbach, der sich früh gegen seine Ausbeuter zu wehren begann, war schon Jahre vor dem Aufstand der illegale Leiter des Bundschuh im Neckartal. Er war kein Leibeigener, sondern sein Geschlecht hatte sich reichsfrei zu erhalten gewußt. Unter den Massen, die mit dem Bundschuh sympathisierten, muß er schon bald großes Ansehen genossen haben, in der Bundschuhleitung selbst galt er als einer der fähigsten Köpfe, und das, wie sich bald zeigen sollte, mit vollem Recht.

Schon gleich zu Beginn des Aufstandes ist es sein Gau, in dem alles mustergültig und den zwölf Artikeln gemäß abläuft: am Stichtag löst er die bewaffnete Erhebung aus, mit einer eindeutigen programmatischen Erklärung an die Bevölkerung. Er verhaftet sofort alle Regierungsvertreter und beschlagnahmt die Guthaben der Klöster, Stifte und des schwäbischen Städtebundes. Das war am 2. April.

Wenige Tage später wird die erste Bauernarmee bei Leipheim vernichtet. Sie hat sich aus guten Positionen heraus vom General des schwäbischen Bundes, dem berüchtigten Truchseß von Waldburg, in Verhandlungen locken las-

sen, die dieser dann zu einem Überfall benutzt. Der politische Rückschlag am Anfang der Erhebung ist sofort spürbar: überall stockt der Zuzug, und die neutralen Städte, ja selbst sympathisierende, beginnen ihre Tore zu schließen. Schon wenige Tage später muß es die Bauernkanzlei unter Wendel Hipler erleben, daß der Kommandant von Weinsberg ihre Delegation zusammenschießen läßt.

Da greift Rohrbach ein. In einem erregten Kriegsrat gewinnt er Florian Geyer für den Bundschuh — gegen die Bauernkanzlei — und erzwingt den Sturm auf Weinsberg. Geyer, für solche Aufgaben offenbar besonders geeignet, hat das Schloß in kurzer Zeit erstürmt, Rohrbach selbst erobert das Untertor und damit die Stadt, an der die Bauernkanzlei am liebsten vorbeigezogen wäre. Der erste große Sieg ist errungen, der Bauer hat erkannt, wie stark er ist.

Hat er es wirklich erkannt? Und wissen es nun auch seine Gegner? Rohrbach ist für eindeutige Siege. Dem Sturm folgt das Gericht. Das erste Revolutionstribunal des modernen Europa tritt zusammen. Der eidbrüchige Kommandeur von Weinsberg, Graf Helfenstein, Schwiegersohn des Kaisers Maximilian, wird mit vierzehn Offizieren seines Stabes zum Tode verurteilt. Das Urteil wird sofort vollstreckt, ohne Folterungen, wenn auch ohne Gnade.

Man macht sich heute kaum noch eine Vorstellung von der Erregung, die diese Exekution in Deutschland hervorrief. Daß Luther nun auf dem Plan erschien, wurde schon erwähnt. Die weinsberger Hinrichtung — mit einer Ausnahme die einzige des ganzen Bauernkrieges — hat sich in der späteren Geschichtsschreibung vervielfältigt, bis sie als typischer Beweis bäuerlicher „Mordbrennerei“ in alle Schullesebücher Eingang fand. Nur die Enthauptung Ludwigs XVI. hat Europa in eine ähnliche Erregung versetzt und hat ähnliche Folgen gehabt.

In der Hinrichtung Helfensteins hatte die Revolution über die Reformation gesiegt. Das Ansehen des linken Flügels in der Kanzlei (Münzer, Geyer, Rohrbach) wuchs in jenen Tagen bei den Massen zu blindem Vertrauen. Und die Kanzlei zerbrach in ihre Bestandteile. In den Dokumenten klappt hier eine Lücke, die nicht mehr ausfüllbar ist. Wir kennen nur das Ergebnis dieser letzten Plenumsitzung der Exekutive: an Stelle Geyers, des Siegers, wird Götz von Berlichingen mit dem militärischen Oberbefehl betraut, ein Mann, der in seinem Tagebuch später offen bekannte, er habe es als seine Aufgabe angesehen, die Bauern zu verraten. Geyer, durch die Wahl vermutlich tief betroffen, ist politisch uneinsichtig genug, sich selbst zum Partisanen zu erklären. Vielleicht, wofür manches sprechen könnte, war selbst für Geyer die Hinrichtung von vierzehn Rittern unerträglich. Er hätte damals ohne weiteres mit Rohrbachs Hilfe die militärische Leitung an sich reißen können, ja er hätte das tun müssen. Sein Resignieren war ein schwerer Fehler.

Rohrbach hingegen, nicht Soldat, sondern Politiker, weiß, daß er der Kanzlei nicht den Gefallen tun darf, freiwillig zu verzichten. Sein einzigartiger Einfluß auf die Massen und seine Verankerung im Bundschuh geben ihm die Macht, die er sofort ausnutzt. Kaum ist Weinsberg gefallen, steht er schon mit

dem Vortrupp bei der mächtigen Reichsstadt Heilbronn. Dort hat die Tat von Weinsberg bereits gewirkt: die Stadt ergibt sich ohne Schuß.

Rohrbachs Name ist im Munde aller Deutschen vom Allgäu bis nach Westfalen. Sein Tatendrang wetteifert mit der Leidenschaft für die zwölf Artikel, die er immer bei sich trägt. Von Heilbronn aus setzt er Stoßbrigaden ein und zerstört den gesamten Ausbeutungs- und Terrorapparat der Gegner durch Schleifen der Klöster und Schlösser. Er verteilt den Boden der Rittergüter an die landhungrigen Bauern. Er setzt an Stelle der alten Behörden Bauernräte ein. (Das Wort stammt aus dieser Zeit.) Das Furioso seiner Aktionen kann man heute noch staunend am Kalender ablesen: am 17. April erstürmt er Weinsberg, 48 Stunden später besetzt er Heilbronn, am 25. hat er bereits Stuttgart in seiner Gewalt!

Denn kaum gelangt die Nachricht nach Heilbronn, daß die Schwaben im Aufstand begriffen sind, sitzt Rohrbach schon im Sattel und jagt hinunter. Die schwäbische Armee, eben in der Bildung, wird von Matern Feuerbacher geleitet, einem Reformierer, zu dessen friedfertiger Gesinnung Kirchenfürst wie Ritter das vollste Vertrauen haben durften. Rohrbach unterstellt Feuerbacher sofort Bauernkommissaren, die den Versöhnler späterhin verhaften mußten, als er frischfröhlich am Verraten war.

Was aber war auf die Dauer einer gegen die ganze Kanzlei? Besonders, nachdem sich Geyer selbst kaltgestellt hatte und Münzer ohne militärische Fachleute einen Schlag nach dem andern erhielt. Man isolierte Rohrbach von seiten der Kanzlei, man sperrte ihm die Zufuhr, die Reserven, man drohte, ihm das Kommando zu entziehen, und als alles nichts half, ließ man die Maske fallen und setzte die zwölf Artikel außer Kraft.

Das war der offene Verrat an der Revolution. Die Bauern handelten danach, kein Mitglied der Kanzlei war in diesen Tagen sichtbar, es wäre unweigerlich erschlagen worden. Rohrbach entwickelte eine fieberhafte Gegenpropaganda, er eilte durch Städte und Dörfer, mobilisierte überall die Massen im Sinne Münzers und der zwölf Artikel. Ein neuer Sturm wurde entfesselt, von überallher zogen Aufgebote heran. Die Bauern versuchten mit Rohrbach an der Spitze die Revolution zu retten.

Doch der Verrat hat sich schon zu tief eingefressen, und das wird auch der neuen Aktion zum Verhängnis. Die schwäbische Armee wird vom Truchseß angegriffen. Rohrbach kann sich auf seinen General Bernhard Schenk verlassen. Schenk ist ein ausgezeichnete Strategie, was selbst die Gegner anerkennen. Aber die Stadt Böblingen, das Zentrum seiner Armee, ist im geheimen Vertrag mit dem Truchseß und fällt den Bauern während der Schlacht, als sie schon siegen, in den Rücken. Rohrbach, der gerade Reserven heranführt, stemmt sich den Fliehenden entgegen und wird gefangen.

„Der Mörder von Weinsberg“ wird nach adligem Kriegsbrauch nicht etwa abgeurteilt; man führt ihn im Triumph von Ort zu Ort, bis alle Herren beisammen sind. Zimmermann gibt folgende Beschreibung:

„Rohrbach, das war ein vornehmes Wild für den Rachehunger des Adels, und sie beschlossen, ihn zu braten. Am schönen Neckargelände lagerte der

Truchseß, um das große Autodafé des Adels zu feiern. Ringsum in den Dörfern war kein Bauer vorhanden. Abends wurde Jakob Rohrbach in Weidach an eine Felbe mit eiserner Kette gebunden und mit Feuer umlegt, daß er langsam bratend mit lebendigem Leibe den gräßlichsten Todestanz in dem Feuerkreis um den Baum tanzen mußte, unter Trommeln und Pfeifenschall. Kinder auf den Achseln der Kriegsknechte sahen zu, und umherstanden die Edlen, bis sein letzter Ton verseufzte, bis er, nicht mehr er selbst, keine Gestalt mehr, zusammensank.“

Das war am 20. Mai; tags darauf wurde die Stadt Weinsberg dem Erdboden gleichgemacht „für ewige Zeiten“, was weniger wörtlich zu nehmen war, als das Todesurteil gegen alle waffenfähigen Männer, die man ermordete, gleichgültig, wo man sie fing.

Mit dem Tode Rohrbachs fiel der eigentliche Kopf des Bundschuhs. Ehe er in Gaismayer eine neue zentrale Leitung erhält, verliert er alle insurgierten Gebiete, soweit sie nicht in den Alpen liegen. Bald nach Rohrbach wird Florian Geyer ermordet. Der große Verrat der Bauernkanzlei führt zu tausend kleinen Verrätereien all derer, die nur auf eine Lockerung der straffen Führung lauerten. Allen voran bestätigt Götz von Berlichingen das stets vorhandene Mißtrauen gegen ihn, indem er offen zum Feinde übergeht. Danach fällt Münzers Haupt vom Richtblock, und nun beginnt ein Bauernschlachten ohnegleichen — die erste soziale Erhebung Europas wird im Blut ersäuft.

Man kann eine Biographie Rohrbachs, auch eine ganz kurze, nicht abschließen, ohne einer Frau zu gedenken, mit der er eng verbunden war. Seltsam unbeachtet von der bisherigen Geschichtsschreibung wandelt sie durch die Geschehnisse des Bauernkriegs, vom Volk unter dem Namen „Schwarze Hofmännin“ wie eine Heilige verehrt. Sie hieß Margarethe Renner, der Gegner hat eine Menge Akten über sie auf unsere Tage gebracht, gehässiges Zeug, das trotzdem nichts anderes zuwege bringt, als die Bedeutung dieser Frau eindringlichst aufleuchten zu lassen. Am Sturm auf Weinsberg war sie aktiv beteiligt, ebenso an der Hinrichtung der vierzehn Ritter. Sie zog als eine der ersten in Heilbronn ein. Überall war sie die grimmigste Gegnerin des Götz von Berlichingen. Rohrbach stand sie zur Seite als „Freundin, Ratgeberin, Helferin, als Sporn und stets mahnender Geist“. Nach seinem Tod verliert sich ihre Spur, vergeblich sucht man sie unter den Toten, vergeblich unter den Emigranten.

Letzte Kunde vom großen Kämpfer: „Unter den Flüchtlingen zu Straßburg war namentlich Bernhard, Schultheiß Weldners Sohn. Der hatte einen Druck und verteidigte seine Partei, vor allen Jakob Rohrbach.“

Vor allen Jakob Rohrbach!

DIE NIEDERLAGE

Ein Schauspiel über die Pariser Kommune

von

Nordahl Grieg

DRITTER AKT¹

Eine große Barrikade, in zwei Höhen, sperrt die Straße. LUCIEN, PAULINE, LOUIS, MARIE, MICHEL, MARTIN, RENÉ und viele andere ARBEITER oben auf der Barrikade. Ganz rechts ist eine enge-Passage an der Hauswand. Hier steht MAURICE Wache mit einem Gewehr, in allzu großer Uniform. Ein HERR und eine DAME wollen vorbeihasten, außerordentlich nervös.

MAURICE (*hält sie an*): Einen Stein!

DER HERR (*erregt*): Du hörst doch, daß das Schießen näherkommt. Wir müssen uns in Sicherheit bringen.

MAURICE: Einen Stein! Alle müssen einen Stein legen.

LUCIEN (*der am nächsten steht, über den Kopf des Paares hinweg*): Sagtest du Sicherheit?

PAULINE: Warum schmeißt du nicht den Mantel weg, bleibst hier und kämpfst?

LUCIEN: Denn du bist doch wohl für uns, was?

DER HERR: Ich bin für das Volk! Unbedingt! Laßt uns gehen!

LUCIEN: Einen Stein, Deubel nochmal!

Der Herr legt schnell seinen Stein hinauf. GUY und ROSE kommen herbeigesaut.

GUY (*zu der Dame*): Heiße Granaten, kauft heiße Granatsplitter! Eben gefallen. Gleich da drüben.

DIE DAME (*voller Schrecken zum Herrn*): Ich kann nicht mehr.

ROSE: Bloß zwei Francs!

PAULINE (*öffnet nach*): Sie kann nicht mehr, hörst du!

MAURICE (*senkt das Gewehr, überredend*): Ich meine wirklich, ihr solltet kaufen. Souvenir!

DER HERR (*ist fertig mit dem Stein*): Paß auf, Bursche! Dein Gewehr geht noch los.

MAURICE: Dafür ists ein Gewehr.

DER HERR (*gibt Rose eine Münze*): Hier ist das Geld, du ver...

MAURICE: Was hast du gesagt? Ich denk es war: Es lebe die Kommune! Nochmal!

LUCIEN: Richtig. Nochmal!

DER HERR (*zähneknirschend*): Es lebe die Kommune!

¹ Die beiden ersten Akte finden unsere Leser in Heft 1 und 3, 1938.

Eilt zusammen mit der Dame hinweg, gefolgt von Gelächter.

LUCIEN (zu René): Lang ein paar Steine rauf.

René reicht zu.

LOUIS (trocknet den Schweiß von der Stirn): Ich denke, das langt hier. Jetzt solln se bloß kommen.

LUCIEN: Schmeiß das Gewehr rauf, Maurice, daß ich probieren kann, wies aufliegt. (Legt das Gewehr an.) Das ist fein. Hier will ich stehn.

PAULINE: Und ich hier.

RENÉ: Kann ich neben euch stehen?

LUCIEN: Natürlich kannst du.

PAULINE: Bist du nicht hungrig, Lucien?

LUCIEN: Sicher. Und es kann eine Weile dauern, bis wir wieder zum Fresen kommen. Hol die Brote vor.

Die meisten setzen sich. Einige stehen oben auf der Barrikade Wache.

LUCIEN (teilt aus): Sollt 'n Stück Wurst sein, was ich im Namen des Volkes beschlagnahmt habe. Kommt her, Gören!

PAULINE (trinkt aus der Flasche): So behaglich. Wieder im eigenen Viertel sein.

LUCIEN: Ja, was zum Deubel soll das, draußen auf den Wällen liegen und hinaussehen auf das dumme, glotzende Bauernland, tagaus und tagein. Ich war herzlich froh, wie Delescluze sagte, wir sollten zurückgehn. Ja, hier is es hübsch.

MARIE: Und hier is es so einfach, daß man nich weit von zu Haus fort is. Ich kann leicht mal zu meinem Jungen.

MARTIN (schneidend): Geht nur weiter auf die Tour, dann sind wir bald zu Haus in unserer Straße!

LUCIEN: Ach, halt dein Maul.

PAULINE: Ja, das sag ich auch.

MAURICE (zu Rose und Guy): Solln die uns wohl von hier wegtreiben können?

GUY und ROSE: Nee!

MARTIN: Ihr werdet noch ganz anders reden, wenn die mit ihren Maschinengewehren anfangen!

LUCIEN: Ach, geh nach Haus und spiel mit 'm Schaukelpferd.

MARTIN: In die Zeitung stand, daß die Generäle den Krieg gegen die Deutschen anfangen, weil das Maschinengewehr grad erfunden war, und da hatten sie Lust, es auszuprobieren. Die Deutschen waren zu gerissen für sie; aber jetzt probieren se es an uns. Und sie haben se benutzen gelernt in diesen Wochen.

LOUIS: Wir können se auch benutzen, wir auch.

MARTIN: Wir haben ein einziges.

LOUIS: Aber das is gut für zwei. Und Louis is der Mann dazu. Das is er.

MAURICE: Willst du vielleicht sehn, wie rasch ich den Patrongürtel wechseln kann?

GUY: Laß mich mal, ja.

Maurice (*demonstriert*): Schau her! Gemacht im Blitztempo!

LUCIEN: Das is richtig, Maurice.

MAURICE: Und schießen kann ich auch, wenns drauf ankommt. (*Macht ein Maschinengewehr nach.*) Da falln die Schweine — eins nach dem andern!

ROSE (*liebkost das Maschinengewehr*): Ja, du kannst was!

KINDER (*singen*): Und kommt das Militär,
legt sie um, die Luder!
Maschinengewehr, Maschinengewehr,
du unser Vater, Freund und Bruder!

MAURICE: Wenn ich groß bin, will ich Mechaniker werden. Damit ich selber Maschinengewehre machen kann.

MICHEL: Sollst du denn nich Kutscher werden?

MAURICE: Ich will dir was sagen, Michel. Ich glaub nicht, daß die Zeiten danach sein werden.

LOUIS (*zu Martin*): Du solltest ein bißchen weniger trinken, du. Denn jetzt kommts drauf an.

MARTIN (*mit einem Gelächter*): Ja, jetzt kommts drauf an.

LOUIS: Hör auf zu lachen. Hau ab, wenn du nich aufhöörn kannst.

MARTIN: Mit dieser Bandage werd ich erschossen, wo sie mich finden. Das kann grad so gut hier sein.

LOUIS: Verstehst du nicht daß es das größte in der Welt is, wofür wir kämpfen? Das Recht auf Arbeit.

GUY: Daß wir nich entlassen werden können.

MARTIN: Und das Recht zu krepieren.

LOUIS: Ja, lieber verrecken, als es so kriegen, wie wirs früher hatten.

Das Schießen kommt näher. Alle lauschen.

LUCIEN: Sie kämpfen auf dem Vendôme-Platz.

LOUIS: Seht nach den Gewehren, Jungs!

Alle gehen an ihren Platz. Louis richtet das Maschinengewehr. Lucien, Pauline, René bleiben rechts mit den Gewehren sitzen. Die Kinder um Michel. Maurice putzt Michels Gewehr.

LUCIEN (*horcht*): Na, jetzt passiert.

MICHEL: Aber ein solcher Krieg is so teuer! Sie sagen, der kostet viele Millionen pro Tag! Sie brennen Häuser nieder und töten Leute für das Geld. Wenn nur die Leute mit sich selber 'ne Spur Mitleid hätten. Wenn se das Geld nehmen, damit in den Wald fahren würden! Jetzt ists so grün und schön da draußen. Im Frühling haben wir viel Ausflüge da draußen gemacht, die Marthe und ich. So viel wir bloß schaffen konnten. Und dann sind sie in die Büsche rein; und wir standen an der Chaussee und haben gewartet. Oft wars ganz schön, lange zu warten. Aber dazu gehört wohl Jugend.

LUCIEN: Was sagst du, Pauline?

PAULINE: Das klingt nich übel. Beinah wie auf dem Kirchhof.

MICHEL: Aber wir haben uns auch amüsiert. Ich hatte Essen mit und Wein, und Marthe kriegte Hafer, richtig schön satt wurde se. Und dann ging der Schwanz hoch, es leuchtete wie Gold, was sie schië. Ach, die Zeit kommt wohl nie zurück.

LUCIEN: Hast du 'nen Knacks! Wir werden kämpfen um Marthe, alle Mann.

PAULINE: Unwiderstehlich werden wir, wenn wir an Marthe denken.

LUCIEN: Und an die Ausflüge ins Gehölz. (*Lehnt sich über Pauline und küßt sie.* — *Zu René*) Du solltest ein Mädchen mit dir haben, du auch.

PAULINE: Hast Du vielleicht keins?

RENÉ: Ich hatte eins. Aber sie ist nach Versailles abgehauen.

PAULINE: War se von der Sorte?

LUCIEN: Ja, da werd ich dir akkurat sagen, wie sie war.

RENÉ: Ich weiß nicht . . . Wir quälten einander so.

LUCIEN: Maurice, hilf diesen Burschen lieber mit seinem Gewehr. (*Zu René.*) Du bist ein richtiger Tölpel, will ich dir sagen.

Maurice legt die Hand um das Gewehr.

PAULINE (*zu René*): Warst du eifersüchtig?

LUCIEN: Eifersüchtig? Wenn du mich betrügen wolltest, würde ich dir das Messer reinjagen.

PAULINE: Lieber das Messer als einen andern.

RENÉ: Das war gleichsam . . . Auf ihre Vergangenheit war ich eifersüchtig.

LUCIEN: Vergangenheit? Hast du Zeit gehabt, dabei an die zu denken?

Du mußtest doch Kerl genug sein, damit ihr die Puste ausging und se die Vergangenheit vergaß und noch allerhand dazu . . .

Eine Granate schlägt hinter ihnen ein.

PAULINE: Heiða! Meinst du, hier wäre Zeit, an die Vergangenheit zu denken?

Die Kinder springen auf, um nach dem Granateneinschlag zu sehen.

RENÉ: Siehst du, die Menschen sollten nie das Recht haben, mit ihrem eigenen Gemüt allein zu sein. Sie würden es mißhandeln, quälen, verdrehen, wenn sie nur rankönnten. Darum ist es gut, hier zu sein. Hier sind viele. Hier ist Leben und Tod. Vor den Granaten bin ich bange, aber sie haben ein Gutes: sie sind wichtiger als mein eigenes Gemüt. Darin ist Schutz und Freiheit. Ich bin frei vor mir selber.

LUCIEN: Hör auf mit der Litanei. Schau, daß du ein gutes Mädchen kriegst. Du kriegst. Davon gibts genug, und sie wollen alle zusammen.

PAULINE: Ja, mit dir. (*Singt*):

Wir lagen zur Nacht im Erlengrund;

kühl waren die Steine.

Da gabst du mir erst das große Gefühl und —

dann das berühmte kleine.

MARTIN: Der Satan soll länger mit 'm Gewehr rumfummeln!

Er nimmt eine Ziehharmonika hervor und entreißt ihr einen wilden Cancan. Pauline fährt auf und tanzt, alle andern schlagen den Takt. Das Schießen wird heftiger.

LOUIS: Jetzt gehn se zum Angriff vor auf 'm Vendôme-Platz.

LUCIEN: Aber diese Barrikade nehmen sie nie, die is wie 'n Fels.

LOUIS: Für euch heißt jetzt nach Haus, Kinder.

MAURICE: Nee, hat man so was gehört!

LUCIEN: Ich glaube, der Deubel reitet dich, Louis!

LOUIS (zu Maurice): Du bist ein ganzer Bursche, das is wahr. Aber die beiden Kleinen hier.

GUY: Wir haben keine Bleibe, wo wir hinkönnen.

MARIE: Ihr habt 'ne Tante, das weiß ich.

GUY: Glaubst du, wir wollen sitzen und warten, bis die Soldaten kommen und uns auf die Bajonette spießen?

ROSE: Nee, dankeschön, wir bleiben bei Maurice, wir. Darauf kannst du Gift nehmen!

MARIE: Glaubst du, die Soldaten kommen mit ihren Bajonetten? Soll ich zu dem Jungen nach Hause gehn? Ach, wenn doch bloß Frieden wär, Louis! Alles gleich, bloß Frieden! Daß der Junge aufwachsen könnt...

LOUIS: Wird es so ein Frieden, wie ihn diese Satans wollen, dann kann mir der Junge leid tun.

Schweigen. PIERRE kommt mit dem Gewehr über der Schulter.

LUCIEN: Bist dus, Pierre? In was für 'ner schwarzen Hölle bist du denn gewesen? Kommst du kämpfen?

PIERRE: Ja.

PAULINE: Irgendwer sagte, du wärest getürmt. Das is ordentlich von dir, daß du kommst.

PIERRE: Ich bekam die Offiziere so dick, die wir draußen auf den Wällen hatten. Se wollten absolut Soldaten aus uns machen. Hast du gefragt: wofür kämpfen wir, antworteten sie: „Links um!“ Und hast du gesagt: was soll draus werden, wenn wir gesiegt haben, war es: „Rechts um!“ Und das war nicht das, was ich wissen wollte.

LUCIEN: Hast also nicht erklärt gekriegt, was du wissen wolltest?

PIERRE: Nee. Deswegen bin ich wieder zurückgekommen.

LUCIEN: Du bist der richtige! Das soll wohl gradzu scharfsinnig sein von dir, aber für die Fundamentierungen von dir geb ich nich viel. Das is doch klar wie der Tag, wofür wir kämpfen: das is, um ein anständiges Leben zu kriegen, Deubel nochmal!

PIERRE: Für dich selber?

LUCIEN: Das is klar.

PIERRE: Das is nich genug.

LUCIEN (verärger): So, das is merkwürdig.

PIERRE: Du hast gute Chancen, daß dein anständiges Leben in 'ner halben Stunde tot sein wird oder du ein Krüppel wirst für den Rest deines Lebens. Zehn, zwanzig, dreißig Jahre mit zwei Beinstumpen im Bett liegen und drauf warten, daß der Nachbar von die Arbeit kommt und dir

auf 'n Topf hilft. Es muß was anderes sind, wofür wir kämpfen, etwas mehr, und jetzt weiß ich: das gibts!

PAULINE: Dann sag es, Pierre.

PIERRE: Es is schwer, das zu erklären. Die spielten was, und da sah ich alles ein.

LUCIEN: S p i e l t e n die was? Musike?

PIERRE: Ja, es war im Kaiserpalais.

LUCIEN: Fein soll der sein.

PIERRE: Da is wohl der Courbet, ihr wißt, der dicke Maler, der diese Konzerte auf die Beine gebracht hat. Alle können einfach reingehen.

PAULINE: Und dann?

PIERRE: Erst war einer, der hat gesungen, und dann fing das Orchester an. Nee, ihr ahnt nich, was für 'ne Art Orchester das war; viel mehr als hundert Mann. Fuffzig, sechzig Geigen, und Flöten, und Bläser, und Harfen. Und dann spielten se. Und da wars, daß ich alles einsah. Und es kam 'ne Meinung in die Wörter, die ich vorher nich verstanden hab: Freiheit und Menschlichkeit . . . Es gibt was, was groß is, was alles wert is. Vielleicht erlebst d u s nich, aber da is es! Und da wars nicht weiter schwer zu sterben, denn etwas würde immer sein. Und da wurde ich froh drüber, daß wir viele waren, die zuhörten, es waren tausende, und alle wußten das selbe wie ich, das sahst du ihnen an. Und eines Tages werden die Menschen d a s l e b e n, was wir nur h ö r t e n gestern.

PAULINE: Und wie war nun die Musik?

PIERRE (*summt den Schluß-Chor von Beethovens Neunter*): Es soll ein Deutscher sein, der sie gemacht hat. Es war wohl was mit v o n .

LUCIEN: Bismarck vielleicht? — Das hier hab ich nun die ganze Zeit verstanden: das sind w i r. Gegen die andern. Das is so einfach wies bloß sein kann.

LOUIS: Jetzt hat das Schießen aufgehört! Versailles is zurückgeworfen, Jungs, nehmt Gift drauf!

VIELE: Hurra!

MARIE: Kann das nich bedeuten . . . Bist du sicher, Louis?

LOUIS: Na, hörst du! Was soll es sonst bedeuten? Ja, Deubel nochmal!

Martin, der jetzt schwer besoffen ist, lacht höhnisch. Hornsignale, Hufegetrampel.

MAURICE (*oben auf der Barrikade*): Da is Delescluze! Er kommt in voller Fahrt!

Alle fahren hoch.

PIERRE: Wie krank er aussieht.

LUCIEN: Aber er lächelt.

DELESCLUZE kommt stolpernd, gestützt auf einen Stock.

ALLE: Es lebe Delescluze!

LOUIS: Einen Stein, Bürger Delescluze!

ALLE: Einen Stein! Einen Stein! Einen Stein!

Delescluze legt lächelnd den Stein auf die Barrikade.

DELESCLUZE: Das sieht fein aus.

LOUIS: Wie ist die Lage?

DELESCLUZE: Besser als jemals.

LOUIS: Und unten auf 'm Vendôme-Platz?

DELESCLUZE: Ihr könnt ganz ruhig sein.

LOUIS (*glücklich zu Marie*): Da siehst du!

DELESCLUZE: Mit unseren eigenen Pflastersteinen unter den Füßen und vor uns sind wir unüberwindlich. Unsere eigenen Straßen, die wir lieben und in denen wir zu Haus sind, haben sich erhoben: auch sie sind Barrikaden geworden und kämpfen zusammen mit uns. Von den Männern auf tausend Barrikaden kann ich euch grüßen, Kameraden. Sie sind glücklich wie ich, weil der Kampf, so einfach geworden ist, so klar. Jetzt gilt es nur noch, stehen zu bleiben, jetzt gilt es das Leichteste in der Welt: zu siegen oder zu sterben.

MAURICE (*hat ein Flugblatt aufgefangen, das durch die Luft niedergeflattert ist*): Das ist ein Flugblatt von Versailles!

LUCIEN: Das muß mit 'm Wind gekommen sein, vom Haus dort.

LOUIS: Alle Läden sind vor.

LUCIEN: Die Schweine werden schon von sich hören lassen, wenn ihre Versailles-Freunde vorrücken.

DELESCLUZE (*hat sich gesetzt, liest*): „Mitbürger! Die Stunde der Befreiung ist nahe. Die Schuldigen werden ohne Schonung bestraft werden. Thiers, Präsident von Frankreich.“ — So soll es sein. Nur eine einzige Möglichkeit sollen wir haben: den Sieg!

MAURICE: Du, Delescluze! Auf dies Flugblatt stehen genau dieselben Worte wie auf den Plakaten der Kommune: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Das steht auch hier. Ist das nicht famos?

DELESCLUZE: Nein, mein Junge, das ist keine Spur famos. Das, wofür Menschen einmal bluteten und verzweifelten — selbst das wird etwas, was die Gierigsten und Unfruchtbarsten *s t e h e n*. In deren Welt wird *a l l e s* — früher oder später — zu Besitz. Diese schönen Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit wurden einmal der Menschheit erobert unter den Kämpfen und Leiden der großen Revolution. Diese Revolution liebt Herr Thiers. Er hat ein umfangreiches Werk über sie geschrieben und viele tausend Francs pro Band verdient. Aber *u n s e r e* Revolution ist für ihn nur Fortschritt, nicht Besitz; darum schickt er Soldaten gegen uns! — Du verstehst; entweder kann man Geld verdienen an der Wahrheit und sie verraten. Und dann sitzt man in Versailles. Oder man kann die Wahrheit weiterführen, dann landet man hier. Ja, dann landet man hier. Einst glaube ich, daß die Wahrheit sich auf eine andere Art durchkämpfen könnte; aber das war falsch. Es endet hier.

MARIE: Gibt es keine andere Möglichkeit, Bürger Delescluze?

LUCIEN: Nicht in die Hölle!

DELESCLUZE: Ich erinnere mich an viele Abende auf der Teufelsinsel. Der Passat strich vom Meer herein, das Kreuz des Südens leuchtete. Wie man

sich heimsehnt, wie man liebt, wenn man weit weg ist! Manchmal dachte ich: wie müssen nicht die Sterne die Erde lieben, sie haben einen so langen Weg für ihre Sehnsucht. An solchen Abenden glaubte ich an das Unmögliche. Ich meinte, wenn ich nur nach Haus kommen und das sagen könnte, was ich wußte, würde alles gut werden. Denn zu Haus war die Erde so gut und die Sonne und der Menschen Lächeln. Ich meinte, daß für alle, fast alle, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit wie eine Befreiung sein müßte. Ich kam heim und schrieb darüber. Gefängnis. Ich schrieb es wieder. Aufs neue Gefängnis. Jetzt weiß ich dies: es sind nur zwei Kräfte in der Welt. Die Gefangenewärter und die Gefangenen. Zwischen ihnen muß der Kampf sein.

PIERRE: Ja!

DELESCLUZE: Die Gefangenewärter, das sind die Mächtigen der Welt: die Henker von Versailles und ihre Helfer, die noch schlimmer sind: die Gleichgültigen. Und die Gefangenen? Das sind all die Millionen in der Welt, die eingesperrt sind in Hunger und Erniedrigung. Ab und zu entweichen sie aus den Fabriken und von der Arbeit, um in ein neues Gefängnis überführt zu werden: in den Krieg. Aber es ist mehr, es ist die Menschheit selber, ihre Würde und Größe, die gefesselt ist. Von klein auf prägt man uns die Erbärmlichkeit der menschlichen Natur ein; der Geiz wird verkündet als die edelste Eigenschaft, und langsam baut man Gefängnisse auf um den Menschen. — Ich bin jetzt alt und krank. Die Gefangenewärter sind weit mit mir gekommen. Sie haben selbst meinen Körper zu einem Gefängnis gemacht, ich bin eingesperrt von Tropenkrankheiten: durch ein Gitter von Fieber sehe ich hinaus: ach, aber ich sehe euch und die warme Maiensonne. (*Erhebt sich plötzlich.*) Siegt, Menschen, siegt! Wenn ich aus dem Gefängnis kam — und ich bin in Gefängnis und Verbannung gewesen zwanzig Jahre meines Lebens — pflegten die Leute zu mir sagen: Sie sind ein Märtyrer für die Freiheit, Delescluze. Aber jedesmal, wenn sie mich lobten, fühlte ich Ekel und Scham. Männer sollen nicht Märtyrer sein. Männer sollen Sieger sein. Darum haßte ich stets das Gefängnis, denn das Gefängnis war die Niederlage. Aber diesmal sollen die, die der Gerechtigkeit schuldig sind, ausnahmsweise nicht bestraft werden. Eine neue Zeit soll beginnen: der Mensch soll nicht länger gebraucht werden. Er soll sein.

LOUIS (*hört auf das Schießen*): Sei still.

MARIE: Jetzt gehn sie wieder vor.

LOUIS: Das ist kein Angriff, das da unten. Die Schüsse kommen so regelmäßig. Es hört sich an, als ob sie Gefangene erschossen.

Ein Schuß. Michel sackt zusammen.

DELESCLUZE: Das war ein Scharfschütze aus dem Haus dort. Deckt euch!

LUCIEN (*schaut auf Michel*): Er ist tot.

MAURICE (*über den Toten gebeugt*): So gehts, wenn ich nicht aufpasse!

DELESCLUZE: Wir müssen das Haus in Brand stecken. Die Versailles-Truppen können sich dort festsetzen.

MAURICE: Das is grad 'ne Arbeit für mich! Ich werd das Haus abbrennen.

ROSE: Was solln wir machen, wenn du gehst, Maurice?

DELESCLUZE: Nein, Junge! Das ist der Tod, jetzt von der Barrikade zu gehen!

LUCIEN: Zu der Arbeit gehörn zwei. Pauline und ich klettern über die Dächer. Du sollst mein Gewehr kriegen, Maurice, du. Und hier sind die Patronen, das ist doch famos.

MAURICE: Ja.

RENÉ: Kommt bald wieder.

LUCIEN: Herrjemine.

RENÉ (zu Pauline): Bist du nicht bange?

PAULINE: Nein, sind wirs, Lucien?

LUCIEN: Das sind wir nicht.

PAULINE: Denn wir sind ja zu zweit. Und das haben wir ausgemacht: stirbt der eine, soll der andere gleich nach.

LUCIEN: Ja, darauf kannst du dich verlassen!

PAULINE: Adjüs also, Pierre Adjüs also, Maurice!

Sie verlassen schnell die Barrikade. Ein Trupp NATIONALGARDISTEN kommt heran, einige sind verwundet.

EIN NATIONALGARDIST: Die Barrikade auf 'm Vendôme-Platz is genommen! Sie hatten Maschinengewehre auf den Dächern. Kein Mensch konnte widerstehen.

MARTIN (kreischt, todesbesoffen):

Maschinengewehr, Maschinengewehr,
du, unser Vater, Freund und Bruder!

Louis zieht ihn, daß er hintüberfällt.

DER NATIONALGARDIST: Sie erschießen alle, die se zu fassen kriegen — Kinder und Weiber auch.

DELESCLUZE: Aber diese Barrikade werden sie nicht kriegen!

LOUIS: Nee!

DELESCLUZE: Macht euch fertig!

GABRIELLE LANGEVIN kommt an der Spitze einer Gruppe von Frauen und will durch die Passage hinauf auf die Straße vor der Barrikade.

DELESCLUZE: Zurück! Weiber! Die Versailles-Truppen kommen.

GABRIELLE: Wir wollen dorthin.

DELESCLUZE: Sind Sie verrückt geworden? Das ist der sichere Tod.

GABRIELLE: Wir müssen gehen.

DELESCLUZE: Ich verstehe, was Sie wollen! Aber das nützt nichts, sich mit den Soldaten zu verbrüdern. Die heben vielleicht die Kolben hoch und tun, als ob sie nicht schießen wollten, aber die ganze Zeit gehen sie näher und wenn sie ganz nahe gekommen sind, schießen sie. Wir kennen das besser als Sie.

GABRIELLE: Das ist es nicht, was wir wollen!

DELESCLUZE: Was wollt ihr?

GABRIELLE: Wir wollen zwischen euch gehen. Wir sind einige Frauen, hundert vielleicht, die beschlossen haben, das zu tun. (*Wendet sich an die Frauen.*) Kommt, meine Freunde, jetzt gehen wir. Es gilt nur, ruhig zu gehen, ständig nach vorn, nach vorn, bis unsere Tat getan ist.

DELESCLUZE: Haltet sie! Sie sind wahnsinnig.

GABRIELLE: Bürger Delescluze, was haben Sie den Menschen zu geben? Die Forderung, sich zu wehren bis zum letzten Mann. Sie wollen die Stadt zu einem Bluttümpel machen, wir wollen sie retten. Niemand kann uns halten. Können Sie es?

DIE FRAUEN: Nein.

LOUIS: Schießt sie nieder.

GABRIELLE: Ob ihr uns erschießt oder die uns erschießen, das macht für uns keinen Unterschied. Wir wollen nur ein einziges: den Krieg anhalten.

DELESCLUZE: Frieden mit den Henkern! Das ist Unterwerfung. Begreifen Sie das nicht?

GABRIELLE: Glaubten wir, daß jeder Mann unter den Versailles-Truppen ein Henker ist, hätten Sie recht. Aber wir glauben, daß fast alle irregeleitete und verzweifelte Menschen sind. Ich habe einen Bruder unter ihnen.

LOUIS: Ein Bruder bei den Versailles-Truppen! Hölle, schießt se nieder!

MAURICE: Laß se!

GABRIELLE (zu Delescluze): Glauben Sie, daß jeder Gegner ein Feind ist? Da haben Sie einen erbärmlichen Glauben an die Menschheit. Ich weiß, daß solch ein Soldat ein Mensch ist, der nicht mehr das Recht zum Denken hat. Er ist gerade so eingesperrt, wie Sie es gewesen sind. Und wir wollen die Gefangenen nicht töten, wir wollen sie befreien! Für jeden Mann, den ihr oder die anderen erschießen, gibt es neue Rache. Werden aber wir getötet, wollen wir nicht gerächt werden! Wir haben nur ein einziges Verlangen: rächt uns nicht! Seht auf uns, wenn wir tot sind, und sagt: wer tötete diese? Vielleicht ich, vielleicht mein Feind. Und sagt: sie wollten sterben, weil zwei Feinde einander in die Augen sehen sollten zum erstenmal, ohne Haß und ohne Rache. Und dieser Blick von Feind zu Feind ist der Beginn zum Frieden!

MARIE (*in einem Schrei*): Ich geh mit euch.

LOUIS: Nee!

MARIE: Das is richtig, was se sagt. Ihr versucht den Feind mit Sterben aufzuhalten. Das tut se auch. Ich glaube, es is sicherer, so wie sie will. Ich glaube, ich kann unseren Jungen retten, Louis. Und dich auch.

DELESCLUZE: Das ist die Niederlage, an die ihr glaubt! Ihr gebt den Versailles-Truppen neuen Mut, neue Grausamkeit. Sie werden keine Aufopferung darin sehen, nur Desperation.

LOUIS (*ergreift ein Gewehr und zielt auf Gabrielle*): Verdammter Bourgeois-Judas!

Maurice schlägt das Gewehr beiseite, so daß der Schuß in die Luft geht.

GABRIELLE: Haßt uns nicht, weil wir v e r s u c h e n. Jetzt gehen wir.

MARIE: Ja.

Eine Granate schlägt auf der Barrikade ein. Louis und andere fallen.

MARIE (*springt auf ihn zu*): Louis! Sie haben meinen Mann getötet! Louis, ich bins. Versuche, mich zu sehen. Diese Teufel haben meinen Mann gemordet! Und mit d e n e n sollen wir Frieden machen? Ich werd deinen Platz einnehmen, ich Louis, ich werd das Maschinengewehr übernehmen für dich!

Die Marseillaise setzt ein.

DELESCLUZE (*zu den Frauen*): Seht euch um! Hier sind Verwundete. Unsern eignen geht es schlecht. Ist es nicht besser, i h n e n zu helfen?

Einige Frauen eilen zu den Verwundeten; andere ergreifen die Gewehre der Gefallenen. Gabrielle steht wieder allein.

DELESCLUZE: Seht, das Haus brennt. Sie habens geschafft!

MAURICE: Lucien und Pauline habens geschafft!

GUY und ROSE: Hurra!

DELESCLUZE: Da kommen sie.

Marie schießt mit dem Maschinengewehr.

DELESCLUZE: So ists richtig! Sollen sie es schmecken, ihr Maschinengewehr! Wartet mit den Gewehren, bis sie näher kommen. Schießt nicht, bevor ihr das Weiße in ihren Augen sehen könnt.

PIERRE (*zu Gabrielle*): Ich weiß, daß Sies gut meinten. Aber jetzt is es so geworden in der Welt, daß Güte dasselbe is wie Verrat.

Er springt auf die Barrikade. Der Kampf beginnt.

Dunkel

VIERTER AKT

1

Ein Raum in Thiers' Hauptquartier. Der PRÄSIDENT spricht zu einer Gruppe von OFFIZIEREN, funkelnd von Gold und Orden.

THIERS: Meine Herren, ich gehe davon aus, daß Sie meine Empörung über die schändliche Interpellation in der Nationalversammlung gestern abend teilen. Man wagt tatsächlich, sich zu erkundigen, ob es wahr sei, daß ich beabsichtige, die Tore von Paris in acht Tagen zu öffnen, um die Leiter der Kommune entkommen zu lassen und so eine friedliche Lösung herbeizuführen. Ich gehe davon aus, daß Sie bereits meine Antwort kennen, geboren aus vernichtender Verachtung. Im gleichen Geist habe ich den Banditen von Paris geantwortet, als sie einige von ihren Leuten freigegeben wünschten, die wir in Gefangenschaft haben. Sie haben mir alle ihre eigenen Geiseln im Austausch angeboten — darunter den Erzbischof von Paris, den sie anderenfalls hinzurichten drohen.

Die Offiziere und Thiers bekreuzigen sich.

THIERS: Meine Antwort war ein kategorisches Nein. Wir wollen ihnen nicht ein einziges Zugeständnis machen. Und erschießen sie den Erzbischof, nun gut, das wird die Stimmung gegen sie nur noch erregter machen. Das geringste Entgegenkommen zu zeigen, wäre ein Verrat gegen das Vaterland und, meine Herren, gegen die Armee. Es ist mir geglückt, eine der schönsten Armeen zu organisieren, die Frankreich gesehen hat; ich bin fest entschlossen, ihren Sieg zu einem denkwürdigen zu machen. Der Tag kann kommen, wo wir in unsern nächsten Krieg gegen die Deutschen sollen, es könnte dann von Vorbedeutung für die Armee sein, daß ihre letzte Erinnerung nicht eine Niederlage ist, sondern ein strahlender Sieg.

GENERAL GALLIFET: Herr Präsident. Es ist ein Glück für die Armee, daß ihr oberster Führer diese Weitsicht hat. Persönlich glaubte ich, daß ein Kolonialkrieg erforderlich wäre, um die Moral der Truppen zu stärken. Ich weiß von Marokko und China, daß das der richtige Krieg ist. Mit den Eingeborenen zu kämpfen schafft einen prächtigen Geist bei der Armee.

THIERS: Mein lieber General, beleidigen Sie die Eingeborenen nicht, indem Sie sie mit den Banditen in Paris vergleichen. Nein! Ich brauche meine Armee nicht über das Meer zu senden, um ihr dies Kostbare zu geben: die Siegesgewißheit. Aber ich kann ihnen sagen, meine Herren, das, was jetzt in Paris geschieht, hat eine tiefere, verheißungsvollere Perspektive als die meisten ahnen. Mit einem ganz besonderen Interesse habe ich während meiner Inspektionen an der Front die Arbeit der Maschinengewehr-Abteilungen verfolgt. Ist es Ihnen vollständig klar, was diese Waffe für die bestehende Gesellschaft bedeuten wird? Seinerzeit gab es vielleicht für den Aufrührer eine gewisse Übereinstimmung zwischen seiner Idee und seiner Waffe; er konnte ein gefährlicher Mann sein mit seinem Gewehr auf der Barrikade. Heute ist ein Gewehr ein rührendes Ding, und es ist alles, was die Besitzlosen sich verschaffen können. Ein Maschinengewehr ist eine kostspielige Waffe, also die unsrige. Frecheit und Begeisterung der andern nützen ihnen nichts mehr; sie werden niedergemäht, hundert Mann in der Minute, von einem einzigen Soldaten, der von uns vernünftig ausgestattet ist. Gegen die verwirrten Aspirationen der Menge spricht da das Maschinengewehr eine Sprache, die sich anzueignen für sie glücklich sein könnte: nämlich Ordnung und Pünktlichkeit. Es ist eine Grenzscheide in der Geschichte, deren ich gewahr werde: wir wissen zum erstenmal, daß die Masse g e z ä h m t w e r d e n k a n n. Es liegt eine tiefe Gerechtigkeit darin; in dem Augenblick, wo das Eigentum bedroht wird, bringt es eine Kriegstechnik hervor, geprägt von seiner Eigenart: Vernichtungsmittel, die durch ihren Preis der Masse unzugänglich sind. Der Mob reißt die Pflastersteine auf, geht auf die Barrikaden und knallt sein Gewehr ab. Er ist verloren. Lassen Sie sich ihn jetzt und in Zukunft erheben; er ist ein für allemal verloren. Es ist unsere Pflicht, es ist unsere Barmherzig-

keit gegenüber den Aufrührern und ihren Nachkommen, ihnen diese Wahrheit einzuprägen. Beginnen die Banditen das zu begreifen?

GALLIFFET: Sie scheinen eher gleichgültig, wenn sie erschossen werden.

THIERS: Ja, sie wollen lieber sterben als arbeiten und leben.

GALLIFFET: Es sind bedauerlicherweise nicht nur Männer unter ihnen sondern auch Frauen und Kinder. Deren Teilnahme am Aufruhr ist eine Beleidigung gegen die Armee, der anzugehören ich die Ehre habe.

THIERS: Kind. Man hat mich hartherzig genannt, wenn ich für Kinderarbeit in den Fabriken war. Wer hatte recht? Wer kannte die menschliche Natur? Jetzt muß die ganze Welt einsehen, was ich stets behauptete: in dem Augenblick, wo Kinder den sicheren Schutz verlieren, den die Arbeit, neben der Religion, ihnen gibt, verfallen sie der Verworfenheit.

GALLIFFET: Herr Präsident, die Armee hat eine Bitte an Sie: lassen Sie uns die letzten Stadtteile heute stürmen und den Aufruhr definitiv niederwerfen.

THIERS: Nein, so will ich das nicht erledigt haben. Hier mein Plan: die Armee soll in vier Abteilungen vorrücken, sehr langsam und sehr gründlich. Jede Straße soll . . . pazifiziert werden, bevor sie weiterrücken.

GALLIFFET: Es kann nicht geleugnet werden, daß diese Pazifizierung etwas enervierend auf die jungen und unerprobten unter den Soldaten wirkt.

THIERS (*verbittert*): Herr General, ich nahm an, daß Sie die Disziplin vollkommen in Ihrer Hand haben.

GALLIFFET: Selbstredend. Falls die Soldaten nervös werden, wenn sie die Gefangenen erschießen sollen, pflege ich den Banditen das Hemd abzureißen und mit Kreide einen weißen Kreis um die linke Brustwarze zeichnen zu lassen. Da fühlen sich die Soldaten mehr auf heimischem Grund, das ist wie eine Schießscheibe, und die Hand wird ihnen wieder ruhig. Aber ich kann nicht einsehen, daß ein Sturmangriff nicht barmherziger wäre.

THIERS: Aber ich kann in hohem Grade einsehen, daß er weniger effektiv wäre. Ich wünsche, daß niemand entkommen und die Truppen im Rücken angreifen soll. Alle meine Studien bestärken mich in dieser Auffassung.

GALLIFFET: Sie haben recht wie immer, Herr Präsident.

Allgemeine Zustimmung.

THIERS (*hingerissen*): Ich habe, das wage ich zu sagen, die verschiedensten Gebiete des Lebens gemeistert. Es würde mich freuen, wenn ich mich auch auf diesem nicht untauglich erwiesen hätte. Und lassen Sie mich hinzufügen: es ist mir eine größere Befriedigung gewesen, einen Feldzug zu leiten, als zehn Bücher zu schreiben. Meine Herren — Frankreich und ich grüßen Sie.

Die Offiziere machen Honneurs und gehen.

DER MINISTER (*eilt herein*): Ich komme mit einer schmerzlichen Neuigkeit zu Ihnen persönlich.

THIERS: Ich habe keine Sorgen außer denen Frankreichs.

DER MINISTER: Die Kommune hat mit ihrer schändlichen Drohung ernst gemacht. Ihr Haus in Paris ist niedergerissen worden.

THIERS: So. Sie werden dafür bluten müssen. (*In der Tür*) Elise, trag dies mit Fassung. Die Barbaren haben unser Haus vernichtet.

Madame THIERS kommt herein.

THIERS: Unsere Salons, Elise, wo Frankreichs Macht und Schönheit sich versammelten, sind nicht mehr. Meine Kunstschatze —

DER MINISTER: Dagegen ist Vorgekehrung getroffen worden. Courbet hat Ihre Sammlungen aufspeichern lassen.

THIERS: Da sieht man! Selbst dieser Spitzbube, der Frankreichs Ruhm, die Vendôme-Säule, niedergerissen hat, mußte sich meinem Geschmack beugen.

DER MINISTER (*mit einer Zeitung in der Hand*): Leider. Er schreibt...

THIERS (*ergreift die Zeitung*): So, das wagt er, das wagt er. (*Zum Minister.*) Sagen Sie meinem Adjutanten, daß ich zur Front will. Die weiße Stute soll vorgeführt werden.

Der Minister geht. Thiers läutet. Der DIENER herein.

THIERS: Meine Sporen!

Der Diener hinaus.

M^{me} THIERS: Was hat Courbet geschrieben?

THIERS: Er nennt meine Sammlungen einen grauenvollen Plunder. Er beliebt zu spaßen, der gute Herr Courbet. Es könnte möglich sein, daß er... die eine oder die andere Form von Ernst in der nächsten Zeit begreifen lernt. Er belustigt sich damit, meine Kopien und Abgüsse von Meisterwerken zu verhöhnen. Ihm gefallen vermutlich seine schweinischen Sudeleien besser.

M^{me} THIERS: Nein. Es ist etwas d r a n an seinen Bildern.

THIERS: Du meinst, der Zeitpunkt ist glücklich gewählt?

Der DIENER kommt wieder herein. Thiers setzt sich und bekommt die Sporen ange-schnallt.

THIERS: Meine Kopien — sie repräsentieren die Kultur, welche von uns allen anerkannt und respektiert wird. Tausendmal lieber eine Kopie von einem klassischen Werk, sage ich, als ein modernes Original. Jahrhunderte haben meine Werke erprobt; es ist die Summe nüchterner Schätzung von Generationen in jedem einzelnen von ihnen. Jetzt sind sie unser geistiges Eigentum. Sie sind ein Teil unseres Erbes, unser Bollwerk, unsere Autorität.

M^{me} THIERS: Das, was heute neu ist — vielleicht ist das das Erbe der Zukunft.

THIERS: Da sagtest du das Wort: vielleicht. Vergiß eines nicht: das einzige, meine beste Elise, was wir nicht besitzen können, ist die Zukunft. An die „Zukunft“ zu glauben, ist ein Abrutschen vom Exakten und Bestehenden.

Der Diener ist fertig und geht. Thiers erhebt sich und stampft umher, um die Stiefel auszuprobieren.

THIERS: Welche Freude könnte ich davon haben, daß meine eventuelle Spekulation auf die Zukunft sich in hundert Jahren als gelungen erweist?

M^{me} THIERS: Wenn etwas Gutes durchbräche in hundert Jahren, wäre es da zu spät?

THIERS: Ich erlaube mir zu meinen: ja! Ziemlich spät für mich.

M^{me} THIERS: Vielleicht sähest du das anders, wenn du nicht kinderlos wärst.

THIERS: So, i c h bin kinderlos! Glaubst du vielleicht, das ist meine Schuld?

M^{me} THIERS: Ja.

THIERS: Das ist ausgezeichnet. Ganz ausgezeichnet. Hast du nicht Geliebte gehabt, und hast du mit denen vielleicht Kinder gekriegt? (*Lehnt sich plötzlich über den Tisch, räuspert sich.*) Du brauchst nichts zu sagen, ich glaube dir. Du hast nicht gemacht, was ich dir erlaubt habe. Das hätte auch bloß gefehlt. Aber was, wenn ich beweisen kann, daß ich verschiedene Kinder außerhalb der Ehe habe? Widersprich mir nicht! Diese Unterredung ist abgeschlossen.

M^{me} THIERS: Oh mein. Deine Sterilität geht bis in die Wurzel deines Wesens. Du liebst dich selbst so tief, daß du nicht denken kannst, daß j e m a n d leben soll, wenn du tot bist. Das ist deine Kinderlosigkeit.

THIERS: Das, was dieser aufrührerischen Unterredung zugrunde liegt, ist, daß du faktisch die Banditen in meinem eigenen Hause in Schutz nimmst. Nein! Nicht in meinem eigenen Haus, sondern da, wo wir Zuflucht gesucht haben, während sie unser eigenes Haus dem Erdboden gleichmachen!

M^{me} THIERS: Ich kenne sie nicht. Aber manchmal glaube ich, daß etwas Gutes in ihnen sein muß — etwas, das Wärme will und Leben.

THIERS: Darf man fragen warum?

M^{me} THIERS: Weil sie dich hassen.

Thiers wiehert höhnisch, nimmt die Reitpeitsche vom Tisch und geht hinaus. Wir hören den Ruf: „Präsentiert das Gewehr!“

Hornsignale, die in Militärmusik bis zum nächsten Bild fortsetzen.

Dunkel

2

Die gleiche Bühne wie zu Beginn des ersten Aktes. Die Häuser sind zusammengeschossen. Einige Leichen liegen auf der Straße. RIGAULT kommt die Treppe links herauf, wird aber von dem KAPITÄN DER NATIONALGARDE angehalten, der die Treppe rechts heraufkommt.

KAPITÄN DER NATIONALGARDE: Bürger Rigault. In zehn Minuten haben die Versailles-Truppen das Gefängnis umringt. Was soll ich mit den Gefangenen machen? Soll ich sie erschießen?

RIGAULT: Führen Sie sie herauf. Die können sich noch eine Zeit nützlich machen. Die Versailles-Truppen könnten vielleicht ihr sinnloses Morden

stoppen, wenn sie wissen, daß hier oben der Erzbischof und andere ihrer Lieben sind.

Der Kapitän der Nationalgarde eilt wieder hinab. Rigault links hinaus.

Ein Teil Kommunarden, blutig und von Pulverrauch geschwärzt, kommt fliehend beide Treppen herauf. DELESCLUZE, PIERRE, der an der Schulter verwundet ist, und GABRIELLE LANGEVIN sind unter ihnen.

PIERRE: Sollen wir hier eine Barrikade aufwerfen, Bürger Delescluze?

DELESCLUZE: Wir sind umringt. Sie können uns im Rücken angreifen.

PIERRE: Dann verschanzen wir uns auf dem Kirchhof. (Zu Gabrielle)

Gehn Sie nich mit uns. Verstecken Sie sich.

GABRIELLE: Wo sind die Kinder hingekommen? Ich muß die Kinder finden.

Alle eilen die Mitteltreppe hinauf. Delescluze geht langsam und beschwerlich; bleibt einen Augenblick stehen und ruht sich aus. COURBET von rechts herein.

COURBET: Sie kommen, sie töten alle ohne Unterschied, was soll ich machen? Delescluze! Helfen Sie mir, Sie, der Sie stark und klug sind, Delescluze.

DELESCLUZE: Mein Freund, ich fürchte, daß Ihnen niemand helfen kann. Sie stehen zuoberst auf der Liste derer, die die Offiziere hassen, weil Sie die Vendôme-Säule niederrissen.

COURBET: Ich wollte sie nie niederreißen. Schraubt sie ab, sagte ich. Ich meinte: bringt sie an einen anderen Ort. Im übrigen werde ich meine volle Verantwortung vor der Nachwelt übernehmen.

DELESCLUZE: Begreifen Sie, daß Sie sie j e t z t übernehmen müssen.

COURBET: Die Verantwortung übernehmen für was? Für Blut und Brand und Leichen? Ich habe einen Traum von Gerechtigkeit geträumt, und ihr habt ihn talentlos ausgeführt. Schaut heute auf das Bild von Paris und schaut auf meine Leinwände und antwortet mir dann: ist d i e s Bild von mir? Kann ich dafür einstehen, kann ich das signieren: G. Courbet? N i e m a l s, sage ich.

DELESCLUZE: Das kann auch einfacher ausgedrückt werden: Sie wollen sich selber im Stich lassen.

COURBET: Im Stich lassen? Wenn ich eine meiner Malereien verwerfe, wenn ich das übermale, was kein wahrer Ausdruck meiner Persönlichkeit ist, heißt das Verrat?

VARLIN (herein): Sind Sie hier, Bürger Courbet? Sie sind noch am Leben? Das ist sonderbar.

COURBET (aufgeregt): Das ist überhaupt nicht sonderbar. Was meinen Sie, Mensch?

VARLIN: Ich hörte einige rufen, unten auf dem Vendôme-Platz, wo die Versailles-Truppen Gefangene erschießen. „Tod über Courbet!“ schrien sie. Und ich sah, wie man einen Mann, der Ihnen glich, an eine Hauswand stellte. Ich glaubte, Sie wären es, der fiel. Die haben den falschen Mann erschossen.

COURBET: Das ist meine Chance. Sie haben einen a n d e r e n erschossen. Jetzt schauen sie nicht länger nach mir. Ich könnte sterben, aber nicht so, nicht in einem Massengrab. Ich bin gerettet. Beglückwünscht mich, meine Freunde. Den falschen Mann! Das sieht diesem unwissenden Pack gleich! Sie sollten wissen: es gibt nur einen Courbet.

DELESCLUZE: Ich fürchte, daß Sie recht behalten: es gibt nur einen Courbet, und die Soldaten werden den richtigen finden.

VARLIN: Auch ich fürchte, daß er vergeblich getötet wurde — der Unglückliche, über dessen Tod Sie sich freuen.

COURBET: Nein. Ich w i l l euch nicht glauben. Jetzt suchen die nicht länger nach mir. Courbet ist tot für die Menschheit.

DELESCLUZE: Nur eins kann Sie vielleicht retten.

COURBET: Was? Sagen Sie mir, was?

DELESCLUZE: Daß Sie nicht ernst genommen werden.

COURBET: Dafür kann ich Zeugen schaffen! Niemand nimmt mich ernst. Der Schreihals Courbet, sagen sie, er ist dick und komisch, e r kann auf keiner Barrikade stehen.

DELESCLUZE: Bedeutet die Selbstachtung nichts?

COURBET (*stolpert über eine Leiche*): Was weiß der Kadaver von Selbstachtung? Aber ich habe Bilder in mir drinnen, die fordern, gemalt zu werden, das ist meine Selbstachtung. Nur ich kann sie malen! Und diese Bilder werde ich für die Welt retten. (*Eilt zu Delescluze und packt ihn.*) Mensch, ich will leben, ich will Ornans noch einmal sehen. Ich will mich auf die Erde niederwerfen, ich will die Erdklumpen in die Hände nehmen, sie küssen und segnen.

DELESCLUZE: Hier meine Hand, Courbet.

COURBET (*umarmt ihn*): Leben Sie wohl, mein Freund. (*Eilt weiter.*)

DELESCLUZE (*schaut ihm nach*): Man sagt gern, daß ein solcher Mann feig ist. Ist er das? Gibt es überhaupt feige Menschen? Feigheit — was ist das anderes, als eine Handlung vor sich sehen und an der zwingenden Notwendigkeit zweifeln, sie auszuführen? E r zweifelte, das war nötig für ihn. (*Lächelt.*) Selbst diese seine abenteuerliche Großsprecherei — ist das etwas anderes gewesen als eine notwendige Selbstbehauptung, in einer Zeit, die ihm in ihrem Unverstand hätte vernichten können? Alles Gute für dich, Courbet! — Varlin, mein Freund, Sie sind jung. Sie sind edel, das Leben braucht Sie. Sie dürfen in dieser Schlächtereier nicht untergehen. Versuchen Sie, wegzukommen.

VARLIN: Sie selbst, Delescluze?

DELESCLUZE: Mit mir ist es anders. Ich habe das Oberkommando, ich muß das Schicksal der Soldaten teilen.

GUY und ROSE herein.

GUY: Wo sind die andern? Weißt du, wo Maurice hingekommen ist?

DELESCLUZE: Nein, mein Kind.

ROSE: Maurice is tot. Was sollen wir tun? Maurice is tot!

DELESCLUZE: Kinder, versucht euch zu verstecken.

GUY: Nee, wir wolln zu den andern!

Sie laufen die Mittelstufe hinauf.

DELESCLUZE (*schauf ihnen nach*): Wenn wir auch sterben müssen, Varlin, haben wir einen Glauben: unser Kampf war nicht vergeblich für die, die nach uns kommen.

VARLIN: Diese Kinder werden getötet werden.

DELESCLUZE: Selbst wenn jedes Kind, jedes einzelne, getötet wird, wollte ich doch an die Zukunft glauben. Und jetzt leben Sie wohl. Ich muß noch eine Zeit aushalten. (*Er drückt Varlins Hand und geht langsam und bekümmert die Treppe hinauf.*)

RIGAULT (*kommt von links herein*): Warum tragen Sie nicht Ihr rotes Band, Varlin? Ich pflege auch nicht alle Tage mit ihm zu gehen, aber an diesem Festtag legte ich es gern um. Denken Sie vielleicht zu flüchten, wie Ihr Freund Beslay?

VARLIN: Wo ist Beslay?

RIGAULT: Auf dem Weg nach der schweizer Grenze.

VARLIN: Das ist gut. Er hat hier nicht hergehört.

RIGAULT: Er wurde vom Gouverneur der Bank von Frankreich gerettet. Die zwei waren unzertrennlich. Ich bin nicht so sicher, ob nicht Beslay gerade hierhergehörte —: an die Mauer da hinten. Ich würde ihn mit Freuden eigenhändig erschießen.

VARLIN: Beslay war der beste Mensch, den ich gekannt habe.

RIGAULT: Aber Güte ist ein Verbrechen!

Der ERZBISCHOF und mehrere andere, zivilgekleidete GEFANGENE kommen unter Eskorte die Treppe links hinauf. Ein drohende MENSCHENMENGE ist um die Gefangenen. VARLIN setzt sich todmüde mit dem Kopf in den Händen an einen der zerschossenen Tische vor dem Café. RIGAULT betrachtet die Gefangenen eine zeitlang, während sie passieren, geht danach ins Café, das eine Ruine ist. Gleichzeitig sind LUCIEN, PAULINE und RENÉ die Treppe rechts hinaufgestürzt.

LUCIEN (*in Todesangst*): Pauline, ich hab keine Patronen mehr. Ich bin verrückt gewesen. Ich hab wie 'n Irrer geschossen. Zwei Patronen beim Satan! (*Er wirft sich über die Leichen und untersucht sie. Zu René.*) Hast du nich Patronen? Rück mit den Patronen raus! Ich will schießen! Wenn die uns packen ... sie dürfen uns nich an die Mauer schleppen ... Jesus Christus ... kann man denn nich zwei Patronen finden!

PAULINE: Wir sind zusammen, Lucien.

LUCIEN: Ja, aber die solln uns nich abschlachten können!

PAULINE: Wir müssen auf den Kirchhof flüchten. Ich glaube, sie umringen uns jetzt. Wir wollen mit den Unsern zusammenbleiben!

LUCIEN: Ich bin bange davor, so zu sterben. Ich will nich da oben stehen und ohne Patronen darauf warten, daß sie rankommen! Ich will nicht sterben!

PAULINE: Erinnerst du dich an unsern Kirchhof ... ?

LUCIEN (*zu ihr hin*): Laß mich bei dir sein, Pauline ...

PAULINE: Ja, du sollst zu mir kommen, du. Wir werden einen feinen Platz finden, sei sicher. Ich werd dich beruhigen, mein Liebster.

RENÉ: Wohin geht ihr? Geht nicht von mir!

LUCIEN: Wir wolln dich nicht mithaßen.

RENÉ: Doch.

Lucien schiebt ihn beiseite und eilt mit Pauline hinauf. Rigault ist mit einer Kognacflasche herausgekommen, steht mit dem Rücken zum Zuschauer und folgt dem Gefangenentransport mit den Augen. Jetzt wendet er sich.

RENÉ: Rigault, es war gut, daß du kamst. Ich bin so allein.

RIGAULT (*schenkt sich ein*): Wollte das Volk nichts von dir wissen?

RENÉ: Alle sind von mir gegangen.

RIGAULT: Du hast bei der Masse schmarotzt, weil du deine eigene Gesellschaft nicht aushalten konntest. Du wolltest, daß die Masse dich vor dir selbst beschützen sollte. Jetzt ist da keine Masse mehr. Jetzt mußt du Rechenschaft ablegen. Was mußt du auch hier mitmachen? Wer bist du? (*Trinkt.*)

RENÉ: Lehr mich sterben, Rigault!

RIGAULT: Verachte! Kratz das zusammen, was du an Leidenschaft hast, zur Verachtung. Das hilft vielleicht. (*Will links ab.*)

RENÉ (*hin zu ihm*): Wohin gehst du?

RIGAULT: Faß mich nicht so an, beim Teufel. Ich bin keine Sylvie.

RENÉ: Wie hochmütig ich gewesen bin, Rigault. Ich war bitter gegen sie. Ich habe einen lebendigen Menschen von mir gehen lassen! Ich brauchte jetzt vielleicht nicht allein zu sein. Könnte ich leben bleiben, würde ich demütig gegen das Leben sein. Ich würde es in acht nehmen.

Ein Schuß knallt. René fällt, durch die Brust geschossen.

RIGAULT: Aha. Die Versailles-Anhänger werden jetzt mutig. (*Schreit in ein Haus hinauf.*) Aber das ist ein bißchen zu früh, und wir werden einen Riegel vorschieben. (*In einem Sprung nach links.*) Erschießt die Gefangenen!

Die KOMMUNARDEN auf der Flucht stürzen die Treppe rechts hinauf, dorthin, wo die Gefangenen sind.

DIE KOMMUNARDEN: Ja, tötet sie! Zeigt Versailles, daß wir Vergeltung üben können! Diese wenigstens werden uns nicht anzeigen. Rächt unsere Toten!

VARLIN (*versucht sie zu stoppen*): Nein! Das ist Mord!

RIGAULT (*schleudert ihn beiseite*): Weg mit Ihnen! Sie haben sich mir bereits früher in den Weg gestellt. Vielleicht wären tausende Leben gerettet worden, wenn ich Versailles mit Terror hätte lähmen können. Sehen Sie, wohin Ihre Menschenliebe geführt hat. Sie edel-einfältiger Henker! (*Schreit.*) Schießt sie nieder bis auf den letzten Mann!

Schüsse knallen draußen.

VARLIN: Was für ein Krieg...

RIGAULT: Da fiel der Erzbischof! Habe ich sonst nichts Gutes getan in der Welt, so habe ich dies getan. Ich habe gezeigt, daß wir einen Erz-

bischof ebenso gleichgültig liquidieren wie Versailles einen Arbeiter tötet. Die Menschen haben an einem Aberglauben weniger zu tragen.

VARLIN: Sie werden die Rache doppelt so grausam über uns bringen.

RIGAULT: Im Gegenteil. Das wird diese Mörder von Versailles zügeln, wenn sie sehen, daß wir — endlich — mit der Wiedervergeltung an den Geiseln beginnen.

VARLIN: Und Sie wagen von Mord zu sprechen?

RIGAULT: Ja. Ich wage, meinen Verstand zu gebrauchen. Ich behalte mir das Recht vor, zu unterscheiden zwischen der zweckmäßigen Ausrottung und der stupiden.

DIE KOMMUNARDEN (*von links*): Jetzt können die keinen Schaden mehr anrichten! Es lebe die Kommune! (*Die Mitteltreppe hinauf.*)

VARLIN: Sie selber sind vernichtet, aber denken Sie an diese, die Sie aufgehetzt haben, Wehrlose zu morden. Ist das das letzte Bild, was Sie mit sich nehmen sollen, wenn Sie an die Mauer gestellt werden?

RIGAULT: Verlieren Sie etwas dabei? Sie wissen, daß die Welt nur blutig war. Es wird kein Verlust sein, sie zu verlassen. Kann man mehr verlangen? Jetzt kommen sie. (*Höhnisch*) Fliehen Sie, Bürger Varlin, fliehen Sie!

VARLIN: Ich habe nichts mehr, wo ich hinflüchten kann. Und ich habe verdient zu sterben.

RIGAULT: Bereuen Sie auf dem Totenlager? Verlassen Sie die Kommune? Wollen Sie darauf hinaus?

VARLIN: Nein. Ich bin ebenso schuldig am Schrecken wie Sie. Es ist mein eigenes Leben, das mich anklagt, alle toten, untätigen Zeiten in ihm. Was ich nicht fertig kriegte, das verurteilt mich. Es ist gerecht.

Die VERSAILLES-SOLDATEN erstürmen die Treppen; hinter ihnen kommen aufgeregte ZIVILISTEN; man bemerkt eine blendend elegante junge Frau: SYLVIE GERARD.

DER LEUTNANT: Das ist Rigault!

RIGAULT: Ja, ich bin Rigault.

EIN PRIESTER: Das ist Varlin, Mitglied der Kommune.

DER LEUTNANT: Sind Sie Varlin?

VARLIN: Ja.

Die Menschenmasse will die beiden Gefangenen lynchen.

DER LEUTNANT: Weg mit dem Pack! (*Zu den Soldaten.*) Erschießt sie!

RENÉ, der verwundet an der Mauer liegt, hat sich halb erhoben und sieht in einem wahnsinnigen Entsetzen zu. Rigault und Varlin stehen an der Wand, die Soldaten legen an.

RIGAULT: Nieder mit den Mördern!

VARLIN: Es lebe die Kommune!

Die Schüsse fallen, Rigault fällt.

VARLIN (*ist nur auf die Knie gesunken*): Es lebe die Kommune!
(*Stirbt.*)

SYLVIE GÉRARD (*klammert sich an den Leutnant in einem wilden, sadistischen Rausch*): Wie wunderbar du bist! Ach, mein Geliebter. Wie gut das war.

RENÉ (*sieht sie*): Sylvie! Hilf mir, Sylvie! Bist du zu mir gekommen Sylvie?

DER LEUTNANT: Mademoiselle Gérard, das ist einer von den Aufrührern, der Sie offenbar kennt.

SYLVIE: Ich kenne keinen von ihnen, keinen!

Der Leutnant zieht den Revolver und schießt René durch den Kopf.

SYLVIE: Tötet diese Untiere! Sie wollen uns alles nehmen, die Religion und die Freude, töte sie! Findest du, ich bin schön? Habe ich nicht das Recht darauf, mehr Schönheit um mich zu haben als andere? Diese Teufel wollen, daß wir alle gleich sein sollen. Erst arm und dann alt. Das war das Leben, das sie uns bieten wollten. Du — laß mich bei dir sein, wenn du sie erschießt! Es ist so gut, wenn sie stöhnen und sterben, so wollten sie, daß wir stöhnen sollten und jappen vor Glück unter ihnen, und nichts hatten sie uns dafür zu geben. Räche uns, du. Ich liebe dich.

DER LEUTNANT: Soldaten! Seid vorsichtig. Berührt nicht ihr Essen. Sie haben Gift darin. Geht nicht in die Häuser hinein. Sie sprengen sie in die Luft.

EIN SOLDAT (*kommt von links herein*): Der Erzbischof ist ermordet.

Alle bekreuzigen sich.

DIE MENSCHENMASSE: Tötet sie!

DER LEUTNANT: Bevor wir weitergehen, werden wir aufräumen. Wir wollen diese Teufel nicht im Rücken haben.

BRIGEAU (*zeigt auf einen Mann*): Er war mit, als die Geiseln getötet wurden. (*Zeigt auf die erste Frau.*) Und sie hielt sich immer zu den Kommunarden.

ERSTE FRAU: Ich bin unschuldig!

BRIGEAU (*zeigt auf einen neuen Mann*): Und er!

ERSTE FRAU: Ich hasse die Kommune. Gott ist mein Zeuge. Aber der dort soll gestraft werden. Schont ihn nicht!

GALLIFFET kommt die Treppe hinauf und macht Honneur vor Sylvie.

DER LEUTNANT: Der Erzbischof ist getötet.

GALLIFFET: Stellt den Mob in einer Reihe auf. Zeigt die Hände vor. Ich will sehen, ob Pulverschwärze an ihnen ist.

Sylvie Gérard folgt ihm in lachender, aufreizender Bewunderung die Reihe entlang.

GALLIFFET (*zeigt auf die erste Frau*): Führt sie ab.

ERSTE FRAU: Nein. Ich hab zwei kleine Kinder. Ich bin unschuldig.

GALLIFFET: Madame, ich habe alle Theater von Paris besucht und diese Szene kenne ich gut.

Sie wird abgeführt.

SYLVIE: Sie sind ein Wohltäter, General. Sie rotten die Armut aus.

GALLIFFET (*bleibt bei einem kleinen, sehr häßlichen Mann stehen*):

Welch ein unwahrscheinlich häßliches Gesicht! Führt ihn ab. (*Er wird fortgeführt. Galliffet zeigt mit der Reitpeitsche auf einen weißhaarigen Mann*): Ab.

DER WEISSHAARIGE: Ich bin nich mitgewesen! Ich bin über sechzig Jahre alt, keiner über sechzig wurde von der Kommune als Soldat einberufen.

GALLIFFET: Richtig. Alle über sechzig Jahre, vortreten.

Fünf, sechs treten hoffnungsvoll vor.

GALLIFFET: Führt sie ab. Sie b r a u c h t e n nicht am Aufruhr teilzunehmen; gleichwohl haben sie es getan. Sie sollen als erste erschossen werden. Ein Schuß aus einem Fenster auf Galliffet.

DER LEUTNANT: General, er schoß auf Sie durch die Luke! (*Zum Sergeanten.*) Ein Scharfschütze. In dem Fenster dort. Nimm fünf Mann und erschieß ihn.

GALLIFFET (*hält sie zurück*): Er soll nicht bestraft werden. Ich habe die Schießfertigkeit immer ermuntert, und dieser Mann war nicht am schlechtesten.

SYLVIE und DIE SOLDATEN: Es lebe Galliffet!

GALLIFFET: Soldaten! Es bleibt nur noch übrig, den Kirchhof zu nehmen, dann ist unser Ziel erreicht: Ordnung, Frieden und Zivilisation haben gesiegt. — Weiter!

Dunkel.

3

Der Kirchhof, dicht an der Mauer. In einer Vertiefung hinter einigen Gräbern liegen PAULINE und LUCIEN. GABRIELLE verbindet PIERREs Schulter. GUY und ROSE sitzen in Angst zusammengekrrochen. — Einige Verwundete und Tote. Ein MANN liegt hinter einem Grab rechts mit dem Gewehr im Anschlag. — Weiter weg Schießen. — Die Bühne gibt ein überwältigendes Bild von der grünen Freude des Frühjahrs.

PAULINE: Na, wie gehts mit dir, Pierre?

PIERRE: Es geht aufwärts.

Stille.

PIERRE (*zu Gabrielle*): Hören Sie jetzt. Sie sollen nicht hierbleiben. Versuchen Sie rauszukommen. Nehmen Sie lieber Ihr Taschentuch und win-ken Sie. Gehn Sie auf sie zu. Vielleicht werden Sie nich erschossen.

GABRIELLE: Ich gehöre hierher.

PIERRE: Nee, das tun Sie nich.

GABRIELLE: Doch, das hab ich immer getan. Und jetzt ist es so leicht, denn jetzt sind es bloß die anderen, die töten. Aber, ihr Kinder, versucht es noch einmal! Nimm Rose bei der Hand, Guy, und lauft vorwärts. Vielleicht tun sie euch nichts.

ROSE: Nee. Sie haben so scheußlich geschossen, wie wir weg wollten.

GUY: Wir wollen nich allein sein.

PAULINE: Bleibt nur ruhig hier, ihr Kleinen.

GUY: Wo, glaubst du, ist Maurice geblieben?

PIERRE: Der kommt schon.

PAULINE: Jesses ja. — Maurice kommt immer durch!

GUY: Wir wären nie bange, wenn Maurice hier wäre.

ROSE: Und er könnte für uns die Buchstaben auf den Kreuzen lesen.

GABRIELLE: Soll ich das für euch tun?

GUY: Nee, das is grad, als ob es anders wäre, wenn Maurice das macht.

Sie krabbeln auf ihren Platz zurück.

PAULINE (zu Lucien): Jetzt liegt immer eine Zeit zwischen jedem Schuß.

Jetzt haben unsre Jungs bald keine Munition mehr, glaube ich.

LUCIEN: Laß die Drecksäue bloß kommen. Ich habs so gut bei dir, Pauline. Es is so schön, mit dem Kopf auf deinem Leib zu liegen und zu deinen Brüsten raufzusehen. Sie sind viel größer geworden im letzten Monat, kannst es glauben. Hast dus gut.

PAULINE: Ja.

LUCIEN: Aber ich habs am besten. Bist du betrübt darüber?

PAULINE: Nee.

LUCIEN: Aber bist dus nicht, die es am besten hat, nee?

PAULINE: Ja.

LUCIEN: Es war schön.

PAULINE: Hattest du es gerne?

LUCIEN: Ja, Weißt du, was ich glaube? Das mit dir und mir, was so gut is, is erfunden, um uns zu erzählen, wie der Tod is. Alles wird so still in einem drinnen, du hast nich einen Wunsch mehr; so, glaub ich, is Sterben.

Schießen. Einzelne Kugeln prallen gegen die Mauern.

LUCIEN: Was is das für 'ne Manier? Können die nich näher kommen und ordentlich schießen. Das hier is bloß, um nervös davon zu werden.

GUY: Da ist Maurice!

MAURICE kommt hinter einem Busch hervor und duckt sich hinter das Grab.

ROSE: Maurice!

Freudenruf von allen.

MAURICE: Deubel nochmal, ich glaubte nich, ich würde euch finden! Es war so scheußlich, allein zu sein.

ROSE: Nich wahr?

MAURICE: Aber dann war da einer, der sagte, daß ihr an der Mauer hinten wäret. Wer froh war, war ich. Aber das nur, so weit die mich nich trafen, Junge.

ROSE: Kommen die nun, uns töten?

MAURICE: Was macht das? Die töten ja den ganzen Plunder! Da übrigbleiben wär bloß ungemütlich. Was willst du machen auf der Straße, wenn alle Jungs weg sind und mit keinem kannst du was machen?

ROSE: Aber tut es nich weh?

MAURICE: Nich, wenn du still stehst und se gut auf dich zielen läßt.

ROSE: Ich bin bange. Ich bin bange.

MAURICE: Ach was. Is das der Dank dafür, daß du mit Guy und mir sein konntest? Du darfst nich vergessen, daß wir nich alle Mädchen mit uns haben wollten. Daran solltest du, zum Satan nochmal, denken.

GUY (*zeigt auf ein Kreuz*): Du, lies uns die Buchstaben vor.

MAURICE (*zu Rose*): Hast du Lust? Sonst werd ichs tun.

ROSE: Ja.

MAURICE: Hier steht: Josef Andrée, rückwärts Eerdna Fesoj, geboren 1862, gestorben 1870, acht Jahre bloß, nich älter wie du! Josef liegt da besser als viele von unsern Jungens auf der Straße. Er hat Blumen und Gras über sich. Aber das kriegen wir auch. Da gehört bloß ein Spatenstich dazu. Da wird Josef hübsch überrascht sein, wenn er die ganze Bande zu sich runterkriegt.

Die Kinder lachen.

MAURICE: Nee, seht mal auf die Ameisen, Jungs! Was sind das für weiße Dinger, die se da mit sich rumschleppen?

GABRIELLE: Eier.

MAURICE: Und was wollen se damit?

GABRIELLE: Sie drehen sie die ganze Zeit, so daß Sonne um das ganze Ei rumkommt.

MAURICE: Hat man schon so was gesehen? Fixe Burschen! Und seht die Spinne auf dem Kreuz da! Da hat se sich einen langen dünnen Faden gesponnen und hat sich dran runtergelassen. Nun läßt se sich vom Wind rüberführen an den Zweig da, nun macht se den Faden fest. Da, nun hat se den Rahmen fertig!

GABRIELLE (*beugt sich über den Verband*): Ist es besser jetzt?

PIERRE: Ja, viel besser. Nun fühl ich mich fix und fertig zum Erschossen werden. Hören Se man auf jetzt. Gott segne Se, in fünf Minuten is alles vorbei.

GABRIELLE: Alles, mein Freund, ist vergebens, wenn wir es mit den Augen des Todes sehen. Das Kind, von einer Frau geboren, ist dazu verurteilt, ein Skelett zu werden. Die Blumen müssen welken, nichts ist sicher. Aber wir können auch die Blume und das Kind wählen als das einzige; und dann ist alles Leben. Es ist unser Wille, auf den es ankommt. Ja, wir können das Gras sehen und den Himmel und die Sonne, so daß wir unsterblich sind.

Der Mann, der mit dem Gewehr lag, erhebt sich in einem Stöhnen und fällt um.

ROSE: Ist er tot?

MAURICE: Man sollt meinen, du hättest bis jetzt noch nie 'nen Mann sterben sehen! Ja tot wie 'n Fisch. Aber das hier mußt du ansehen. Das is, verdammm mich, das beste, was ich gesehn hab!

Eine dumpfe, unheimliche Musik setzt ein. Gleichsam von ihr zurückgetrieben, kommen DELESCLUZE und ANDERE hereingeweht. Die Musik hört auf.

DELESCLUZE: Das ist der Schluß. — Sie warten auf General Galliffet. Dann rücken sie vor. So endet die Kommune. Mehr als irgendwer anders habe ich die Verantwortung für Schrecken und Tod. Haßt ihr mich?

MAURICE: Du bist immer ordentlich gewesen, Delescluze. (*Studiert die Spinne weiter.*)

LUCIEN: Das is wahr, ja.

PIERRE: Sie verstehen, Delescluze: zu Haus in der Straße wars bloß Schuf-ten und Angst vor morgen und wieder Schuf-ten — und dann kam der Tod — das Unnützeste und Schofelste von allem. Aber nun is es anders. Nun is das Leben was Großes geworden, um das es schad ist, es zu verlas-sen.

GABRIELLE: Ja, so ist es.

DELESCLUZE: Meine Freunde, helft ihr mir jetzt?

PIERRE: Nee.

DELESCLUZE: Jetzt sollen wir sterben. Ich bin kein Christ. Die Christen verlassen die Erde, um in ihre schimmernde Hoffnung einzugehen. Aber wir können hier ruhig weggehen, denn wir wollen, daß unsere Hoffnung wieder erstehen soll. Die Hoffnung wird wieder erstehen auf Erden! Die da drüben können das Gras absengen mit ihren Granaten, aber sie können nicht der Erde Fähigkeit töten, zu grünen.

LUCIEN: Aber die, die nach uns kommen, müssen bessere W a f f e n ha-ben! Nächstesmal gilt es, zu siegen. Siegen! Siegen!

DELESCLUZE: Die Güte kann nur durch Gewalt siegen, das ist das Bittere, was wir gelernt haben. Unsere Rächer, unsere Kinder, müssen ein Ge-schlecht von unmenschlicher Stärke werden.

GABRIELLE: Delescluze, geben Sie mir eine größere Forderung an den Menschen, als daß er unmenschlich sein soll!

DELESCLUZE: Durch schreckliche Zeiten müssen die Geschlechter nach uns sich durchkämpfen. Sollen sie verstümmelt werden? Ja. Sollen sie erblinden? Ja. Sollen sie sterben? Ja. Lieber als den Willen verlieren, freie Menschen zu werden.

GABRIELLE: Glauben Sie, die Geschlechter nach uns müssen töten, m ü s s e n sterben, um Gerechtigkeit zu schaffen?

DELESCLUZE: Der Kampf kommt. Das ist eine Gesetzmäßigkeit, die stär-ker ist als wir.

GABRIELLE: Dann machen wir den Menschen stärker als die Gesetzmäßig-keit! Was kann Geist nicht tun? Er kann die Unterdrückten zum Glau-ben bringen und die Unterdrücker zum Zweifeln.

Eine schwach einsetzende Trommelmusik beginnt in der Ferne, wo die Versailles-Truppen sind.

DELESCLUZE: Meinen Sie, heute sei irgend ein Grund, an eine Versöhnung zu glauben von Menschengemüt zu Menschengemüt?

GABRIELLE: Aber es ist das Unvergeßliche, an das ich glaube. Jeder, der nach uns denkt und arbeitet, soll wissen, daß es nur eine Wehr gibt gegen den Schrecken des menschlichen Gedankens: Unversöhnlich-keit mit dem Unrecht.

PIERRE: Ja, da wär ich gern dabei gewesen.

MAURICE (*brennend interessiert*): Nee, solche Spinne is, verdamm mich, das klügste . . . Das hier is mal 'ne Spinnerei, das!

ROSE: Und es flimmert so hübsch in die Sonne . . .

LUCIEN (*zu Pauline*): Nun fangen die an, sich zu rühren. Weißt du, worüber ich froh bin? Daß wir trotzdem keine Patronen mehr haben. Hätten wir geschossen, hätten die vielleicht gestürmt und uns mit den Bajonetten aufgespießt. Jetzt heißt es bloß, stillstehn! Bist du nicht froh darüber?

PAULINE: Ja.

DELESCLUZE (*erhebt sich*): Jetzt kommen sie.

Die taktfeste dunkle Musik kommt näher. Tief darunter hört man das Motiv von Beethovens Neunter.

ROSE: Nun wollen se uns töten.

Guy will das Spinnennetz herunterreißen. Maurice hält ihn zurück.

MAURICE: Laß sein!

GUY: Nun töten die uns. Nun reißen wir die Spinne in Stücke.

MAURICE: Nee, sie soll das fertig machen können. (*Erhebt sich, sagt zu den beiden andern*) Haltet euch bloß an mich.

Getrieben von der Musik, weichen sie Schritt für Schritt gegen die Mauer zurück.

DELESCLUZE: Endlich! Nie mehr Angst, nie mehr Niederlage, nie mehr Gefängnis. Jetzt brauche ich nur zu stehen und den Himmel zu sehen und mich zu erinnern und zu hoffen, beschützt vom Tod. Nichts braucht mehr gemacht zu werden.

LUCIEN: Dank schön für alles, Pauline!

PAULINE (*nimmt seine Hand*): Ja, dank dir schön, Lucien.

GABRIELLE: Delescluze, noch können wir etwas sagen.

DELESCLUZE: Wem?

GABRIELLE: Denen, die uns töten. Kommt Kinder, wir werden ihnen von der Zukunft erzählen, von unserem unversöhnlichen Glauben.

MAURICE: Wie denn?

GABRIELLE: Sie sollen ihn an unserem Lächeln erkennen.

MAURICE: Worüber sollen wir lächeln?

Wir fühlen jetzt, daß die vorrückenden Soldaten anhalten.

LUCIEN: Jetzt gilts bloß, ruhig zu stehen. Nun können die vorgehn. Das is richtig. So soll es sein . . .

Der Schatten von den Gewehren der Exekutionsabteilung fällt auf die Mauer. Ein Trommelwirbel. Dunkel: im gleichen Augenblick befreit sich das Beethovenmotiv von den Trommeln und klingt aus in einem reinen, mächtigen Akkord.

Vorhang.

Autorisierte Übertragung aus dem Norwegischen von *Margarete Steffin*.

Dem nachfolgenden Aufsatz von Georg Lukacs kommt im Zusammenhang mit unserer laufenden Expressionismus-Debatte besondere Bedeutung zu, ohne daß er eigens zu diesem Zwecke geschrieben wäre. Zum Thema Expressionismus wird sich Georg Lukacs noch gesondert äußern. Im Augenblick schien uns unter anderem die Widerlegung solcher und ähnlicher Auffassungen wichtig, wie sie besonders deutlich in Klaus Bergers Formulierung vom „rückwärts gerichteten Wettlauf mit dem Faschismus“ (Heft 2, 1938) zum Ausdruck kommen und ein Identifizieren von Klassik mit akademischen Klassizismus bedeuten.

Die Redaktion

DAS IDEAL DES HARMONISCHEN MENSCHEN IN DER BÜRGERLICHEN ÄSTHETIK

von

Georg Lukacs

Will man an dieses Problem ernsthaft herantreten, so darf man nicht an die Theorie und Praxis der modernen „Lebenskünstler“ der imperialistischen Periode denken. Die Sehnsucht nach Harmonie zwischen den Fähigkeiten und Kräften des Menschen ist niemals ganz erloschen. Je häßlicher, je seelenloser das Leben im vollentfalteten Kapitalismus geworden ist, desto heftiger mußte der Schönheitshunger in einzelnen Menschen entbrennen. Aber die Sehnsucht nach Harmonie ist bei den Menschen der imperialistischen Periode nur allzu oft ein feiges, im besten Falle ein scheues Zurückweichen vor den großen Problemen des sie umgebenden widerspruchsvollen Lebens. Sie wollen eine Harmonie in ihrem Innern finden, indem sie sich von den Kämpfen der Gesellschaft hermetisch abschließen. Eine solche „Harmonie“ kann nur scheinhaft, oberflächlich sein, sie muß bei jeder ernsthaften Berührung mit der Wirklichkeit in Nichts zersterben.

Die wirklich großen theoretischen wie dichterischen Verkünder der menschlichen Sehnsucht nach Harmonie haben stets klar erkannt, daß die Harmonie des Individuums seine harmonische Zusammenarbeit mit der Außenwelt, seine Harmonie mit der Gesellschaft voraussetzt. Die großen theoretischen Verkünder des harmonischen Menschen von der Renaissance über Winckelmann bis zu Hegel haben nicht nur in den Griechen die wahren Verwirklicher des harmonischen Menschen bewundert, sondern mit zunehmender Klarheit die Ursachen dieser harmonischen Entwicklung des Menschen in der klassischen Periode Griechenlands in der sozialen und politischen Struktur der antiken Demokratien erkannt. (Eine andere Frage ist, daß ihnen die Sklaverei als Grundlage dieser Demokratien mehr oder weniger verhüllt geblieben ist.)

Hegel sagt über die Grundlage der Harmonie im griechischen Leben und in der griechischen Kunst:

„Die Griechen, ihrer unmittelbaren Wirklichkeit nach, lebten in der glücklichen Mitte der selbstbewußten subjektiven Freiheit und der sittlichen Substanz.“

Und in der Ausführung dieses Gedankens kontrastiert Hegel die griechische Demokratie sowohl mit dem orientalischen Despotismus, wo die Person kein Recht hat, wie mit der modernen Gesellschaft der ausgebildeten gesellschaftlichen Arbeitsteilung:

„Im griechischen sittlichen Leben war das Individuum zwar selbständig und frei in sich, ohne sich jedoch von den vorhandenen allgemeinen Interessen des wirklichen Staates... loszulösen. Das Allgemeine der Sittlichkeit und die abstrakte Freiheit der Person im Inneren und Äußeren bleibt dem Prinzip des griechischen Lebens gemäß in ungetrübter Harmonie und... die Selbständigkeit des Politischen gegen eine davon unterschiedene subjektive Moralität trat nicht hervor. Die schöne Empfindung, der Sinn und Geist dieser glücklichen Harmonie durchzieht alle Produktionen, in welchen die griechische Freiheit sich bewußt geworden ist, und ihr Wesen sich vorgestellt hat.“

Die ökonomisch-sozialen Grundlagen dieser einzigartigen Blüte der menschlichen Kultur, der harmonischen Vollendung der menschlichen Persönlichkeit bei den freien Bürgern der griechischen Demokratien, hat erst Marx aufgedeckt. Er hat auch den rationalen Kern der unstillbaren Sehnsucht der besten Vertreter der Menschheit nach dieser nie wieder erreichten Harmonie erklärt. Seit Marx wissen wir, warum diese Periode der „normalen Kindheit“ der Menschenentwicklung nie wiederkehren kann.

Aber die Sehnsucht nach dem Wiedererringen einer solchen Harmonie lebt seit der Renaissance ungebrochen in den besten Vertretern des Fortschritts weiter. Die Wiedererweckung des antiken Denkens, der antiken Poesie und Kunst in der Renaissance hat allerdings sehr greifbare Ursachen in den unmittelbaren Klassenkämpfen dieser Zeit. Ohne Frage ist das römische Recht als zusammenfassendes System einer verhältnismäßig entwickelten Warenwirtschaft eine starke Waffe im Kampf der Bourgeoisie gegen das primitive Privilegiansystem des Feudalismus gewesen. Ohne Frage lieferte das Studium der antiken Konstitutionen und Bürgerkriege von der Renaissance bis zu Robespierre scharfe Waffen für alle bürgerlichen und demokratischen Revolutionäre im Kampf gegen den Feudalismus und gegen die absolute Monarchie. Waren alle diese Kämpfe mit Illusionen, aber doch heroischen Illusionen, in bezug auf die Möglichkeit einer Erneuerung der antiken Demokratie auf Grundlage einer kapitalistischen Wirtschaft erfüllt, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß gerade diese heroischen Illusionen notwendig waren, um den mittelalterlichen Schutt revolutionär wegzufegen.

Aber darüber hinaus hat die Erneuerung der Antike in und nach der Renaissance eine — in sich widerspruchsvolle — Tendenz, die mehr oder weniger über den bürgerlichen Horizont hinausweist. Mit stürmischem Enthusiasmus und mit heute unvorstellbarer Vielseitigkeit ihrer genialen Fähigkeiten arbeiteten die großen Männer der Renaissance an der Entwicklung aller gesellschaftlichen Produktivkräfte. Ihr großes Ziel war das Sprengen der lokalen, engen und bornierten mittelalterlichen Schranken des gesellschaftlichen Lebens, das Schaffen eines Gesellschaftszustandes, in dem alle menschlichen Fähigkeiten, alle Möglichkeiten, die Naturkräfte gründlich zu kennen und

gründlich den Zwecken der Menschheit zu unterwerfen, frei würden. Und diese großen Männer sahen stets klar, daß eine *wirkliche Entwicklung der Produktivkräfte gleich ist mit einer wirklichen Entwicklung der produktiven Fähigkeiten des Menschen selbst*. Die Herrschaft freier Menschen in freier Gesellschaft über die Natur — das ist das Renaissance-Ideal des harmonischen Menschen. Engels sagt über diese größte progressive Umwälzung der Menschheit:

„Die Männer, die die moderne Herrschaft der Bourgeoisie begründeten, waren alles, nur nicht bürgerlich beschränkt.“

Engels sieht aber zugleich sehr klar, daß eine so hohe und vielseitige Entwicklung der persönlichen Fähigkeiten, selbst der bedeutendsten Menschen, nur in einem noch unentwickelten Kapitalismus möglich gewesen ist:

„Die Heroen jener Zeit waren eben noch nicht unter die Teilung der Arbeit geknechtet, deren beschränkende, einseitig machende Wirkungen wir so oft an ihren Nachfolgern verspüren.“

Je mehr sich die Produktivkräfte des Kapitalismus entwickeln, desto stärker entfaltet sich auch diese knechtende Wirkung der kapitalistischen Arbeitsteilung. Schon die Manufakturperiode macht aus dem Arbeiter einen engen, verknöcherten Spezialisten einer einzigen Verrichtung; und der Staatsapparat dieser Zeit beginnt bereits, seine Angestellten in gedanken- und seelenlose Bürokraten zu verwandeln.

Die führenden Denker der Aufklärung, die gegen die Überreste des Mittelalters mit einer noch größeren Heftigkeit kämpfen als die Männer der Renaissanceperiode, sehen, als ehrliche Denker, die nichts verschweigen, das Vorhandensein dieser Widersprüche in jener Entfaltung der Produktivkräfte, deren erste Vorkämpfer sie selbst sind. So „denunziert“ Ferguson (nach Marx' Worten) die kapitalistische Arbeitsteilung, die sich vor seinen Augen entwickelt:

„Viele Gewerbe erfordern in der Tat keine geistige Befähigung. Sie gelingen am besten bei vollständiger Unterdrückung von Gefühl und Vernunft, und Unwissenheit ist die Mutter der Betriebsamkeit sowohl wie des Aberglaubens.“

Und er fügt als pessimistische Perspektive hinzu: wenn die Entwicklung so weitergehe,

„bilden wir ein Volk von Heloten und haben keine freien Bürger mehr“.

Bei Ferguson, wie bei jedem bedeutenden Aufklärer, steht diese herbe Kritik der kapitalistischen Arbeitsteilung unmittelbar und unverbunden neben der energischen Propaganda der Entwicklung der Produktivkräfte, des Hinwegräumens jedes gesellschaftlich entstandenen Hindernisses aus dem Wege ihres ständigen Fortschritts. Damit ist das für unsere Frage grundlegende Dilemma des neuzeitlichen bürgerlichen Denkens über die Gesellschaft ausgesprochen, das wir in jeder bedeutenden neueren Ästhetik, in jedem ernsthaften Nachdenken über Harmonie in Leben und Kunst wiederfinden. Es ist ein widerspruchsvoller Weg, den die bedeutenden Denker des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zwischen zwei gleich falschen und doch wieder in gleicher Weise gesellschaftlich notwendigen Extremen suchen.

Das eine Extrem ist die Verherrlichung der kapitalistischen Entwicklungsweise der Produktivkräfte — für eine lange Periode die einzig mögliche Weise ihrer Entwicklung — und damit ein apologetisches Augenschließen vor der fürchterlichen Knechtung und Zerstückelung des Menschen, vor der grauenhaften Häßlichkeit des Lebens, die diese Entwicklung der Produktivkräfte notwendig und in steigendem Maße mit sich bringt. Das andere falsche Extrem ist das Übersehen des progressiven Charakters dieser Entwicklung wegen jener schauerlichen Folgen, die sie in jeder menschlichen Hinsicht mit sich führt — eine Flucht aus der Gegenwart in die Vergangenheit, aus der Gegenwart der sinnlos gewordenen Arbeit, jener Arbeit, in der der Mensch ein bloßes Zubehör der Maschine geworden ist; eine Flucht in das Mittelalter, wo die vielseitige Arbeit der Handwerker sich noch „bis zu einem gewissen bornierten Kunstsinn steigern konnte“ (Marx) wo die Menschen zur Arbeit noch ein „gemütliches Knechtschaftsverhältnis“ (Marx) hatten. Es ist das Dilemma von Apologetik und romantischer Reaktion.

Die großen Dichter und Ästhetiker der Aufklärungszeit und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts verfallen diesem falschen Dilemma nicht. Aber auch sie sind nicht imstande, die vorhandenen Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft zu lösen. Ihre Größe und Kühnheit besteht darin, daß sie, unbekümmert um die Widersprüchlichkeit, in die sie sich verwickeln müssen, die bürgerliche Gesellschaft rücksichtslos kritisieren und dennoch für keinen Augenblick die Bejahung des Fortschritts aufgeben. Bei den Aufklärern stehen deshalb die beiden widerspruchsvollen Seiten unvermittelt nebeneinander. Die Dichter und Denker der deutschen Klassik, deren entscheidende Tätigkeit bereits in die Periode nach der französischen Revolution fällt, suchen verschiedene utopische Lösungen. Ihre Kritik der kapitalistischen Arbeitsteilung ist um nichts weniger scharf als die der Aufklärer. Auch sie betonen mit steigender Schärfe die Zerstückelung des Menschen durch sie. Goethes Wilhelm Meister stellt die Frage:

„Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabrizieren, wenn mein eigenes Innere voller Schlacken ist? Und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selbst immer uneins bin?“

Und er sieht auch ganz klar, daß dieses disharmonische Wesen mit der gesellschaftlichen Lage des Bürgertums zusammenhängt. Er sagt:

„Ein Bürger kann sich Verdienst erwerben und zur höchsten Not seinen Geist ausbilden; seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen, wie er will... Er darf nicht fragen: was bist du? sondern nur: was hast du? welche Einsicht, welche Kenntnis, welche Fähigkeit, wieviel Vermögen... er soll einzelne Fähigkeiten ausüben, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei, noch sein dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles übrige vernachlässigen muß.“

Die großen Dichter und Denker der klassischen Periode Deutschlands suchen nun diese Harmonie des Menschen und die diese künstlerisch ausdrückende Schönheit. Sie wirken bereits nach der französischen Revolution und haben deshalb die heroischen Illusionen der Aufklärungsperiode verloren. Sie geben aber den Kampf um den harmonischen Menschen und um des-

sen künstlerischen Ausdruck nicht auf. Die ästhetische Betätigung gewinnt dadurch bei ihnen eine überragende und sehr oft idealistisch überspannte Bedeutung. Sie sehen in der künstlerischen Harmonie nicht nur eine Widerspiegelung und einen Ausdruck des harmonischen Menschen, sondern das Hauptmittel, um die Zerreißung und Verzerrung des Menschen durch die kapitalistische Arbeitsteilung innerlich zu überwinden. Aus dieser Fragestellung folgt notwendigerweise ein Verzicht, diese Überwindung des disharmonischen Charakters des kapitalistischen Lebens in diesem Leben selbst, so wie es ist, zu vollziehen. Die Harmonie des Menschen und die Schönheit erhalten vom Leben abgewandte, dem Leben fremd gegenüberstehende Züge. Schiller besingt die Schönheit so:

„Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
und im Staube bleibt die Schwere
mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen
steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
in des Sieges hoher Sicherheit;
ausgestoßen hat es jeden Zeugen
menschlicher Bedürftigkeit.“

Hier kommt die idealistische Seite der klassischen Philosophie und Dichtung klar zum Ausdruck. Der Idealismus zeigt sich auch darin, daß Schiller die ästhetische Betätigung der menschlichen Arbeit allzu schroff gegenüberstellt. Er leitet mit bedeutenden realen historischen Einblicken die ästhetische Tätigkeit des Menschen aus dem Kraftüberschuß jedes Lebewesens ab. Die dadurch gewonnene Theorie des „Spiels“ hat zwar einerseits Tendenzen, die Teilung des Menschen durch die kapitalistische Arbeitsteilung aufzuheben, sie erhebt die Fahne des Kampfes um die ganze, vielseitige und vollentwickelte menschliche Persönlichkeit, sieht aber andererseits die Möglichkeit dieser Entwicklung nur *außerhalb* der wirklichen Arbeit seines Zeitalters:

„Denn... der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

Der idealistische Charakter solcher Theorien ist offensichtlich. Es ist aber notwendig, zugleich zu sehen, wie dieser idealistische Charakter im Denken der großen deutschen Klassiker notwendig aus ihrer gesellschaftlichen Lage entsteht. Gerade weil sie die unmenschlichen Seiten der kapitalistischen Entwicklung in keiner Weise beschönigen wollen, weil sie andererseits keiner reaktionären und romantischen Kritik des Kapitalismus Konzessionen machen, weil sie jedoch nicht in der Lage sein können, die Überwindung des Kapitalismus durch den Sozialismus in irgendeiner Weise zu sehen, sind sie gezwungen, solche Auswege für die Aufrechterhaltung des Ideals vom harmonischen Menschen zu suchen.

Diese ästhetische Utopie wendet sich nicht nur von der konkreten, wirklichen Arbeit ab, sondern sucht auch im allgemein-gesellschaftlichen Sinne utopische

Wege. Goethe und Schiller glauben daran, daß kleine Menschengruppen das Ideal der harmonischen Persönlichkeit praktisch zu verwirklichen imstande seien, und durch diese Verwirklichung Keimzellen für eine allgemeine Verbreitung dieses Ideals in der ganzen Menschheit bilden könnten. Ungefähr so, wie Fourier gehofft hat, daß die Realisierung eines Phalanstère die allmähliche Umwandlung der ganzen Gesellschaft zum Sozialismus in seinem Sinne zur Folge haben würde. Ein solcher Glaube bildet auch die Grundlage des Erziehungsgedankens im „Wilhelm Meister“; in solchen utopischen Hoffnungen klingt Schillers Werk „Über die ästhetische Erziehung der Menschheit“ aus.

Indem die Zerrissenheit des Menschen und ihre Heilung hauptsächlich in den einzelnen Menschen gesucht wird, steht hier das Problem der Zerrissenheit des Menschen in Sinnlichkeit und Verstand im Vordergrund. Wiederum ist es klar, daß die Zentralstelle dieses Problems mit dem philosophischen Idealismus aufs engste zusammenhängt. Es ist aber ebenfalls klar, daß hier auch objektiv ein Zentralproblem der Teilung des Menschen durch die kapitalistische Arbeitsteilung vorliegt. Die einseitige und knechtartige Ausbildung einzelner Fähigkeiten der Menschen durch die kapitalistische Arbeitsteilung setzt die sonstigen Eigenschaften, Leidenschaften des Menschen „frei“ — sie verkümmern oder überwuchern in einer chaotischen, anarchischen Weise. Wenn Goethe und Schiller die Frage an diesem Punkt anpacken, so werfen sie die große Frage der möglichen Harmonie der menschlichen Leidenschaften auf.

Diese Frage wird einige Jahrzehnte später zu einem Zentralpunkt des utopischen Systems von Fourier. Fourier geht davon aus, daß es keine menschliche Leidenschaft geben könne, die an und für sich schlecht wäre. Schlecht wird sie nur infolge des anarchischen und unmenschlichen Charakters der kapitalistischen Arbeitsteilung. Dabei geht Fourier in seiner Kritik weit über die der Aufklärer und Klassiker hinaus, indem er bis zu der Kritik der objektiv grundlegenden Probleme der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, zum Beispiel der Trennung zwischen Stadt und Land, vorstößt. Der Sozialismus, den er utopisch erträumt, hat mit allen seinen gesellschaftlichen Institutionen die Hauptaufgabe: in jedem Menschen alle Fähigkeiten und Leidenschaften, die in ihm schlummern, vollständig zu entwickeln und zugleich durch das harmonische Zusammenwirken verschiedener Persönlichkeiten im Sozialismus die Harmonie der Fähigkeiten auch im einzelnen Menschen hervorzubringen und zu sichern.

Die großen Zeitgenossen Fouriers, Hegel und Balzac, erleben die Widersprüche der kapitalistischen Arbeitsteilung bereits in einer viel entwickelteren Form als Goethe und Schiller zur Zeit ihres Zusammenwirkens. Die elegisch-resignierende Note, die in allen utopischen Hoffnungen Goethes und Schillers mitklang, wird nun die vorherrschende. Der große Denker und der große Realist sehen den unmenschlichen Charakter der kapitalistischen Gesellschaft, ihr Zerstampfen jeder menschlichen Harmonie in jedem Menschen und in jeder seiner Lebensäußerung mit unerbittlicher

Schärfe. Die ästhetische Harmonie des griechischen Lebens und der griechischen Kunst ist für Hegel etwas unwiderbringlich Verlorenes: der „Weltgeist“ ist über die Sphäre des Ästhetischen hinweggeschritten und eilt andern Zielen zu. Über die Menschheit hat sich die Herrschaft der Prosa befestigt. Und der große Realist Balzac zeigt gerade, wie die kapitalistische Gesellschaft mit eherner Notwendigkeit die Disharmonie und Häßlichkeit in allen menschlichen Lebensäußerungen produziert, wie alle menschlichen Bestrebungen nach einem schönen und harmonischen Leben von der Gesellschaft gnadenlos zertreten werden. Kleine „Inseln“ einzelner harmonischer Menschen tauchen freilich auch bei Balzac episodisch auf; sie sind aber nicht mehr Keimzellen einer erträumten utopischen Erneuerung der Welt, sondern isolierte „zufällige“ Episoden, „zufälliges“ Gerettetwerden einzelner Glücklicher vor der eisernen Ferse des Kapitalismus.

So endet der heroische Kampf der besten Vertreter der Periode der bürgerlichen Revolutionen um den harmonischen Menschen mit einer elegischen Trauer — mit der Trauer um das unwiderbringliche Verlorensein der Entfaltungsbedingungen aller menschlichen Fähigkeiten zur Harmonie. Und nur, wo die Kritik der kapitalistischen Gesellschaft bereits in eine Vorahnung des Sozialismus umschlägt, wird die siegreiche Trauer von den großen utopischen Träumen der ersten Begründer des Sozialismus abgelöst.

In der Entwicklung der bürgerlichen Kunst und Ästhetik geht mit dem Erlöschen der heroischen Illusionen der revolutionären Periode, der Illusionen von der Erneuerung der antiken Demokratie, eine *Entleerung der Auffassung des Klassischen vor sich*. Die so entstehende rein formale „Harmonie“ hat mit dem Leben weder der Vergangenheit noch der Gegenwart etwas zu tun: sie wird rein „akademisch“, inhaltsleer, drückt ein selbstgefälliges und sattes Abwenden von der Häßlichkeit des Lebens aus.

Die bedeutenden Künstler und Denker der Niedergangsperiode der Bourgeoisie können sich immer weniger mit diesem leeren Akademismus zufrieden geben. Ihre Abkehr von den Idealen der klassischen Harmonie hat tiefe gesellschaftliche und künstlerische Gründe. Die ernstesten Realisten wollen das gesellschaftliche Leben ihrer Zeit rücksichtslos wahrhaft wiedergeben und verzichten deshalb in ihrer künstlerischen Zielsetzung auf jede Harmonie des Menschlichen, auf jede Schönheit der harmonischen menschlichen Persönlichkeit.

Es fragt sich aber: was steckt hinter diesem Verzicht, und wie wird er vollzogen? Die Schönheit, die Harmonie können zwar durch den Akademismus zu einer leeren Gleichgültigkeit, zu einer bloßen „Formfrage“ substituiert werden, sie sind aber ihrem Wesen nach weder leer noch menschlich gleichgültig. Nur ihre Begriffe erscheinen jetzt leer dadurch, daß die kapitalistische Gesellschaft ihrer Wirklichkeit jede Erfüllung im Leben versagt. Und der Traum von der Harmonie kann in der Kunst nur dann erfüllt und ergreifend wirken, wenn er das Resultat wirklicher, ernsthafter und für die Menschheit progressiver Tendenzen im Leben selber ist.

Dieser Traum von der Harmonie ist mithin gerade das Gegenteil dessen, was

der angeblich die Klassiker fortsetzende Akademismus vorhat, gerade das Gegenteil jener Pseudo-Erfüllung, jener erlogenen und leeren Pseudo-Harmonie, die er uns präsentiert. Seine Flucht vor der Häßlichkeit und Unmenschlichkeit des Lebens im Kapitalismus ist nichts weiter als ein kampfloses Kapitulieren vor ihnen.

Das ist jedoch nicht die einzige künstlerische Kapitulation vor dieser elementaren Kunstfeindlichkeit vor der zur Barbarei herangewachsenen Unmenschlichkeit. Bedeutende Künstler, ehrliche Kämpfer gegen die Zeit, begeisterte Freunde des menschlichen Fortschritts kapitulieren auch — ohne es zu wollen, ja, ohne es zu wissen — *gerade als Künstler* vor diesen kunstfeindlichen Tendenzen ihres Zeitalters.

Hier erhält nun der gesellschaftlich-menschliche Gehalt der „alten“ ästhetischen Kategorien der Schönheit, der Harmonie eine gewaltige, *aktuelle*, über Literatur und Kunst weit hinausweisende Bedeutung! Die großen Realisten der Etappe des bereits entfalteten Kapitalismus — nehmen wir den Typus Balzac — müssen als wahrheitsgetreue Gestalter der Wirklichkeit auf die Darstellung des schönen Lebens, des harmonischen Menschen entschlossen verzichten. Sie können, wenn sie große Realisten sein wollen, nur das disharmonische, zerrissene Leben gestalten, das Leben, das alles Schöne und Große am Menschen erbarmungslos zerstampft, ja, was noch schlimmer ist, innerlich verzerrt, korrumpiert, in den Kot zertr. Das Endresultat, zu dem sie gelangen, muß sein, daß die kapitalistische Gesellschaft ein großer Friedhof der ermordeten menschlichen Echtheit und Größe ist, daß im Kapitalismus, wie Balzac mit bitterer Ironie sagt, die Menschen entweder Kassierer oder Defraudanten, das heißt entweder ausgebeutete Dummköpfe oder Schurken werden.

Dieses tapfer anklägerische *Resultat* unterscheidet so schroff den echten Realismus von jedem schönfärberischen, vor den Dissonanzen des Lebens fliehenden Akademismus. Jedoch innerhalb dieser anklägerischen Entlarvung der kapitalistischen Gesellschaft scheiden sich wieder die Wege. Und zwar danach: *wie* dieses Resultat künstlerisch erreicht wird. Wird das von dem Kapitalismus gelieferte Resultat der Menschenzerstörung ohne weiteres zur *Grundlage* der künstlerischen Gestaltung gemacht, oder wird auch der Kampf dagegen, die Erhabenheit, Schönheit jener menschlichen Kräfte, die zerstört werden, die sich mit mehr oder weniger Erfolg dagegen empören, *mitgestaltet*?

Das scheint vorerst eine rein künstlerische Fragestellung zu sein. Und tatsächlich wirkt sie sich nicht mechanisch parallel mit der politischen und sozialen Empörung gegen die kapitalistische und imperialistische Barbarei aus. Es gibt eine ganze Reihe von ziemlich weit links stehenden Schriftstellern, die die Erniedrigung und Zerstörung des Menschen durch den Kapitalismus als Tatsache hinnehmen, von ihr tief empört sind und ihre Empörung gerade dadurch künstlerisch zum Ausdruck bringen, daß sie diese Tatsache in ihrer nackten Gräßlichkeit darstellen und entlarven. Es gibt aber andere, bei denen die Revolte vorerst keine so offene politische und soziale Fär-

bung erhält, die jedoch mit lebendiger Intensität jenen alltäglichen, ja allstündlichen Kampf gestalten, den der Mensch dieser Zeit um die Bewahrung seiner menschlichen Integrität mit der kapitalistischen Umwelt auszufechten hat. In diesem Kampf muß er unweigerlich unterliegen, wenn er sich nur auf seine individuellen Kräfte verläßt; er kann ihn nur dann bestehen, wenn er einen lebendigen Anschluß an jene Volkskräfte findet, die den schließlichen Sieg des Humanismus ökonomisch und politisch, sozial und kulturell gewährleisten.

Maxim Gorki ist darum zum führenden Schriftsteller der Weltliteratur unserer Tage geworden, weil in seinen Werken diese Zusammenhänge eine künstlerische Gestaltung von hohem Rang gefunden haben. Die Fürchterlichkeit des Lebens in der kapitalistischen Gesellschaft ist vielleicht nie so wahrhaft aufgedeckt, in derart düsteren Farben gemalt worden, trotzdem ist die Wirkung eine ganz andere als bei seinen meisten Zeitgenossen; auch bei bedeutenden Schriftstellern. Denn Gorki gibt nie das nackte Resultat dessen, was im Kapitalismus, infolge des Kapitalismus, zugrunde *gegangen ist*, — er gestaltet vielmehr, *was zugrunde geht* und wie, *in welchem Kampf* es vernichtet wird. Er zeigt die menschliche Schönheit, die organische Tendenz zur Harmonie, zur Entfaltung reicher, unterdrückter, verzerrter, irregegangener Fähigkeiten selbst in den schlechtesten Exemplaren der Gattung Mensch. Und gerade, daß vor unseren Augen dieses lebendige Streben zur Schönheit und Harmonie zertrampelt wird, gibt seiner Anklage die weithin schallende Stimme, die überall wirkende Resonanz.

Weiter erscheint das Zeigen des Auswegs bei Gorki *künstlerisch konkret*; das heißt: es wird gestaltet, wie die revolutionäre Arbeiterbewegung, der Aufstand des Volkes den Menschen weckt, entwickelt, sein Innenleben aufblühen läßt, ihm Bewußtheit, Kraft und Zartheit verleiht. Es steht nicht nur soziales System gegen System, nicht nur Weltanschauung gegen Weltanschauung, sondern der heranwachsende *neue Mensch* macht die neuen Inhalte des neuen Lebens konkret, künstlerisch erlebbar.

Und hier schlägt das Prinzip der künstlerischen Gestaltung ins Politische und Soziale um. Bei keinem seiner Zeitgenossen ist die Empörung gegen das Alte so mitreißend, das Pathos des Neuen so begeisternd wie bei Gorki.

Diese Empörung, dieses Pathos des Sieges — gestaltet vom lebendigen Menschen aus — bedeutet eben das, worüber gesprochen wurde: *künstlerisch nicht vor dem Kapitalismus zu kapitulieren!* Bei Gorki fallen freilich künstlerische und politische Klarheit zusammen. Aber ihre mechanische Parallelität ist keineswegs notwendig. Gerade ein weltanschaulich und künstlerisch nur etwas weniger fundierter Radikalismus kann im Suchen nach schneller und breiter unmittelbarer Wirksamkeit zu einer solchen Unterordnung unter den toten und tötenden Fetischismus führen. Andererseits ist die Kunstfeindlichkeit des Kapitalismus nicht einseitig: auch jeder echte Künstler muß — ob er es weiß oder nicht — als Menschengestalter, infolge seines Dranges reiche und entfaltete Menschen darzustellen, notwendig ein Feind des kapitalistischen Systems sein. Er mag sich zeitweilig für „unbeteiligt“ halten, er mag sich

in eine Skepsis flüchten, er mag sogar meinen, daß er konservativ sei. Künstlerisch wird diese seine *echte Revolte* doch weithin leuchtend hervortreten, wenn sie nicht aus allzu großer sozialer und gedanklicher Unklarheit in eine romantische Reaktion gegen den menschlichen Fortschritt überhaupt umschlägt.

Hier, in dieser Frage der Verteidigung der zertretenen Menschenwürde, des verhinderten Menschseins ist Anatole France radikaler und entschlossener als Emile Zola, der (frühere) Sinclair Lewis als Upton Sinclair, Thomas Mann als Dos Passos. Und es ist kein Zufall, daß die meisten großen Realisten unserer Zeit — die darum große Realisten sind, weil ihre Empörung wirklich tief ist, weil sie das tötende Prinzip wirklich hassen und nicht abgestorbene Schemata mit formalistischen Dekorationen aufputzen — auch über die Kunst hinaus ihren Weg zum Volk gefunden haben! Romain Rolland hat diesen Weg am entschlossensten beschritten. Auch die Wege Heinrich und Thomas Manns und zahlreicher anderer müßten die fortschrittlichen Schriftsteller in dieser Frage nachdenklich stimmen. Diese Revolte der großen Realisten ist das Bedeutendste in der Kunst der bürgerlichen Welt unserer Zeit. Durch diese Revolte ist in dieser künstlerisch ungünstigsten Periode, deren generelle Linie den allgemeinen Niedergang der bürgerlichen Kultur zeigt, eine bedeutende Kunst entstanden. Für die Verbundenheit der besten Vertreter dieses echten Realismus mit den großen Traditionen vergangener Zeiten ist nicht das entscheidend, wie stark die bewußt gepflegten Überlieferungen bei jedem von ihnen sind. Auch diese können, etwa bei Romain Rolland oder Thomas Mann eine große Rolle spielen — entscheidend ist der *objektive Zusammenhang*, die objektive Fortsetzung der größten humanistischen Probleme der bisherigen Menschheitsentwicklung. Eine Fortsetzung freilich, die an die besonderen aktuellen Bedingungen unserer Tage anknüpft, also in diesem Falle: dasjenige an der kapitalistischen Kultur bekämpft, wogegen der große Künstler, in Verteidigung seiner Kunst, sich auflehnen muß.

Es gibt aber auch einen anderen Weg. Und viele Schriftsteller — keineswegs unbedeutende, weder ihrem literarischen noch allgemeinen kulturellen Gewicht nach — sind ihn gegangen: sie verzichteten radikal und entschlossen auf alle Ideale der „veralteten“ Schönheit und Harmonie; sie nehmen Menschen und Gesellschaft ihrer Zeit, „so, wie sie sind“. Besser gesagt: so wie sie in der unmittelbaren Erfahrung vom durchschnittlichen Leben im Kapitalismus zu erscheinen pflegen. Und der Darstellung einer so gegebenen Welt gegenüber verlieren tatsächlich alle Kategorien der alten Ästhetik ihren Sinn. Nicht weil sie wirklich objektiv veraltet wären (wir haben eben gesehen, wie lebendig sie, in veränderter Weise, unter gründlich veränderten Bedingungen bei den bedeutenden Realisten unserer Zeit wirksam sind) aber hier haben sie tatsächlich jeden Sinn verloren, weil der Kapitalismus ihre gesellschaftlich-menschliche Grundlage tagtäglich vernichtet, und die Schriftsteller nicht den Kampf gegen die Vernichtung, sondern gegen die vernichtete Welt darzustellen bestrebt sind; nicht den lebendigen

Prozeß, sondern — das tote Resultat. Konsequent wäre es dann nur, radikal auf jede Schönheit und Harmonie zu verzichten, und der Literatur die Rolle einer bloßen Chronik dieses „eisernen Zeitalters“ zuzusprechen.

Das ist im Laufe dieser Entwicklung auch weitgehend geschehen. Es sind Werke entstanden, die gedankliche Quintessenzen, beschreibende Milieustudien usw. einer dichterisch erst zu gestaltenden Welt enthielten, aber gerade dort den schriftstellerischen Abschluß der Formung erhielten, wo das dichterische Gestalten eigentlich anfängt. Es sind Menschen und Schicksale aufgezeichnet worden, in denen, chronikartig nebeneinandergereiht, die auffälligsten Züge der gesellschaftlichen Vernichtung der Menschen durch den Kapitalismus enthalten sind. Jedoch gegenüber den Menschen und ihren Schicksalen, in denen nur die fertigen oder fast fertigen Ergebnisse dieser Vernichtung gewissenhaft aufgezählt sind, kann kein hinreißendes, persönlich ergreifendes Mitgefühl entstehen; denn niemand erlebt, was mit ihrem Untergang menschlich verlorengeht, und erst recht nicht, was, wenn sie sie sich, infolge der politischen Weltanschauung des Schriftstellers, nach aufwärts entwickeln, außer einem abstrakten Programm verwirklicht wurde.

Selbstverständlich gibt es nicht nur diese Strömung in der Literatur. Ja, sie erscheint fast nie in wirklicher Reinheit. Denn es gibt kaum einen echten Schriftsteller, der — mag sein ausgesprochenes Programm wie immer lauten — völlig auf die Schönheit verzichten würde. Die Schönheit ist aber nur noch für sie etwas, das der von ihnen dargestellten Lebensmaterie völlig fremd, ihr gegenüber geradezu feindlich ist. So wird schon bei Flaubert die Schönheit zu einem rein formalen Prinzip der rhetorischen und pittoresken Auswahl der Worte, ein Prinzip, das dem widerstrebenden Lebensmaterial *künstlich* von außen aufgezwungen wird. So verselbständigt sich diese Lebensfremdheit und Lebensfeindlichkeit des Schönen für Baudelaire zu einer unheimlichen, dämonischen, vampirartigen Gestalt.

In allen diesen tief pessimistischen Gestaltungsweisen und Ideologien bedeutender Künstler spiegelt sich die kunstfeindliche Häßlichkeit des kapitalistischen Lebens. Und diese Häßlichkeit unterjocht in steigendem Maße die Anschauungen der Künstler und Denker der imperialistischen Periode. Jetzt wird in noch größerem Ausmaß die Unmenschlichkeit des Kapitalismus dargestellt, aber nicht mehr mit empörtem Ekel, sondern mit bewußter oder unbewußter Verbeugung vor ihrer „Monumentalität“. Das griechische Ideal der Schönheit wird von einem modern umgewandelten Orientalismus oder von einer modernisierten Verherrlichung der Gotik und des Barock usw. abgelöst. Und Nietzsche vollzieht die ideologische Wendung, indem er den harmonischen Menschen des Griechentums für eine Legende erklärt und Griechenland und Renaissance „realistisch“ in ein Reich der „monumentalen Unmenschlichkeit und Bestialität“ umdichtet. Der Faschismus beerbt alle diese Niedergangstendenzen der bürgerlichen Entwicklung und benützt sie als Elemente seiner sozialen und nationalen Demagogie, als ideologische

Bausteine für jene Kerker und jene Folterkammern der Menschlichkeit, die der zur Herrschaft gelangte Faschismus überall verwirklicht.

Die lebendige Macht der antifaschistischen Literatur ist ihr *wiedererweckter Humanismus*. Die Hitlerianer wußten, was sie taten, als sie ihrem „Professor für politische Pädagogie“, Alfred Bäumler, als Hauptinstruktion auf den Weg mitgaben: *Kampf gegen den klassischen Humanismus*. Durch jenen humanistischen Geist, durch jene humanistische Revolte, die die Werke der Anatole France, der Romain Rolland, der Thomas und Heinrich Mann durchdringt, die in den Werken der besten antifaschistischen Schriftsteller immer wieder zum Ausdruck kommt, ist eine Literatur entstanden, die heute schon unseren Stolz bildet und für die Zukunft die künstlerische Ehre unserer Zeit retten wird. Eine Literatur „gegen den Strom“: denn sie opponiert nicht nur den barbarisch-reaktionären Anschauungen und Tatsachen der Zeit, sondern führt einen tapferen und erfolgreichen Nahkampf in allen Fragen der Gestaltung gegen die Vernichtung der großen Kunst, des großen Realismus, gegen die naturnotwendige Haupttendenz der gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaft.

Wie weit ihre einzelnen bedeutenden Vertreter sich als Fortsetzer klassischer Richtungen wissen oder bekennen, ist nicht entscheidend; wichtig ist, daß *auch hierin objektiv* die besten Traditionen der bisherigen Menschheitsentwicklung fortgesetzt werden.

DAS KLEINE EINMALEINS DES SCHREIBENS

von

Walter Sturm

„Packend wie der Titel ist auch die ganze Darstellung, einen Meister des deutschen Stils verratend.“

„Obwohl es ein pessimistisches und tieftragisches Buch ist, wird es bis zum Ende von einer schönen, fast möchten wir sagen, bauerlichen Kraft getragen.“

„Seine Sprache, seine Worte, seine Bilder sind oft berückend schön.“

„Erzählt werden Einzelschicksale... Sie besitzen das Geheimnis, das Herz der Leser anzurühren.“

„Das Buch ist ein zeitgeschichtliches Dokument von größter Bedeutung. Ich will nicht zuviel sagen, aber ich glaube, es wird bleiben.“

Fünf Kritiker über fünf Bücher. Da wird die Wahl schwer. Man möchte wohl zunächst zum Meister des deutschen Stils greifen. Wenn da nicht verräterisch „verratend“ stände. Wer jemand zum Meister des deutschen Stils, ernennt, muß doch wenigstens einen Satz schreiben können. Woran erkennt er sonst

die Meisterschaft des andern? Das Partizipium Präsens ist im Deutschen nur attributiv oder adverbial verwendbar. Es hat keine satzbildende Kraft.

Erstaunt oder ironisch schütteln die Autoren die blonden, schwarzen oder grauen Köpfe. Wo bleibt da die dichterische Freiheit? Was kümmert uns das Partizipium Präsens? Schulweisheit, die man nicht geträumt, vergessen oder überhaupt nicht gelernt hat.

Verrät übrigens der Titel schon den Meister oder erst die ganze Darstellung? Warum hat sich der Meister so versteckt, daß ihn erst der Titel und die ganze Darstellung verraten müssen? Warum der Titel und die ganze Darstellung? Warum macht das nicht der ganze Titel und die Darstellung? Oder seit wann bedeutet ‚bäuerlich‘ eine Steigerung von ‚schön‘? Warum wird das Buch von einer schönen Kraft getragen? Fast möchten wir sagen, von einer Variétéathletin. Und warum endlich wird es getragen, *obwohl* es pessimistisch ist? Warum ist seine Sprache oft berückend schön? Für wen ist diese Aussage einer Kritik glaubhaft? Was sind oft berückend schöne Worte? Wie bringen es Einzelschicksale fertig, ein Geheimnis zu besitzen? Warum rührt das Geheimnis das Herz der Leser an? Etwa aller Leser? Warum sagt man nicht zuviel, wenn man glaubt, ein Buch wird bleiben? Was will man *mehr* sagen? Und warum versteckt man sich ängstlich hinter dem Glauben, wo man doch nicht zuviel sagt?

Fünf Kritiker über fünf Bücher. Nicht etwa ausgesuchte Kritiken. So und nicht anders stehen sie täglich in Zeitungen und Zeitschriften der ganzen Erde. Von Kritikern mit Namen und ohne Namen. Was hilft diese Kritik? Wem hilft sie? Die Autoren wissen sowieso, daß sie Meister sind, und den Lesern bleibt es überlassen, den Kritikern zu glauben oder nicht. Kein Versuch einer objektiven Feststellung. Subjektive Meinungen von Subjekten, die man nicht kennt.

Zwar ist es sehr nüchtern, aber es hilft nichts: auch die Sprache hat eine Technik, die Dichtung hat sie und die Kunst. Die Technik ergibt sich aus dem Material, das man verwendet und seiner Verarbeitung, wie bei jeder Technik. Sie entwickelt sich, sie wird vollkommener, je mehr sich Menschen und Generationen mit ihr befassen. Diese Kenntnisse und Erkenntnisse bilden in ihrer systematischen Darstellung und in ihrem systematischen Studium die Theorie. Auch sie entwickelt sich selbstverständlich, auch sie kann nicht dogmatisch oder metaphysisch sein, ebensowenig wie die etwa des Maschinenbaus. Die Künstler sind ebensowenig Selbstzweck wie die Maschinen. Wirkungen erzielt man nur, wenn man sie berechnen kann. Die beabsichtigte Wirkung ist der Inhalt, die notwendige Technik hierzu die Form. Daher bestimmt der Inhalt die Form.

Die Technik kann und muß erworben werden, denn von ihrer Beherrschung hängt die Wirkung ab. Dieses Produktionsmittel der Kunst muß Gemeingut werden und sein. Die Dichter und Künstler sind meistens stolz auf ihre Individualität und auf ihre Einzigkeit. Sie bilden sich etwas auf die Intuition ein oder sie bilden sie sich sogar ein. Versagt sie, so ziehen sie sich in die

beliebte Einsamkeit oder in die Natur zurück und warten dort auf ihren entsprechenden Gott, der ihnen gibt, zu sagen, was sie leiden. Sich zu freuen, ist ihnen nicht übermenschlich genug.

Vom Inhalt soll hier nicht gesprochen werden. Wer sich mit Literatur abgibt oder wer überhaupt nur schreibt, muß sich klar sein, daß er das nur im Interesse des Fortschritts, der Entwicklung, der Gesamtheit, also der Werktätigen tun darf. Wenn er das nicht will oder kann, muß man ihm die Feder oder die Schreibmaschine entziehen. Mit allen Mitteln. Denn die Verhinderung der Aufklärung und die Gefahr der Verdummung durch die Verwendung der Sprache zu diesem Zweck ist fast noch gefährlicher als Giftgase. Dazu gibt es kein „individuelles Recht“. Man berufe sich nicht auf die Freiheit des Geistes, bevor der Geist des einzelnen frei ist. Bevor der Autor erkannt und verstanden hat, wie, wann, womit und wodurch er lebt. Erst muß man seine Gedanken und seine Empfindungen ordnen auf Grund der fortschrittlichsten und radikalsten Tatsachen und Ideen, die auf der Erde der Gegenwart sind und die bessere, die gute Zukunft der gesamten Menschheit verbürgen. Denn nur und erst dann ist ein Individualismus möglich. Nur und erst dann kann man zu schreiben anfangen.

Und das Schreiben muß gelernt werden. Auch das Dichten. Nicht nur von den Personen, die sich dazu berufen fühlen und den Beruf ausführen oder sich einbilden: *alle* müssen schreiben lernen und können es. Mit mehr oder weniger Intensität, mit mehr oder weniger Wirkung, aber man kann es lernen. Auch das Verständnis und die Aufnahme von Kunstwerken oder von Kunstwerten wird um so sicherer, um so größer sein, wenn sich jeder die technischen Voraussetzungen klarmacht und sie ausübt.

Denn wer schreibt nicht? Unterliegen Briefe, Mitteilungen, Prospekte, wissenschaftliche oder politische Schriften andern Gesetzen als die Literatur? Warum hört man so oft von Schriftstellern sagen, daß ein Gedicht leichter zu schreiben sei als eine Notiz? Warum drücken sich viele Gelehrte so aus, daß sie erst andere kommentieren müssen? Warum bemühen sich oft Autoren und Journalisten „volkstümlich“ zu schreiben, das heißt schlecht für ihre Vorstellung? Warum versteht angeblich das „Volk“ das Schlechtere besser? Ist das nicht dieselbe Naivität, wie wenn jemand seine eigene Sprache lauter spricht, damit ihn ein Ausländer verstehe?

Man muß also schreiben lernen. Jeder muß es. Schon von der Schule ab. Man kann nicht mit der literarischen Differential- und Integralrechnung als Autor beginnen, wenn man vom Einmaleins keine Ahnung hat.

Dieses Einmaleins ist die Grammatik. Natürlich nicht so, wie sie heute fast überall gelehrt wird. Als Grammatik an sich. Ohne Beziehung auf die lebende und die lebendige Sprache. Man muß sie von Anfang an als Organismus verstehen lernen, der sich ununterbrochen entwickelt. Man muß das Wort nicht als absoluten Begriff auffassen, man muß seinen Wert in der Zeit kennen, in der man lebt. Man muß die Assoziationen verstehen, die das Wort umgeben und es in seiner Bedeutung verändern. Kein Wort ist an sich

schön oder häßlich. Die Assoziationen hängen von den gesellschaftlichen Zuständen ab, in denen man lebt oder in denen andere gelebt haben.

Was für primitive Vorstellungen existieren noch heute von der Flexion und von den sogenannten Redeteilen. Noch immer behaupten die Grammatiken, es gebe „Formwörter“. So nennt man etwa Präpositionen und Konjunktionen, die angeblich nichts ausdrücken. Sie sind offenbar nur für die Grammatik vorhanden. Und die Flexion. Die unglücklichen Partizipien spazieren lateinisch umher, die Konjunktive der starken Verben leben ihr Eigendasein in Grammatiken weiter. Auch in der Literatur, trotzdem kein Sterblicher sie mehr verwendet. Man höre: man büke, beföhle, bewöge, brennete, drösche, empföhle, flöchte, göre, gewönne, klömme, lüde, mölke, pflöge, quölle, rennete, schölle, schröbe, wöge, zöge. Zwar ist es eine wissenschaftliche Beruhigung, daß sie „noch Luther“ anwendet. Warum schreibt man Flexionen, die kein Mensch mehr spricht? Auf daß es schöner klänge. So geht es mit der Grammatik natürlich nicht. Aber so geht es weiter. So entsteht eine Schriftsprache, die nicht geschrieben und nicht gesprochen ist. Stolz pflegen das viele „Stil“ zu nennen.

So geht es auch mit der Syntax nicht. Man lehrt und lernt zwar, Sätze zu analysieren. Wann und unter welchen Bedingungen die eine oder die andere Form anzuwenden ist, damit sie die gewünschte Wirkung hervorruft: davon ist nie die Rede und noch viel weniger die Schreibe. Man packt die Aussagen, die entscheidenden Gedanken, in die Nebensätze. Die Hauptsätze sagen nur, daß man sagt, spricht, schreibt, denkt, weiß. Mit Konjunktionen wird verbunden, was getrennt zu denken ist, getrennt hingegen, was zusammengehört. Die Präpositionen flattern durcheinander, sie sind ja nur Formwörter. Da sie auch die besseren Autoren oft nicht verstehen, wenden sie welche an, die etwas ausdrücken. Etwa: dank dem Unglück, laut seinem Schweigen, angesichts des Waldes, anläßlich seines Fehlens. Was bedeuten dagegen die schäbigen auf, an, um, mit.

So geht es auch mit der Wortfolge und mit der Satzfolge nicht. Mit der Analyse ist nichts geschehen. Hier liegen rhythmische Gesetze vor, die die eine oder andere Form notwendig machen. Noch immer gelten Perioden und Zwischensätze als bessere Literatur, wenn sich auch die Prädikate zu scheußlichen Klumpen zusammenballen und die Vorsilbe des harmlosesten Verbums nicht mehr weiß, wo sie es gelassen hat. Eindeutigkeit und Klarheit halten viele Autoren noch für einen Fehler.

Ein Satz eines *Meisters des Stils*:

„Nach einem Spaziergang auf dem Seeufer pflegte er in die Bahnhofstraße, die Hauptzone des Verkehrs, der Großbanken und der eleganten Geschäfte, einzubiegen, und immer fügte es sich, daß er, nachdem er das Ende der Straße erreicht hatte, sich in der breiten Halle des Bahnhofs befand.“

Daß er, nachdem er. Die Absicht des Zwischensatzes kann nur die bewußte rhythmische Unterbrechung einer Handlung sein. Und was für eine kindliche Unbeholfenheit in dem Satz mit ‚nachdem‘. Für eine einfache Ortsbezeichnung nichts weniger als ein Nebensatz mit einem Plusquamperfektum. Statt:

am Ende der Straße. Durch diesen Zwischensatz ist der Nebensatz willkürlich unterbrochen, und der Satzakzent liegt auf dem Wort ‚sich‘, das logisch unbetont sein muß.

Ein Satz eines *Gelehrten*:

„Doch selbst abgesehen von der glänzenden Darbietung der Griseldis zeichnete sich das Stück, bei allen Mängeln, die einem jugendlichen Erstlingswerk, so auch diesem, anhaften, nicht allein durch wahrhaft dichterische Sprache, feine Charakterisierungskunst und geschickten Aufbau aus.“

Wie kann man einem Gelehrten die Behauptung von dem geschickten Aufbau eines Stücks glauben, wenn er sich selbst durch so ein Jammergestell von Konstruktion auszeichnet. Was kann er von einer „wahrhaft dichterischen Sprache“ verstehen bei allen Mängeln, die seinen Sätzen, so auch diesem, anhaften. „So auch diesem anhaften“ hält er sicher für literarischen Stil. Was beweist die feine Charakterisierungskunst, wenn man selbst von der glänzenden Darbietung absieht.

Ein Satz eines *Journalisten*:

„Im Laden eines Kunsthändlers erschien kürzlich ein Herr, der einige Bilder Thomas im Schaufenster gesehen hatte, unter denen sich auch das Bild Thomas befand, auf dem eine alte Frau dargestellt ist, die ihrem Enkel aus der Bibel vorliest.“

Der Autor hat nicht die geringste Vorstellung vom Wesen eines Relativsatzes, keine Vorstellung von Logik und keine Vorstellung von Komposition.

Ein Satz eines *Pädagogen* aus seinem Lehrbuch für Geschichte:

„Er ließ, den Fuß auf eine Lanze setzend, mit verhülltem Haupt sich und der Feinde Heer dem Untergang weihen und stürzte mit dem Ausruf, daß Grauen und Flucht, Mord und Blut und der Zorn der unterirdischen und himmlischen Götter ihm voranschreite, in den dichtesten Haufen, fand den Tod, aber entschied den Sieg.“

Das ist eine nette Geschichte. Wenn sich Erwachsene viel Mühe geben, werden sie vielleicht ihren Kindern den Inhalt verständlich machen können. Trotzdem kann der pädagogische Autor sicher die ganze deutsche Grammatik auswendig.

Vergleicht man diese unausgesuchten Sätze, wird man zugeben müssen, daß sie ausgesucht schlecht sind. Sie können alle keine Sätze bilden, die Stilisten, die Gelehrten, die Journalisten, die Pädagogen, weil sie eben Dilettanten sind. Sie schreiben mit allem möglichen: mit Talent, mit Empfindung, mit Gefühl, mit Bedeutung, mit Pathos — aber ohne Kenntnis der Technik. Viele Autoren fürchten sich sogar direkt davor. Sie fürchten, ihre Eigenart, ihr Talent oder gar ihr Genie zu verlieren. Sie haben die Kunst einfach in sich, wie sie glauben, und geben sie großmütig in entsprechenden Dosen von sich. Sie glauben, sich ihre Sprache gebildet zu haben, verwenden aber unbewußt und ohne sinnliche Vorstellungen, was die Umwelt und die Lektüre in ihrem Gedächtnis aufspeichert.

Immer wieder werden unmögliche Metaphern gebildet, trotzdem sie als „Re-deblüten“ sogar ein beliebtes Material für Witzblätter geworden sind. Sie entstehen dadurch, daß der Autor die Bilder der Sprache nicht sinnlich optisch sieht. Sie entstehen dadurch, daß er Worte mechanisch als Begriffe ver-

wendet, ohne sich der Assoziationen bewußt zu werden. Dadurch entsteht das, was man in der Musik nennt „sich im Ton vergeifen“. Niemand wird in der Musik produzieren wollen, ohne sich die Kenntnisse der Kompositionslehre, also die Technik, anzueignen. Bei der Sprache hält man das für überflüssig, oder man weiß nicht einmal, daß es auch für sie eine Kompositionslehre gibt. Sie wird gewöhnlich ‚Stilistik‘ genannt. Sie darf aber nicht etwa nur absolut historisch getrieben werden: nicht nur durch Feststellungen, wie andere geschrieben haben, sondern wie man selbst schreiben muß.

Noch immer glauben viele Autoren, daß sie sich beim Schreiben grundsätzlich anders ausdrücken müssen als beim Sprechen. Diese Absicht zeigt sich schon bei der Wahl der einfachsten Wörter. Mit Vorliebe werden veraltete verwandt, die der Schreibende nie spricht und nie gesprochen hat. Wer gebraucht etwa noch als Relativum ‚welcher, welche, welches‘, das in der lebenden Sprache schon längst durch ‚der, die, das‘ ersetzt wird? ‚Welcher‘ hat heute nur noch die Bedeutung eines attributiven Interrogativums. Wer sagt heute noch jemals ‚ich ward‘, statt ‚ich wurde‘? Die ältesten Sprachfehler werden munter weitergeschrieben. Die unsinnigen Komparative ‚der erstere‘ und ‚der letztere‘ stolzieren noch immer im Schriftdeutsch umher. Schade, daß sich noch niemand zu den Superlativen ‚der erste‘ und ‚der letzte‘ aufgeschwungen hat. Ihr trauliches Schreibedasein führen ‚derselbe‘ und ‚derjenige‘ ungestört. ‚Er, sie, es‘ und ‚mein, dein, sein‘ haben offenbar keinen dichterischen Schwung. Nicht der Autor — der Sprachgebrauch bestimmt. Er entwickelt sich aus den jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen.

Die Absicht zeigt sich noch krasser bei den sogenannten Idiomem oder Redewendungen. Viele können ohne diese Idiotika, sie heißen zum Glück wirklich auch so, zwar leben, aber nicht schreiben. Sie wenden sie an, ohne eine sinnliche Vorstellung von ihrer Herkunft zu haben. Noch mehr: sie ändern sie sogar, ohne Rücksicht auf die ursprüngliche verblaßte Bildkraft.

Die Schreibenden haben eine wahre Furcht, so etwas Gewöhnliches wie ein Verbum anzuwenden. Sie müssen es durchaus umschreiben. Man kann nicht fragen, mindestens muß man eine ‚Frage stellen‘. Und da das noch nicht feierlich genug ist, wird die unglückliche Frage sogar ‚angeschnitten‘. Die Lage ergibt sich nicht nur, sie spitzt sich sogar zu. Was ihr sicher nicht so leicht fällt. Es gibt nichts, was nicht ‚eine Rolle spielt‘. Vom Frühstück bis zur Weltanschauung. Der ‚Standpunkt‘ ist ein beliebter Aufenthaltsort, der Raum für alle hat. Man kann ihn auch vertreten und fallen lassen. Aufgaben werden gern ‚beleuchtet‘.

Vielen machte es Freude, andern alles mögliche ‚in die Schuhe zu schieben‘. Obwohl Diebe schon lange nicht mehr diese veraltete Technik anwenden.

Noch immer läßt man den solidesten Bürger mit ‚Kind und Kegel‘ einen Ausflug machen. Der Schreibende ahnt gar nicht, daß ‚Kegel‘ uneheliche Kinder sind, die nicht jedermann in Massen zum Spaziergehen mitnimmt. Eine Redewendung macht sich eben gut. Sie schmückt. Die Perlen werden aneinandergereiht, daß es nur so glitzert. Warum soll der junge Mann nicht

seinem Mädchen ,unter den Arm greifen‘, da er weiß, ,wo sie der Schuh drückt‘. Selbstverständlich ist dem Rechtsanwalt ein fetter Prozeß ,Wasser auf seine Mühle‘. Der Bösewicht ,fischt im Trüben‘, weil es sonst ,die Sonne an den Tag bringt‘. Der Detektiv ,stellt sein Licht unter den Scheffel‘, um den Verbrecher ,hinters Licht zu führen‘ und dadurch ,dem Faß den Boden auszuschlagen‘. Gebäude und Statuen ,fallen‘ gern ,in die Augen‘. Die Natur wird ,in erster Linie‘ bevorzugt. Der Kranke ,gerät in Harnisch‘, weil seine Kinder ,über die Stränge schlagen‘.

Alle in allem: eine Galerie schöner Künste.

Manchen allerdings genügen auch diese idiotischen Perlen noch nicht. Brillanten müssen es sein. Zitate und geflügelte Worte. Besonders lebendig wirken die toten Sprachen. Um so mehr, als sich dabei viele Leser und auch viele Schreibende denken können, was sie wollen. Diese Denkmünzen werden immer für bares Geld genommen. Für Faschisten sind besonders zu empfehlen: *ex oriente lux* (aus dem Osten kommt das Licht), *Roma locuta est* (Rom hat gesprochen), *quousque tandem* (wie lange noch?). Die Übersetzungen sind natürlich zu vermeiden. Gern überschreitet man den Rubikon und sieht sich bei Philippi wieder. Bei fehlendem Ortsgedächtnis besonders zweckmäßig. Für jede Art menschlicher Tätigkeit oder Untätigkeit sind Brillanten vorhanden. So für den Frühling: vom Eise befreit sind Strom und Bäche . . ., für den Sommer: hab Sonne im Herzen, für den Herbst: und das junge Volk der Schnitter fliegt zum Tanz, für den Winter natürlich: es muß doch Frühling werden! Für Liebende: wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen. Für Versmähte: meine Minna geht vorüber. Man braucht nicht einmal die Vornamen zu wechseln. Für Erkenntnisse: das eben ist des Pudels Kern. Für Touristen: hinaus in die Ferne. Für Geographieschüler: kennst du das Land, wo die Zitronen blühen? Für Alkoholiker: an der Quelle saß der Knabe. Für Sportler: es lächelt der See. Für Philosophen: wer hat dich, du schöner Wald?

Kurz: solche Brillanten gibt es wie Heu oder, wenn man lieber will, wie Sand am Meer.

Besonders charakteristisch für die Begriffsstutzigkeit oder für die fehlende Worterkenntnis sind Verdopplungen oder Überladungen, die Eindeutiges verdeutlichen oder Einfaches „schön“ machen sollen: Es ist *möglich*, sagen zu *können*; es sei *gestattet*, zu *dürfen*; die *Absicht*, gehen zu *wollen*; der *Zwang*, verzichten zu *müssen*. Besonders beliebt und besonders unsinnig sind die Erklärungen von Substantiven durch vollständig überflüssige Partizipien. ,Der erhaltene Befehl‘, die ,getroffene Entscheidung‘, die ,angestellte Untersuchung‘, die ,gemachte Erfahrung‘, die ,stattgefundene Versammlung‘! Ebenso reizvoll sind ,bereits schon‘, ,lediglich nur‘, ,schon gleich‘, ,sich einander gegenseitig‘, ,gewöhnlich pflegen‘.

Auch die griechische und römische Mythologie muß noch immer zum Schmuck erhalten. Sie setzt Kenntnisse voraus, die durchaus nicht Allgemeingut sind und auch nicht zu sein brauchen, und die auch nichts für den unmittelbaren sinnlichen Ausdruck geben und geben können. Was sind

Tantalusqualen gegen die faschistischen Konzentrationslager? Was bedeu-
tet die Sisyphusarbeit gegen den deutschen zeitgenössischen Arbeitsdienst?
Wie ungefährlich wirkt das Schwert des Damokles gegen Fliegerbomben?
Man ist heute noch an ganz andern Stellen, als an der Ferse des Achilles ver-
letztbar.

Zu all dieser billigen Bildung und unbilligen Verbildung kommen noch
die selbsterfundenen Metaphern. Echt Simili. So findet man in einem einzi-
gen Essay:

„Die Persönlichkeit und sein Schaffen sind eine Verquickung der Gegensätze.“
„Die herrschenden Kreise und deren Sprachrohre hoben die Elemente hervor.“ „Das
Gesunde ist noch heute nicht erloschen.“ „Er verfügt über eine Ausdauer, die keine
Hindernisse anerkennt.“ „Er war beseelt vom Enthusiasmus.“ „Seine Nei-
gung hat sich spontan Bahn gebrochen.“ „Der Reform weihte er sein gan-
zes Leben, angefangen von den ersten bewußten Schritten.“ „Er betrachtete den
Aufbau, der sich herausgebildet hatte, und der auf dem Gleichgewicht be-
ruhte.“ „Sie wiesen dem Ausdruck das Übergewicht zu.“ Die Wiederge-
burt triumphiert über die Grenzen.“ „Die Treffsicherheit ist unüber-
trefflich.“ „Der Komponist stand auf dem Höhepunkt seiner Reife.“

Alle diese Fehler sind zu vermeiden, wenn man sie als Fehler erkennt. Män-
gel können nie als Vorzüge aufgeredet werden. Man hält nur das für Kunst,
was nicht jeder tut. Mit Malen macht man es sich nicht so leicht, wenn auch
dabei geschmiert wird. Mit dem Schreiben geht es immer wie geschmiert.
Und da man sich bei jedem Satz etwas denken *kann* und das Material kosten-
los und arbeitslos zur Verfügung steht, kann man beliebig viele Worte *verlie-
ren*. Irgendwer wird schon irgend etwas finden. Die Technik des Autors ist
eigentlich nur der Druck dieser Verluste. Manchmal verhelfen Druckfehler
sogar zu einem besseren Sinn. Die Vorbildung der Setzer für das Schreiben
ist schließlich nicht geringer als die mancher Autoren. Jedenfalls haben Set-
zer mehr mit dem Wort zu tun.

Die besseren und die guten Schriftsteller sind aus Deutschland emigriert.
Auch die Journalisten und die Gelehrten, soweit sie ihren Beruf ernst neh-
men. Die Faschisten benutzen auch diese vorübergehende Gelegenheit, die
Sprache zu foltern und sie umzulegen. Knechte stehen genug zur Verfügung.
Talentlose Dilettanten sabbern sich aus. Sie schreiben einfach mit Blut, weil
sie die Tinte anschwärzen würde. Schreibmaschinen sind ihnen zu stimmungs-
los. Sie machen die Sprache rasserein, ohne zu ahnen und ohne zu wissen, daß
sie es ebensowenig ist wie das deutsche Volk. Wenn sie alle Lehnwörter und
Fremdwörter abschaffen, können sie sich nur noch mit Gröhlen verständi-
gen. Vielleicht genügt es für den Zweck.

Die deutschen emigrierten Schriftsteller haben um so größere Pflichten. Sie
müssen das Erbe wahren und es *kritisch* übernehmen. Sie müssen nicht nur
gut schreiben, sie müssen *besser* schreiben. Mit dem Bewußtsein der Verant-
wortung für jedes Wort und für jeden Satz. Der politischen und der sprach-
lichen Verantwortung. Sie müssen um so sorgsamer sein, weil sie meistens in
anderssprachigen Ländern leben. Sie dürfen sich noch weniger gehen las-
sen. Sie dürfen nicht noch die lebenden Sprachen und übersetzte Wendun-

gen in ihr Deutsch schleppen, zu dem überlieferten Wust lateinischer Konstruktionen romanische und slawische hinzustopfen. Sie müssen darauf achten, daß das selbe oder ein ähnliches Wort in der andern Sprache etwas anderes bedeutet oder bedeuten kann. Die deutsche Emigration verpflichtet, auch sprachlich.

JUGENDLITERATUR UNTER DEM NATIONALSOZIALISMUS

von

Karl Obermann

Das Lesen des Kindes und des Jugendlichen ist ein ganz besonderes Lesen: es ist die Entdeckung einer bisher unbekannten Welt. Beide, Kind und Jugendlicher, setzen ihren Stolz darein, selbst nachzuprüfen, was über die Welt der Erwachsenen geschrieben wird, was sich in dieser Welt abspielt. Mit stürmischer Wißbegier ergreifen sie alles, was sich ihnen zum Lesen bietet und ihnen ermöglicht, in das weite, bisher verschlossene Lebensgebiet einzudringen, das neben Elternhaus und Schule besteht und — sie wissen es wohl — ihre Zukunft bedeutet.

Aus diesem Verhältnis der Jugend zum Buch ergibt sich die besondere Bedeutung der Jugendliteratur. Es darf nicht übersehen werden, daß der Nationalsozialismus diese Bedeutung des Jugendbuches erkannt hat und sich daher weitgehend mit der Jugendliteratur beschäftigt. Es wird da der bewußte Versuch unternommen, die Stimmungen, Affekte und Unklarheiten dieser Lebens Epoche politisch zu mißbrauchen, ihre aufkeimende Gedankenwelt der faschistischen Ideologie und Kriegspropaganda zu unterwerfen.

Das erste nationalsozialistische Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften, im Jahre 1933 von der Reichsleitung des nationalsozialistischen Lehrerbundes herausgegeben, bekennt sich bereits zu diesem Programm. Jedes Buch, das in diesem Verzeichnis Aufnahme fand, mußte geeignet sein, in der heranwachsenden Jugend „Religiosität, Rassenbewußtsein und Abenteuerlust“ zu wecken. „Die Pflege der phantasierenden Tätigkeit der Jugend“ wird gefordert. Die Ablenkung von den realen, den sozialen Tatsachen des Lebens, ein absichtlich gezüchtetes Überwuchern der jugendlichen Phantasie ergibt sich als Hauptaufgabe der nationalsozialistischen Jugendliteratur. Wirklichkeitsfremde, kritiklose, blindgläubige Menschen erziehen — das ist ihr Zweck. So fordert Josef Prestels, daß die echte Kindergeschichte unbedingt im Gebiet der Phantasie liegen müsse:

„Sie benennt das lustige Nichts und gibt ihm einen festen Wohnsitz.“

Hans Maurer, Mitglied des Stabes der Reichsjugendführung, verlangt in einer Schrift „Jugend und Buch im neuen Reich“, man müsse „die Begeisterung für den Großen Krieg erwecken“.

Handlungen und Erlebnisse sind die wirksamsten Elemente der Jugendliteratur. Die starke Anziehungskraft des „Robinson Crusoe“ ist bis zum heutigen Tage nicht erloschen. Diese Wirkung des bewegten Geschehens auf die Jugend versucht der Nationalsozialismus auszunützen. Der junge Leser soll sich an der „heldischen Tat“ berauschen und darüber die unbequeme Frage vergessen, ob diese Tat denn auch einem würdigen Ziele dient. Um das zu erreichen, werden darum auch die Motive jeder Handlung möglichst irrational vertuscht und mit den erprobten Nebelbegriffen von Mythos, Blut und Volksseele durchsetzt.

Die Tendenz der Ablenkung von der sozialen und ökonomischen Wirklichkeit wird von den Nationalsozialisten in einer besonderen Weise gepflegt. Aufgabe des faschistischen Pädagogen ist es nicht, im jungen Menschen die Intelligenz zu entwickeln, sondern seinen „Sinn für das Ideale“. Hitler erklärte auf dem nürnberg Parteitag 1936:

„Wem es gelingt, ein Volk von materiellen Auffassungen zu ideellen hinzulenken, der wird am wenigsten unter der Not des Ewig-Materiellen zu leiden haben.“

Das schamlose Luxusleben der Naziführer, ihre riesigen Bonzengehälter illustrieren denn auch diese verlogene Phrase mit Nachdruck.

In einer von Horst Wagenführ zusammengestellten Sammlung von Sagen („Gefolgschaft, der germanische Kampfbund“, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, 1935) wird die Idee des blinden Kadavergehorsams mythisch verklärt. Nicht die Arbeit wird darin als die Ehre des Germanen angesehen, sondern das Schwert: der Starke ist der Herr, der Schwache seine Beute. Die Gefolgschaftsgesetze aus dem Bjarki- und Hroksliede und der Jomsvikingasaga werden daher in einer Weise zitiert, die den Eindruck erweckt, als wären sie von ewiger Gültigkeit. Da heißt es:

„Keiner soll leben nach des Führers Tode. — Niemand klage über seine Wunden und verbinde sie nicht vor dem nächsten Tage. — Keiner darf ein ängstliches Wort sprechen... wie hoffnungslos die Lage auch sei.“

In diese Richtung der „heldischen“ Führerverhimmelung und des rohen Faustrechtes soll der natürliche Tatendrang der Jugend abgelenkt werden. Das Bestehen von Klassen wird einfach ignoriert. Alles Geschehen sei ein Kampf zwischen „höherer“ und „niederer“ Rasse.

Seit Ende 1934 wird alljährlich gemeinsam von der „Reichsjugendführung“, der „Reichsamtseitung des nationalsozialistischen Lehrerbundes“ und der „Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums“ ein Auswahlverzeichnis empfehlenswerter Bücher für die Jugend herausgegeben. Die erste Stelle unter den Autoren „empfehlenswerter“ Jugendbücher nimmt natürlich Hitler selbst mit seinem Schmöcker ein, dann folgen Rosenberg, Goebbels usw. Im ersten Verzeichnis 1934/35 hatten Goethe, Schiller, Th. Storm, Fontane, Eichendorff, Rilke noch einen bescheidenen Platz mit je einem bis zwei Ge-

dichtbänden, von Schiller war noch „Wilhelm Tell“ angeführt. Im neuen Verzeichnis 1936/37 *fehlen diese Autoren vollständig*. In der Rubrik „Märchen, Tiergeschichten, Schwänke, Heimat- und Reiseerzählungen“ haben lediglich Hans Sachs' „Lustige Schwänke“, Gustav Freytags „Die Ahnen“, J. P. Hebels „Schatzkästlein“, E. Mörikes „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“, Selma Lagerlöfs „Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerson mit den Wildgänsen“, „Münchhausens Abenteuer“, Defoes „Robinson Crusoe“, Coopers „Lederstrumpf“, die Tiergeschichten von Bengt Berg und Fleuron, die Märchen von Grimm und Andersen noch einen bescheidenen Platz. Im übrigen beherrschen die jungen nationalsozialistischen Autoren, unter denen Baldur von Schirach, Anacker, Möller, Böhme, Blanck die meistgenannten Namen sind, das Feld.

Die 588 empfohlenen Bücher verteilen sich folgendermaßen: 35 Bücher zur politischen und „weltanschaulichen“ Schulung, 14 Bücher über organisatorische und ideologische Fragen der Hitlerjugend, 6 Bücher über Wehr- und Arbeitsdienst, 12 Lebensbeschreibungen nationalsozialistischer „Führer“ und „Helden“; 37 Bücher mit „Darstellungen“ aus der deutschen Geschichte; 22 Bücher über „Heimat, Volkstum und Kultur“; 9 Bücher über Grenz- und Auslandsdeutschtum; 31 Bücher mit Gedichten und Sprechchören im faschistischen Blubostil. Aber auch noch die eigentliche belletristische Rubrik enthält 53 Bücher, die den Weltkrieg verherrlichen, während zugleich 23 (die Absicht ist unverkennbar) „das Schicksal der Auslandsdeutschen“ darzustellen vorgeben.

Unverhüllte Kriegspropaganda beherrscht die Jugendliteratur der Nationalsozialisten wie auch ihre Literatur im allgemeinen. Die „Kriegsdichter“ sind ihre Lieblingsdichter. Ihre Werke erscheinen in auffallend billigen Schriftenreihen. Besonders zeichnet sich in dieser Hinsicht die „Kranz-Bücherei“ aus. Ein Beispiel aus dem Katalog: Nr. 200, „Mit siebzehn Jahren vor Verdun“ von Werner Beumelburg. Oder Heft 8 einer andern Schriftenreihe, „Das Reich im Werden“, bietet eine Erzählung von Erwin Zindler, die uns zufällig vorliegt: „Der Krieg und die Mutter“. Der Krieg wird hier, wie überall, als etwas Unvermeidliches geschildert, das kommen mußte, „um das deutsche Volk in seiner seelischen Größe erstehen zu lassen“.

Die unmenschlichsten Metzeleien des Weltkriegs sind dem faschistischen Dichter ein Ausdruck des „stählernen Soldatengeistes“, die imperialistischen Drahtzieher werden hinter „heldischen“ Mythen versteckt, der unterwürfige Kadavergehorsam als „erhabene Idee der Gefolgschaft“ verklärt.

Der Weltkrieg wird so zum Anfang des „Aufbruchs der Nation“ gestempelt. Der Aufbruch selbst vollzieht sich angeblich durch die Entwicklung und Machtergreifung der nationalsozialistischen Bewegung. Die faschistische Propaganda verlangt, daß auch dieser „Aufbruch“ der Jugend durch sogenannte Erlebnis-Bücher nahegebracht werde. Unzählige Romane und Novellen über Hitlermädchen und Hitlerjungen, über Schlageter, Horst Wessel usw. verherrlichen nun also pflichtgemäß das faschistische „Erlebnis“.

Doch so groß die Quantität dieser „Werke“ auch war — hinsichtlich der

Qualität konnten die Nazis sogar ihren eigenen Parteigenossen keinen Sand mehr in die Augen streuen. Am 5. Oktober 1934 schrieb die Frankfurter Zeitung ausnahmsweise offenherzig, es erscheine ihr notwendig, darauf hinzuweisen, „daß ein weiteres Bedürfnis an solchen Produkten nicht besteht . . .“

Dieses Fiasko ist leicht erklärlich. Da das „Erlebnis“ nicht wahrheitsgetreu geschildert werden konnte, sondern von Grund auf gefälscht werden mußte, ergab sich zwangsläufig eine unrealistische Schablonenhaftigkeit der Gestalten, eine tendenziöse Langeweile, ein völliger Mangel an künstlerischem Wert. Die Hitlerjugend selbst lehnte und lehnt diese nach ihren eigenen Worten „restlos verkitschte Erlebnisliteratur“ entschieden ab. In ihrer Zeitschrift „Wille und Macht“ muß sich die Reichsjugendführung notgedrungen wegen der Erzeugnisse ihrer Sudelköche rechtfertigen, und sie tut es mit der schönen Erklärung, daß es lange dauern müsse, „bis die in wissendem Schweigen verkrampften Lippen gelöst“ würden. So hofft man bereits seit Jahren auf den neuen Typ des Dichters, der in der Hitlerjugend heranwachsen soll.

Seine Aufgabe ist natürlich die Kriegsvorbereitung. Zu diesem Zweck wurde ein literarischer Jugendpreis, der „Hans Schemm-Preis“ ausgeschrieben. Natürlich wird „weltanschauliche Zuverlässigkeit“ gefordert — und das kann unter dem Faschismus natürlich nichts anderes heißen, als grenzenlose Verlogenheit. Daraus ergibt sich denn auch wieder die miserabelste literarische Qualität, womit wir glücklich beim Ausgangspunkt angelangt wären.

Als das mustergültige Hitlerjugendbuch gilt offiziell der „Hitlerjunge Quex“ von K. A. Schenzinger. Es handelt von einem Jungen aus einer Arbeiterfamilie, der zu den Faschisten gekommen ist, angeblich von den Kommunisten verfolgt wird, aber trotz aller Schwierigkeiten Faschist bleibt. Bei aller plumpen Verlogenheit hatte dieses Buch als erstes dieser Art bei anspruchslosen Jugendlichen eine gewisse bluffende Wirkung. Heute aber fallen seine zahlreichen Nachahmungen selbst bei der Hitlerjugend vollständig ab.

Von der faschistischen Lyrik soll in einem späteren Aufsatz die Rede sein. Hier sei nur ganz allgemein gesagt, daß die katastrophale, selbst von den Naziführern eingestandene Unzulänglichkeit in der Lyrik sowohl als in der Prosa eine deutlich sichtbare Folge der anbefohlenen Kriegshetze und Wirklichkeitsfälschung ist.

Gewiß — es entspricht den Stimmungen der Jugend, von Abenteuern und Heldentum zu hören, aber sie ist kritisch genug, um sich, früher oder später, von allem, was unecht und heuchlerisch ist, abgestoßen zu fühlen. Sie ist, leichter als der Erwachsene, einer intensiven Propaganda zugänglich. Aber eine tiefe und dauernde Wirkung kann bei ihr nur eine solche Propaganda haben, die, im Gegensatz zur faschistischen, auf der Seite des Volks, des Rechts und der Wirklichkeit steht.

Karl von Clausewitz

1780—1831

Aus der Niederlage, die im Jahre 1806 den Staat Friedrichs II. zertrümmerte, versuchten aufgeklärte, fortschrittliche Männer die Lehren zu ziehen, um mit Hilfe des Volkes ein neues Preußen schaffen zu können, durch eine soziale und politische Reformarbeit die nationale Freiheit wieder zu erringen. Die Reformen schufen in jedem Falle die Voraussetzungen, damit sich kein zweites Jena ereignen sollte, Reformen fortschrittlichen Charakters im Geiste der Ideen von 1789, die ihre Kraft in der französischen Revolution erprobt hatten.

Es kam nur zu Reformen, da die bürgerliche Klasse noch nicht stark und reif genug war, um die notwendige Initiative und Stoßkraft zu entfalten, damit sie selbst die politische Macht übernehme; ihre Schwäche erklärt, daß es nur zu Reformen kam, aber diese Reformen waren trotzdem ein Fortschritt, den erst der Nationalsozialismus bestritten hat, indem er die Selbstverwaltung der Städte und Gemeinden aufhob, die Freizügigkeit einschränkte, die Bauern zur Zwangswirtschaft nötigte, die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz aufhob.

Die Erhebung Preußens wäre ohne die Realisierung der Ideen von 1789 nicht möglich gewesen, und der neue preußische Staat stellte ein völlig neues soziales Gebilde gegenüber dem absolutistisch regierten Feudalstaat Friedrichs II. dar. Daß es in Preußen ein Volk gab, freie Bauern, die nicht mehr durch die Leibeigenschaft gefesselt wurden, Bürger, die sich selbst verwalteten, ist die entscheidende Wendung nach Jena. Ohne sie kein 1813, ohne sie auch nicht der Kampf um die demokratischen Rechte in der Reaktionsperiode zwischen Wiener Kongreß und der Märzrevolution von 1848.

Die Nationalsozialisten verschweigen diese Veränderungen, und die Herausgeber der Schriften des Reformers Clausewitz, eines Zöglings Scharnhorsts, strengen sich an zu beweisen, daß „die Erneuerung von 1813 nicht aus der französischen Revolution entsprungen sei, sondern die spezifische preußisch-deutsche Form desselben Geschichtsprozesses darstelle“. Aber es sind die Ideen von 1789, die in diesem Prozeß mächtig sein mußten, weil sie der gesellschaftlichen Struktur, den Produktionsverhältnissen der Zeit entsprachen.

Und wenn es in Preußen nur zu Reformen, nicht zu einer vollendeten, durchgeführten Revolutionierung kam, so beweist dies nur die Zurückgebliebenheit der preußischen Zustände, die mangelnde Reife der Klassen, die eine fortschrittliche Aufgabe zu erfüllen hatten. Es entspricht dem reaktionären Charakter des Nationalsozialismus, wenn er nicht nur den Fortschritt leugnet, der in Preußen 1807—1813 zu verzeichnen ist, sondern auch noch aus der Halbheit, der Mangelhaftigkeit des Reformwerkes, die unserem Volke nur zum Nachteil gereicht hat und noch gereicht, eine Tugend macht.

So wird auch einer der bedeutendsten Reformer, Clausewitz, vom Nationalsozialismus nicht in seiner Zwiespältigkeit dargestellt, wird nicht sein Wirken aus den Einflüssen der französischen Revolution erklärt, wird hartnäckig geleugnet, daß Clausewitz die Anschauungen des Absolutismus und Feudalismus überwand. Das Bedeutsame des Reformwerkes ist das Erscheinen des Volkes als einer handelnden, bewußten Kraft, als Repräsentation der Nation, die in den Staatsapparat eindringt.

In den militärpolitischen Schriften Clausewitz' wird dem Volke im Krieg, im Heere die entscheidende Rolle zugewiesen, im Gegensatz zu den Auffassungen Friedrichs II. und seiner Periode. Diese Erkenntnis aber ist eine Frucht der Erfahrungen der französischen Revolution, wie die Einsicht in die Gründe der Niederlage von Jena und des Zusammenbruches des preußischen Staats. Das Heer muß nicht nur kriegerische Tugenden, sondern „Volksgest" besitzen, unter dem Clausewitz „Enthusiasmus, fanatischen Eifer, Glaube, Meinung“ verstanden wissen will, Begriffe, die aus der Sprache der

französischen Revolution stammen, und deren Inhalt Aktionsfreiheit, politisches Bewußtsein, tätige Teilnahme an der Verwaltung des Staates voraussetzen; der „Volksgeist“ kann nur in einem freien Volke vorhanden sein, das *seinen* Staat gefährdet sieht und sich für ihn mit Leib und Seele einsetzt.

Clausewitz geht in vielen seiner Untersuchungen vom Auftreten bewaffneter Volksmassen in Kriegen um ihre nationale und soziale Existenz aus; den Kämpfen der schweizer Bauern gegen die Ritterheere widmete Clausewitz Betrachtungen, die Freiheitskämpfe der Spanier und Tiroler gegen die nationalen Unterdrückungsversuche durch Napoleon, die Organisation der französischen Revolutionsheere bestimmen Clausewitz, den moralischen Potenzen einen hervorragenden Rang einzuräumen.

Die Masse des Volkes, die das neue Heer darstellte, muß wissen und weiß es, worum es im Krieg geht; Clausewitz lehnte scharf alle „dunklen Vorstellungen“ ab, war ein Feind unklarer, verschwommener Begriffe, und wie er seine Auffassung vom Kriege klar darstellte als eine *Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln*, wollte er nicht, daß der Krieg zum Selbstzweck würde, er wehrte sich gegen die Auffassung vom Krieg als eine Naturkatastrophe, die unvermeidlich sei; auch in diesem Punkt unterscheidet sich Clausewitz scharf vom Nationalsozialismus, der vom Volk als einer freien, sein Geschick bestimmenden Kraft nichts wissen will, sondern es nur als Werkzeug für den Krieg zu Gunsten einer kleinen, ausbeutenden, herrschenden Schicht vorbereitet und alles in den Dienst dieser Kriegsvorbereitung zwingt.

Es ist der Auffassung Clausewitz' vom Krieg gemäß, daß er die Verteidigung dem Angriff vorzieht, den Eroberungskrieg ablehnt und nur dem Krieg das Wort redet, den das Volk um seiner Erhaltung willen zu führen gezwungen wird — eine Auffassung, die deutsche Militärschriftsteller zum Ausspruch veranlaßte, *sie gäben viel darum, wenn Clausewitz solche Ansichten nie ausgesprochen hätte*. Es entspricht dieser Auffassung, wenn der Volkskrieg, der Volksaufstand, der „Insurrektionskrieg“, wie Clausewitz sagt, in seinen Schriften wiederholt behandelt wird, wenn Clausewitz Republiken vor Monarchien den Vorzug gibt, da sie keinen „Schlendrian“ dulden: ein Volk, das die Initiative besitzt, kann es sich leisten, Generale, die sich unfähig oder unwürdig erweisen, zu beseitigen, während das Prestige der Monarchen solchen Wechsel nicht erträgt.

Solche Ansichten können nur ausgesprochen werden, wenn die Staatskontrolle durch das Volk vorausgesetzt wird. Im Jahre 1809 konnte Clausewitz auf Grund der Erfahrungen der spanischen Guerillas und der tiroler Freiheitskämpfer aussprechen, daß „der Geist insurgierender Truppen dem der stehenden Heere gewöhnlich so überlegen ist, daß man sehr gern vorzüglich *ihm* das Wohl des ganzen anvertrauen wird“. Unter „insurgierenden“ Truppen würde Clausewitz auch gerne Milizen und Freiwillige begreifen, die im November 1936 Madrid retteten und im März 1937 bei Guadalajara die „stehenden“ italienischen Divisionen in die Flucht schlugen.

K. K.

DER VOLKSKRIEG

Der Volkskrieg ist im kultivierten Europa eine Erscheinung des neunzehnten Jahrhunderts. Er hat seine Anhänger und seine Widersacher, die letzteren entweder aus politischen Gründen, weil sie ihn für ein revolutionäres Mittel, einen für gesetzlich erklärten Zustand der Anarchie halten, der der gesellschaftlichen Ordnung im Innern ebenso gefährlich sei wie dem Feinde, oder aus militärischen Gründen, weil sie glauben, der Erfolg entspreche nicht der aufgewandten Kraft. Der erste Punkt berührt uns hier nicht, denn wir betrachten den Volkskrieg bloß als Kampfmittel, also in seiner Beziehung auf den Feind. Der letzte Punkt aber veranlaßt uns zu der Bemerkung, daß der

Volkskrieg im allgemeinen als eine Folge des Durchbruchs anzusehen ist, der das kriegerische Element in unserer Zeit durch seine alte künstliche Umwalung gemacht hat, als eine Erweiterung und Verstärkung des ganzen Gärungsprozesses, den wir Krieg nennen. Die Anschwellung der Heere zu ungeheuren Massen durch die allgemeine Dienstpflicht liegt, wenn man vom ehemaligen engbegrenzten Heerwesen ausgeht, in derselben Richtung. Ebenso ist es mit der Volksbewaffnung. Ist das erste dieser neuen Hilfsmittel eine natürliche und notwendige Folge niedergeworfener Schranken und hat es die Kraft dessen, der sich seiner zuerst bedient hat, so gewaltig gesteigert, daß der Gegner mit fortgerissen wurde und es auch ergreifen mußte, so wird dies auch der Fall mit dem Volkskrieg sein. In der Allgemeinheit der Fälle wird das Volk, das sich seiner mit Verstand bedient, ein verhältnismäßiges Übergewicht über die bekommen, die ihn verschmähen. Ist dem also, so kann nur die Frage sein, ob diese neue Verstärkung des kriegerischen Elements der Menschheit überhaupt heilsam sei oder nicht, — eine Frage, die wohl so zu beantworten sein dürfte wie die Frage über den Krieg selbst. Wir überlassen beide den Philosophen. Aber man könnte auch meinen, die Kräfte, die der Volkskrieg kostet, könnten auf andere Streitmittel verwendet, mit mehr Erfolg benutzt werden. Es gehört indessen keine große Untersuchung dazu, um sich zu überzeugen, daß diese Kräfte größtenteils nicht frei verfügbar sind und sich nicht nach Willkür verwenden lassen. Ein wesentlicher Teil von ihnen, nämlich die moralischen Elemente, erhalten sogar erst durch diese Art des Gebrauchs ihr Dasein.

Wir fragen also nicht mehr: was kostet der Widerstand, den ein ganzes Volk mit Waffen in der Hand leistet, diesem Volke? — sondern wir fragen: welchen Einfluß kann dieser Widerstand haben? Welches sind seine Bedingungen und wie ist sein Gebrauch?

Daß ein so verteilter Widerstand nicht zu der in Zeit und Raum vereinigten Wirkung großer Schläge geeignet ist, geht aus der Natur der Sache hervor. Seine Wirkung richtet sich, wie in der physischen Natur der Verdampfungsprozeß, nach der Oberfläche. Je größer diese und je größer die Berührung ist, in der sie sich mit dem feindlichen Heere befindet, also je mehr dieses sich ausbreitet, um so größer ist die Wirkung der Volksbewaffnung. Sie zerstört wie eine still fortglommende Glut die Grundfesten des feindlichen Heeres. Da sie zu ihren Erfolgen Zeit braucht, so entsteht, während beide Elemente aufeinander wirken, ein Zustand der Spannung, der sich entweder nach und nach löst, wenn der Volkskrieg an einzelnen Stellen erstickt wird und an anderen langsam erlischt, oder zu einem Wendepunkt führt, wenn die Flammen dieses allgemeinen Brandes über das feindliche Heer zusammenschlagen und es nötigen, das Land vor dem eigenen gänzlichen Untergange zu räumen. Daß diese Entscheidung durch den Volkskrieg allein herbeigeführt werden sollte, setzt entweder eine solche Oberfläche des eingenommenen Reiches voraus, wie sie außer Rußland kein europäischer Staat hat, oder ein Mißverhältnis zwischen der einfallenden Armee und der Oberfläche des Landes, wie es in der Wirklichkeit vorkommt. Will man also kein Hirnge-

spinst verfolgen, so muß man sich den Volkskrieg in Verbindung mit dem Kriege eines stehenden Heeres und beide durch einen das Ganze umfassenden Plan geeignet denken.

Die Bedingungen, unter denen allein der Volkskrieg wirksam werden kann, sind folgende:

1. Daß der Krieg im Innern des Landes geführt,
2. daß er nicht durch eine einzige Katastrophe entschieden werde,
3. daß der Kriegsschauplatz eine beträchtlichere Länderstrecke einnehme,
4. daß der Volkscharakter die Maßregeln unterstütze,
5. daß das Land sehr durchschnitten und unzugänglich sei, entweder durch Gebirge oder durch Wälder und Sümpfe oder durch die Art der Bodenbebauung.

Die Anwendung bewaffneter Volkshaufen kann und soll nicht gegen die feindliche Hauptmacht, auch nicht einmal gegen beträchtliche Korps gerichtet sein. Der Volkskrieg soll nicht den Kern zermalmen, sondern nur an der Oberfläche, an den Umgrenzungen nagen. Er soll sich in den Gebieten erheben, die seitwärts vom Kriegsschauplatze liegen und in die der Angreifer nicht mit Macht kommt, um diese Gebiete seinem Einfluß ganz zu entziehen. Da, wo noch gar kein Feind ist, fehlt es nicht an Mut, sich gegen ihn zu rüsten, und an diesem Beispiel entzündet sich nach und nach die Masse der angrenzenden Einwohner. So verbreitet sich das Feuer wie ein Brand in der Heide und trifft am Ende die Bodenfläche, auf die der Angreifer basiert ist. Es ergreift seine Verbindungslinie und zehrt an den Lebensfäden seines Daseins. Der Feind hat kein anderes Mittel gegen die Wirkungen des Volkskrieges, als das Absenden vieler Haufen zum Geleit seiner Zufuhren, zur Besetzung der Etappenorte, Pässe, Brücken usw.

Nach unserer Vorstellung vom Volkskriege muß er wie ein nebel- und wolkenartiges Wesen sich nirgends zu einem festgefügteten Körper verdichten, sonst richtet der Feind eine angemessene Kraft auf diesen Kern und zerstört ihn. Dann sinkt der Mut. Alles glaubt, die Hauptfrage sei entschieden, ein weiteres Bemühen vergeblich, und die Waffen fallen dem Volke aus den Händen. Von der anderen Seite aber ist es dennoch nötig, daß sich dieser Nebel an gewissen Punkten zu dichteren Massen zusammenziehe und drohende Wolken bilde, aus denen einmal ein kräftiger Blitzstrahl herausfahren kann. Diese Punkte liegen hauptsächlich auf den Flügeln des feindlichen Kriegsschauplatzes, wie wir schon gesagt haben. Da muß sich die Volksbewaffnung in größere und mehr geordnete Ganze vereinigen, mit einem geringen Zusatz stehender Truppen, so daß sie schon das Ansehen eines geordneten Heeres gewinnt und imstande ist, sich an größere Unternehmungen zu wagen. Von diesen Punkten aus muß ihre Stärke abnehmen, nach dem Rücken des Feindes hin, wo dieser seinen stärksten Schlägen ausgesetzt ist. Jene dichteren Massen sind bestimmt, über die beträchtlicheren Truppenstandorte herzufallen, die der Feind zurückgelassen. Außerdem flößen sie Furcht und Besorgnis ein und vermehren den moralischen Eindruck des Ganzen. Ohne

sie würde die Gesamtwirkung nicht kräftig, und der ganze Zustand für den Feind nicht beunruhigend genug werden.

Diese kräftigere Gestaltung der ganzen Volksbewaffnung bringt der Feldherr am leichtesten durch die kleinen Haufen des stehenden Heeres hervor, mit denen er die Erhebung unterstützt. Ohne eine solche, der Ermunterung dienende Unterstützung durch etwas Truppen des stehenden Heeres wird es den Einwohnern meistens an Vertrauen und an Trieb fehlen, zu den Waffen zu greifen.

Wie tapfer auch ein Volk sei, wie kriegerisch seine Sitten, wie groß sein Haß gegen den Feind, wie günstig sein Boden: es ist unleugbar, daß der Volkskrieg sich in einem dichten Dunstkreis der Gefahr nicht erhalten kann. Soll sich also sein Brennstoff irgendwo in einer bedeutenden Glut anhäufen, so muß es auf entfernteren Punkten geschehen, wo er Luft hat und nicht mit einem großen Schlage erdrückt werden kann.

Nach diesen Betrachtungen, die mehr ein Herausfühlen der Wahrheit sind als eine objektive Zergliederung, weil der Gegenstand überhaupt noch zu wenig dagewesen und von denen, die ihn lange mit eigenen Augen beobachtet haben, zu wenig dargestellt worden ist, haben wir nur noch zu sagen, daß der strategische Verteidigungsplan die Mitwirkung der Volksbewaffnung auf zwei verschiedenen Wegen in sich aufnehmen kann, nämlich entweder als ein letztes Hilfsmittel nach verlorener Schlacht oder als ein natürlicher Beistand, ehe eine entscheidende Schlacht geliefert wird. Das letztere setzt den Rückzug ins Innere des Landes und jene mittelbare Widerstandsart voraus, von der wir im achten und vierundzwanzigsten Kapitel dieses Buches gesprochen haben . . .

KINDERKUNST IN DER SOWJETUNION

von

Gregor Gog



AUF DEM NORDPOL

Klara Wlassowa, Moskau, 11 Jahre

Heute las ich in der Zeitung:

„Bei der letzten Bombardierung von Barcelona durch die Faschisten wurden 137 Personen, unter ihnen 37 Frauen und 77 Kinder getötet.“

Eine junge russische Mutter, die zugegen war und die Zahlen hörte, legte ihre Hände wie schützend auf den Kopf ihres Kindes, und ihre Stimme zitterte vor Erregung, als sie sagte: „Getötet? Gemordet muß man schreiben. Wieviele Kinder haben sie uns schon umge-

bracht! Verfluchte Zahlen des Todes! Tausendfache Mörder sind sie, die solche grauenhaften Zahlen schaffen! Und vielleicht war ein neuer Beethoven oder Goya unter den Kindern“, setzte sie leise hinzu.

Sie nahm die Zeitung auf, um die Meldung selbst noch einmal zu lesen, als mißtraue sie dem Gehörten.

Unter der Zeitung lagen statistische Notizen zu unserem Thema, wenige Stunden vorher aufgezeichnet. Ich reichte sie der Frau. Noch während sie die auf verschiedene Zettel verstreuten Ziffern las, veränderte sich ihr Gesicht. Zum Schmerz und der Empörung über die neuen faschistischen Frauen- und Kindermorde in Spanien kam wieder der frohe, mütterliche, ach so liebenswerte Glanz in ihre Augen, der vorher da war.

Es sei mir erlaubt, ein paar dieser allgemein wichtigen Zahlennotizen hier mitzuteilen. Der Anfang ist ja nicht erdacht; er ist das an einem Abend gezogene Fazit eines von Freude und Glück, Schmerz und Trauer erfüllten Tages. „Zahlen des Lebens“ könnte man die im folgenden mitgeteilten Zif-

fern im Gegensatz zu dem von der jungen russischen Mutter gebrauchten Wort von den „Zahlen des Todes“ nennen. (Wo ist der Dichter, der uns das Buch schenkt über den hinreißenden Zauber und die unsägliche Verruchtheit der Zahl?)

I

Notizen zum Thema Kinderkunst in der Sowjetunion

In den elf Sowjetrepubliken der UdSSR bestehen elf — wie sie genannt werden — *Zentrale Häuser für die künstlerische Erziehung der Kinder*. Ange-schlossen den Zentralhäusern sind — verstreut über die ganze riesige Fläche des Landes — weitere 455 Institute, Studios und Zirkel, entweder in eigens dafür geschaffenen Häusern oder verbunden mit Schulen, Kinderklubs, Pionierpalästen etc. Aufgabe der Institute ist die künstlerische Massenerziehung der Kinder. (Bildende Kunst, Musik, Tanz, Theater und neuerdings auch Kunstgewerbe.) Sie sind ein unerschöpfliches Reservoir, aus dem tausend und abertausend Talente und Begabungen, an denen die Sowjetunion ebenso reich ist wie an Bodenschätzen, fort und fort in die höheren Kunstschulen, -Techniken und -Akademien und von dort in das gewaltige aufbauende schöpferische gesellschaftliche Leben der Gesamtheit strömen. Jeder zu seinem Wohl, das identisch ist mit dem Wohl aller.

In all den Instituten bestehen eigene Studios für bildende Kunst.

Das erste Zentralhaus für künstlerische Erziehung entstand im Jahr 1929 in Moskau. Gegenwärtig werden das moskauer Zentralinstitut und die anderen moskauer Kunststudios und -Zirkel — in den allgemeinen Kinderklubs. Schulen usw. — von 850 Kindern in Anspruch genommen, die Kunststudios und Zirkel des moskauer Pionierpalastes und der Rayonklubs von mehr als 3500 Kindern.

Kunstbegabte vorschulpflichtige Kinder werden in den Kindergärten und -Heimen betreut, oder sie erhalten Konsultationen entweder in den Zentralhäusern oder örtlichen Studios. Außerdem gibt es Fernkonsultationen.

II

In der ständigen Ausstellung des moskauer Zentralhauses für künstlerische Erziehung der Kinder

Von allen Wänden schauen dich diese wunderbar frischen, strahlend-bunten, in Farbe und Stimmung überwältigenden Zeichnungen und Bilder an. Als sähen dich hundert blanke, aufmerksame und doch zutrauliche Kinderaugen alle auf einmal an, ist dir zumute.

Wie klar und aufgeschlossen, wie tief können diese Kinder sehen! Sie sehen ja so gut, nichts entgeht ihnen. Welche Begeisterung bei der Beobachtung der Welt, und was in ihr vorgeht. Welche Lebenskraft und Energie, welch gespannter Wille, welcher Mut, das Geschaute und jede, wenn auch noch so

geringe, Erfahrung sich anzueignen und mitzuteilen. Nichts ist ihnen nichtig und unwert, gesehen und angeschaut zu werden.

Jäger sind diese Kinder. Das Wild, das sie jagen, ist die Welt, in der sie leben, in ihren Erscheinungsformen, großen und kleinen.

Was sie sehen, woran sie denken, wofür sie sich interessieren und wovon sie träumen, erzählen uns ihre Bildwerke.

Vielleicht haben sie alle einmal in der oder einer anderen Art dasselbe erlebt wie jener kleine Junge, der, als er auf einer Wanderung mit dem Vater zum erstenmal in der weiten Ebene ein hohes Bergmassiv mit jäh aufsteigenden schneebedeckten Gipfeln sah, von der tollen Lust ergriffen wurde, einen dieser herrlichen Berge zu besitzen. Und er riß die Mütze vom Kopf und sagte zu seinem Vater: „Tu mir einen rein!“ Und der Vater sprach nicht: „Was schwätzt du da für dummes Zeug, das kann man doch nicht.“ Er liebte seinen Sohn. Und weil er obendrein seine eigene Kindheit nicht vergessen hatte und auch sonst kein Dummkopf war, nahm er ein Stück Papier aus der Tasche und zeichnete, so gut er konnte, die Berge darauf. Und sprach zu seinem Jungen: „Da hast du sie alle!“ Und der kleine Junge jauchzte vor Glück, und — fortan holte er sich, was er heiß begehrte und nicht anders haben konnte ohne des Vaters Hilfe mit bunten Farbstiften auf schönes weißes Papier . . .

Die Kunst der Sowjetkinder unterscheidet sich wesentlich von den Schöpfungen der Kinder in allen anderen Ländern.

Wie könnte es auch anders sein. Es ist ja keine Phrase, wenn Reisende in die Sowjetunion nach ihrer Rückkehr ins Ausland berichten, hier seien die Kinder die ersten. Sie sind die ersten! Mit unendlich freiem Spielraum für ihre Wünsche, ihr Wollen, ihre Träume. Denn sie leben im Lande des Sozialismus, und die Fabriken und Werke, die Schiffe und Eisenbahnen, Schulen, Klubs und Paläste, Sanatorien, Parks, Bildergalerien, Theater, Kinos, die moskauer Metro, der Zoo, Luftschiffe, Aeroplane, Autos, Traktoren, Combines, alles, was ist oder gebaut wird und noch viel mehr, ja selbst — der Nordpol gehört ihnen!

Das alles ist so ungeheuer interessant, ist der Stolz der Kinder und ihr Entzücken. Erweckt ihre Begeisterung neu und neu. Ein großes Glück ist's, zu leben. Nicht umsonst sind unter den Sowjetkindern so viele Kenner der verschiedensten Auto- und Flugzeugsysteme, nicht umsonst gibt es unter ihnen so viele Flugzeugmodell-Bastler, Erfinder und Techniker.

Und Künstler!

Wir gehen durch die Ausstellung, bleiben stehen und stehen und sehen uns alles genau an. Blatt um Blatt, als wäre die Ausstellung ein wunderschönes Bilderbuch.

Die ganz Kleinen tappen gleichsam mit den kleinen Händen, die fest den Farbstift halten, Schritt für Schritt, aber noch unsicher über die weiße oder graue Fläche des Papiers. Die „Koschka“ wird gezeichnet. Sie wissen genau, wie das Kätzchen, das sie liebhaben, aussieht: runder Kopf und rosiges

Näschen, Ohren, die manchmal so merkwürdig zittern und alles hören; am Tage schläfrig blinzelnde Augen, die im Dunkeln wie zwei einsame grüne Lichter brennen, und — ein großer Schnurrbart. Von der Oberlippe und vom Schnurrbart verdeckter kleiner Mund, dafür zwei so auffällig gegabelte lange Striche vom Kinn zur Nase. Krummer Rücken, wie die liebe alte Babuschka einen hat . . . Schwanz, biegsam und beweglich wie der Zeigefinger an der Hand, nur viel, viel länger, und — zwei Beine. Wahrhaftig, nur zwei Beine! Das Kätzchen sitzt und hat darum nur zwei Beine: stimmt! Einen schwarzen Tupfen auf die Stirn, gerade zwischen die Ohren. Tupfen aufs Fell, und weil das Kätzchen es gern hat, auf dem Fensterbrett zwischen Blumen zu sitzen, rechts und links von ihm leuchtende bunte Blumen . . . So — die „Koschka“ ist fertig, ist gesund, sitzt da und lebt — auf dem Papier. Lebt wirklich auf dem Blatt Papier. Man hört geradezu, wie die Kinder vor Freude über die gelungene Leistung in lauten Jubel ausbrechen und — jedes für sich — dem Kätzchen die Zeichnung wie einen Spiegel vor die Augen halten: „Koschetschka, das bist du!“

So lernen die Kinder sehen, beobachten, ihre Sinne schärfen und schulen und vor allem ihre Hände gebrauchen. Und die kleinen Hände werden sicherer. Zeichnend und malend (oder mit den Händen den weichen Ton knetend) können die Kinder bald Strich von Strich, Kontur von Kontur unterscheiden und nutzen — leidenschaftlich-wißbegierig und aktiv wie sie sind — jede neue Erfahrung sofort aus. Haben sie am Anfang die Bäume himmelblau

ERSTÜRMUNG DES WINTERPALAIS

Lew Rubinstein, Leningrad, 15 Jahre



und rot angemalt und waren darüber zufrieden mit sich und dem wunderbaren Blau oder Rot, weil es ihnen unwichtig war, ob es blaue oder rote Bäume gibt oder nicht. Sehr bald aber lernen sie die herrlichere und tiefere Schönheit und Wahrheit der Wirklichkeit lieben. Und *darzustellen* . . .

Tanja Brshewskaja, 7 Jahre. Wowa Popandopuli, 8 Jahre. Ada Ssnigarewa, 8 Jahre. Wowa Bogdanow, 11 Jahre. Mikolo Pjetuschko, 13 Jahre. Philipp Jermakow, 14 Jahre. Arkadij Kormilzew, 15 Jahre. Walja Morjenko, 16 Jahre. Hunderte Namen müßten genannt werden. Von ihren Bildern seien wegen der Thematik einige wenige angeführt: „Vorbereitung zur Frühlingsaussaat“, „Traktoren auf den Kolchosfeldern“, „Spielplatz“, „Neubau der Elektrostation im Dorf Ljebedinz“, „In der Werkzeche“, „Kolchos-Marks“, „Unser Pionierlager“, „Fröhliche Kindheit“, „Mai-Demonstration“, „Fallschirme“, „Autokolonne in der karakumer Steppe“, „Spätherbst“, „Weg nach Aldan, früher — Weg nach Aldan, jetzt“.

Bleistift-, Buntstift-, Feder- und Tuschzeichnungen, Linol- und Holzschnitte, Aquarelle, Pastelle und Ölbilder, Skulpturen in Plastelin, Ton und Gips („Winterfreuden“, „Alter Partisan“, „Tschapajew“), dann — Holzbildwerke.

Porträts von Lenin, Stalin, Woroschilow, den Fliegerhelden und Helden der Arbeit; Bilder der legendenumwobenen Heroen des Bürgerkriegs. Der Rote Platz in Moskau mit dem Kreml und Lenin-Mausoleum. Bilder von der Roten Armee und Marine. Landschaften, Tiere, Vögel und Blumen. Porträts der Eltern und Geschwister. Illustrationen zu Büchern von Gogol, Puschkin, Tschechow, Gorki.

In einem der kleineren Räume befinden sich unter anderen zwei Bilder, die durch die Emotionalität, ja geradezu sprühende Klangfülle der Farben und die freie, leichte Behandlung und sichere Handhabung des Handwerklichen besonders auffallen. Auf dem Etikett ist vermerkt: „Tanja Brshewskaja, Moskau, 7 Jahre — „Zirkus“. Auf dem andern: derselbe Name. Dazu: „Teppich-Entwurf“.

Ich lese das und erschrecke. Die junge Institutspädagogin und Instrukturin Schtschjokin-Krotowa, die mich durch die Ausstellung geleitet, und deren Schülerin die siebenjährige Tanja ist, sagt: „Manchmal erschrecke ich auch. Und manchmal hab ich sogar Angst. Wir wollen ja alles so gut machen und die Entwicklung der Individualität der Kinder schützen und fördern und nichts in ihnen verderben . . .“

Du hörst das und fühlst dich wie beschenkt. Denn — weißt du noch? — wir selbst lebten ja einmal in immerwährender Angst, daß *unsre Lehrer* nicht alles Eigene in uns zertrampeln möchten.

Und *wie* diese Kinder lernen! Mit welcher stetig gleichbleibenden glühenden Leidenschaft, Hingabe, Geduld, Ausdauer und Intelligenz sie die vielfältigen Komplexe und Fragen: Wahl der Stoffe, der Form und Technik, die ganze komplizierte Wissenschaft der künstlerischen Meisterschaft zu ergreifen, auszuschöpfen und zu bewältigen trachten . . . Auf öffentlichen Ausstellungen, die von Zeit zu Zeit stattfinden, unterziehen sie sich immer wieder aufs neue

der öffentlichen Prüfung und Kritik, finden Ansporn und Anregung. Die Besten erhalten Preise. Die Schwächeren bemühen sich nachher um so eifriger, es den Besten gleichzutun.

Bei der letzten Ausstellung: „Zwanzig Jahre der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution im Schaffen der Kinder“, die im November-Dezember 1937 in Moskau stattfand, haben sich an dem hierfür ausgeschriebenen Wettbewerb 2304 Kinder, davon 2063 Knaben und 241 Mädchen, mit insgesamt 4442 Arbeiten beteiligt.¹ Kinder bis zu 10 Jahren: 264, von 11 bis 13 Jahren: 1056, von 14 bis 17 Jahren: 984. Von den Kollektivwirtschaften: 957, aus den Städten: 519, aus den Hauptstädten: 828 Kinder.

Der Wettbewerb zur Gorki-Ausstellung: „Leben und Schaffen Maxim Gorkis in den Zeichnungen der Kinder“, Juni-August 1937, war von 527 Kindern mit 1565 Zeichnungen, der Wettbewerb zur Puschkin-Ausstellung: „Die beste Zeichnung zum Schaffen und Leben Puschkins“, zum hundertsten Todestag des Dichters von 1587 Kindern mit 600 Zeichnungen beschiedt.

Themen zum Ausstellungswettbewerb „Zwanzig Jahre der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution im Schaffen der Kinder“ (Die Zahlen bedeuten, wieviel Zeichnungen und Bilder zu jedem Thema eingesandt wurden):

Bürgerkrieg — 721; Glückliche Kindheit — 445; Lenin und Stalin — 535; Rote Armee — 428; Kollektivwirtschaften — 424; Natur (Landschaft) — 328; Unser Land — 276; Fliegerhelden — 241; Unser Aufbau — 309; Illustrationen — 175; Festtage — 136; Der Große Oktober — 324.

Bürgerkrieg . . . Diese jüngste Generation von Schulkindern und Sowjetpionieren hat den Bürgerkrieg nicht erlebt. Und doch *kennen* sie ihn, als wären sie mit dabeigewesen. Sie kennen ihn aus den Erzählungen der Eltern, der älteren Geschwister, der Nachbarn, der Onkel Partisanen, die gegen die Feinde des Volkes gekämpft haben wie die Löwen. Aus den Erzählungen der Roten Kommandeure, die die Freunde der Kinder sind. Sie kennen ihn vom Geschichtsunterricht in der Schule und aus Büchern, die sie gelesen oder Bildern, die sie gesehen haben. Das alles ist ja noch gar nicht so lange her. Was sie von ihm wissen, ist erregend lebendig in ihnen. *Und weil sie Kinder und Künstler sind*, ihre Sinne unverdorben, die physischen und geistigen Kräfte in ihnen in Einheit und Einklang miteinander, können sie genau so aus der Vorstellung heraus lebenswahre, packende und in ihrer Wahrhaftigkeit erschütternde Bilder gestalten, wie aus der Anschauung. Vorausgesetzt, daß das, was zur Darstellung kommt, der Realität, in der sie leben und atmen, und die sie kennen, entspricht.

Ein Beispiel: Jurij Tschebakow — „Barrikade“. Der Knabe ist 14 Jahre alt, lebt in Moskau. Das Bild zeigt im Ausschnitt eine Straße. Barrikaden quer über die Straße. Kämpfende Arbeiter hinter den Barrikaden, jeder auf seinem Platz, an den Schießscharten oder Sandsäcke herbeischleppend. Ein Verwundeter verbindet sich selbst, ein zweiter wird verbunden, ein dritter — vielleicht ist er schon tot — auf einer Bahre fortgetragen. Wir sind

¹ Die Ausschreibung von künstlerischen Wettbewerben zu besondern Anlässen erfolgt vom Unions-Kunstkomitee beim Obersten Rat der UdSSR.



IM ARARAT-TAL

Grigor Awokjan, Eriwan (Armenien), 13 Jahre

unmittelbare Zeugen dessen, was auf der Straße vorgeht, als geschehe es eben jetzt. Wir sind mit dabei — hier auf der Seite der Arbeiter, können gar nicht anders. *Es ist so.* Drüben steht der Feind. und hier ist die Straße; dahinter sind andere Straßen, ist die Stadt... die Welt. Doch wie ausgelöscht. Denn hier existiert nur die *eine* Straße mit den kämpfenden Arbeitern, und niemand kann an ihnen vorbei. Keiner bemerkt dich, schaut auf, sieht dir ins Gesicht. Konzentriert, ruhig, sachlich, ohne die geringste Aufregung, wie sie bei ihrer Arbeit gewohnt sind, kämpfen die Arbeiter. Ergibt sich der Feind nicht, wird er niedergerungen. Daß er niedergerungen wird, daran besteht kein Zweifel. Aufgeregt allein ist ein kleiner Hund, der zwei anbellt, die aus der hinteren Kampflinie Munition herbeitragen... Das ist der Inhalt des Bildes, mit durchaus sicherem formalem Können gestaltet. Die Farben ernst, wie es dem Ernst und der Schwere der dargestellten Episode entspricht.

Oder: Witja Balujew — „Bürgerkrieg“. Witja ist ebenfalls nicht älter als 14 Jahre.

Eine Höhenlandschaft. Winter. Im Vordergrund an einem Abhang eine bewegte Gruppe von Partisanen und Rotarmisten im Abstieg ins Tal, in dem der Nahangriff auf die Linien der Weißen bereits begonnen hat. Der Kommandeur der Gruppe mit erhobenem Säbel. Ganz vorn ein Rotarmist



SKILÄUFER — Tolja Spiridonow,
Dorf Bologoje, Leningrader Gebiet, 15 Jahre

und ein Partisan, die auf dem glatten Schnee ins Rutschen gekommen sind und Halt suchen. Großartig, mit welcher Genauigkeit (*Wahrheitsliebe*) die intime Seite der Situation der beinahe ängstlich Rutschenden beobachtet und wiedergegeben ist. Beide kampfgeprobte Männer; in voller Sicht stehen sie da, jeden Augenblick kann sie eine Kugel treffen. Sie werden die Stacheldrahtverhaue, die feindlichen Schützengräben im Tal *heldenhaft* stürmen. Aber hier, beim Abstieg, sind sie *nichts als Menschen!* Einer der Partisanen macht es besser: das Gewehr schützend erhoben rutscht er auf dem Hintern den Abhang hinunter . . . das Natürlichste von der Welt! So, *gerade so*, ist es tausendmal geschehen und wird es noch oft geschehen . . . Schon schickt sich ein zweiter an, dasselbe zu tun. Krepierende Granaten, flammende Erdfontänen hochreißend und zerfetzend, was in ihren Wirbel gerät. Der Qualm und Rauch brennender Häuser erfüllt das weite, weiße Wintertal und vermischt sich mit dem trüben Dunst der Atmosphäre. Ein Fluß. Eine Brücke. Zwei Tanks, genau zu unterscheiden, welcher Tank den Roten und welcher den Weißen gehört. In der Dynamik des den Drahtverhau überrennenden Tanks (in der pfeilschrägen Diagonale nach unten, von dem auf dem Abhang mit gezogenem Säbel stehenden Kommandeur der Partisanengruppe zum Tank hin) liegt für den Beschauer die Gewißheit, *wer* siegen wird. Siegen werden die Roten, die, welche das Volk verkörpern. *Wir haben gesiegt*

— das ist die große Wahrheit des durch und durch optimistischen Bildes von Witja Balujew.

Viele wären zu nennen: Wowa Schulshenko, 14 Jahre — „Schlacht bei Solomichinsk“. Jurij Wolkow, 15 Jahre — „Übergang der Roten Armee über den Siwasch“. Wjatschejew Koslow, 14 Jahre — „Attacke“. Geja Babinzyn, 11 Jahre — „Der Tag von Wolotschajewka“. Lew Rubinstein, 15 Jahre — „Sturmangriff auf das Winterpalais“ (siehe Abbildung). Wassiljew Borja, 16 Jahre — „Stalin an der Front von Zarizyn“ usf.

Ich wollte, ich könnte an einem Dutzend dieser Studie beigegebenen Abbildungen zeigen, wie groß und echt die Kinder die Kämpfe der Revolution in ihren Bildwerken gestalten!

Die einen stellen allgemeine Episoden des Bürgerkriegs frei dar, die andern halten sich an bestimmte historische Geschehnisse, lesen die Literatur über jene Ereignisse, Augenzeugenberichte, Memoiren, fragen die alten Kämpfer aus, die dabei waren, studieren ernsthaft das erreichbare Quellenmaterial, bevor sie an die eigentliche Arbeit herangehen.

Über all dem vergessen sie nicht, darzustellen — denn die Sowjetkinder sind ja ebenso gute Internationalisten wie Patrioten — was jenseits der Grenzen wirklich interessant und beachtenswert ist. Ihre besondere Liebe gehört dem *spanischen Volk*, dem heldenhaften Kampf der spanischen Arbeiter und Bauern. Mit ihren Leiden und Freuden fühlen sie sich verbunden. Schwer ist ihnen nur die Wiedergabe alles dessen, was der *Realität*, was ihrer Lebenswirklichkeit fernliegt. Da sie — zum Beispiel — weiße Generäle, Faschisten, Kapitalisten, Könige, Unternehmer und dergleichen mehr nicht aus der Anschauung kennen, wirken solche Leute, wenn sie dargestellt werden, bei ihnen oftmals wie Panoptikumsfiguren (was sie ja leider noch nicht sind).

III

Eine Abschweifung, die dazugehört: Kinderbriefe

Und jetzt möchte ich über die Briefe der Kinder schreiben, die ich gelesen habe.

In Briefen und Tagebüchern vermerken die Kinder alles, was sie sehen und beobachten, ihre Entdeckungen, Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen, die sie machen, während sie an ihren Skizzen und Bildern arbeiten. Hunderte von Briefen erhält das Zentralhaus für künstlerische Erziehung, die Schule junger Talente, die Redaktion der Zeitschrift „Der junge Künstler“. Erhalten mit einem Wort alle jene Stellen, die verpflichtet sind, den Kindern mit Rat und Tat beizustehen. Aus allen Ecken und Enden der Sowjetunion schreiben sie und schütten ihr Herz aus. In den Abteilungen für Fernkonsultation werden die Briefe gesammelt und durch besondere Pädagogen beantwortet. Ich denke, es ist das einfachste und beste, wenn ich Auszüge aus Briefen der Kinder im folgenden für sich selbst sprechen lasse:

„Ich kann nicht mit Worten ausdrücken, was für eine leidenschaftliche Freude und Lust ich am Zeichnen habe. Ich habe mir ein Album angelegt, und es füllt sich immer mehr mit Zeichnungen. Wenn ich groß bin, will ich unbedingt ein Maler sein! ... (Nikolai Demtschenko, Dorf Kulakowka, Woronesher Gebiet.)

„In meinen Zeichnungen hilft mir am meisten die Beobachtung der Natur. Da habe ich vieles entdeckt, was derjenige wissen muß, der mit Bleistift oder Pinsel arbeitet...“ (Dwornitschenko, Kolchos „Tschapajew“, Kursker Gebiet.)

„Wenn ich mit Farben arbeite, stoße ich auf einige Schwierigkeiten. So ist mir die Abhängigkeit von Licht und Schatten schlecht verständlich. Wie verändern sich die Lichtflächen im Verhältnis zur Beleuchtung und in Wechselwirkung mit anderen Lichtflächen? Bei einem Versuch malte ich einen weißen Gegenstand mit Farbe; aber daraus ist nichts geworden. Ich habe die Farbe nicht gefunden. Ich bitte Sie, mir zu erklären, wie man die Farbe zu einem weißen Gegenstand findet...“ (Mischa Swiridow, Dorf Meltsch, Oreler Gebiet.)

„Im Dorf Ljebedinz ist eine neue Elektrostation erbaut! ... (W. Rogall, Dorf Ljebedinz, Ukraine.)

„Bei uns an der Station Kongans wird eine breitspurige Eisenbahn gebaut! ... (Koschew, Jakutsk.)

„Bei uns wird ein neuer Kanal gegraben! ...“ (Shakow Ratet, Turkestan.)

„Nun seht mal, wie früher die Straße nach Aldan war, und wie sie jetzt ist! Wie wir früher mit den Händen das Gold gewonnen haben und jetzt alles mechanisiert ist! ...“ (Valerij Masar, 12 Jahre.)

„Als ich den Topf, den Teller, das Brot und das Handtuch zeichnete, war es das aller-schwerste für mich, die Farbe des Schattens zu finden. Ich war sehr aufgeregt. Auf der Leinwand wurde die Farbe des Schattens ganz anders, als auf meiner Zeichnung. Der Fleck, der nicht vom Fenster beleuchtet wird, ist weiß, und trotzdem sieht er irgendwie dunkel aus. Auf dunklen Gegenständen ist es leichter, Schatten darzustellen, aber auf Leinwand fast unmöglich. Außerdem kommt der Tisch bei mir heraus, als wenn er nicht gerade stünde, sondern hinten irgendwie hochgehoben wäre. Als ich mit Bleistift zeichnete, habe ich das nicht bemerkt. Wie ich aber mit Farben arbeitete und das Bild an die Wand hing und es mir von weitem ansah, da bemerkte ich alles sofort! ...“ (Shenja Tschesnakow, Kolchos „Niwa“, Kirower Gebiet.)

„Am See Nushejar. Es war ein schöner Tag in der zweiten Hälfte des September. Wir wanderten zu dritt und gedachten auszuruhen. Der See glänzte im Sonnenschein. Die silbernen Wellen bedeckten sich im Wind mit grauer Kräuselung. Dichtes Gebüsch umgab von allen Seiten den See. Durch die spiegelnden Wellen siehst du den sandigen Grund. Am Ufer wachsen hohe leichte Gräser, dem Queckengras ähnlich. Ich erfreute mich lange an dieser wunderbaren Schönheit...“ (Derselbe.)

„Wenn wir am Horizont ein grünes Feld sehen, schwarze Ackererde und einen Wald in der Ferne, dann erscheint uns dieser Wald nicht grün, sondern deutlich blau oder fast hellblau. Und alle Gegenstände in der Ferne sehen in ihrer Farbe nicht mehr so satt wie in der Nähe aus, aber doch satter als der Himmel, weil die blaue Farbe des Himmels um so blasser erscheint, je näher der Himmel der Erde ist...“ (Derselbe.)

„Die Bleistiftzeichnung ‚Politische Unterhaltung‘ habe ich nach der Erinnerung an zu Hause gemacht. Bei uns leben Fischer. Während sie arbeiten, befinden sie sich oft weit fort von zu Hause und ihrem Dorfsowjet. Damit sie mit allen Neuigkeiten bekannt werden, werden mit ihnen politische Unterhaltungen durchgeführt. Der Dorfsowjet bestimmt dazu eine geeignete Person, politisch gebildet, die diese Arbeit durchführt. Dies alles ist mir in Erinnerung geblieben, und aus der Erinnerung daran habe ich die Zeichnung gemacht. Weiter die Zeichnung ‚Gefangennahme von weißen Spionen durch Partisanen‘. Diese Zeichnung ist gleichsam eine Illustration zu vielen Büchern vom Bürgerkrieg...“ (Mischa Ponomarjow, Dorf Werchnaja Solotiza, Nordgebiet.)

„Ich wollte Zeichnungen zu den Werken Puschkins machen. Ich machte sie, aber mit vielen Ungenauigkeiten in bezug auf die Kleidung, da ich nicht weiß, wie die Leute sich früher angezogen haben. Bilder, auf denen das Leben früherer Jahrhunderte dargestellt ist, gibt es bei uns im Kolchos nicht! ...“ (*Derselbe.*)

„Jetzt schicke ich eine Zeichnung für den Wettbewerb. Ich habe mich sehr bemüht. Um die Menschen richtig darzustellen, habe ich viele Skizzen gemacht, die Bewegungen aufgefangen, und dann erst ins Reine gezeichnet. In diesem Jahr gedenke ich die 7. Klasse zu beenden. Wenn ich die Schule beendet habe, möchte ich auf eine Malschule. Wo es derartige Schulen gibt, weiß ich nicht. Ich bitte Sie, mir darauf zu antworten, wenn Sie können ...“ (*Derselbe.*)

Das schreiben Dorfkinder!

Früher, im alten Rußland wären diese jungen, erstaunlichen Talente verküppelt und verkommen, wie tausende und tausende tatsächlich verkamen. Das alte Rußland war „das Grab der Talente“, wie die großen russischen Dichter immer wieder geklagt haben. Um bei dem einprägsamen Bild zu bleiben: die Sowjetunion kann mit Recht „die Wiege der Talente“ genannt werden.

IV

Aus der Praxis

Mischa Ponomarjow hat inzwischen die Aufnahmeprüfung in der witesber Kunstschule mit der Note „ausgezeichnet“ bestanden. Beim Wettbewerb zur Zwanzigjahrfeier des Großen Oktober, wozu er die in seinem Brief erwähnte Zeichnung einsandte, erhielt er mit einigen anderen durch die Jury den ersten Preis. Mischa Swiridow ist in die Malerschule in Orel eingetreten. Viele solcher Ponomarjows und Swiridows gibt es in der Sowjetunion. Es ist schon so, wie die Frau des berühmten Edison bei einem Besuch in der UdSSR vor einiger Zeit erklärte: „Jedes Kind in Ihrem Land hat die Chance, ein Edison zu werden ...“

Im Dorf Nowyje Bobowitschi, oreler Gebiet, lebt der vierzehnjährige Fedja Malinow. Der Vater ist Kollektivbauer. Im Schulbesuch ist Fedja zurück, besucht die fünfte Klasse. Im oreler Gebiet gab es bisher zu wenig Schulen. Aber Fedja, der Dorfjunge, gehört zu den vielen, die im ersten Brief, den sie schreiben, rührend bekennen: „Ich kann nicht mit Worten ausdrücken, was für eine leidenschaftliche Freude und Lust ich am Zeichnen habe ...“ Stundenlang konnte er über die Schulhefte gebeugt sitzen und Abbildungen und Illustrationen, die in den Lehrbüchern und anderen zu finden waren, kopieren. Weißes leeres Papier war dazu da, um darauf herrliche Bilder zu zeichnen und zu malen! Eines Tages — wenige Monate mehr als zwölf Jahre alt war er — las er in der „Pionierskaja Prawda“ oder einer anderen Zeitung, die für die Kinder ins Dorf kommen, vom Bestehen des Zentralhauses für künstlerische Erziehung der Kinder in Moskau. Sofort setzte er sich hin, schrieb einen Brief an die angegebene Adresse und legte einen Stoß Zeichnungen bei ...

Seitdem ist Fedja sozusagen ständiges korrespondierendes Mitglied der Ab-

teilung für Fernkonsultation des moskauer Zentralinstituts. Weniger Anstöße hat es bedurft, ihn auf den richtigen Weg zu führen: frei zu zeichnen, nach der Natur, sich der ihn umgebenden unendlich mannigfaltigen Wirklichkeit in seinen Bildwerken zuzuwenden.

Kaum ein Jahr später finden wir ihn schon auf der Ausstellung „Leben und Schaffen Maxim Gorkis in den Zeichnungen der Kinder“ mit einer vorzüglichen Kollektion durchaus eigener Schöpfungen vertreten. Und jetzt — zum XX. Oktober — ist er einer der Preisträger des ersten Preises. Drei seiner Arbeiten erhielten den ersten Preis: „Milchfarm einer Kollektivwirtschaft“ (Abbildung) „Auf der Wacht“ und „Im Erholungsheim“.

Mit welcher erregenden Sachlichkeit und welch hohem Können ist in dieser „Milchfarm“ ein Ausschnitt der sozialistischen Sowjetwirklichkeit dargestellt. Ein Maximum von Geschautem und Empfundener bewältigt. Jeder, der das Bild sieht, weiß: das ist keine amerikanische oder andere, sondern eine Sowjet-Milchfarm. Die Bauten organisch zur Landschaft gehörig, wie das Holz, aus dem sie gemacht, das Stroh, mit dem sie gedeckt sind, wie die rotbraunen, weißen und buntscheckigen Kühe, wie die Menschen auf dem Bilde. Sozialismus ist Ordnung. Zu seinen Prinzipien gehört die richtige Organisation aller verfügbaren Kräfte. Niemand steht hier auf dem Bild unnütz herum. Zwei Mädchen oder Frauen bei der Schweineherde beschäftigt, ein Jungkommunist und eine Frau während des Austriebs der Kuhherde aus den

*MILCHFARM EINER KOLLEKTIVWIRTSCHAFT
Fedja Malinow, Dorf Nowyje Bobowitschi, Oreler Gebiet, 14 Jahre*



Ställen zur Weide. Die anderen Mitglieder der Kollektivwirtschaft, zu der die Farm gehört, befinden sich genau so auf ihren Arbeitsplätzen. Es ist noch früh, das erste Licht des Tages gedämpft durch die Frühe und schwer, daß alle Umrisse und Konturen überdeutlich erscheinen. Die roten Fahnen auf den Dächern beginnen in der frischen Morgenluft zu leben. Was bedeuten die roten Fahnen? Hinter der Milchfarm liegen die Felder der Kollektivbauern. Und da ist auch das Dorf. Und dahinter sind andere Felder und Dörfer, ebenso zu Kollektivwirtschaften vereinigt und mit ebensolchen Farmen, wie diese hier. Und auf allen winken die roten Fahnen einander zu und grüßen die Menschen, die unter diesen vielen und doch nur *einen* Fahne leben und arbeiten. Das alles erzählt das Bild des vierzehnjährigen Sowjetjungen Fedja. Und noch viel mehr: von der neuen Kultur, die die Sowjetmacht den Menschen und *dem Dorf* gebracht hat, von den neuen Formen, der Kultur und Schönheit der Arbeit im Lande der Sowjets. Die Milchfarm steht im Wettbewerb mit anderen Farmen. Auch das besagen die Fahnen. Das besagen die peinlich sauberen Ställe, die gutgenährten großen Kühe, die fetten weißen Schweine, die Mädchen und Frauen in ihren langen weißen Schutzschürzen, der Jungkommunist in seiner Uniform, an der nichts fehlt. Und wie steht es mit dem längs des Schweinestalles gezogenen grünen Rasenstück, an dem die Kühe manierlich vorbeiziehen wie an einem unsichtbar gespannten Seil? So könnte man fortfahren; denn genau so erregend sind die meisten Zeichnungen und Bilder Fedja Malinows.

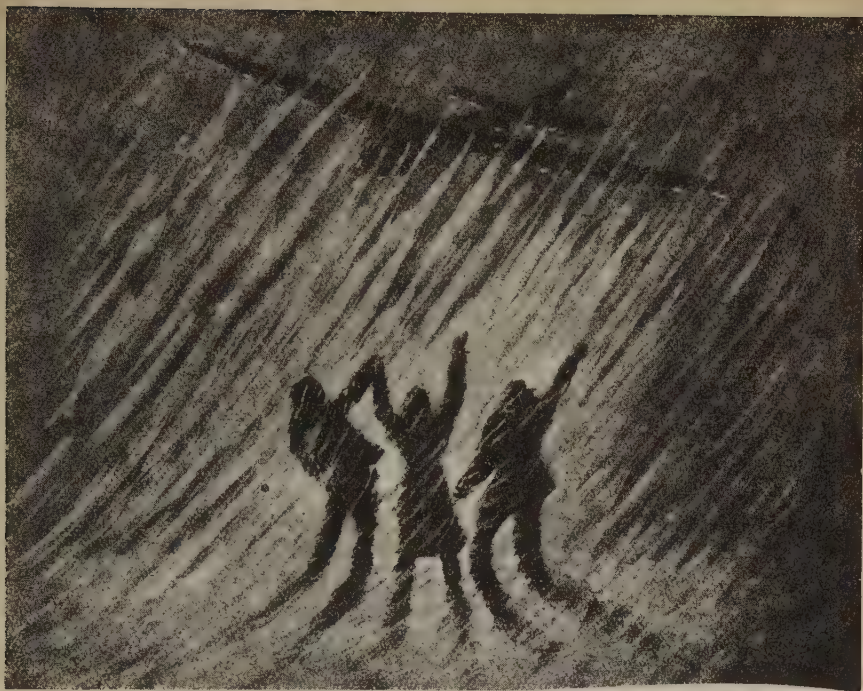
V

Noch einige Bilder

Ich will noch von drei Bildern anderer Kinder berichten.

Tolja Spiridonow, 15 Jahre: „Skiläufer“, Mitja Boiko, 14 Jahre: „Flugzeug über dem Nordpol“. Und Klara Wlassowa, 11 Jahre: „Auf dem Nordpol“ (siehe Abbildungen).

„Skiläufer“ ist ein Aquarell, wie die Mehrzahl der angeführten Bildwerke. Der Reiz des Bildes liegt in seiner prickelnden Lebendigkeit. Wie gut ist jede einzelne Gestalt beobachtet, wie *vielfältig* und *nie langweilig* dargestellt. Fröhliches Treiben, mit wieviel Humor gesehen! Im Hintergrund rauchen die Fabriken. Von den Fabriken her kommen eine Anzahl neuer Skiläufer — Schichtwechsel, Freizeit. Wunderbar, wie Tolja Spiridow die Komposition meistert, Ruhepunkte schafft, damit das Bild, das er geben will, nicht zerreißt und zerflattert. Mit den einfachsten Mitteln wölbt er die fast durchweg weiße Grundfläche, daß sie zum Abhang wird und dennoch Fläche bleibt. Am steilsten Teil des Abhangs zwei Tannenbäume, die den Abhang erst wirklich plastisch machen; deren schneebeladene Zweige nach unten streben, wie Wegzeiger, und die dem Bild gleichzeitig Ruhe geben. Dahinter die Kompaktheit der Fabriken, die nicht eigentlich sichtbar, aber jedem wohlbewußt ist. Im Vordergrund rechts zwei größere dunkle Gestalten,



FLUGZEUG ÜBER DEM NORDPOL
— Mitja Boiko, Moskau, 14 Jahre

Mann und Frau, noch weiter rechts der entlaubte Baum, und über den beiden Gestalten die unsichere, vorsichtige dicke Frau. Dazu, fast in der Mitte im Vordergrund, zwei beinahe ohne Bewegung Stehende; dem in der Fellmütze frieren die Hände.

Ich sah außerdem ein Bild von Tolja Spiridonow: „Fröhliche Kindheit“. Die Stärke Toljas liegt nicht zuletzt darin, die Lebenswirklichkeit, die er darstellt, ganz und gar ins Bild einzufangen. Niemand von den Menschen, Erwachsenen und Kindern, die er schafft, sieht aus dem Bild heraus...

Mitja Boiko lebt im Herzen des sozialistischen Sechstels der Erde, in Moskau. Mit ungeheurer Freude wie alle in und viele außerhalb der Sowjetunion hat er von der Eroberung des Nordpols durch die Sowjetflieger gehört und gelesen. Mitja ist stolz auf die Fliegerhelden, wie das ganze Land. Und dann gleich hinterher der herrliche Flug Tschkalows und seiner Getreuen Baidukow und Beljakow über den Pol nach Nordamerika. Und danach der grandiose Flug über den Pol bis an die mexikanische Grenze. Und die Nachrichten von Papanin und seiner Gruppe auf der treibenden Eisscholle! Was für ein Leben! Beinahe jeder Tag ein ereignisreicher Festtag... Da aber auf diesem Sechstel der Erde Freude und Festtagstimmung und Enthusias-

mus sich anders auf die Menschen auswirken, als auf den übrigen fünf Sechsteln der Erde, nämlich im Bemühen, sich der Sache oder denen, die Anlaß zu Freude und Begeisterung geben, würdig zu erweisen — so malte Mitja Boiko sein Bild „Flugzeug über dem Pol“ (Aquarell). Ein einfaches, schönes, im Lakonismus des Inhalts wie in Form und Farbe erstaunliches Bild.

Daß auf dem Bild drei der Papaningruppe das Flugzeug Tschkalows, Baidukows und Beljakows auf dem Flug nach Amerika begeistert begrüßen (daß die Papaningruppe das Flugzeug gehört hat, berichtete Krenkel und stand in der Zeitung) — dürfte klar sein. Vielleicht muß die Frage beantwortet werden: Wo ist der vierte der Gruppe? Warum nimmt er nicht an der Begrüßung teil? Nun — der fehlende Vierte, scheint mir, kann nur einer sein: *Krenkel*; denn der sitzt natürlich an seinem Radiotelegraph im Zelt und telegraphiert . . .

Unser Mitja hat daran gedacht. Noch in der gedanklichen Pointe ist er dramatisch: der dramatische Kündler heroischer Begebenheiten.

Eine andere Seite der Begebenheiten, deren zeitliche Zeugen wir sind, stellt die elfjährige Klara Wlassowa dar: den heroischen Alltag. Ich spreche von ihrem Bild „Auf dem Nordpol“. Auch in diesem Bild ist alles einfach, lapidar in Strich und Farbe. Sehr schön das irisierende Hellgrün des porösen großen Eisblocks, der in das Bild hineinragt.

Klara lebt gleichfalls in Moskau. Der Vater ist Autobuschauffeur; Klara besucht die fünfte Klasse einer Mittelschule. Außerdem ist sie Schülerin im Kunststudio des moskauer Zentralhauses für künstlerische Erziehung der Kinder. In der Charakteristik der Kunstpädagogen über Klara Wlassowa heißt es:

„Arbeitet sehr viel, aufmerksam und mit großer Liebe. Ihre Themen nimmt sie mit Vorliebe aus der Beobachtung der Wirklichkeit. Malerisch begabt.“

Auf dem letzten Wettbewerb war sie mit acht Arbeiten vertreten. Drei ihrer besten Arbeiten: „Auf dem Nordpol“, „Glückliche Kindheit“ und „Das Fest des Zwanzigsten Oktober“, wurden mit dem ersten Preis ausgezeichnet . . .

VI

So sind diese Kinder!

Und so ist ihre Kunst. „Glückliche Kindheit“ könnte über die ganze Ausstellung geschrieben werden.

Diese in ihrer Art einzig dastehende Ausstellung umfaßt augenblicklich — außer der allgemeinen Abteilung der RSFSR, Ukraine usw. — 7 besondere nationale Abteilungen: Georgien, Armenien, Kabardino-Balkarien, Daghestan, Usbekistan, Turkmenistan und den hohen Norden: Sachalin, Nowaja Semlja, Ostsibirien. Sogar Kinder so kleiner Völkerschaften wie der Nenzen und Ewenki sind mit beredten, eindringlichen Schöpfungen vertreten.

Eine unendliche Fülle und Vielfalt nationaler Eigenarten, Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten im Kunstschaffen aller dieser Kinder.

Während die blutigen Narren mit der Nilpferdpeitsche in den Ländern, in denen sie regieren, jede freie, selbständige schöpferische Regung der Völker und Stämme, die in den Ländern leben, zu unterdrücken und mit Stumpf und Stil auszurotten trachten, entwickeln die Völker der UdSSR stürmisch und machtvoll ihre nationale Kultur.

Während die Faschisten eine grauenhafte Kulturzerstörung vollbringen, im eigenen Land und den Ländern, die sie mit Krieg und Verwüstung überziehen, ganze Städte dem Erdboden gleichmachen und Männer und Greise, Frauen und Kinder massenhaft hinhängen — erfüllt die Sowjetunion von einem Ende zum andern das brausende, lodernde, berauschende Leben schöpferischer Arbeit. Unvergessen bleibt das Wort eines greisen Volksdichters aus einer der Republiken Mittelasiens:

„Moses hat seinem Volk Wasser aus dem Stein geschlagen, als es dürrte. Die Sowjetmacht aber hat mehr getan: sie hat schon längst tote Völker zu neuem Leben erweckt.“

Glückliche Kinder eines glücklichen Landes! Eine tiefe, herrliche Gewißheit nehme ich mit mir fort aus dieser Ausstellung: Kinderkunst und Meisterkunst begegnen einander. Und nicht nur einmal. Beide sind schön und wahr zugleich — das ist mit einem Wort: *realistisch!* Und noch ein andermal begegnet die Kunst der Kinder sich mit der der großen Meister: in der Kraft und Intensität, mit der die Kinder wie die größten der Meister ihre Werke schaffen und gestalten!

TANZ IN MITTEL-ASIEN

Garri Malt, Taschkent (Usbekistan), 13 Jahre



BRIEF AN LION FEUCHTWANGER

*, den 28. I. 1938

Sehr geehrter Herr Feuchtwanger!

Es ist nicht lange her, daß ich die Ehre hatte, Sie, wenn man das so nennen darf, kennenzulernen. Bis dahin kannte ich Ihren Namen, den Titel einiger Ihrer Bücher, habe wohl hie und da eine Besprechung gelesen — das war alles. Mein Gott, es gibt so viele gute Bücher auf der Welt und so wenig Zeit, um sie zu lesen... Erst vor einigen Monaten, in der Arrestzelle eines polnischen Gefängnisses, habe ich mehr erfahren.

Das kam so: wir standen in einem langwierigen, schweren Kampfe. Die Gefängnisverwaltung tat ihr Bestes, um uns „zur Raison zu bringen“, mit der Anwendung sämtlicher im Reglement vorgesehenen Strafen begonnen, bis zu unmittelbaren physischen Mißhandlungen. Ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen, habe ja nicht die Absicht, Ihnen „Greuelgeschichten“ zu erzählen. Nur so viel: schwerer als all das andere, schwerer als hartes Lager, Kostentzug, Dunkelarrest und dergleichen traf uns der Entzug von Büchern (es handelte sich um Bücher aus der jämmerlichen Gefängnisbibliothek, andere wurden ohnehin grundsätzlich nicht zugelassen). Dies galt von uns allen: von dem Intellektuellen, dem das Buch von Kind auf eine Selbstverständlichkeit war, von dem Arbeiter, dem es die Welt geöffnet, von dem ukrainischen oder weißrussischen Bauer, dem sich das große Wunder des Lesens erst im Gefängnis offenbart hat. Wir hungerten nach Brot, aber nach Büchern dursteten wir. Und da sprachen wir, soweit wir nicht in Isolationshaft saßen, manchmal stundenlang über Bücher. Der eine erzählte von Scholochows „Stillem Don“ — wir verfluchten ihn, denn er hatte nur den ersten Band gelesen — ein anderer gab einen Überblick über die polnische romantische Dichtung, ein anderer wieder griff auf ein Märchenbuch seiner Kindheit zurück, das ihm jetzt wieder, wie vor einigen und zwanzig Jahren, als der Inbegriff alles Wunderbaren erschien. Auf diese Weise wurde ich auch mit Ihrem Buch „Erfolg“ bekannt.

Wir saßen im Dunkelarrest, mehrere in einer Zelle, denn der Betrieb war zu groß, als daß man uns noch hätte einzeln abfertigen können. Es war scheußlich kalt, feucht und dumpf, man konnte kaum Luft kriegen. Der Kübel stank aus Leibeskräften. Und ein Genosse erzählte uns die Geschichte Martin Krügers. „Wie kann ein Mensch leben, ohne jeden Tag etwas anderes zu sehen?“ hatte der Kunsthistoriker Krüger gesagt.

Für die meisten von uns hieß es: jeden Tag die gleiche Fabrik, jeden Tag das gleiche Büro, jeden Tag das gleiche Dorf und dann jeden Tag die gleiche Zelle. Drei Jahre Zuchthaus... Das „freie“ Leben manch eines unserer Genossen bestand aus Monaten-Pausen, zwischen Jahre von Gefängnis eingeschoben. Aber was hatte das zu sagen? In dem Kampfe des Mannes, der sich für nichts mehr als für gute Bilder einsetzte und in dem Kampfe um ihn spürten wir ein Stück unseres Kampfes, in seinem Feinde erkannten wir unseren eigenen Feind. Wir hofften bis zuletzt auf ein „gutes Ende“, doch Martin Krüger mußte eines furchtbaren, sinnlosen Todes sterben. Wir kannten diesen Tod. Wir bissen die Zähne zusammen und — Sie mögen lachen — es war uns, als hätten wir von nun ab die Pflicht, auch für das Leben Krügers Rechenschaft zu fordern.

Dann aber wollten wir mehr wissen: über das Buch, über den Verfasser. Wir ließen uns Einzelheiten erzählen — (die abenteuerliche „Rote Sieben“ erregte einen heiteren Entrüstungssturm, wurde Ihnen aber, in Anbetracht von mildernden Umständen, gnädig verziehen) — wir erkundigten uns nach dem künstlerischen Wert des Bu-

ches. „Er schreibt gut“, sagte unser „Rezensent“, „seine Menschen leben, und die Zeit lebt.“ „So ein Kerl, wie dieser Feuchtwanger, das ist der richtige Bundesgenosse, der steht bestimmt auf der richtigen Seite.“ „Wer weiß, jetzt...“

Wir hatten keine Zeitungen, aber ab und zu drang eine Nachricht zu uns: ein von den kriminellen Gefangenen zugeflüstertes Wort, ein Fetzen Zeitungspapier, ein Kassiber, das aus den hilfreichen Händen der Diebe und Mörder den Weg zu uns fand. Wir erfuhren von der Verurteilung Radeks usw., ohne von dem Prozeß gewußt zu haben. Wir wußten, daß Bucharin verhaftet worden ist — nichts mehr. Einmal rief mir jemand durch die Tür meiner Zelle die grauenhaften, unsinnigen Worte zu: „Tuchatschewski ist erschossen!“ — und eilig klapperten die Pantinen die Treppe hoch.

Es war furchtbar schwer. Nicht, daß wir auch nur einen Augenblick lang gewankt hätten. Unser Vertrauen zur Partei Lenins und Stalins, zur sieg- und glorreichen Partei des Sowjetvolkes war unerschütterlich und unbegrenzt. Aber bitter, wie Galle, war der Gedanke: „Diese Leute haben verraten.“ Dazu kam noch ein anderes: wir wußten, selbst nach ihrem Tode werden die Verräter Helfershelfer des Feindes bleiben, alle Giftmischer der Welt werden die „Märtyrer“ des Verrats zu ihrer Fahne erheben. Wir waren sicher: die Arbeiter, die Bauern, die Werktätigen überhaupt, die werden uns verstehen. Doch die Intellektuellen, die „geistige Elite?“ Alle diejenigen, die noch vor kurzem in der Sowjetunion das Bollwerk der Kultur und der Humanität sahen und ihr zujubelten? Werden sie fest bleiben? Werden sie begreifen, daß wahre Humanität die Pflicht auferlegt, auch töten zu verstehen? Wir wußten von Gides Abfall und haben ihn, wie ich jetzt sehe, zu schwer genommen. Das war noch vor dem zweiten Prozeß. Und was geschieht jetzt? Wer ist Gide gefolgt? Was sagt *jetzt* Feuchtwanger? Das Buch „Erfolg“ ist ein Kampf ums Recht. Wird er einsehen können, daß wir, daß gerade wir Recht üben?

Ich bin jetzt seit einigen Wochen frei. Noch in Polen habe ich „Erfolg“ und „Geschwister Oppenheim“ gelesen. Ich habe mich überzeugt, daß der Genosse in der Arrestzelle uns nicht irreführt hat: Ihre Menschen leben und die Zeit lebt (obgleich so ein Kasper Pröckl noch schlimmer ist als die „Rote Sieben“). Dann erfuhr ich von Ihrer Entgegnung an Gide. Und dann, schon hier in *, las ich Ihr „Moskau 1937“. Es ist aus Anlaß dieses Buches, daß ich Ihnen schreibe.

Ich las das Buch mit dem Gefühl von freudiger Dankbarkeit und Stolz. Nicht deshalb war ich stolz und dankbar, weil ein Mensch das Werk des sozialistischen Aufbaus bejahte. Dieses Werk spricht für sich. Dankbar bin ich dafür, daß der Schriftsteller, der mir und meinen Kameraden in der dunklen Arrestzelle zum Freund geworden ist, daß dieser Freund uns nicht getäuscht hat. Und stolze Genugtuung empfinde ich bei dem Gedanken: hier wird wieder der Beweis geliefert, daß alles, was heute lebendig, ehrlich, wirklich schöpferisch ist, zum Heer der Freiheit stößt.

Noch eins möchte ich sagen: in Ihrem Buch über Moskau loben Sie nicht nur, Sie sprechen auch Zweifel und Bedenken aus. Ich teile diese Bedenken nicht, aber — so sonderbar das klingen mag — sie machen mir vielleicht das Buch besonders wert. Denn ich glaube, Freund oder Feind erkennt man eher am Tadel als am Lob. So wie Sie kann nur ein Freund tadeln, einer, der *wirklich* „ja, ja, ja“ sagt.

Dies ist alles. Sie erlauben doch, Herr Feuchtwanger, daß ich Ihnen in meinem Namen und im Namen der Kameraden, die sich in ihren Zellen über Bücher nur erzählen können, fest die Hand drücke?

Ein polnischer Leser

DER GROSSE SCHATTENRISS

Arnold Zweig:

„Einsetzung eines Königs“
Querido, Amsterdam

Die Verfasser der großen deutschen Kriegsromane haben es alle gefühlt: mit dem einen Buch war es nicht getan, das gewaltige Thema erforderte einen breiteren Rahmen. Und so schrieb Renn nach seinem „Krieg“ den „Nachkrieg“; so ließ Remarque auf „Im Westen nichts Neues“ die Fortsetzung „Der Weg zurück“ folgen; so versuchte Glaeser, den „Jahrgang 1902“ im „Frieden“ weiterzuzeichnen. In keinem dieser Fälle glückte die Absicht. Und trotz der großen Anzahl künstlerisch hochstehender und zum Teil auch ideologisch klarer Romandarstellungen einzelner (oft sehr großer) zeitlicher und örtlicher Schauplätze des Weltkrieges, gab es in der deutschen Literatur kein umfassendes Gemälde dieses gewaltigen geschichtlichen Ereignisses.

Arnold Zweig hat sich die Aufgabe gestellt, ein solches Gemälde zu schaffen. Bescheiden nennt er das Ziel seines Vorhabens einen „Schattenriß des Weltkriegs“, aber wer Zweigs künstlerische Qualitäten kennt, der weiß, daß dieser Schattenriß erfüllt ist von Farbe und von Leben.

An dem Schattenriß des Weltkriegs (der nicht nur Front und Hinterland umfassen soll, sondern auch die „moralischen Bewegungsketten“ des Krieges und „seine Folgen, deren eine unsere Mitwelt ist“) arbeitet Arnold Zweig seit Jahren mit jenem beinahe schon verbissenen Fleiß, mit jener „Besessenheit“, die den bedeutenden Romancier gesellschaftskritischer Couleur immer und überall auszeichnete.

Er sagt im Nachwort des neuen Buches:

„Die Länge eines Romans ist direkt proportional der Gewichtigkeit seines gemeinschaftskritischen Themas“.

Die Romandarstellung des „Großen Krieges der weißen Männer“ (so nannte Arnold Zweig einmal den ganzen Zyklus) erstreckt sich jetzt über vier stattliche Bände: „Junge Frau von 1914“, „Der Streit um den Sergeanten Grischa“, „Erziehung vor Verdun“ und „Einsetzung eines Königs“. Ein weiterer Band wird im Nachwort bereits angezeigt:

„Der Roman ‚In eine bessere Zeit‘ soll die Ereignisse der politischen und der privaten Welt dieses Bandes beenden. Ob der Verfasser seine frühere Absicht ausführen und in zwei Anfangsbänden den Beginn des Weltkrieges, das heißt der europäischen Umwälzung erzählen wird, vermag er heute noch nicht zu sagen.“

Schon in seiner heutigen Form ist Zweigs Bild vom Krieg auch den besten (weil nicht nur die Kriegereignisse, sondern auch den Klassencharakter des Krieges zeigenden) deutschen Kriegsromanen weit überlegen. Renn, Scharer, Plivier enthüllten wohl einen Teil der Hintergründe oder deckten einen Teil der Ursachen auf, die den Zusammenbruch herbeiführten, aber im Rahmen ihrer Romane fand doch immer nur ein verhältnismäßig kleiner Aus-

schnitt des Krieges Platz. Bei Zweig finden wir eine schon quantitativ überagende Darstellung, und diese Quantität schlägt in Qualität um. Der Krieg erscheint in Zweigs Zyklus als gewaltiges gesellschaftliches Ereignis, das nur zu einem Teil im Frontgebiet spielt. Demgemäß wird uns nicht der Schützengraben allein gezeigt, sondern auch der mittlere und obere Stab, die Etappe, das Hinterland; nicht nur die Kampfhandlung, sondern auch der Verwaltungsapparat; nicht nur die Strategie, sondern auch die Kompliziertheit des Kriegsinstruments, des Heeres. Zweig schildert es uns als einen Gesellschaftskörper, den militärische Zucht zwar straff zusammenhält und auf den ersten Blick vielleicht homogen erscheinen läßt, der in Wirklichkeit jedoch ebenso heterogen ist wie ganze Nation — gespalten in verschiedene Klassen, Schichten, Typen usw.

Die äußere Handlung des neuen Bandes umspannt die Ereignisse im eroberten und besetzten Osten während der ersten acht oder neun Monate des Jahres 1918. Die Siegfriedpolitiker sehen ihren Plan — Großdeutschland von der Marne bis zum Njemen, ja bis zum Kaukasus — beinahe verwirklicht. Man macht sich schon an die Teilung des Bärenfells und man gerät sich dabei in die Haare. Preußische, bayrische, sächsische und württembergische Prinzen (und hinter ihnen versteckt die verschiedenen wirtschaftlich-politischen Interessengruppen) kämpfen mit allen Waffen der politischen Intrigue um den litauischen Thron. Deutsche und Österreicher versuchen einander bei der gemeinsamen Ausbeutung der besetzten Ukraine übers Ohr zu hauen. Hochadlige Stadtkommandanten machen im trauten Verein mit jüdischen Winkelhändlern einträgliche Schwindelgeschäfte, und Generale ohne Fehl und Tadel finden nichts dabei, litauische oder ukrainische Großgrundbesitze zu Schleuderpreisen aufzukaufen. Und währenddessen verblutet im Westen Deutschlands letzte große Stoßarmee in den wahnsinnigen Offensiven des Generals Schieffenzahn (Ludendorff)!

Die innere Handlung führt eine schon in den früheren Bänden begonnene Entwicklung weiter; die Erziehung durch den Krieg, die Erziehung zum Erkennen seiner bewegenden Kräfte, wird fortgesetzt. Hauptmann Winfried — die im Mittelpunkt dieses Bandes stehende Figur — lernt im Verlaufe des Romans den Krieg als durchaus nicht naturgegeben zu betrachten. Er lernt, die „deutsche Kriegerkaste“, der er sich zu Beginn begeistert zur Verfügung stellte und der er sich später resigniert aber vorbehaltlos zurechnete, als „teuren Luxus“ durchschauen, „aufregend und gefährlich, und ohne Ahnung dessen, was sie kaputt schlägt“. Und er zieht aus diesen Erkenntnissen die Konsequenz: er wendet sich von seinen bisherigen Offizierskameraden ab, er „steigt um“ und nimmt Kurs auf jenen „grauen Wald von gereckten Armen und Bajonetten“, dessen Anrücken er jetzt schon, zwei oder drei Monate vor dem Zusammenbruch zu sehen und zu hören glaubt. Am Ende des Buches steht der Hauptheld am Beginn einer neuen Entwicklung; inmitten der trostlosen Stimmung des Vorabends eines Zusammenbruchs leuchtet die Hoffnung auf das neue Leben, die neue bessere Zeit auf.

Wieder bewährt sich Arnold Zweig als Menschendarsteller von großem Format. Wieder werden wir Zeugen seiner unerschöpflichen Fabulation. Und wieder bewundern wir seine Kompositionsgabe, seine souveräne Beherrschung des vielgestaltigen Stoffs. Durch den Ernst und Adel seiner Gesinnung wie durch das hohe Maß seiner künstlerischen Qualitäten gehört das neue Buch Arnold Zweigs zu jenen Dokumenten, welche das freie deutsche Schrifttum als legitimen Fortsetzer der großen deutschen Literaturtradition ausweisen.

Heinrich Werth

VOM NUTZEN DER BESCHRÄNKUNG

August Stüssi:

„Tag und Traum“

Gedichte eines Arbeiters

Verlag Oprecht, Zürich

Paul Ad. Brenner:

„Zwischen Traum und Zeit“

Gedichte

Verlag Oprecht, Zürich

Wer immer heute in deutscher Sprache Verse schreibt, sollte ein Buch auf seinem Schreibtisch liegen haben: die Gedichte der Friderike Kempner. Ich sage „heute“ und meine damit die Zeit, wo die Dichter deutscher Zunge wieder bestrebt sind, große Gefühle und Gedanken in gegenständlicher Einfachheit vorzutragen, die nach guter alter Weise zum Gemüt spricht und mit dem Herzen den Verstand bewegt. Heute — nachdem die Tiefsinnigkeit und das Stelzenpathos des Symbolismus ebenso unmöglich geworden sind wie die donnernden Allerweltsabstrakta, der Panerotismus, die Eingeweidekrämerei des Expressionismus, und wo der Sarkasmus oder die nüchtern ärmliche Lehrhaftigkeit der neuen Sachlichkeit sich selbst aufzuheben beginnen.

Es zeigt sich jetzt, wie schwer es ist, gute Gedichte zu schreiben, wenn man auf unechte Manier, Vieldeutigkeit, Formakrobatik, plumpe Scheindialektik und Versifizierung von Losungen verzichtet, es zeigt sich, wie reich die innere Welt sein muß, wenn das kleine Gedicht, das unmittelbar von ihr Kunde gibt, etwas Großes vorstellen soll.

Friderike Kempner ist und bleibt in der deutschen Literatur das ununterbietbare Vorbild dessen, was der deutsche Dichter zu vermeiden hat:

„In den Augen meines Hundes
liegt mein ganzes Glück,
all mein Innres, Krankes, Wundes
heilt an diesem Blick.“¹

¹ Hier und im folgenden zitiere ich Friderike Kempner aus dem Gedächtnis; mein Handexemplar des kostbaren Buches konnte mich seinerzeit leider nicht über Deutschlands Grenzen begleiten.

In der vollkommenen Übereinstimmung von Inhalt und Form ist dieser Vierzeiler geradezu klassisch zu nennen. Die Masse des deutschen Publikums hat durch den ironischen Triumph, den sie den Gedichten Friderike Kempners bereitet hat — 17 Auflagen in wenigen Jahren — bewiesen, daß sie einen starken Sinn für das echt Lyrische besitzt, und das Gelächter, das sich in Zehntausenden deutschen Stuben an diesen Gedichten entzündet hat, hätte unsere Dichter aufhören lassen müssen. Sie haben auch aufgehört — aber sie haben die Lehre nicht verstanden und den Ausweg in der falschen Richtung gesucht. In den Spätlingen des Volksliedes, den weit verbreiteten Küchen- und Aufwaschliedern von der Art der „Müde kehrt ein Wandersmann zurück...“, „Bei einem Städtchen in einem tiefen Tale“, „Das Band zerrissen, und du bist frei...“ kann man verwandte Töne hören. Auch unsere großen Dichter der Vergangenheit haben ihre schwachen Stunden gehabt („Seht, da sitzt er auf der Matte, aufrecht sitzt er da...“ ist wirklich kein Meisterwerk) aber deswegen mußten Volkslied und Dichtung unserer klassischen Periode doch nicht in Bausch und Bogen verworfen werden.

Heute wird Friderike Kempner wieder aktuell. Denn jeder mit unvollkommenen Mitteln unternommene Schritt auf dem Wege einfacher gegenständlicher Lyrik führt verhängnisvoll in ihre Nähe. Einfachheit und Volkstümlichkeit sind das Gegenteil von Primitivität und Kunstlosigkeit. Ein Vierteljahrhundert lang verpönt und verachtet, müssen sie jetzt wieder erkämpft werden. Das Leben und selbst die Sprache haben sich seither sehr gewandelt. Ja, es ist heute besonders schwer, einfache gute Gedichte zu schreiben. Und öfter als je klingt uns heute aus den Werken jüngerer Lyriker das Echo Friderike Kempners entgegen.

Es meldet sich geradezu aufdringlich bei der Lektüre des schmalen Bändchens „*Tag und Traum*“ von August Stüssi. Gleich aus den ersten Zeilen des ersten Gedichts „Sonnett“ vernimmt man diesen Klang:

„Nie ging nach Geld und Ruhm mein Suchen, Streben,
und um die Gunst der Menschen buhlt ich nicht,
ich tat bescheiden meines Alltags Pflicht;
nur knechtisch beugen war mir nicht gegeben.

Und innerlich wollt ich mich selber leben,
aus Nacht und Not sucht ich den Weg zum Licht,
ich formte manches in ein schlicht Gedicht,
Wie Tag und Traum es oft mir eingegeben.

Still ringend ist mir manches Lied entsprungen,
ich fragte nicht, ob ich auch Beifall fand...“

Nein, man glaubt dem Dichter, der ein Bändchen von hundert Seiten in Druck gibt, diese dick aufgetragene Bescheidenheit ebenso wenig, wie man sie der breslauer Rentièr geglaubt hat, die als Friderike Kempner an die Öffentlichkeit trat. Die Unechtheit des Gefühls verrät sich gar zu deutlich in sprachlichen Unsauberkeiten:

„Nur knechtisch beugen war mir nicht gegeben...“

Wen beugen, vielmehr wen zu beugen, war dem Autor nicht gegeben? Wenn

das fehlende „mich“ (das ganz gut an die Stelle des „nur“ hätte treten können) sich schon nicht in die Zeile zwingen ließ, weil dem Dichter an dem „nur“ offenbar sehr viel lag, warum konnte er nicht wenigstens sagen, daß es ihm nicht gegeben war, knechtisch zu kriechen?

Und man muß wirklich Mitleid mit den *Gedichten* empfinden, wenn man liest:

„Still ringend ist mir manches Lied entsprungen . . .“

wo man doch lieber den *Dichter* bemitleidet hätte, der offenbar oft still mit sich ringen mußte, damit ihm ein Lied entspringe.

Man traut einem Gefühl auch nicht, das, um sich auszudrücken, sich solcher Wortgebilde bedienen muß, die wir selbst in der Prosa nicht mehr gerne in den Mund nehmen, weil sie gar zu abgegriffen sind, solcher Wortgebilde wie: „Das Streben geht nach Geld und Ruhm“, „um die Gunst der Menschen buhlen“, „den Weg zum Licht suchen“. Derartige Einkleidungen privater Gefühle in schablonenhafte Wendungen aus der „Hab-Sonne-im-Herzen“-Zeit gehen durch das ganze Bändchen. Und dieser verkehrte Versuch, mit dem Privaten Anschluß an allgemein Gültiges zu finden, erstickt auf Schritt und Tritt die Ansätze zu wirklichen Gefühlen und Gedanken. „Der Waldeszauber stiller Jurahöhn“, „die poesieumwobnen Wege“, „die schönheitchdurchgluteten Tage“, „die edle Stirn . . . lichtverklärt durch Leid und Güte“ — aber man müßte das ganze Bändchen ausschreiben, wollte man alle Belege für diesen am meisten ins Auge springenden Mangel der vorliegenden Gedichte, für die Schwäche nicht des dichterischen Ausdrucks, sondern der ihm zugrunde liegenden Beobachtungen und Gefühle anführen.

Manchmal tritt die Banalität in Reinkultur auf:

„Lichtglanzdurchflutet ist der weite Saal
und tausend Augen nach der Bühne sehn;
Da hebt die Sängerin zu singen an,
sie braucht um stille Andacht nicht zu flehn.
Auf quillt ein Lied, ein jubelnd Liebeslied
in weichem Klang verhauchend durch den Saal;

Dann drängt ein Lied, erfüllt von Sturm und Trotz,
wie Wildbachrauschen machtvoll sich hervor. —
Wie ein Gebet aus fernem Palmenhain
perlt der Gesang im nächsten sanft empor.

Die Menge lauscht ergriffen und gebannt . . .“

Friderike Kempner, bei der immer alles um einige Grade grotesker herauskommt, beschreibt die Wirkung einer erhebenden Schaustellung auf ein erschüttertes Publikum folgendermaßen:

„Nun führt der Tierbändger Affen herein,
die Tiere ledig der keuschen Scham,
die Menge es ehrfürchtig überkam
bei diesem Abbild vom menschlichen Sein.

Des Känguruhs seitwärts gerichteter Sprung
erregt allgemeine Bewunderung . . .“

Beide Gedichte laufen in eine rührselige Stimmung aus. Bei Friderike Kemp-

ner steht einsam in dem vom Publikum verlassenem Zirkus der Tierbändiger über der Leiche seiner Tochter, der der Löwe den Kopf abgebissen hat. Bei Stüssi schleicht sich aus dem in Nacht und Ruh versunkenen Konzertsaal „glückwandelnd“ ein Hörer hinaus; aber sein Glück ist teuer erkauft, denn er ist ein Arbeiter, der sich das Geld zum Konzertbillet „abgespart am — Mittagmahl“. Solche in Schablonen gepreßte Rührseligkeit ist eine der Grundstimmungen des Buches.

Aber dann kommt hin und wieder ein Gedicht, das diese Einwände vergessen läßt, und wo durch die auch hier nicht vermiedenen Schablonen in leichtem Fluß ungezwungener Sätze etwas Echtes, Unmittelbares durchschlägt. Solche Töne findet der Dichter nur in einem Genre: in seinen Naturgedichten. Hier fühlt er sich offenbar zu Hause, auch wenn er nur kurze Stunden in diesem Reich verweilen kann. Denn:

„... der Kampf im Alltagsleben
preßte mich zu den Maschinen;
Stunden nur sind mir gegeben,
Erde, wieder dir, zu dienen.“

Woher kommen die Unbeholfenheit, woher die vielen falschen Töne gerade da, wo der Dichter hoch hinaus will?

Der Band trägt den Untertitel: Gedichte eines *Arbeiters*. Der Zusatz wäre unnötig gewesen, wenn er nicht etwas Besonderes ausdrücken sollte; denn wir wollen nicht annehmen, daß der Verlag den Autor als Arbeiter kennzeichnet, um den Leser um Nachsicht gegenüber den Schwächen der Gedichte zu bitten. Die Welt des Arbeiters ist groß. Stüssi weiß etwas davon und kennt ihre Themen: die Arbeit, die Fabrik, das persönliche Leben, der Kampf, die bessere Zukunft, um die gekämpft wird. Recht besehen ist das eine sehr große Welt, ja es ist die ganze Welt. In der Wirklichkeit zerfällt diese Welt in Stücke. An dieser Zerbrochenheit leidet unsere Zeit. Der junge Marx hat diese Zerstückelung der menschlichen Existenz, diese Trennung des Lebens in scheinbar unversöhnliche Sphären des Privaten, der Arbeit, der Politik, der Ideale meisterhaft beschrieben und analysiert. Er hat gezeigt, von wo aus diese Spaltung, die den Menschen entmenscht hat, überwunden werden kann. Das Proletariat, die ihrer historischen Mission bewußt gewordene Arbeiterschaft, hält den Schlüssel in Händen.

Wer heute als „Arbeiter“ Gedichte macht, muß entweder die Zerrissenheit wirklich fühlen, und als verlorene Einheit empfinden, oder er muß um die schon gewonnene Einheit, um die Überwindung der Zerrissenheit wissen. Aus beiden Haltungen — der eines tiefen Gefühls für den Zustand oder der eines tiefen Wissens um seine Überwindung — kann große Dichtung entstehen.¹ Stüssi hat weder das eine noch das andere. Sein Gefühl für die Unmenschlichkeit der Existenz des Arbeiters ist getrübt durch ein halbes Wissen, das sich in geliehenen Redewendungen in den Vordergrund drängt. Sein Wissen um die Mission des Arbeiters ist gehemmt durch ein dumpfes Gefühl, das im Persönlichen steckenbleibt, ja eigentlich nicht viel mehr ist als Mitleid

¹ Vergl. auch den Aufsatz von Georg Lukács, S. 82. D. Red.

mit sich selbst. Die Welt des Arbeiters bricht bei ihm vollends auseinander. *Arbeit und Fabrik* erscheinen bei ihm nur als Fron und Schrecken: die Trümmerseele erhebt einen

„Dankgesang, daß sie noch nicht verstaubt,
nicht vermodert im Maschinensaal...“

Während der Arbeiter Stund um Stund an seinem Platz im dunsterfüllten düsteren Arbeitsraum steht, muß die Sehnsucht im Rauschen der Maschinen so manche harte Stunde schweigen. Erst fern den lärmenden Maschinen lauscht der Dichter den Urgesängen der Erde. *Der Kampf* erscheint als etwas

„...was schon einmal mein Leben streifte,
der Schrei nach wandlungstarker Revolution.“

Vorläufig hält sich der Dichter aber von ihr fern:

„Ich aber will erst selber mich bezwingen,
und fern mich halten allem lauten Treiben.“

Es ist ihm dabei irgendwie nicht ganz wohl. Denn während er mit sich ringt,

„...in Form zu bringen die Gedanken —
des Nachts die Revolution ihn rot umkreist.“

Und so verspricht er wenigstens für die Zukunft:

„Vielleicht, wenn zu Entscheidendem wir gehen,
— — — —
vielleicht wirst du mich da nicht feige finden,
getreulich meinen stillen Weg beenden sehen.“

Die bessere *Zukunft*, um die es bei diesem Kampfe geht, trägt noch blässere Züge. Sie steht vor dem, der „aus Niederungen aufwärts drängt“, als „die edle Sache“ da, auf die man „gläubig und stark hofft“. In diesem Glauben träumt der Dichter von „schönheitsdurchfluteten Tagen“, „ewigem Lenzland“, „höchster, beglückender Harmonie“.

Übrig bleibt der *Alltag*. Aber auch er gewinnt keine greifbare Gestalt; eigentlich wird er immer nur mit diesem einen Wort „Alltag“ erwähnt: Alltagslärm, Alltagsarbeit, harter Alltag, Alltagsdunkel. Denn auch dem Alltag, ebenso wie der Arbeit und dem Kampf ist der Dichter entflohen in die *Einsamkeit*:

„Ich gleite einsam durch die Einsamkeit.“

Einsam ist er nicht nur, wenn er als Skiläufer durch „Waldesruh und Winterschweisamkeit“ fährt, einsam fühlt er sich überall,

„auch unter Menschen, deren Lachen, Scherzen
nicht übertönen unsere tiefsten Schmerzen...“

„So ist das Leben“ — heißt es in demselben Gedicht — „und man nimmt es hin —

und grübelt oft um seinen tiefsten Sinn
und findet manchmal einen — manchmal keinen.“

Schließlich tritt an die Stelle der wachenden Einsamkeit sogar der Schlaf: der Dichter

„geht müde, einsam in die eigene Klausur,
sagt schlafbereit zu sich: „du bist zu Hause.““

Den einzigen Trost, den er in der Einsamkeit findet, gibt ihm *die Natur*. Aber jemand, der die Entmenschung durch die kapitalistische Gesellschaft so schicksalsergeben hinnimmt und noch vertieft, kann auch der Natur nicht als *ganzer Mensch* gegenüberreten, denn nur in einem ganzen Menschen kann auch ganzes, echtes Naturgefühl lebendig werden. Wenn auch in einem Teil der Naturgedichte Stüssis lebendigere Saiten aufklingen, so offenbart die Mehrzahl von ihnen doch ein ärmliches, in billige Symbolik abgleitendes Gefühl.

So ergibt sich als Ganzes ein kümmerlicher Eindruck.

Das Zentralproblem aller Dichtung, die Herstellung der künstlerischen Einheit zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen, findet in der Lyrik seine Lösung ganz vom Einzelnen her: das Geheimnis ihres Gelingens ist die Beschränkung. Nirgends stärker als in der Lyrik verrät sich der Gesichtskreis des Dichters. Sucht er ihn künstlich, durch Anleihen bei fremdem Gedanken- und Gefühlsgut zu erweitern, so offenbart sich unfehlbar die Beschränktheit:

„Amerika, du Land der Träume,
du Wunderland, so lang als breit,
wie schön sind deine Schattenräume
und deine hehre Einsamkeit.“

Beschränktheit ist die Quelle der unfreiwilligen Komik solcher Verse, wie sie Friderike Kempner zu dutzenden verfaßt und veröffentlicht hat, besser gesagt: es ist die Diskrepanz zwischen der Beschränktheit einer Existenz, die durch den Zobten (diesen Mont-Blanc der Breslauer) symbolisiert wird, und der Weltweite einer wildgewordenen Phantasie, die sich aus fertig übernommenen Vorstellungen nährt.

Bei Stüssi reicht es nicht einmal zur Komik. Dem einzelnen Arbeiter verzeiht man Beschränktheit, die in der kapitalistischen Gesellschaft sein Verhängnis ist. Wer aber mit „*Gedichten eines Arbeiters*“ an die Öffentlichkeit tritt, hat kein Recht, beschränkt zu sein. Die Welt des Arbeiters ist nicht mehr, was sie vor hundert Jahren war. Sie ist nicht mehr beschränkt. Im Gegenteil, sie ist allumfassend. Man kann sie auch heute auf die bloße Arbeiterexistenz reduzieren, und aus einer solchen bewußten Beschränkung kann — das haben zum Beispiel die Gedichte des jungen Lorbeer gezeigt — starke Lyrik hervorgehen. Beschränktheit dagegen wirkt heute bei einem Arbeiterdichter nicht komisch, sondern peinlich.

In einigen der Naturgedichte und in manchen Strophen einzelner Gedichte zeigt sich, daß Stüssi nicht ohne Begabung ist. Der Dichter hätte *eines ernsthaften und wirklich wohlmeinenden Kritikers bedurft*, der ihn schonungslos auf seine Schwächen aufmerksam gemacht und ihm zugleich geholfen hätte, das zu entwickeln, was in ihm wirklich lebendig ist. Der Verleger, der es nicht fertiggebracht hat, den jungen Dichter in die richtigen Hände zu geben, sondern den „Arbeiter“ unbesehen mit all seinen Entgleisungen abdruckte, hat allen einen Bärendienst geleistet: dem Dichter, dem Publikum und der deutschen Dichtung.

Es ist zunächst nur ein äußeres Moment, was uns veranlaßt, im gleichen Atem P. A. Brenners Gedichte „*Zwischen Traum und Zeit*“ zu besprechen: dieser Band ist zur gleichen Zeit im gleichen Verlage erschienen, und die Waschzettel beider Bändchen sind auf den gleichen Ton uneingeschränkten Lobes abgestimmt. Wenn Brenner also ungehalten sein sollte, daß er hier nur im Anhang zu der Besprechung Stüssis erwähnt wird, so muß er sich an den Verleger halten, denn dieser hat seine schönen ernstesten Gedichte auf eine Stufe mit den schwächlichen Versen Stüssis gestellt.

Brenners Gedichte, die eine ausführliche Würdigung verdienten, sollen hier nur unter *einem* Gesichtspunkt betrachtet werden: als Beweis für den Nutzen der Beschränkung.

Gleich das Eingangsgedicht steckt die Welt ab, auf die sich der Dichter beschränkt, die Welt der Kindheit, der Blumen und Gärten. Der ganze erste Teil des Bandes ist ihr gewidmet. Oft durchdringen die beiden Bereiche einander:

„Gärten, denke ich, Gärten ihr ersten
lebenden Wunder, an die wir gedacht;
immer, wenn unsere Kindheit am schwersten,
habt ihr das Tröstliche für uns vollbracht:

Wenn, wie im Märchen, aus eueren leersten
Beeten ein Wachsen begann über Nacht,
bis aus den kleinsten und ungeführten
Keimen uns herrliche Blumen erwacht.

Und wir verglichen die Bilder auf Düten
mit den Gewächsen, aus ihnen versamt,
Glücklich, wenn Blumen wie Bilder uns blühten.

Später erkannten wir jubelnd die Farben.
Wie sie uns riefen! O Herbste, ihr nehmt
keine der Blüten, auch wenn sie verdarben.“

Der sprachliche Ausdruck ist auch hier nicht originell. Diese Wortverbindungen und Wortbildungen, dieser Rhythmus ist uns aus Rilke und dem frühen Werfel bekannt. Aber die Bilder, die hier heraufbeschworen werden, stehen unmittelbar und plastisch vor uns, geben Gefühlen Gestalt, die wir selber gehabt haben und werden uns sofort vertraut. Die begrenzte, aber dafür die *ganze* Welt eigenen Erlebens steht hinter ihnen.

Auch Brenner hat ein schmerzliches Verhältnis zu dieser seiner Welt. Mit dem, was sie Schönes und Zartes hat, empfindet er ihre Enge und Vergänglichkeit. Aber Natur und Kindheitserinnerungen sind für ihn nicht ein *Endpunkt*, auf den er sich aus der großen Welt zurückzieht, sondern *Ausgangspunkt*. Von hier aus beginnt er, sich die ganze, die große Welt anzueignen.

Im zweiten Teil des Gedichtbandes verläßt er den Bezirk der Gärten und kindlichen Spiele. Der Zyklus „*Dalmatische Sonette*“ gibt Kunde von dieser Reise. Was er zuerst sieht, sind erweiterte Gärten, Landschaften. Aber die Landschaft bevölkert sich nach und nach mit neuen Menschen und Dingen. Das karge Land Dalmatiens und seine Bewohner werden zu Sinnbildern menschlichen Schicksals:

„Wer hier noch Erde findet, hebt sie auf und legt
sie wie ein Kleinod zu der ausgesparten,
geschonten Stelle, die er liebend pflegt
im steinern Viereck, seinem einzigen Garten.

Hier ängstlich abgeschlossen und umhegt,
gedeiht vielleicht bei Müh und bangem Warten —
wer weiß, ob nicht ein Sturm darüber fegt? —
ein wenig Brot. Die Ähren aller Arten,

die mageren, kleingewachsenen legt er sacht
in graues Linnen, auf daß nichts entfele.
Und trägt das Tuch erst heimwärts in der Nacht:

Denn unter dieser Sonnenglut sind viele,
für die im dürrn Sommer nichts verblieb,
weil zwischen Steinen keine Ähre trieb.“

Menschliches Schicksal wird hier lebendig — aus dem Erlebnis der Landschaft, dem der Dichter der Gärten aufgeschlossen war. Die Welt wird weiter in dem Maße, wie sie sich der Dichter im Gefühl aneignet.

Man könnte sagen, Brenner habe eine größere Begabung als Stüssi und dabei meinen, daß er die Kunstmittel der lyrischen Dichtung besser beherrsche. Gewiß liegt Brenner die Sprache sozusagen leichter in der Hand. Aber das ist nicht das Entscheidende. Worum es sich eigentlich handelt, kann man aus dem Vergleich zweier Gedichte erkennen, die ein verwandtes Thema behandeln:

August Stüssi:

Versäumte Tat

Stand ein Knabe an der Straßenecke,
Blumen bot er zum Verkaufe, still,
wortlos, Trauer in den bangen Augen;
niemand aber seine Sträußchen will.

Ich bin auch an ihm vorbeigegangen,
doch nun quält es mich, daß ichs getan.
Seltsam fühl ich noch des Knaben Augen,
flehend, vorwurfsvoll sehn sie mich an.

Hab ich doch versäumt die Tat der
Güte?

Konnt es nicht mein eigner Knabe sein,
der mit stummer Bitte dort gestanden?—
Und ich überließ ihn seiner Pein.

Hatt ich auch kein Geld zum Blumen
kaufen,
geben konnt ich doch ein gutes Wort,
streicheln seine blassen, schmalen
Wangen —
und ich ginz zurück — da — war er fort.

P. A. Brenner:

Vorstadt-Karussell

Aus morschem Holz ein schwankendes
Gestell.
Vom Dache baumeln Schaukeln an den
Strängen;
zwei Männer drehn das kleine Karussell,
um das sich schmutzige Vorstadt-Kinder
drängen.

Im Innern spielt ein alter, blinder Mann
auf seiner Orgel längst vergessene Weisen,
indes wie Engel Kinder um ihn

kreisen...
Doch als sein Spiel von neuem er begann,
trat bettelnd vor mich hin ein bleicher
Knabe
mit einem Lächeln wie aus Bildern her:
Ach, von den Plätzen blieb so mancher
leer — —

Doch von dem Geld, das ich gegeben
habe,
kauft er sich Brot. Die Orgel spielte leis
und leere Schaukeln fuhren hoch im
Kreis...

Der Unterschied im sprachlichen Ausdruck, der bei diesem Vergleich als erstes auffällt, ist sekundärer Natur — *entscheidend* ist die verschiedene Grundhaltung der Dichter dem Stoff gegenüber.

Bei Stüssi ist der Ausgangspunkt eine moralisierende Überlegung. Das Erlebnis, das vielleicht zugrunde lag, ist abstrahiert. Der Gegenstand, an den die Moral angeschlossen wird, der Knabe, wird schon in der ersten Zeile eingeführt, bleibt aber unlebendig. Er wird gleich wieder verdrängt durch das Ich des Dichters, das dann bis zum Ende im Mittelpunkt steht.

Bei Brenner werden wir in einen ganzen Vorgang hineingezogen, der als plastisches Bild bewegter Dinge und Menschen vor uns entsteht. Der Knabe tritt gegen Ende des Gedichts in Erscheinung und erst in den letzten zwei Zeilen ist mit ganz wenig Worten: „Kauft er sich Brot“ und „leere Schaukeln“ die ganze „Moral“ gegeben.

Der eine Dichter, der von einem abstrakten allgemein gültigen Begriffe ausgeht, bleibt ganz im privaten Erlebnis stecken, das uns kalt läßt. Der andere Dichter schildert ein ganz persönliches Erlebnis, und dieses beschränkte, aber wirklich gesehene und gefühlte Erlebnis wird zu einem weiten allgemein gültigen Sinnbild.

Der Nutzen der Beschränkung zeigt sich auch noch an einem anderen Unterschied, der zwischen den beiden Gedichtbänden hervortritt. Brenner hat sich eine sehr strenge Beschränkung in der Form auferlegt: die überwiegende Mehrzahl seiner Gedichte ist in Sonett-Form geschrieben. Diese Form ist nicht absolut streng durchgeführt. Die Länge der Verszeile wechselt. Aber der Dichter hat sich dem Zwang der strengen Reimfolge und der Versgliederung des Sonetts unterworfen. Von einigen Stellen abgesehen, wo der Reimzwang zu Künsteleien führt (so zum Beispiel in dem angeführten Gartengedicht) erweist sich die Beschränkung auf eine strenge Form als förderlich, zumal Brenner auch nicht nur die rein äußerliche Versgruppierung des Sonetts, sondern auch die von ihr bedingte strenge Gedankenführung fast durchweg eingehalten hat.

Bei Stüssi dagegen finden wir einen ständigen Wechsel in der Gedichtform, ohne daß sich, mit wenigen Ausnahmen, die gewählte Form mit Notwendigkeit, sei es aus dem Stoff, sei es aus der künstlerischen Absicht ergibt.

Beiden Dichtern ist gemeinsam, daß sie nur einen Teil der Wirklichkeit ihr eigen nennen. Aber bei Brenner ist es *erst* ein Teil, während Stüssi sehen läßt, daß er *nur noch* einen Teil der Welt unserer Zeit erlebt. Auch über den Gedichten Brenners, besonders den letzten des Bändchens, in denen er sich größeren Stoffen zuwendet, liegt eine schwermütige Stimmung. Und doch enthalten diese Verse mehr Bejahung unserer Zeit und unseres Schicksals, als Stüssis hohle Anrufungen der harmonischen Zukunft.

Wer es versteht, sich auf ein Stück der Wirklichkeit zu beschränken, dieses aber wirklich zu erfassen und mit eigenem Leben zu erfüllen, steht eben fester in der Welt, als wer die ganze Wirklichkeit, auf ein Schemen reduziert, unfassen zu können meint, tatsächlich aber nur Scherben in der Hand hat.

Alfred Kurella

PORTRÄTS DREIER ERBHOFBAUERN

Herr von Dargun

Als sich Herr von Dargun zum erstenmal in die Fremdenliste des eleganten Hotels als „Bauer“ einzeichnete, statt wie bisher als Großgrundbesitzer, empfand er die ganze Tragweite der nationalsozialistischen „Revolution“.

Herr von Dargun ist „Bauernführer“. Er tritt, wie es heißt, im „Reichsnährstand“ die Interessen der Bauernschaft, und bei feierlichen Anlässen repräsentiert er die Bauern. Er ist Besitzer eines 500 Morgen großen Gutes im Hannoverschen, das dank dem Erbhofgesetz vom 29. September 1933 Erbhof wurde.

Herr von Dargun ist mit der nationalsozialistischen Bewegung schon seit ihren frühesten Anfängen verbunden. Er trat den Baltikumern bei, weil er sich mit seinem Vater, der die Zügellosigkeit der Kriegsjugend nicht begriff, überworfen hatte. Bei seinen Kameraden errang er leichten Erfolg: ein junger Herr mit gutem alten Namen, zukünftiger Erbe eines bedeutenden Besitzes, mußte unter Abenteurern, die aus reiner Auswegslosigkeit kämpften, eine Sonderstellung einnehmen.

Der junge Dargun hatte neben der kriegerischen Ader auch ästhetischen Hang; er „sammelte“ alte finnische Webereien, Tapeten und Schnitzereien, die vielfach mit dem Motiv des Hakenkreuzes geschmückt sind. Nachdem er in das Haus seiner Väter zurückgekehrt war, hatte er mit diesen finnischen Bauernarbeiten verschiedene Räume ausgestattet. Herr von Dargun kann also mit Recht von sich behaupten, daß sein Nationalsozialismus nichts mit Konjunkturhascherei zu tun habe.

Nichtsdestoweniger hat ihn der nationale Umbruch von manchen Sorgen befreit. Auf Herrn von Darguns Besitz lasteten bedeutende Schulden. Er hatte in den letzten Jahren den Gutsbetrieb stark rationalisiert, Traktoren und Dreschmaschinen gekauft, er hatte die Milchwirtschaft modernisiert, ja sogar das Herrenhaus umbauen lassen. In der Nachbarschaft war man der Überzeugung, so leichtsinnige Neuerungs sucht

müsse zum Untergang führen. Heute sind alle davon überzeugt, daß Herr von Dargun eine gute Nase hatte: seine Schulden braucht er nicht so bald zu bezahlen, während sein Hof alle Vorteile der Neuinvestitionen genießt. Seine Milcherzeugnisse kann er zu den erhöhten Preisen verkaufen. Das Getreide nimmt ihm der Staat ab, zu garantiertem Festpreis. Er bekommt auch alles gleich bar ausgezahlt, was bei den kleineren Bauern meist nicht der Fall ist. Aber Herr von Dargun beschäftigt eine große „Gefolgschaft“: Tagelöhner, Landarbeiter, Schweizer und Handwerker; er kann durch die bloße Drohung, diese entlassen zu müssen, falls er sein Geld nicht sofort bekomme, einen sanften Druck auf das Reichsnährstands-Ministerium ausüben.

Herr von Dargun, der mit der Tochter eines Industriellen verheiratet ist, hat einen Sohn von 14 Jahren, einen etwas überempfindlichen Jungen, der zur Abhärtung und Vermännlichung in die Hitlerjugend gesteckt wurde. Sofort, nachdem das Gesetz über die Erbhöfe herauskam, wurde der Knabe Dargun als Anerbe in die Erbhofrolle eingetragen. Frau von Dargun empfindet Genugtuung, daß sie nur dieses eine Kind haben wollte — so war man wenigstens vor den Familienkonflikten bewahrt, die sonst unvermeidbar im Gefolge des Erbhofgesetzes auftauchen. Die nationalsozialistische Propaganda „Mehr Kinder!“ wird Frau von Darguns Entschluß, keine Kinder mehr in die Welt zu setzen, nicht ändern können.

Doch hiervon abgesehen, ist sie eine begeisterte Nationalsozialistin. Sie schwärmt für alte Bauernkultur. Schon lange vor Anbruch des Dritten Reiches hat sie auf Auktionen alte Bauernmöbel aufkaufen lassen. Als sie zum Bauerntag nach Bückeburg fuhr, hatte sie sich vorher in Berlin, nach alten Stichen, aus schwerem goldfarbenem Brokat ein althannoversches Trachtenkleid arbeiten lassen. Den alttümlichen Schmuck bestellte sie, nach genauen Angaben, in Pforzheim. Auch Herr von Dargun hatte neben Gesellschaftsanzügen und der SS-Uniform eine alte Tracht — sie war original und eigentlich ein Mu-

seumsstück — nach Bückeburg mitgenommen. Das ungemein dekorativ wirkende „bäuerliche“ Ehepaar Dargun erregte berechtigtes Aufsehen und wurde verschiedentlich für illustrierte Zeitschriften photographiert.

Frau von Darguns Freude wurde nur durch eine taktlose Bemerkung eines verarmten Gutsnachbarn, eines Aristokraten übrigens, gestört. „Diese neue Kunstbauern-Schwärmerei erinnert mich an die Schäferspiele des französischen Hofes vor Ausbruch der großen Revolution“ sagte der Nachbar. Gehörte dieser Reaktionär nicht ins Konzentrationslager? Frau von Dargun ist heute noch aufrichtig unapört über ihn. Aber sie fragt sich nicht: Beschwichtigt man die grollenden Bauern, indem man ihr elendes Leben preist und es operettenhaft nachahmt? Sie fragt es nicht. Sie begnügt sich mit dem Bewußtsein, durch und durch national und bodenständig zu sein.

Und gibt es nicht genug Frauen in der Nachbarschaft, die keinen größeren Ehrgeiz kennen, als sie äffisch nachzuahmen?

Familie Pressath

Da ist Frau Pressath. Mit welchem Eifer ahmt sie, so weit es ihr möglich ist, die aparte Dargunsche Häuslichkeit nach! Sie hat diese in den Zeiten der oft wiederkehrenden Wahlen, vor der Hitlerschen Macht erbettlung kennengelernt. Die Darguns luden damals oft die Großbauern der Umgegend ein. Sie, und mittelbar auch ihre „Gefolgenschaften“, sollten für die nationalsozialistische „Idee“ gewonnen werden.

Bei Frau Pressath gelang das, besonders in Äußerlichkeiten, vollkommen: ihr Haus war voll Hakenkreuzdeckchen und -kissen, an der Wand hingen Hitlerbilder, vor allem jene, die den „Führer“, lieblich lächelnd, zwischen Kindern zeigen. Frau Pressath wäre nicht wenig erstaunt gewesen, wenn sie geahnt hätte, daß dies alles nur die Spottlust Frau von Darguns erregte, daß diese verächtlich von „nationalem Kitsch“ sprach.

Frau Pressath schwamm in Begeisterung, als sie erfuhr, daß sie Erbhofbäuerin wurde. Nun war sie genau dasselbe wie Frau von Dargun! Sie hatte sich vom Anerbengericht ein Erbhofbuch kommen lassen, le

in dem der Stammbaum der Familie mit alten Urkunden und Familienphotographien aufbewahrt werden sollte. Sie wollte auch Nachforschungen anstellen, ob der Hof nicht schon seit über 300 Jahren in der Hand der Pressaths sei, damit er beim Landeserbhofgericht in Celle in das „Goldene Buch der alten Erbhöfe“ eingetragen werden könnte.

Später aber ließ ihr Eifer nach.

Frau Pressath, die Tochter eines Bierbrauers, besitzt zwar „Ideale“, ist aber im Grunde eine resolute Person, die mit beiden Füßen auf der Erde steht. Eines Tages wurde ihr klar, daß ihr das Gesetz, das sie erst mit solcher Begeisterung begrüßte, alle Rechte genommen hat. Ihr Heiratsgut ist im Hof investiert. Aber der Hof ist Erbhof geworden und somit unveräußerlich. Sie hat kein Verfügungsrecht mehr. Wenn der Mann stirbt, und sie zweifelt nicht daran, daß sie ihn überleben wird, ist sie auf die Gnade des Anerben angewiesen.

Darüber, wer der Anerbe werden soll, konnten sich die Pressaths überhaupt noch nicht einigen. Die Pressaths haben nämlich zwei Söhne. Pressath möchte den älteren Sohn, der mehr nach seiner Familie schlägt, als Anerben bestimmen; die Frau aber eine geborene Pöttner, liegt ihm den ganzen Tag in den Ohren, daß der jüngere, ihr Liebling, sicher ein viel tüchtigerer Landwirt werden würde.

Vielleicht wäre das alles gar nicht so schlimm, gäbe es nicht auch noch andere Schwierigkeiten. Des Pressathsche Gut ist 110 Morgen groß. Es ist nicht sehr stark belastet, und der Boden ist gut. Aber Pressath kann kein Geld mehr darauf aufnehmen. Er hat nicht mehr so viel Kredit, daß er seinen Hof ordentlich bewirtschaften kann. Und dabei läßt ihm die Frau keine Ruhe. Sie möchte Geld heraus haben. Sie verlangt von ihm, daß er sie sicherstelle. Hat sie nicht Geld in die Ehe gebracht?

Äußerlich ist alles beim alten geblieben. Die Hitlerbilder, der Hakenkreuzschmuck. Auf dem Tisch des Wohnzimmers liegt das Erbhofbuch, in Schweinsleder gebunden, mit Hakenkreuz und Goldprägung. Aber eine gewisse Unzufriedenheit ist da. Man spricht viel über Tod, Geld, Anerben, Erben. Neben all den anderen haben jetzt viele Bauern auch ihre dynastischen Sorgen.

Häberlein, einer von vielen

Herr von Dargun gehört zu den wenigen Erbhofbauern, die viel Land besitzen. Der Bauer Häberlein gehört zu den vielen, die wenig haben.

Ihm gehören 120 Acker Land im Württembergischen. Noch ist er in die Erbhofrolle nicht eingetragen, aber er ist Erbhofbauer — ob er will oder nicht. Will er nicht?

„Wir Häberleins haben den Hof seit vielen Generationen zusammengehalten und hochgebracht, auch ohne Erbhofgesetz“, meint er. Er ist also gegen das Gesetz.

Warum? Das hat so seine Gründe. Der Bauer Häberlein hat vier Kinder. Drei Söhne und eine Tochter. Der älteste hat sich einen alten Lieferwagen gekauft und handelt auf den Märkten. Der zweite war in einem nahen Sägewerk beschäftigt und ist jetzt arbeitslos. Heinz, der „kleinste“, ein Riese, arbeitet auf dem Hof. Die Tochter war acht Jahre lang in Amerika. Als sie heimkehrte, heiratete sie einen Qualitätsarbeiter, der in einer Pianofabrik gut verdiente. Sie kauften sich ein Häuschen und etwas Land. Aus diesem Grunde erhält jetzt ihr Mann, der schon längere Zeit arbeitslos ist, keine Unterstützung.

Wer soll nun den Hof bekommen?

Der Bauer Häberlein weiß es noch nicht. „Das Natürlichste wäre“, sagt er, „wenn der Jüngste Anerbe würde, weil er auf dem Hof arbeitet.“

Aber so einfach ist das nicht. Auch die andern Kinder rechnen mit dem Erbe. Sie haben sogar bestimmte Rechte. So hat die Tochter in der Inflationszeit oft Dollars aus Amerika geschickt, die kamen dem Hof zugute: man konnte einen Stall anbauen, Maschinen kaufen. Jetzt, da es ihr schlecht geht, will sie ihr Geld mit Zinseszinsen zurückhaben. „Ich habe mich nicht als Dienstmädchen in Amerika geplagt, um den Heinz reich zu machen“, sagt sie. Und der Tochtersohn hetzt sie auch noch auf.

Mit den beiden anderen Söhnen steht es nicht viel anders. Sie haben, als es ihnen gut ging, mit Geld ausgeholfen und, wenn es nötig war, bei der Arbeit zugegriffen. Nun fühlen sie sich betrogen, ihre Frauen schüren noch das Feuer.

Die bäuerlichen Kleinbetriebe sind zumeist auf Familienkredit und -arbeit aufgebaut. Jetzt geben die erwachsenen Kinder kein

Geld mehr her, da sie wissen, daß sie kein Recht auf den Hof haben. Aber auch das Vorwärtskommen der Kinder wird erschwert. Sie sind jetzt nicht mehr zukünftige Erben, die kreditwürdig wären. Die Bauertöchter weigern sich schon, auf den väterlichen Höfen zu arbeiten. Die Frauen der Bauern fragen voller Sorgen, was mit ihnen im Alter werde. „Sollen wir aufs Gnadenbrot angewiesen sein?“ fragen sie.

Auch früher blieb der Hof meist in einer Hand. Der Erbe zahlte die anderen Geschwister aus, die also ein Interesse hatten, den Wert des Hofes zu steigern. Wie ist es heute? Auch für den Anerben ist die Zukunft ungewiß. Er kann nicht wissen, ob nicht eines schönen Tages die Geschwister mit ihrer ganzen Verwandtschaft auf dem Hof erscheinen und von ihm fordern, daß er sie erhalte.

„Es ist viel Unfrieden durch dieses Gesetz in die Familien gekommen“, sagt der Bauer Häberlein...

Maria Leitner

WO BARTELS DEN MOST HOLT

Bartels, Professor Adolf, geboren 1863. Behauptet, arischer Herkunft zu sein. Hei ßet noch, der ungute Alte. Schon im zweiten Reich unter den Hohenzollern gab er seine Aktivlegitimation als Literaturhistoriker: er ist in Wesselburen geboren. Auch Friedrich Hebbel erblickte dort die Welt ohne Licht, er wurde in der dazugehörigen Klippschule niederdeutsch verprügelt. Außerdem liegt Wesselburen im Dithmarschen. Konnte Bartels daher etwas Klügeres machen als Literaturhistoriker zu werden? Hebbel war sozusagen gegeben. An Ort und Stelle konnte man die Spuren verfolgen, die älteren Bewohner befragen, und die Biographie war fertig. Auch der Antisemitismus war sozusagen gegeben. Dithmarschen verpflichtet. Herr Bartels vertrat also die „Heimatkunst“, schrieb eine Geschichte der deutschen Literatur mit antisemitischen Pöbeleien und zog für alle Fälle nach Weimar.

Das alles ist schon lange her. Aus dem zweiten Reich wurde das dritte, und der Bartels wußte nicht, wo er den Most herholen sollte. Früher war er nur in Schleswig-Holstein stammverwandt. Jetzt aber steht ganz Deutschland dem blutigsten Di-

lettantismus offen. Jetzt braucht man nicht mehr Käufe und Verkäufe getragener Sachen im Inseratenteil des „Berliner Tageblatts“ anzubieten, jetzt macht man das im Textteil des „Völkischen Beobachters“:

„Vielleicht könnte man zu Kennntniszwecken eine jüdische ‚Blumenlese‘ schaffen, die das Schlimmste, was die Juden gegen das Deutschtum losgelassen haben, aber auch sonstiges Charakteristisch-Jüdische vereinigte. Ich bin gerne bereit, diese Arbeit vorzubereiten und bitte den geneigten Verleger, sich an mich zu wenden.“

Die geneigten Verleger werden sich nicht an ihn wenden, wohl aber die gute Idee ausführen. Bei dem vollständigen Stocken des Absatzes an rassischer Literatur dürfte die jüdische Blumenlese das aufgelegte Geschäft für die Verleger sein. Man kann sie nicht einmal in Lager konzentrieren. Denn sie geben ja das Jüdische konzentriert. Zu Kennntniszwecken, wie der Herr Professor so fein deutsch bemerkt.

Ich schlage gleich den geistigen Titel vor: Lorelei. Das Wort ist jedem Deutschen ans Herz gewachsen.

Der Professor Bartels ist aber auf seine glänzende Idee durch ein Mißverständnis gekommen. Ihm fiel „jüngst“ (jüngst) ein vollständiges Verzeichnis von Reclams Universalbibliothek vom Oktober 1919 in die Hand

„und ich verglich dieses mit dem allerneusten von 1937 — ja, da sucht man vergeblich nach so manchem einst vertretenen bekannten jüdischen Dichter“.

Vergeblich. Nummern für die Dichtungen des Herrn Bartels wären ja jetzt frei. Aber die Firma Reclam scheint zu wissen, was sie will. Und was sie nicht will. Herr Bartels bestätigt ihr ausdrücklich, daß sie früher nicht geradezu judenfreundlich gewesen wäre,

„aber sie mußte doch, da das Judentum in den beiden Menschenaltern um 1900 bei uns Deutschen die Literaturherrschaft hatte, mit diesem rechnen.“

Rechnen tun deutsche kapitalistische Verleger immer, Herr Bartels. Ihre Hebbel-Biographie ist sicher von der Firma Reclam nur aufgenommen worden, um Ihre Zensur „nicht geradezu judenfreundlich“ zu erhalten. Die Firma hat Sie richtig taxiert.

Mit einer Nummer ihrer Universalbibliothek hat sie sich die antisemitische Hetze vom Hals gehalten.

Hingegen muß der Professor Bartels mit Bedauern feststellen, daß Reclam noch manche Juden „führt“. Nur befindet er sich in einem betrüblichen Irrtum, weil er erst „jüngst“ die Verzeichnisse verglichen hat. Auch viele Christen sind im Lauf der Zeit „verschwunden“, nämlich dann, wenn die Bücher nicht mehr gingen. Herr Bartels sucht vergeblich die Bücher jüdischer Autoren, die schon seit vielen Jahren nicht mehr aufgelegt worden sind, die verschwundenen christlichen Autoren hat er nicht verglichen. Maßgebend sind also die geschäftlichen Rücksichten der Firma Reclam. In der Universalbibliothek erschienen zahlreiche Bücher, die ein aktuelles Interesse, also einen Absatz oder einen traditionellen Leserkreis hatten. Vor allem werden systematisch alle Dramen ausgeschlossen, die man nicht mehr auf den Bühnen spielt. Nur sie. Die andern, auch die von Juden, erscheinen ruhig weiter. Dem Professor Bartels bleibt deshalb der Verstand stehn:

„Merkwürdigerweise findet man aber noch...“

Vielleicht hat er jetzt begriffen, warum man manche Bücher noch findet. Das „Barfüßle“ von Berthold Auerbach z. B. läßt sich eben das deutsche Volk nicht nehmen. Mit den ausgeschalteten Reclambüchern hingegen kann man keine Blumenlese machen.

Geopfert hat die Universalbibliothek Heine und Börne. Wahrscheinlich sind die entsprechenden Nummern in den letzten Jahren restlos ausverkauft, denn das Verzeichnis von 1934 führt sie noch. Da fast jeder größere deutsche Verlag Heines Werke herausgegeben hat, kann Reclam schließlich auf dieses Nebengeschäft verzichten und dadurch die „gängigen“ jüdischen Autoren retten. Geschäftstüchtigkeit geht über Gleichschaltungsbedürfnis. Im allgemein ist Herr Bartels zufrieden:

„Im allgemeinen kann man doch mit dem großen Aufräumen bei Reclam zufrieden sein. Es kommen jetzt tausende deutscher Leser, vor allem das Volk und die Jugend, nicht mehr so leicht an die durchweg gefährlichen jüdischen Dichter und Schriftsteller heran. Man wird vielleicht einwen-

den: Es ist doch nötig, auch jetzt noch, daß wir Deutschen die Juden wirklich kennenlernen, und das geschieht am leichtesten auf dem Gebiet der Literatur. Ganz gewiß, aber das schlimmste Jüdische bot Reclam ja nicht gerade, ob er auch Börne oder Heine brachte.“

Bei so viel Wohlwollen sollte sich Reclam dem Bartels doch geneigt zeigen. Er wird schon wissen, wie er den Most von den Werken Heines in die Schläuche der Universalbibliothek hineinholt. H. W.

DIFFICILE EST ...

Es ist schwer, keine Satire zu schreiben? Umgekehrt: die nationalsozialistische Wirklichkeit ist eine derartige Satire auf das Leben, daß ihr erst ein Genie literarisch gerecht werden könnte. Fast noch schwerer aber ist es, die Fleißaufgaben zu lösen, die das Propagandaministerium in letzter Zeit seinen Schulbuben stellen muß. Es ist unmöglich. Und bei dem Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt entstehen dann doch wieder echte Satiren. So will es die Dialektik. Ein Beispiel, etwas fernab von der Literatur, aber dennoch:

Da haben nun Millionen Menschen geglaubt, die bekannten 25 Punkte der Nazis, für deren Erfüllung die „Führer“ sich „mit dem Einsatz des Lebens“ zu bewähren versprochen, seien als ein, wenn auch demagogisch gemeintes, Programm aufzufassen gewesen. Sie haben sich geirrt. Jetzt enthüllt nämlich ein Udo Pfriemer in der essener „Nationalzeitung“ das sensationelle Geheimnis: dieses Programm ist überhaupt nur von Feinden des Nationalsozialismus, von „Freimaurern, Kommunisten und Juden“ eingeschmuggelt worden! Sie haben ganz einfach ihre eigenen bösen Forderungen nationalsozialistisch getarnt, um das Volk unzufrieden zu machen, wenn sie später nicht erfüllt würden. Leider, so sagt der Pfriemer, sei ihnen das auch glücklich, und jetzt habe man die Bescherung: kaum wäre nämlich der Nationalsozialismus an der Macht gewesen, da

„begann die Auslands- und Flüsterpresse neue Unruhen durch neue unsinnige Forderungen zu säen, zu deren Verwirklichung die nationalsozialistische Bewegung nicht das geringste Bedürfnis hatte“.

Allerdings, das ist der Gipfelpunkt der Teufelei: in das Programm des Feindes Forderungen „zu säen“, die nachher zu verwirklichen er „nicht das geringste Bedürfnis“ hat. Aber, so fährt der Pfriemer beruhigend fort,

„die allermeisten von denen, die an dieses oder jenes Gerede (!) geglaubt hatten, sind inzwischen längst eines Besseren (?) belehrt worden, auch wenn sich die eine oder andere Forderung nationalsozialistisch getarnt hat“.

Nun — was wurde alles „nationalsozialistisch getarnt“? Da ist, nach Pfriemer, zunächst die Forderung nach Autarkie. Die Feinde — nicht die Nazis mit ihrer Kriegswirtschaft — wollten, nach Pfriemer, daß sie die „deutsche Ein- und Ausfuhr gänzlich abschneiden sollte“. Das ist ja dann auch, wie man weiß, so ziemlich geschehen, wenn auch die essener „Nationalzeitung“ ein Märchen vom „besser entwickelten deutschen Außenhandel“ zu erzählen versucht.

Noch so eine „nationalsozialistisch getarnte“ Forderung, welche die „Freimaurer, Kommunisten und Juden“ ins Naziprogramm eingeschmuggelt hatten, war die Sozialisierung der Betriebe. Der Pfriemer des Göring meint dazu:

„Manche Auslandszeitung konnte sich das gar nicht anders vorstellen, als daß die deutschen Sozialisten nun sozialisieren müßten; sie konnten nicht begreifen, daß der deutsche Sozialismus keine Angelegenheit einer Wirtschaftsorganisation (!) sondern eine Angelegenheit des Rechts ist.“

Und da im Dritten Reiche bekanntlich Recht ist, was Hitlers großkapitalistischen Auftraggebern nützt, muß der bedauernswerte Pfriemer ganz besonders gegen die böse raffiniert „getarnte“ Programmforderung von der staatlichen „Beschlagnahme der arbeits- und mühelosen Einkommen“, der Profite, gar der „Überprofite“ und „Übergewinne“ Sturm laufen:

„Seit rund einem Jahr geistert in der Auslands- und Flüsterpresse eine neue (!) Entdeckung: ‚Der Übergewinn‘. — Die und die Unternehmungen haben durch den Wirtschaftsaufschwung der letzten Jahre Millionengewinne gemacht, nun müsse

der Staat kommen und die Millionengewinne wegsteuern, so folgerten die Meinungsmacher. Sie pflegten sich auch in diesem Falle „nationalsozialistisch“ zu tarnen, indem sie vorgaben (!) die hohen Gewinne könnten deutsche Unternehmungen nur der nationalsozialistischen Regierung verdanken...“

Was für groteske Bocksprünge der Logik doch so ein Reichsschrifttumskammerjäger bei der Ausübung seines schmutzigen Handwerks machen muß! Die ausgepowernten Massen und ihre „Flüsterpresse“ geben also bloß vor, was der Pfriemer zugibt: daß die Krupps, die Seetransportgesellschaften (via Spanien) und andere große Volksausbeuter ihre fetten Dividenden und Riesenprofite der Naziregierung verdanken. Ist das eine „Tarnung“! Man hört geradezu das trojanische Pferd wiehern! Doch, so fährt unser Pfriemer biedermännisch fort:

„Das klang alles so logisch, daß Dutzende und Hunderte von Biedermännern sich überreden ließen und — natürlich vergeblich — darauf warteten, daß der Staat durch ein drakonisches Gesetz diese Übergewinne wegsteuern würde.“

Natürlich vergeblich. Denn es handelt sich ja bei den 25 Punkten des Naziprogramms, wie wir erfahren haben, um ein diabolisches Machwerk der Weisen von Zion, die ihrerseits wieder unter dem Einfluß der Marxisten standen. (Oder war es umgekehrt?) Jedenfalls erklärt der Pfriemer, und ihm ist sichtlich nicht ganz wohl dabei:

„Nach der marxistischen Anschauung gehört es nämlich zur Funktion des Unternehmers, daß er sich auf Kosten anderer bereichert. Wenn er also, nach dieser marxistischen Anschauung, viel verdient, dann hat er auf Kosten anderer Profit gemacht.“

Da nun aber Millionen arbeitende Menschen im Dritten Reich — und wahrlich nicht nur Marxisten — längst durch tägliches Anschauen der Wirklichkeit zu dieser „Anschauung“ gekommen sind (wie ja die laut gewordene Flüsterpresse, die der Pfriemer mit seiner Wortschusterei zum Schweigen bringen soll, beweist) muß eine Widerlegung versucht werden. Wenns auch schwer fällt.

Der Goebbelschüler holt sich Sukkurs. Er

zitiert den „Leiter der Kommission für Wirtschaftspolitik der NSDAP“, Bernhard Köhler:

„Wo tatsächlich Übergewinne, das heißt unberechtigte Gewinne entstanden sind“ —

was wenige Zeilen zuvor nur nach „marxistischer Anschauung“ möglich war,

„da lassen Sie es doch die Sorge derer sein, die die unbedingte Herrschaft“ —

über das ausgebeutete, unzufriedene Volk haben? Nein: derer, die die (wohl auch eingeschmuggelte) Parole vom

„Gemeinnutzen über den Eigennutzen bei allen staatlichen und ähnlichen Aufträgen zu vertreten haben.“

Womit der Gärtner zum Bock gemacht ist. Auch wenn der vom Pfriemer zitierte Köhler, auf den finstersten Köhlerglauben spekulierend, ausruft:

„Welcher groteske Gedanke, welche Auffassung von Nationalsozialismus ist es aber, daß der Staat unberechtigte Gewinne erst zuläßt oder gar zulassen muß...“

Oder gar zulassen muß! In dem „muß“ ist das ganze Geheimnis der faschistischen Zuhälterrolle verborgen. Das weiß selbst der Pfriemer. Aber wie soll ers seinen Kindern sagen? Oder richtiger: ausreden? So:

„Wo jedoch hohe Einnahmen und große Gewinne dadurch entstanden sind“ —

Wieder die marxistische Anschauung von der Funktion des Unternehmers —

„daß ein tüchtiger Mann (aha!) mit hoher Leistung (!) große Aufträge zur Zufriedenheit und bei engsten (?) Preisen ausführen konnte, da besteht“ —

Nun, was?

„kein Übergewinn, sondern ein vollkommen berechtigter Gewinn, dessen Verwendung ja sowieso (!) durch die gesamte wirtschaftspolitische Entwicklung weitgehend festgelegt ist.“

Allerdings: dieser vom Nationalsozialismus heiliggesprochene Überprofit wird — der „wirtschaftspolitischen Entwicklung“ entsprechend — weitgehend in der allein-seligmachenden Rüstungsindustrie festgelegt, um neuen, größeren Profit zu bringen! Eine Schlange, die sich in den Schwanz

beißt. Bis man ihr den Kopf abschlägt. Das wird eines Tags geschehen. Von denen, die die Köhler, Pfierner & Co. mit ihrer Sprachinflation dummer zu machen suchen, als sie sind. Und dann — Heiliger Wotan, wie schwer ists doch, ein Reichsschrifttumskammerjäger zu sein!

Fr. Lambert

ALLE ZWEIGE DER KULTUR

Das Dritte Reich hat außer dem „Führer“ noch den „Wächter“. So der Titel einer Zeitschrift für alle Zweige der Kultur, im Auftrag des Deutschen Eichendorff-Bundes begründet und herausgegeben. Sie erscheint vorsichtigerweise in Würzburg, Wien und Graz. Der Herausgeber hat sich in die Niederlande zurückgezogen. Von dort aus und als Universitätsprofessor wacht er über alle Zweige. Eichendorff kann sich nicht mehr wehren.

Unter diesen stabilen Voraussetzungen lohnt es sich, den Wächter auf seinem Weg zu begleiten und zu erfahren, wie gleichgeschaltete, wenn auch vorsichtige Intellektuelle in das deutsche Horn über das deutsche Tun tuten:

Literarische Rundschau

Selbst Fürsten

„Die Kunst des Briefschreibens war früher mehr ausgebildet als heute, wo man in allem und jedem den Depeschstil vorzieht. Selbst Fürsten schrieben menschlich gefühlvoller und gepflegter als heute die Gebildeten.“

Ja, die menschlichen Gefühle waren früher mehr ausgebildet, und im gepflegten Stil der Gebildeten heißt es weiter:

„Private Schreiben aus fünf Jahrhunderten, beginnend mit Maximilian I., endigend mit Franz Joseph, offenbaren uns nicht bloß eine Fülle der Geschichte, sondern auch menschliche Gefühle, über die man bei manchen Fürsten dieses Hauses erstaunt ist.“

Der Herausgeber, das Lateinische pflegend, endigend mit „sondern auch“, kommt nicht aus dem Erstaunen über menschliche Gefühle heraus. Wenn man jetzt so etwas sucht, muß man schon nach Österreich und bis zu Franz Joseph zurückwandern. Weiter im gepflegten Stil:

„Bilder und Erläuterungen ergänzen glücklich den auch viel schwer erreichbares, teilweise erstmals verdeutsches Material enthaltenden Band.“

In allem und jedem kein Depeschstil, sondern schwer erreichbares Deutsch. Das wäre die „schöne Sammlung Habsburger schreiben Briefe“.

Die Fäden schlingen sich

Fäden steht hier euphemistisch für Lassos und sie werden geschlungen:

„Immer wieder schlingen sich Fäden zwischen den deutschen Brüdern im Reich und denen in der Schweiz, die sich vor Jahrhunderten vom Reich gelöst und zu einer selbständigen Eidgenossenschaft zusammengehangen haben. Über die staatspolitischen Grenzen hinweg verbindet sie jedoch die Einheit des Blutes, der Sprache und der Kultur...“

Den Brüdern wird schon gezeigt werden, daß man sich nicht löst. Über die staatspolitischen Grenzen hinweg. Das Ganze nennt sich „deutsch-schweizerische Freundschaft“ und bezieht sich auf das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert.

„In der vorliegenden Auswahl stellt gerade der Literaturhistoriker eine weitgehende kulturelle Übereinstimmung mit Vergnügen fest.“

Das bezieht sich aber hoffentlich nur auf das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert.

Das süddeutsche Gepräge

Sollte sich jemand für die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts interessieren, so

„findet er ihr kulturelles Abbild im Leben und Schaffen des Dichtermalers Hans Thoma.“

So einfach hatte man sich das gar nicht vorgestellt. Nur aus diesem Grund hat der Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart, die „Briefe an Frauen“ des kulturellen Abbilds veröffentlicht. Der Wächter bemerkt hierzu, daß sie nicht zuletzt psychologisch interessant seien. Man ahnt aber nicht, weshalb:

„Nicht zuletzt psychologisch. Abgesehen von Frauen aus der Verwandtschaft und

Freundschaft finden wir unter den Briefempfängerinnen auch berühmte und hochgestellte Persönlichkeiten wie Cosima Wagner, Luise, Großherzogin von Baden, Viktoria, Königin von Schweden, usw.“

Das „usw.“ scheint mir psychologisch despektierlich. Um so mehr, als der Herausgeber „kurze Lebensabrisse der Adressatinnen beigesteuert hat.“ Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts scheint sich übrigens hauptsächlich in Süddeutschland abgespielt zu haben:

„Und wie Thoma selbst aus dem Badischen Schwarzwald, so zeigen auch seine Beziehungen vorwiegend süddeutsches Gepräge.“

Cosima Wagner und die Königin von Schweden werden eingesüddeutscht. Das fehlende „ist“ aus dem Hauptsatz darf nicht auf Depeschstil zurückgeführt werden. Das ist nur schlechtes Deutsch.

Das geht zu weit

„In gewisser Hinsicht mit Thoma verwandt war sein norddeutscher Zeitgenosse, der große Humorist Wilhelm Busch.“

Da staunste. Aber schon kommt die Erklärung:

„auch er bildender Künstler und Dichter zugleich.“

Das erinnert lebhaft an die Rassenverwandtschaft zwischen den Germanen und den Japanern. Es geht alles, wenn es auch zu weit geht.

Schon damals

Der Verlag S. Fischer Berlin hat es jetzt mit Briefen. Napoleon. Dann „Briefe von Hugo von Hofmannsthal aus den Jahren 1890 bis 1901“.

Interessant, mit wem Hofmannsthal verkehrt hat. Jedenfalls mit verdächtigen Leuten. Mit Hermann Bahr, Alfred Berger, Arthur Schnitzler u. a. Ein gefährlicher Verkehr! Namentlich für die Zeitschrift „Der Wächter“. Mehr Rassenkunde studieren, geehrter Herr Professor! Etwas fällt ihm aber auf:

„Auffallend wirkt der damals schon außerordentlich starke jüdische Einschlag.“

Die Juden hat demnach erst das Dritte Reich wirklich erfunden. Bis dahin waren sie nur in Vorbereitung. Aber man kann

dem Hofmannsthal manches hingehen lassen:

„Die ältestösterreichische Kultur und vor allem die Wiener Gesellschaft treten immer wieder in Erscheinung.“

In den besseren Kreisen nimmt man es nicht so genau.

Wieder etwas Menschliches

Der wiener österreichische Bundesverlag gibt nur „Dreitausendsechshundert Briefe von Anton Wildgans“ heraus. Sie dürften den dichterischen Kohl dieses Autors auch nicht fettmachen. Nicht einmal die kurze Periode seiner Burgtheater-Leitung wird dadurch gerechtfertigt. Vom Inhalt der Briefe erfährt man durch den Wächter:

„Immer wieder drängen sich gewisse Auchdramatiker vor, und er hat alle Mühe, sich ihrer zu erwehren. Durchaus erfreulich dagegen wirken seine echt menschlichen Episteln an die Gattin.“

Ja, so schwer hat es ein Burgtheater-Direktor. Namentlich, wenn er selbst Auchdramatiker ist. Wie echt menschlich hingegen, daß er sich seiner Gattin nicht erwehrt!

Mehr Wildgänse

Auch der Verlag Walter de Gruyter gibt „Briefe“ heraus. Diesmal von Heinrich Schliemann. Nicht dreitausendsechshundert.

„Das Bestreben des Herausgebers ging dahin, Schliemanns briefliche Äußerungen in möglicher Vollständigkeit zu erfassen. Dennoch wurde von einer Gesamtausgabe aller erreichbaren Briefe Abstand genommen.“

Ebenso von allen unerreichbaren. Man kann das rechtfertigen. Mit einem Entschluß trotz Troja und Hekuba:

„Der Entschluß auf Beschränkung rechtfertigt sich aus der Kostenfrage.“

Und, was man kaum glauben sollte:

„außerdem aus der Fülle des bei fortschreitender Sammeltätigkeit unheimlich wachsenden Materials.“

Zum andern hat Schliemann eine verständliche Eigenart:

„und zum andern aus der verständlichen Eigenart des Briefschreibers, sich über dieselben Dinge in gleichzeitigen Briefen an verschiedene Empfänger ziemlich gleichlautend auszusprechen.“

Damit wäre auch die Kostenfrage gerechtfertigt. Österreich kann sich mehr Wildgänse leisten.

Angeborene Wiener Kultur und Gemütlichkeit

Der Verlag Velhagen & Clasing gab bisher die berühmte Schülerbibliothek heraus, bei der sich ausländische, griechische und römische Klassiker nicht vermeiden ließen. Jetzt nimmt er auch zu den Lebensproblemen Stellung. Bei ihm erscheint ein Buch des Oberkellners Gustav Fruhmann „Im Frack um die Erde“. Der Wächter orientiert die Leser:

„Er hat Souveräne und Fürsten im Reich des Geistes bedient und selbst Weltgeschichte mitgemacht, so zum Beispiel das Ende des österreichischen Ministerpräsidenten Stürgkh.“

Trotzdem ist er rein menschlich geblieben. Man erfährt sogar, wo er in Wien bedient, wenn sich wer für Fürsten interessieren sollte.

„Alles, was er mitteilt, hat dabei Schlich und Form und bekundet noch etwas, was wir, die älteren Menschen von heute, besonders schätzen, die angeborene Wiener Kultur bester Vergangenheit, Bescheidenheit und Gemütlichkeit.“

Mit diesem Oberkellner ist der Anschluß an die Gegenwart sinnfällig erreicht.

Auch der Uradel gibt sich zum besten

Die Lebenserinnerungen „der pommerischem Uradel entsprossenen Freifrau“ Charlotte vnn Hadeln können natürlich nur „warmherzig“ sein. Das besagt schon der Titel „In Sonne und Sturm“, Verlegt zu Rudolstadt.

Wer ist dieser Sproß?

„Eine Landedelfrau im besten Wortsinn, verbringt sie die Jahre des Kriegs und Friedens so werktätig wie nur irgendein Mann.“

Vermutlich hat sie auch „Not gelindert“ Aber schließlich:

„Sie wird schließlich Führerin eines großen nationalen Frauenverbands und heißt mit ihren Söhnen, die längst schon in den Reihen Hitlers kämpfen, die Fahnen des Dritten Reichs.“

Bald wird sie die Halmast senken müssen. In Sonne und Sturm.

Verhaftet

Der Verlag Ruetten & Loening gibt das „Lebensbuch“ des Dichters Wilhelm Schmidthonn heraus: „An einem Strom geboren“. Alle faschisierten Autoren finden ihr Leben plötzlich sehr interessant. Vom Mutterleib an:

„An den strömenden Wassern des Rheins geboren, bleibt er, wie das empfehlende Geleitwort sehr richtig ausführt, für immer der Unrast des Stroms verhaftet.“

Man sieht, der Wächter lebt ganz in der deutschen „Ideologie“. Verhaftet muß werden. Schmidthonn schrieb früher einige harmlose Theaterstücke und hatte eine vorbereitende Vergangenheit, wie man jetzt erfährt:

„Im Krieg beruft die Heeresleitung ihn, den Meister der deutschen Sprache und Schöpfer heldischer Gestalten als Bericht-erstatte an die Front, damit unter den vielen Zeitungsschreibern auch ein Dichter sei.“

Vorher hatte der Wilhelm Meister der deutschen Sprache, Schmidthonn, natürlich seine Wanderjahre. Nach der Verhaftung der Bann:

„Diese Wanderjahre führen durch viele Städte, bis ihn die gewaltige Natur, Alpen und Meere, in ihren Bann schlägt. Wind und Wolken sollen über dem sein, was er schreibt.“

Ein ziemlicher Apparat für das bißchen Dichten. Aber wenn Dichter Zeitungsschreiber werden müssen, versagen sie ganz, ohne Strom und Wind.

Was zeigt die Übersicht? Sie ist symptomatisch. Der ruhige, gebildete ältere Mann mit angeborener Kultur, Universitätsprofessor, weitab vom Schuß, kommt sich bestimmt ganz objektiv und über den Parteien vor. Er schreibt veraltetes und schlechtes Deutsch findet alles gut, was gedruckt ist, auch sein eigenes Geschreibsel.

und bewundert von fern das „gewaltige Geschehen“, bescheiden und gemächlich. Das ist der Typ des deutschen geistigen Nachwächters. Halb verschlafen und halb verträumt. In Ehrfurcht vor den Souveränen der Gewalt und vor Fürsten des Geists, der ihm gleich ist, und den er begreift. Das ist der Typ, der die akademische Jugend bildet, indem er sie verbildet. Der sie lebensfern macht. Der sie „entpolisiert“. Das ist der Typ des gebildeten Feldwebels der Universität, schon lange vor dem „Führer“. Das ist der Typ, der die Autorität an sich schafft. Der den „autoritativen“ deutschen Staat hat schaffen helfen, der selbst den Nachwächtern amtliche Autorität verschafft.

Herwarth Walden

EINGEBÜRGERT

Der Hitler Adolf kann es scheinbar doch nicht recht überwinden, daß er eigentlich nach dem berühmten preußischen Polizeibegriff ein „lästiger Ausländer“ ist. Man hat ihn mit Mühe und Not kurz vor seiner „Machtübernahme“ in Braunschweig eingedeutscht. Man machte ihn gleichzeitig zum Regierungsrat damit sich die besseren Kreise nicht zu genieren brauchten, ihm die Vergewaltigung des deutschen Volks zu übertragen. Er hat ihm ja unterdessen sein Deutschtum gründlich beigebracht, wie er es versteht. Selbst den „besseren Kreisen“, die ihn riefen, wird er allmählich anrühlich. Unter sich nannten sie ihn sowieso immer den Tiroler Fritzen. Sie fanden sich mit ihm ab, weil Mordenlassen immerhin weniger stinkt als Morden. Da ihnen aber das Morden als Wille und Vorstellung das englische Geschäft zu verderben schien, suchten sie sich in diese Politik einzumischen. Offenbar im Stil des Nichteinmischungskomitees. Und infolgedessen mit dem gleichen Erfolg. Mit diesem Herrn Hitler haben sie sich mehr aufgenordet und aufgemordet, als sie selbst vertragen konnten. Soweit er sie nicht zu ihren Ahnen berufen läßt, der neue deutsche Gott, bürgert er sie aus.

Wie bürgert man sich aber wieder ein? Wie streift man das Ausländertum ab, nicht nur formal? Man mache seine Heimatstadt deutsch. Um den Geburtsort des „Führers“ hat sich noch keine Stadt gerissen. Das kommt erst später, wenn noch Zeit bleibt. Vorläufig ist der letzte seines Stamms aus Braunau, in Österreich. Dort wurde 1806

der deutsche Buchhändler Palm von einem Kriegsgesicht erschossen. Er hatte gegen Napoleon eine Flugschrift herausgegeben: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“. Herr Hitler aus Braunau ist nicht einmal eine Karikatur Napoleons, aber niemand hat Deutschland tiefer erniedrigt als er. Ihm ist das Volksgesicht hierfür sicher. Vorläufig schließt er sich ganz Österreich an. Sein Vaterland muß größer sein. Braunau ist arisch und denkmalsreif. Eine alte Wiege zum Anbeten wird sich auch noch finden lassen. Germanische Paläontologen können jetzt dort nach seinen Ahnen graben.

Herr Universitätsprofessor Wilhelm Kosch unternahm bereits die literarische Vorbereitung dieser Untat. Bescheiden unter dem Namen „Grillparzer“ getarnt:

„Einen Wesensteil des bayerisch-österreichischen Volksstamms verkündet der größte Dramatiker, der an der Donau heimisch gewesen ist. Einen Wesensteil bloß, denn, wie schon rein äußerlich der Bindestrich im Namen dieses Stamms sein tragisches Geschick andeutet, die Zerrissenheit in zwei Hälften, die zu Tassilos Zeiten eine Einheit bildeten, die ganze deutsche Nation führend und ihr Banner nach Süd und Ost vorwärtstragend, später aber gebrochen, von verschiedenen Dynastien in willkürlichen Scheidegrenzen auseinandergehalten, sich selbst verloren, so kam auch Grillparzer niemals mit sich und über sich ganz ins Klare.“

So etwas kann man nicht zulassen. Herr Hitler hat das historische Recht, den Bindestrich zu beseitigen. Bildeten doch noch zu Tassilos Zeiten 788, also vor kaum lumpigen tausend Jahren, die Bayern und die Österreicher einen Volksstamm. Seine „Reinheit“ wird schon zusammengerissen werden. Jedenfalls klärt sich endlich, warum Grillparzer niemals mit sich ins Klare kam:

„Er wußte nur, daß er Österreicher war und Österreicher bleiben wollte.“

Jetzt würde er mehr wissen. Auf Bayern war er nicht gefaßt. Nicht einmal Tassilo hat ihm imponiert. Die Kerkerknechte, die Anschließter, sollen sich aber im Klaren sein, daß sie die Bindestrich-Deutschen ausschließen. Der Klassiker Grillparzer hat ihre allgemeine Auffassung so wiedergegeben:

„Ich bin kein Deutscher, sondern ein Österreicher, vor allem ein Wiener.“

Er hat aber schon die Bundesbrüder geahnt:

„Spruch

Der Weg der neueren Menschheit geht von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität.“

An Klassikern soll man nicht drehen, noch deuten.

Die Schriftsteller von Rang und Namen und Ehre haben jetzt eine große Pflicht, die keinen Aufschub duldet. Sie müssen sich in geschlossener Front für Österreich einmischen. Bald wird sich dort die Kulturschmach wiederholen, die Deutschland 1933 erlebt hat.¹ Man wird die freiheitlichen Autoren einsperren und foltern, die österreichische Weltliteratur auf dem Scheiterhaufen verbrennen und die „Juden“ suchen. Darf, will die internationale Kulturwelt das noch einmal dulden? Nur einige wenige Namen seien genannt, um an die literarische Ehrendschuld gegen Österreich zu erinnern: Ludwig Anzengruber, Arthur Schnitzler, Peter Altenberg, Jakob Wassermann, Stefan Zweig, Arnold Zweig, Karl Kraus. Nach „jüdischen“ Texten wird man fahnden bei Bruckner, Haydn, Mozart, Schubert, Schönberg, Strauß-Vater, Strauß-Sohn und Millöcker. Die Bauten des großen Architekten Adolf Loos wird man verschandeln und die Museen von „entarteter“ Kunst reinigen. Schriftsteller, Musiker und Künstler gelten als die Führer der Kultur. Hier müssen sie entschlossen einmal eine Tat tun!

g. st.

HEINE-GEDENKEN UND DENKMÄLER

Mit großer Rührung las ich im Heft 1 dieses Jahrgangs die beiden Notizen, die sich mit dem Thema Heine befaßten. Die Geschichte vom Denkmal in der hamburgischen Moenckebergstraße — es handelt sich recht eigentlich um eine ihrer Nebenstraßen, dem Bahnhof zu — habe ich miterlebt, und, da ich mich damals schon mit meinem ersten Heinebuch trug, leidenschaftlich mitempfunden, auch sogleich das Nötige und mir Mögliche dazu öffentlich gesagt. (Du wirst entschuldigen oderviellleicht sogar erfreut

sein, daß ich deine Darstellung etwas ergänze, lieber W. B.) Es war die Kaiserin Elisabeth von Österreich, eine auch sonst eigenartige Frau und Liebhaberin der Heineschen Dichtung, die für ihren Park auf Korfu von dem dänischen Bildhauer Hasselriis jenes Denkmal erwarb, das den Dichter sitzend im langen Gewand auf einem Sessel zeigt. Es wurde von ihr im sogenannten Achilleion auf Korfu aufgestellt und hat dort lange gestanden, so lange bis — 1907 — Wilhelm II. das Achilleion erwarb. Da mußte natürlich Heine den Platz räumen... Man bot es der Stadt Düsseldorf an, aber die hatte nie für den Gedanken eines Heinedenkmal etwas übrig gehabt und lehnte dankend ab. Auch keine andere Stadt fand sich bereit, das Denkmal anzunehmen, der hamburgische Senat zeigte ebenfalls die kalte Schulter. Da hat denn der jüngere Campe (Sohn des Verlegers) sich aufgerafft und das Denkmal erworben. Er war es also, der es in Hamburg aufstellen ließ. Übrigens hat es, bevor man sich entschloß, es ganz zu entfernen, damals noch recht lange, in elende Holzbretter eingeschlagen, als Mahnmahl von der Zeiten Schande auf seinem Platze gestanden.

Zur Ehrenrettung des (allerdings damals bereits veränderten) Senats wäre noch die Geschichte eines anderen Heinedenkmal hinzuzufügen. Aus Anlaß des 50. Todestages Heines nämlich hatten eine Anzahl deutscher Männer es als unbegreifliche Vernachlässigung empfunden, daß Heine kein öffentliches repräsentatives deutsches Denkmal besitze. Es war ein Aufruf erlassen worden, den damals sogar Gerhart Hauptmann unterzeichnet hat, Max Klinger, Dehmel, Humperdinck und manche andere unverdächtige Leute. Alfred Kerr schlug heftig die Trommel dafür, und auch die Literarische Gesellschaft in Hamburg trat dem Plane bei. Es sollte aber noch viel Wasser die Elbe herablaufen, bis es soweit war, daß Lederer, der auch den Bismarck für Hamburg geschaffen, seinen Heine fertiggestellt hatte, und noch mehr Zeit verging, bis es im hamburgischen Stadtpark — lang, lang ist es her, Willi! — aufgestellt und eingeweiht wurde. Auch dieses Denkmal ist natürlich schnelligst verschwunden, als Hitler kam. Fünf Minuten nach zwölf hatte sich auch Düsseldorf noch entschlossen, ein Heinedenkmal aufzustellen. Herbert Eulenberg war das

¹ Die Glosse wurde vor Hitlers Überfall auf Österreich geschrieben

zu danken — der Arme mußte unterdessen ebenso wie das von Georg Kolbe (!) in Verfolg eines Preisausschreibens gelieferte Denkmal stillschweigend verblühen...

Was aber Mary L. über das Heinezimmer in Düsseldorf berichtet, stimmt mich einfach traurig. Dort war die Original-Todesmaske Heines aufbewahrt, dort der ausgestopfte Cocotte, Mathildens Lieblingsvogel, dort lag so manches Dokument, das ich zu meinen Heine-Arbeiten noch benutzen konnte und unwiederbringlich verloren ist, wenn man sich nicht darum kümmert. Sollte es nicht möglich sein, da rettend einzugreifen? Man wird mir mit gutem Grunde sagen, wir hätten genug zu tun, um die Lebenden aus den Klauen der neuen „Kultur“ zu retten. Immerhin glaube ich, daß mit guten Devisen da doch etwas zu machen wäre. Findet sich niemand, der das in die Hand nimmt und noch vor ihrer endgültigen Vernichtung die Schätze des düsseldorfer Heinezimmers für Paris oder Moskau erwirbt? Ich stelle das Honorar für diese Zeilen als ersten Beitrag zur Verfügung.

Walther Victor

SELBSTMORD

Im letzten Jahrzehnt wird, namentlich von Vulgarsozialisten, Goethe unterstellt, daß er im Werther durch den Selbstmord des Helden eine beispielhafte Lösung von sozialen Problemen geben wollte. Dieser Vorwurf ist fast so alt wie Werther. Ein englischer Bischof kam zum Beispiel 1830 durch Weimar. Er warf Goethe vor, daß er durch den Werther Menschen zum Selbstmord verleitet habe, und daß das ganze Buch unmoralisch und verdammungswürdig sei. Es scheint zweckmäßig, die Entgegnung Goethes der Gegenwart wieder ins Gedächtnis zu rufen:

„Wenn Ihr so über den armen Werther redet, welchen Ton wollt Ihr denn gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttausend Menschen ins Feld schicken, wovon sich achtzigtausend töten und sich gegenseitig zum Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Greueln und singet ein Tedeum darauf! — Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Ge-

meinden ängstigt, sodaß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem Tollhaus endigen! — Oder wenn Ihr durch manche Eurer orthodoxen vor der Vernunft unhaltbaren Lehrsätze in die Gemüter Eurer christlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels sät, sodaß diese halb starken halb schwachen Seelen in einem Labyrinth sich verlieren, aus dem für sie kein Ausweg ist als der Tod! Was sagt Ihr da zu Euch selber, und welche Strafrede haltet Ihr Euch da? — Und nun wollt Ihr einen Schriftsteller zur Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beschränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt höchstens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtsen befreit hat, die gar nichts Besseres tun konnten, als den schwachen Rest ihres bißchen Lichtes vollends auszublasen. — Ich dachte, ich hätte der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir diese gute kleine Waffentat zum Verbrechen machen, während Ihr andern, Ihr Priester und Fürsten, Euch so Großes und Starkes erlaubt.“

Eckermann, Gespräche mit Goethe,
17. März 1830 H. W. n

BEIM SCHMÖKERN GEFUNDEN

Die Lektüre alter Zeitungen ist von einem ganz besonderen Reiz, besonders wenn es um Artikel mit Voraussagen oder um... literarische Kritiken noch unbekannter, unterdessen jedoch sehr bekannt gewordener, Autoren geht.

Da finden wir beispielsweise in einem Zeitungsband aus dem Monat Mai 1914 die erste große Kritik, die einem Werk „des neuen Prager Autors, Herrn Egon Erwin Kisch“ galt. Dort heißt es:

„Der junge Egon Erwin Kisch ist kein Literat. Sein Roman („Der Mädchenhirt“) ist weder von Knut Hamsun, noch von Gottfried Keller, noch von Goethe beeinflusst... Wenn es irgend einen deutschen Autor gibt, mit dem man Kisch vergleichen kann, so ist es die Zolaistin Klara Viebig. Aber während diese rechtschaffene deutsche Frau ihre naturalistischen Gemälde Strich für Strich hinpinselt, nicht ohne gelegentlich ein bißchen gut belletristisches Rosarot aufzutragen, hat das hingeschmissene Werk

dieses jungen Autors die erste Frechheit, den kühnen Wurf des unüberlegten Talents.“

Und der Kritiker schließt mit den Worten:
„Ich kann nicht prophezeien, ob der junge Egon Erwin Kisch am Anfang einer großen Laufbahn steht. Das ist bei solchen Jugendbüchern schwer zu sagen. Die Fragen der Disziplinierung und Kultivierung eines Naturtalents sind sehr verwickelt. Dieses Buch aber ist voll Kraft, und man wird vom ihm reden!“

Wenn man diese literarische Kritik mit den Diagnosen des politischen Teils der gleichen Zeitung von 1914 vergleicht, so muß man sagen, daß der Literaturkritiker eine bessere Figur macht, als der Leitartikler, der — zwei Monate vor Ausbruch des Weltkriegs — von einer „immer stärker fühlbar werdenden Entspannung“ und „Aussicht auf gedeihliche Entwicklung des österreichisch-russischen Verhältnisses“ zu erzählen weiß. W-f

VOR DEM GEFECHT

I

Auf dem Feldherrnhügel

Meine Herren, sehen sie dort das Haus, links, mit den Sträuchern?
Dort liegen die Roten.
Die werden wir ausräuchern!
Wir greifen von drei Seiten an, punkt fünfzehn Minuten nach vier.
Rechts die zwei Moro-Kompanien, links die Requetes, in der Mitte wir.
Die Hunde haben sich gut verschanzt, unsere Deckung ist ziemlich schlecht.
Daß mir keiner zurücktanzt!
Erwarte: Schneid, Disziplin, Mustergefecht.
Lorenz, übersetzen Sie das auf spanisch und marokkanisch.

II

Infanterist Wellert denkt:

Also um viertel fünf geht det los...
Scheiße, verfluchte!
Wat sachte der Ernst, eh se'n hinten erschossen:

Wat ick hier suchte?

Wenn ick hier in Spanien krepriere, wird Else weenen.
Wat wird dann aus Else und die zwee Kleenen?

Jetzt is et gleich viere.

Ja, wat sollste machen, wennste arbeitslos bist?

Durch 'n Friedrichshain lungern?

Oder bei die Autobahn jehn und hungern?

Sind ja alle bloß wejen det bißchen Zaster jekommen.

Is denn det hier scheene?

Wennste zu laut rülpst, wirste hopp jenommen.

Wat sind wir denn für de Leutnants, Hauptmänner und Kapitäns?

Dreck unter de Beene.

Der Ernst hatte recht.

Wat für ne heilige Sache

is det, für die ick hier Menschen kaltmache?

In zehn Minuten beginnt det Jefecht.

Scheen wär ne Essenspause

vielleicht is es später zu spät.

Else, ick wollte, ick wär zu Hause.

Ob det wohl mal besser jeht

Else, die zwee Kleenen und mir?

Jetzt is et gleich fuffzehn nach vier.

Wenn ick hier falle, wird Else weenen.

III

Hauptman von Bülow denkt:

Wenn wir das Haus kriegen, werden die oben mich loben.

Ich werde befördert.

Das heißt ohne Frage:

Zulage.

Das nennt man 'ne Chance.

Ich mache, auf Ehre,

Karriere!

Aber leider sind in der Truppe ganz renitente Elemente.

Na, es gibt ja, Gott sei Dank, neue Rekruten zum Verbluten

Was — schon viertel nach vier?

Leutnant von Sahl:

Das Signal!

Ludwig Adam

KLEINE DEUTSCHE CHRONIK

Tschechoslowakei

Das prager Deutsche Theater feierte sein fünfzigjähriges Jubiläum durch eine Reihe guter Opern- und mäßiger Schauspielaufführungen. Einst hat dieses Theater eine bedeutsame Rolle innerhalb der gesamten deutschen Theaterentwicklung gespielt. Unter Angelo Neumann und Heinrich Tewel es gehörte es zu den ersten Bühnen, obwohl damals Prag nur eine österreichische Provinzhauptstadt und das Theater im Reich noch nicht auf das Goebbelsche Niveau hinabgesunken war. Aber heute, da das prager Deutsche Theater zu einem der Mittelpunkte des freien Kunstschaffens werden könnte, sitzt auf Angelo Neumanns Direktorstuhl Herr Eger, ein mittelmäßiger Kulissenschieber und politischer Zwitter, groß nur in der Vorsicht, nirgendwo (außer bei den entschiedenen Antifaschisten) anzuecken. Und so wird unter seiner Führung von einem guten Ensemble so redlich und beflissen Theater gespielt, wie es der blutarme Spielplan zuläßt.

In diese trübe Theatersituation fällt seit der Gründung der „Deutschen Volksbühne“ ein Lichtstrahl. Die Volksbühne ist als Arbeitsgemeinschaft demokratischer Theaterbesucher geschaffen worden. Die Initiative ging von dem „Klub der tschechischen und deutschen Bühnenangehörigen“ aus, der sich als außerordentlich fortschrittliches und aktives Element des prager Kulturlebens erwiesen hat. Noch ist die Volksbühne nicht stark genug, um mit eigenem Spielplan aufwarten zu können, aber schon übt sie einen gewissen wohlthätigen Einfluß auf das Theaterleben aus. Eine auf ihren Wunsch veranstaltete Aufführung von Schillers „Kabale und Liebe“ wirkte wie eine politische Demonstration gegen die heutigen Exporteure deutscher Soldaten (nach Spanien). Sie bewies überdies, daß man auch mit Klassikervorstellungen ein volles Haus erzielen kann, und daß die beliebte Behauptung, das prager deutsche Theaterpublikum wolle keine Ideen- oder Tendenzstücke, einfach unwahr ist.

Ein neuer politisch-literarisch-kulturpolitischer Klub „Die Tat“ (eine Gründung der sogenannten Jungaktivisten) hat einige sehr gelungene Diskussionsabende veranstaltet.

Hervorzuheben ist besonders ein Abend über die Aufgaben der Jugend. Es referierte der christlichsoziale Abgeordnete Schütz, ein Vertreter des linken Flügels dieser aktivistischen (d. h. an der Regierung teilnehmenden und gegen Henlein eingestellten) Partei. In der Debatte sprachen Sozialdemokraten, Kommunisten, Demokraten. Der Klub beabsichtigt, auch eine Reihe literarischer Veranstaltungen durchzuführen. Als erste wurde eine Gedenkfeier für Adalbert Stifter organisiert. Weitere, der Diskussion wichtiger literarischer Fragen gewidmete Veranstaltungen sollen folgen.

Der Kulturausschuß der „Liga für Menschenrechte“ setzte die Reihe seiner „Montagabende“ fort. Professor Kestenbergsprach über Musikerziehung, Kurt Kersten über Ludwig Winders Franz-Ferdinand-Roman und die historische Persönlichkeit des Romanhelden, Julius Mader über das Werk Karel Capeks. Außerdem fand ein Diskussionsabend über das „beste Buch des Jahres 1937“ statt.

„Das beste Buch des Jahres 1937“ war das Thema zweier großer Zeitungsrundfragen, einer tschechischen („Lidové Noviny“) und einer deutschen („Neuer Morgen“). Unter den Büchern, die von Teilnehmern der tschechischen Rundfrage genannt wurden, befanden sich auch einige deutsche: vor allem ein soeben erschienener Band Rilkescher Gedichte, dann auch „Der Aufstand der Fischer“ von Anna Seghers, Werke der prager deutschen Autoren (Brod, Kafka, Baum usw.). Von den Teilnehmern der deutschen Rundfrage wurde eine Reihe antifaschistischer Werke zu den besten Büchern des Jahres gerechnet: Grafs „Sittiger“, Fuchsens Bezruč-Übersetzung, Bredels „Dein unbekannter Bruder“, Thomas Manns „Briefwechsel mit dem Rektor der Bonner Universität“, Arnold Zweigs „Einsetzung eines Königs“, Weiskopfs „Das Herz — ein Schild“ u. a. m.

Der „Thomas Mann-Fonds“ zur Unterstützung emigrierter deutscher Schriftsteller wurde in eine „Thomas Mann-Gesellschaft“ (die dem gleichen Zweck dienen soll) umgewandelt. Zum Vorsitzenden wurde Professor J. B. Kozák gewählt. In einer etwas seltsam anmutenden programmatischen Rede bekannte sich Professor Kozák zur

„absolut unpolitischen Dichtung“ und lehnte jede Unterstützung von „Tendenzschriftstellern“ ab. Nach dieser Rede dürfte die „Thomas Mann-Gesellschaft“ beispielsweise den deutschen Emigranten Thomas Mann nicht unterstützen, weil er sich durch seinen „Briefwechsel mit dem Rektor der Universität Bonn“ als Tendenzschriftsteller entpuppt hat. Darauf aufmerksam gemacht, wußte Professor Kozák nur mit einem ausdrucksvollen Schweigen zu antworten. Im übrigen wird — das sei zur Ehre der „Thomas Mann-Gesellschaft“ und ihres Vorsitzenden gesagt — in der Praxis nicht nach dem oben erwähnten Programm verfahren. Es werden deutsche emigrierte Schriftsteller, die sich durch Leistungen ausweisen, unterstützt, ohne daß eine „unpolitische Haltung“ als Vorbedingung gefordert wird.

Der Verlag „Mars“ gibt seit kurzem eine Zeitschrift heraus, die dem sudetendeutschen Leser die Werke moderner tschechischer Autoren näherbringen soll. („Kulturschau — Blätter für Kunst- und Bücherfreunde“). Die von Julius Mader mit viel Geschick redigierte Zeitschrift ist mehr als ein literarischer Anzeiger. Sie trägt mit zur Propagierung jenes „wirklichen nationalen Ausgleichs zwischen Deutschen und Tschechen“ bei, den die sudetendeutschen Demokraten als wirksames Mittel gegen die Demagogie der Henleinpartei zu verwirklichen bestrebt sind.

Die tschechische Zeitschrift „U“ veranstaltete eine Rundfrage „Was bedeutet Ihnen die Sowjetunion?“ Die Antworten zahlreicher tschechischer und deutscher Schriftsteller wurden im 4. Vierteljahrsheft 1937 (Ende Dezember) veröffentlicht. Unter den deutschen Autoren finden wir: Ernst Bloch, Oskar Maria Graf, Rudolf Fuchs, Wieland Herzfelde, Fritz Brügel.

Der Verlag Kittl in Mährisch-Ostau bringt Karel Capeks Bergarbeiterroman „Die erste Kolonne“ deutsch (übersetzt von Julius Mader) heraus. Im Verlag von Dr. A. Werner, Prag, erschien Paul Leppins „Rhapsodie“.

Von deutschen Büchern wurden ins Tschechische übersetzt: Heinrich Manns „Es kommt der Tag“, eine Auswahl von Ge-

dichten Rainer Maria Rilkes, Thomas Manns biblische Trilogie (Band II und III).

Das Theater „D 37“ brachte in einer neuen (nicht immer glücklichen, wenn auch sehr originellen) Übersetzung und Bearbeitung Büchners „Leonce und Lena“ heraus.

H. W.-h.

BRIEF AUS USA

Ted Babbit schlägt Sinclair Lewis k. o.

Der neue Roman von Sinclair Lewis erschien einen Tag nach der Erklärung der amerikanischen Verleger, ein Kongreß der Verleger in Leipzig könne keinen amerikanischen Vertreter erwarten. Diese Erklärung war eines der klügsten und klarsten Schriftstücke, die je in Amerika gegen Kulturbarbarei veröffentlicht wurden.

Das neue Buch Sinclair Lewiss' („The Prodigal Parents“) schafft nur Enttäuschung und Verwunderung. Enttäuschung vor allem für jene deutschen Leser, denen „Dr. Arrowsmith“, „Babbit“, und „Hauptstraße“ mehr bedeuteten als irgendwelche anderen Werke der modernen amerikanischen Literatur. Wäre „The Prodigal Parents“ nur ein schlechtes Buch, dann könnte man um Sinclair Lewis trauern, könnte vielleicht sagen: er wird gleichgültig oder müde.

Dieses Buch aber ist reaktionär. Es ist ein so flaches Buch mit so unglaublichen Menschen und Gesprächen, daß es in keiner Weise an den alten (oder den jungen) Sinclair Lewis erinnert. Es wird von der gesamten ernsthaften Kritik dieses Landes abgelehnt, von der „Times“ bis zu „New Masses“. Ich glaube, daß in den letzten Jahren in Amerika kein Buch so glatt abgelehnt wurde, wie „The Prodigal Parents“. Auch das kann man als ein gutes Zeichen betrachten.

Behandelt wird das Thema: „Die Revolte der Eltern gegen die Revolte der Jugend.“ Aber das ist nur der Untertitel des Buches, es ist nicht sein Inhalt, es konnte nicht sein Inhalt werden, weil dieses Problem in Amerika kein Thema mehr ist. Der wahre Inhalt könnte mit folgendem Untertitel umrissen werden: „Babbit schreibt einen Roman und Sinclair Lewis gibt seinen Namen dafür her.“ Babbit steht

auf, boshaft und unwissend, alles Fortschrittliche hassend, sich rächend an seinem Schöpfer Lewis — das ist der Inhalt obwohl Babbitt seinen Namen geändert hat und im neuen Roman Frederick William Cornplow heißt. Er pflügt keine Maisfelder, er verkauft keine Grundstücke, sondern Automobile in Sackem Falls im Staate New York. Aber dieser Babbitt-Cornplow *lebt* nicht, kein Mensch glaubt, daß er wirklich existiert und seine Worte in Amerika gesprochen werden; er ist nur Gespenst, schlechtes Gespenst, das nicht einmal richtig mit den Knochen klappern kann.

Es ist, als sei Sinclair Lewis seit einiger Zeit mit Watte in den Ohren und halbgeschlossenen Augen umhergegangen. Der Mann, der den Präsidenten kannte, weil er ihn genau studiert hatte, der Mann, der Zola folgte und wie dieser beobachtete, hörte, der Mann, der sich tagelang in Eisenbahnen und Bahnhöfen herumtrieb, um genau auszuhorchen, wie Reisende sprechen — derselbe Mann schreibt ein Buch, das von den amerikanischen Kritikern als „weit unter dem Durchschnitt liegend“ bezeichnet wird. Und das reaktionärste! Ja: Lewis ist der einzige (namhafte) amerikanische Schriftsteller, der in seinem Buch für die spanischen Rebellen Partei ergreift!

Nicht nur Babbitt taucht auf, sondern auch, ebenso schemenhaft und unglaubwürdig, seine Frau Myra, deren Namen hier Hazel ist. Ebenso werfen Babbitts Kinder ihre Schatten, ach, ihre viel zu schwachen Schatten, denn sie sind ja nur Papier. Und sie revoltieren ja nicht, sie spielen ja nur. Vor deren Revolte brauchen Sinclair Lewis und die „sechzig amerikanischen Familien“ keine Angst zu haben. Aus allen seinen früheren Büchern hat Lewis „geschöpft“, nicht ohne vorher alles Fortschrittliche auszuradieren. Alles wurde dann grau überpinselt, aller Farben und alles Lebens beraubt und hinterher mit Hearst-Leitartikeln gespickt.

Lewis hat über die Arbeiter und ihre Arbeitsstätten nie viel zu sagen gehabt. Nie aber hat er sie beschimpft. Man könnte vielleicht sagen: sie hatten seine Zustimmung in ihrem Streben für bessere Lebensbedingungen. Im neuen Buch? Der Arbeiter ist *nur* faul, und er geht herum mit keinen anderen als bösen Absichten.

Er ist so faul, daß die Babbitts völlig recht haben, wenn sie ihn auf die Straße setzen. Dann aber kommt der Staat — unverständlich weshalb — und sorgt für sie, schafft für sie ein bequemes, ja luxuriöses Leben . . . auf Kosten der babbittschen Steuergroschen. („Nieder mit dem Emergency Relief Büro, nieder mit Roosevelts Programm!“)

Und da der „Rote Hering“ auch in Amerika von allen Seiten geschwungen wird, hatte es Lewis nicht nötig, die Roten zu beobachten, eine Weile ihren Gesprächen oder Reden zu lauschen. (An die Medizin hatte er sich nicht ohne Fachmann herangewagt, als er Dr. Arrowsmith schrieb. So sauber war er.) In seinem Buch „The Prodigal Parents“ zeichnet er einen Kommunisten (!) der die Taschen bewußtloser Menschen ausraubt, die einen Autounfall hatten. Die Roten sind für Mr. Lewis „as dangerous as a rattlesnake“. („Gefährlich wie die Klapperschlange.“)

Es ist wahr: die heutige College-Generation in Amerika denkt schärfer als die vergangene. Die Seidenstrumpf-Boykottbewegung ging aus von einem Mädchencollege (Vassar) und die Organisationen für Frieden und Demokratie erhalten ihre stärkste Unterstützung unter den Studenten. Sie wollen nicht *nur* zu guten Juristen, Ärzten und Chemikern erzogen werden, sie wissen, daß die Welt an allen Ecken brennt und die Tradition der Freiheit ihres Landes in Gefahr ist. Babbitt protestiert dagegen, das ist nicht verwunderlich — aber warum protestiert Sinclair Lewis, der das Buch „It can't happen here?“ („Das ist bei uns nicht möglich“) geschrieben hat? Warum präsentiert er jetzt Tatsachen und Bewegungen vom Standpunkt des politischen und moralischen Muckers?

Vielleicht ist es die Verbundenheit mit den früheren Werken Lewis', die nach der Lektüre von „The Prodigal Parents“ Trauer um ihn schuf. Vielleicht ist er noch nicht ganz verloren. Vielleicht sind seine amerikanischen Kritiker und Freunde stark genug und in der Lage, ihm von Seite zu Seite seines neuen Buches klarzumachen, daß er sich langsam selbst umbringt, je weiter er sich von der Wahrheit entfernt.

W. Sch.

EIN KULTURZENTRUM IN MOSKAU

Eines der Kulturzentren in Moskau ist die *Staatliche Zentral-Bibliothek für ausländische Literatur*. Sie hat die Aufgabe einem täglich wachsenden Leserkreis die Kenntnis der ausländischen Literatur zu übermitteln. Ihre Bestände enthalten hauptsächlich deutsche, französische und englische Bücher, doch sind daneben noch einige größere Abteilungen nordischer, italienischer, und spanischer Literatur vorhanden. Diese wird jetzt ständig vergrößert, da die Sowjetjugend eifrig Spanisch lernt.

Die Bibliothek besteht seit 15 Jahren und hat einen Bücherbestand von rund 200 000 Büchern und Zeitschriften, davon ca. 80 000 deutsche, ca. 70 000 französische und 50 000 englische. Die finanziellen Mittel der Bibliothek sind ausreichend, so daß die gesamte antifaschistische Literatur, die besten bürgerlichen Publikationen, die Klassiker in allen Übersetzungen angeschafft werden können. Daneben stehen den Lesern die wichtigsten ausländischen Zeitungen, Zeitschriften, Presseinformationen usw. zur Verfügung.

Die Bibliothek ist vorläufig, bis zur Fertigstellung eines Bibliothekspalastes, in einer ehemaligen Kirche untergebracht. Augenblicklich sind die Räume für den wachsenden Bücherbestand viel zu eng. Trotzdem stehen den Besuchern drei Säle zur Verfügung: ein besonderer Lesesaal mit anschließendem wissenschaftlichem Kabinett, ein großer Auskunfts- und Beratungssaal für ausländische Sprachen, dann ein Massensaal, in dem die Leser auch arbeiten können.

Die Bücher der Zentral-Bibliothek können nur an Ort und Stelle gelesen werden, doch besitzt sie eine Zweigstelle, die ihre Bücher außer Haus verleiht. In vier großen Fabriken, in den Kulturparks und in 18 Betriebsbibliotheken hat die Zentral-Bibliothek ebenfalls ihre Zweigstellen, in denen Auskunft über Literaturfragen und Sprachunterricht erteilt wird.

Außer den großen Sprachinstituten, die es in Moskau gibt, befinden sich auch in der Zentral-Bibliothek deutsche, englische, französische, italienische, spanische und russische Sprachzirkel, die von allen Bürgern, unabhängig von Alter und Vorbildung, be-

sucht werden können. Ebenso werden in allen Sprachen Auskünfte erteilt und Beratungen gegeben.

Ein wissenschaftlich-bibliographischer Sektor bearbeitet alle Anfragen über die ausländische Literatur (ca. 1000 schriftliche Anfragen im Jahr). Alle Kritiken in den ausländischen Zeitungen und Zeitschriften, so wie auch die Kritiken in der Sowjetpresse werden hier verfolgt und gesammelt. Große Aufmerksamkeit wird der antifaschistischen Literatur und Kritik gewidmet; es wird nach einem Plan und nach den neusten Anforderungen fortlaufend bio-bibliographisches Material herausgegeben, das besonders für die Bibliotheken, Redaktionen und Literaturinstitute der Sowjetunion bearbeitet wird.

Zum 20. Jahrestag der Großen Sozialistischen Revolution stand die moskauer Zentral-Bibliothek mit der leningrader Bibliothek für Weltliteratur im sozialistischen Wettbewerb. Die moskauer Bibliothek veranstaltete eine Ausstellung, welche die wichtigste ausländische marxistische und belletristische antifaschistische Literatur mit bio-bibliographischen Angaben über die bekannten antifaschistischen Schriftsteller zeigte. Eine Bio-Bibliographie der antifaschistischen deutschen Schriftsteller wurde ausgestellt, die ihre sämtlichen Werke und die letzten wichtigsten Kritiken enthielt, ferner ein Album mit ihren Autobiographien. Besonders interessant war die Abteilung „Sovietica“. Sie zeigte unter anderem, daß Maxim Gorki in deutscher Sprache in 94 Übersetzungen, in italienischer Sprache in 45 und in polnischer in 36 Übersetzungen vorliegt; insgesamt ist Gorki in 434 Übersetzungen in 19 Sprachen erschienen. Die Sowjetschriftsteller A. Tolstoi mit 51 Übersetzungen in 19 Sprachen, P. Romanow mit 51 Übersetzungen in 16 Sprachen stehen mit an der Spitze.

Für die Bibliotheken der Sowjetunion, von denen sehr viele ausländische Bücher besitzen, hat der bibliographische Sektor Empfehlungslisten deutscher, englischer und französischer Bücher zusammengestellt. Die Listen umfassen die wichtigsten historischen, klassischen und neueren Literaturwerke und sollen dazu dienen, eine planmäßige Ergänzung der Bestände durchzuführen.

Während früher die Politemigranten, die ausländischen Arbeiter und Spezialisten neben den ehemals bürgerlichen Elementen einen großen Prozentsatz der Leser der Zentral-Bibliothek ausmachten, hat sich das Schwergewicht bei einem wachsenden Leserkreis zugunsten der Sowjetjugend verschoben, denn in der Bibliothek haben viele Sowjetbürger ausländische Sprachen erlernt und sind zu ständigen Lesern der ausländischen Literatur geworden; im Vordergrund stand bisher die deutsche Literatur.

Zur Vertiefung der Sprach- und Literaturkenntnisse veranstaltet die Bibliothek laufend Vorträge in den Fremdsprachen und — von Zeit zu Zeit — auch Autorenabende. Im letzten Quartal 1937, fanden Zyklen über Shakespeare in englischer Sprache statt. In deutscher Sprache referierte Georg Lukacs über die Klassiker des Marxismus. Über einzelne englisch-amerikanische Autoren (Mark Twain, Dickens, Stripling u. a.) wurden Vorträge in englischer, über

die deutsche antifaschistische Literatur in deutscher Sprache gehalten.

Die Staatliche Zentral-Bibliothek für ausländische Literatur in Moskau ist somit zu einem bedeutsamen Kulturzentrum geworden, in dem neben der Weltliteratur auch das deutsche Kulturerbe gepflegt wird.

bl

ZU UNSERN BEITRÄGEN

Ehekrise von Adam Scharrer ist ein Abschnitt aus seinem demnächst deutsch und russisch erscheinenden Roman „Familie Schuhmann“.

Echnaton von Emil Ludwig ist eines der Porträts, das (aus Raumgründen) in seinem Buche „Der große Nil“ keine Aufnahme fand.

Die Niederlage von Nordahl Grieg ist der Schlußteil des gleichnamigen Dramas, dessen erste Teile wir in unsern Heften 1 und 3 dieses Jahrgangs veröffentlichten.

Januar 1938

GESCHICHTE UND ERBE

- August Bebel. Polizei, Spitzel und Provokateure. IL Nr. 12
 Ernst Bloch und Hanns Eisler. Die Kunst zu erben. NW 1
 Max Brod. Shakespeares Heinrich IV. PrT 23. I.
 Alfred Durus. Wilhelm Busch. DZZ 9. I. vgl. auch RF 9. I. (Peter Hardt)
 A. Fogarasi. Byron und das Erbe. DZZ 22. I. vgl. auch PT 30. I. (Kurt Kersten)
 Bert Lenth. Volkslied und Meistersinger. DW 1
 Rudolf Leonhard. Erinnerungen an Ludendorff. PT 1. I.
 Emil Ludwig. Über die Verachtung Goethes. NW 1
 Kurt Kersten. Revolution und Konterrevolution in Berlin 1848. IL Nr. 12
 Erich Kuttner. Hans von Marées. ABC 6.I.
 Hans Mühlestein. Spanische Kulturgeschichte. In „Wissen ist Macht“, Januar.
 Georg Schmidt. J. J. Bachofen. In „Wissen ist Macht“, Januar.
 Paul Westheim. Fragonards Glück und Versinken. PT 9. I.
 egrt. Börnstein gegen Marx. PT 12. I.
 H. W.-l. Marx und Engels über Kunst und Literatur. DF (Januar)
 * Der pariser Emigrant Karl Marx. DVZ 16. I.
 — Erinnerung an Jakob Grimm NZZ 17. I.
 Über J. J. Seume: RF 29. I. (Seumes letzte Tage in Teplitz-Schönau)
 Über A. Stifter: DF (Januar); DVZ Nr. 5 (Kurt Alexandert); RF 29. I.; NZ 30. I.; Boh 23. I.
 Über Nekrassow: Sondernummer der DZZ 8. I.

THEATER UND FILM

- Ilse Berend-Groa. Olympiade der Puppentheater. DZZ 4. I.
 E. M. Braudo. „Panzerkreuzer Potemkin“ (Oper von Tschischko). DZZ 4. I.

- Klara Blum. „Weiß glänzt ein einsames Segel“ (von V. Katajew) DZZ 6. I.
 Robert Gneist. Der Film „Parnell“. PT 9. I.
 Willy Haas. Filmkritik und Theaterkritik. NZ 9. I.
 Kurt Kersten. Peter I. (anlässlich des Films Peter I.) DVI Nr. 4
 Klaus Mann. Walt Disneys „Schneewittchen“. NZ 21. I.
 G. F. Über das Meyerholdtheater. Rd. Nr. 2 vgl. auch DZZ 9. I. (E. H.)
 Flavius. Zum Film „Après“ (Remarque) PT 9. I.
 H. J. Begegnung mit Erich von Stroheim. ABC 6. I.

LITERATURKRITIK

- B. Berthold. Paul Valery als Professor. PT 6.I.
 Maria Arnold. Die Schneiderin Marguerite Androux. PT 28. I.
 A. Ehrlich. Alexej Tolstoi. DZZ 10. I.
 Else Flatau. Romain Rolland. DVI Nr. 5; ABC 27. I., Frauenrecht 1. XII.
 Bruno Frei. Menschlichkeit und Politik (zu einem Vortrag A. Döblins) DVZ Nr. 4
 Maxim Gorki. Über Formalismus. IL Nr. 12
 Franz Leschnitzer. Majakowski in deutscher Sprache. DW 1
 Thomas Mann. Das mythische Surrogat. PT 6. I.
 G. Naradow. A. Serafimowitsch. DZZ 18. I.
 R. Miller-Budnizkaja. Mythos und Geschichte (Kaukasisches und germanisches Epos) IL Nr. 12
 E. Schlesinger. Antifaschistische Kinderbücher. DVZ 2
 Bertold Viertel. Für Gerhart Hauptmann. NW Nr. 2; ders. Alfred Polgar-Essenz. NW Nr. 3
 L. W. Briefe Rilkes und Hofmannsthals. Boh 19. I.
 Über Oskar Baum: Das Volk des harten Schlafs. DW 1 (Rudolf Fuchs); NZ 23. I.

Über Vicky Baum: Liebe und Tod auf Bali. Boh 9. I.
 Über Petr Bezruč: Schlesische Lieder. DW 1 (F. C. Weiskopf)
 Über Paul Binswanger: Wilhelm von Humboldt. NZZ 17. I.
 Über Max Brod: Kafka. NW Nr 4 (Ludwig Hardt)
 Über Alfred Döblin: Die Fahrt ins Land ohne Tod. DW 1 (Kurt Kersten)
 Über Karel Čapek: Die erste Gruppe. Boh 23. I.
 Über O. M. Graf: Sittinger. PrPr 21. I.
 Über Lion Feuchtwanger: Der falsche Nero. IL Nr. 12 (Andor Gabor)
 Über Sinclair Lewis: ...König sein dagegen sehr... NPrPr 9. I.
 Über Moritz Heimann: Die Spindel. NZ 7. I.
 Über Alfred Polgar: Handbuch des Kritikers. NWT 9. I.
 Über Stefan Priacel: Im Namen des Gesetzes. PT 21. I. (Rudolf Leonhard)
 Über Joseph Roth: Das falsche Gewicht. IL Nr. 12 (Andor Gabor)
 Über Ernst Sommer: Botschaft aus Granada. PT 6. I.
 Über F. C. Weiskopf: Das Herz — ein Schild „Kampf“ (öst. Ausg.) Nr. 1, 1938; „Neuer Morgen“ Prag, 1. I. (In der Rundfrage „Das beste deutsche Buch“, zweimal besprochen von R. Fuchs und K. Kreibich) „Internationalnaja Literatura“, Moskau, Nr. 10
 Über F. C. Weiskopf: Die Versuchung. „Literaturnoje Obosrenje“ Moskau, Nr. 22 (Borovoj).
 Über Ludwig Winder: Der Thronfolger. NW 3 (Kurt Kersten); PT 6. I. (Albert Ehrenstein); NZ 9. I.
 Über Alfred Wolfenstein. Stimmen der Völker. PrPr 1. I. (P. Eisner)
 Über Spanienbücher:
 Theodor Balk. La Quatorzième (PrPr 24. I.)
 Arthur Koestler. Spanish Testament. (PrPr 24. I.)
 Lise Lindbaek. Geschichte des Bataillons Ernst Thälmann. DW 1 (Max Hodann)
 Über Zeitschriften. („Maß und Wert“ und „NW“) PT 21. I. (Siegfried Marck)
 Zum 30. Januar 1933 Äußerungen von Ernst

Bloch, Wieland Herzfelde, Kurt Kersten, Rudolf Leonhard und Gustav Regler in DVZ Nr. 5

DAS DRITTE REICH

A. Barssukow. Der hitlerische Ibsen. DZZ 5. I.
 Bert. Geartete Futuristen. NW 1
 Tony Brook. Literaturgeschichte im Dritten Reich / Deutsche Propaganda im Vorderen Orient. IL Nr. 12
 Bruno Frei. Braune Presse. DW 1
 Balder Olden. Schriftsteller Goebels. DW 1
 Siegfried Marck. Personalismus. PT 1. I.
 Ein wilhelminischer Professor (Eugen Kühnemann) NW 1
 Rudolf Leonhard. „Mein Kampf“ erwünscht und unerwünscht. DVZ 9. I.
 Hermann Lepel. Ein Franzose sieht den Führer. NZ 28. I.
 Paul Westheim. Wiederkehr Hans Makarts. PT 23. I.
 Museumskrieg. NW Nr. 4
 * Kunst im III. Reich. NZ 5. I.
 * Die Geistigen gegen den Ungeist der Nazis. DVZ Nr. 4
 * Entartete Kunst. NZ 5. I.
 * Glossenteil DW 1 (Beiträge von Bredel, Frank, Leonhard, Waterkant)

VERSCHIEDENES

Alfred Durus. Käthe Kollwitz. DW 1
 Surikow und die Geschichtsmalerei. DZZ 26. I.
 Joe Cassner. Freiheitsbibliothek in New York. NW 1
 Bodo Uhse. Die Kulturmilizen. PT 29. I.
 Paul Westheim. Grausame Kunst. NW 3
 * Zum Tode Christian Rohlf's. NZ 15. I.
 Paul Vaillant-Couturier. IL Nr. 12

ABKÜRZUNGEN:

Boh. — *Bohemia*; DF — *Der Funke*;
 DVI — *Deutsche Volksillustrierte*; DW — *Das Wort*; DZZ — *Deutsche Zentralzeitung*; IL — *Internationale Literatur*;
 NFrPr — *Neue Freie Presse*; NW — *Neue Weltbühne*; NWT — *Neues Wiener Tageblatt*; NZ — *Nationalzeitung*; NZZ — *Neue Züricher Zeitung*; PrPr — *Prager Presse*;
 PrT — *Prager Tagblatt*; PT — *Pariser Tageszeitung*; RF — *Rote Fahne (Prag)*;
 Rd — *Rundschau*.

INHALT

	Seite
<i>In memoriam Maxim Gorki</i>	2
<i>Prosa und Lyrik:</i>	
Bodo Uhse: Das erste Gefecht	5
Egon Erwin Kisch: Die drei Kühe	13
Fritz Brügel: Scheinwerfer	25
Adam Scharrer: Ehekrise	25
Emil Ludwig: Echnaton	37
Alexander Bessmertny: Der Diamantenherzog	43
Johannes Wüsten: Jakob Rohrbach	51
<i>Übersetzungen:</i>	
Nordahl Grieg: Die Niederlage	56
<i>Essay:</i>	
Georg Lukacs:	
Das Ideal des harmonischen Menschen in der bürgerlichen Ästhetik	82
Walter Sturm: Das kleine Einmaleins des Schreibens	93
Karl Obermann: Jugendliteratur unter dem Nationalsozialismus	101
<i>Kulturerbe:</i>	
Karl von Clausewitz: Der Volkskrieg	105
<i>Bildende Kunst:</i>	
Gregor Gog: Kinderkunst in der Sowjetunion	110
Brief an Lion Feuchtwanger	126
<i>Kritik:</i>	
Heinrich Werth: Der große Schattenriß	128
Alfred Kurella: Vom Nutzen der Beschränkung	130
<i>An den Rand geschrieben:</i>	
Maria Leitner: Porträts dreier Erbhofbauern	139
H. W.: Wo Bartels den Most holt	141
Fr. Lambert: Difficile est	143
Herwarth Walden: Alle Zweige der Kultur	145
g. st.: Eingebürgert	148
Walther Victor: Heine-Gedanken und Denkmäler	149
W-f: Beim Schmökern gefunden	150
H. W-n: Selbstmord	150
Ludwig Adam: Vor dem Gefecht	151
H. W-h: Kleine deutsche Chronik — Tschechoslowakei	152
W. Sch.: Brief aus USA	153
bl: Ein Kulturzentrum in Moskau	155
Zu unsern Beiträgen	156
<i>Antifaschistische Publizistik</i> — Januar 1938	157

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT“

Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetzkiy Most 18, (Bankkonto Nr. 263, Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12.)
 FRANKREICH — Messageries Hachette, Service Abonnements, 111, Rue Réaumur, Paris 2e.
 BELGIEN — Office Belge Littéraire et Artistique OBLA, 6/8/10, rue Duquesnoy, Bruxelles.
 Č. S. R. — Melantrich, akc. spol. Knihkupectví — odd. slovanských knih, Praha II., Václavské nám. (Účet, pošt. spoř. 20208).
 SCHWEIZ — Administration du Journal „Le Travail“, 39, Rue de Lausanne, Genève.
 NORD- & SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue, New York N. Y. U.S.A.
 ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd., Strand House, Portugal St., London W. C. 2.
 LITAUEN — „Mokslas“ Knygynas, Laisves aleja, 46, Kaunas.
 „Spaudos Fondas“. Laisves al. 62, Kaunas.
 SPANIEN — „Distribuidora de Publicaciones“. Diputacion 260. Barcelona.
 LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga.
 ESTLAND — Töökoal V. Pärnu mnt. 28 Tallinn.
 RUMÄNIEN — Biroul Central de Presa „Luvru“, Strada Oituz 14, București I.
 PALÄSTINA — Safran Co. Jaffa Rd. 36. P.O.B. 223 Haifa.
 AUSTRALIEN — Modern Publishers Pty. Ltd., 124 Oxford Street, Sydney.
 UdSSR — Jourgaz-Verlag, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.

DAS WORT

erscheint Anfang jeden Monats. Umfang jeder Nummer mindestens 112 Textseiten.

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate:	Einzelheft:
Frankreich . . . Frs. fr.	11.25	22.50	45.—	4.50
USA \$	0.75	1.50	3.—	0.30
Schweiz schw. Fr.	2.25	4.50	9.—	0.90
Tschechoslowakei . . Kč	17.50	35.—	70.—	7.—
Belgien b. Frs.	12.00	20.—	40.—	4.—
England £	0.3.0	0.6.0	0.120	0.1.0
Rumänien Lei	70.—	125.—	240.—	25.—
Estland est. Kr.	1.75	3.50	7.—	0.70
Norwegen n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Dänemark d. Kr.	2.50	5.—	10.—	0.90
Schweden schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
UdSSR Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50

Zuschriften an die Redaktion sind zu richten an:

Redaktion „Das Wort“ Jourgaz-Verlag, Moskau, Strastnoi Blvd. 11

Es wird dringend ersucht, Manuskripte und Zuschriften nicht an einzelne Redakteure zu richten, sondern nur an die Redaktion des „Wort“ in Moskau. Nichtangeforderte Manuskripte werden nur auf Verlangen des Einsenders zurückgeschickt.

DAS WORT

L I T E R A R I S C H E M O N A T S S C H R I F T

R e d a k t i o n :

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Brede

Heft 5

Maí 1938

J O U R G A Z - V E R L A G M O S K A U

I N H A L T

<i>Prosa und Lyrik:</i>	<i>Seite</i>
Willi Bredel: Here is the „Lincoln“, what shall we do?	3
Berta Lask: Die schwarze Fahne von Kolbenau	17
M. Y. Ben-Gavriel: Tod eines Kaffeehauses	36
Arnold Zweig: Das Spiel vom Herrn und vom Jockel	45
Ludwig Adam: Erinnerung	67
Johannes R. Becher: Zwei Dichtungen	68
Bertolt Brecht: Deutsche Satiren	74
Ludwig Detsinyi: Peter	77
Henryk Keisch: Von der Freiheit	78
Kuba: Zwei Gedichte	79
Hedda Zinner: Das ist geschehen	81
<i>Übersetzungen:</i>	
<i>Romanzero</i>	
Gustav Regler: Vorwort	92
Braccialarghe: Nächte Spaniens	93
Olek Nus: Auf der Durchreise	94
E. E. und J. K.: Salud!	95
Marcel Tourmente: Der Tag des Siegs	96
<i>Kulturerbe:</i>	
Georg Sand: Christian Friedrich Daniel Schubart	97
<i>Bildende Kunst:</i>	
Heinrich Vogeler: Frans Masereel	103
<i>Essay:</i>	
Béla Balázs: Meyerhold und Stanislawski	115
<i>Kritik:</i>	
Werner Türk: Dichter im Exil	122
Ludwig Marcuse: Geschichte, Dichtung, Geschichtsdichtung	125
Klara Blum: Das Heldenlied vom zerrissenen Schleier	138
<i>An den Rand geschrieben:</i>	
Franz Leschnitzer: Sechs Akrosticha	142
Kurt Kersten: Leser und Kritiker im Dritten Reich	143
Herwarth Walden: Literatur wie neu	145
Antonie Fried: Volksliteratur oder „Wer den Pfennig nicht ehrt“	152
Walther Victor: Ungleiche Kappen — gleiche Brüder	155
Zu unsern Beiträgen	156
<i>Antifaschistische Publizistik — Februar 1938</i>	
	158

HERE IS THE „LINCOLN“, WHAT SHALL WE DO?

von

Willi Bredel

Vor uns, gleich einer gigantischen Mauer, erhob sich ein langgestreckter Berg-
rücken, der seit über einem Jahr, seit Beginn des Krieges, die Verteidigungs-
stellung dieser Front war. Als wir am Hang entlangmarschierten, kamen wir
an geräumigen, elektrisch erleuchteten Unterständen vorbei, in denen wir
Stühle und Tische, ja sogar Schränke erblickten. Feldküchen waren hier
eingebaut, und — Schorsch wies leise fluchend darauf hin — ein Sportplatz
war angelegt worden, ein Fußballspielplatz. Wir marschierten an einem der
Tore vorbei.

„Der Krieg war hier bisher das reinste Schützenfest“, ereiferte sich Schorsch
gallig. „Nur sonntags, wenn die Familie die Kämpfer besuchen kam, wurde
geschossen. Und nur sechs Schuß auf beiden Seiten. Wer einen Schuß mehr
feuerte, zahlte eine Geldbuße in die Schützenkasse. Und nachmittags wurde
der Krieg im Fußball ausgetragen. Jeder Torerfolg wurde als ein Sieg über
den Faschismus gefeiert.“

Schorsch übertrieb natürlich maßlos, aber die Lacher hatte er auf seiner
Seite. Es stimmte zwar, daß diese sogenannte eingefrorene Front sich seit
dem Aufstand der faschistischen Generale nicht verändert hatte; man nannte
sie die „Erholungsfront“.

Ambulanzen standen in einer Einbuchtung des Berghangs. Hinter mir hörte
ich die Kameraden flüstern, unsere seien dabei. Jemand wollte einen Sanitä-
ter unseres Bataillons gesehen haben, ein anderer gar unseren Bataillons-
arzt. In dieser Nacht, wie auch später stets, wenn wir zum Kampf ausmar-
schierten und an den Ambulanzen vorbeikamen, stieg Unbehagen in mir hoch.
Nur nicht dorthin gebracht werden, schon gar nicht mit schweren Verlet-
zungen. Ich hatte schon immer panische Angst vor dem Messer, vor Krank-
sein, vor Blut und Eiter. Nur nicht dorthin kommen, ein schneller Soldaten-
tod war mir dann schon lieber. Ob viele so wie ich empfanden, wenn wir an
unseren Sanitätswagen vorbei in die Schlacht marschierten? Ich glaube,
nein. Mir schien vielmehr, als wären die Kameraden froh, daß der Sanitäts-
dienst so weit mit vorrückte.

Ich hörte hinter mir von den Heldentaten einiger Sanitäter erzählen, die
auch im ärgsten Feuer Verwundete nach hinten gebracht hatten. Doktor Bär,

unser Bataillonsarzt, wurde gelobt, weil er Verwundete nie unnötig warten ließ.

„Weißt du genau die Richtung?“ fragte ich.

„Aber natürlich“, antwortete Schorsch.

Wir meinten einen kleinen Olivenhain, der vor uns liegen sollte und im Befehl als Angriffs-Ausgangspunkt angegeben worden war. Entweder weiße oder rote Häuser, Viehställe oder Olivenwälder sind im spanischen Freiheitskrieg die Orientierungspunkte. Sehr viel größere Auswahl gibt es beim besten Willen nicht.

Wir zogen in die pechschwarze Nacht hinein, dem Olivenwäldchen zu. Seitlich auf den Höhen lagen die Faschisten. Wir marschierten in einem Winkel, der uns mit jedem Schritt ihren Stellungen näherbrachte. Kamen wir am Ende des Bergrückens in die nur wenig hüglige Ebene, so waren wir ungeschützt.

Der Berg fiel jäh ab; vor uns lag ein dunkles Nichts. Schorsch kommandierte Halt, ließ die Kompanieführer und Politikommissare kommen und machte jedem zur Pflicht, streng darauf zu achten, daß die Kompanien beisammenblieben und miteinander Fühlung behielten, und daß auf der letzten Strecke des Marsches auch nicht ein Wort laut gesprochen würde. Wir lägen nur noch wenige hundert Meter vom Feind und könnten jeden Augenblick auf einen seiner vorgeschobenen Posten stoßen. Alsdann sollten sie sich im weiteren Verlauf der Operationen strikt an die Anordnungen halten, die er geben würde. Der Angriff auf das vor uns liegende Städtchen am Ebro sei bis ins letzte ausgearbeitet und müßte unter allen Umständen am heutigen Tage durchgeführt sein. Zwanzig Kilometer von uns würde Lister mit seiner Division bis an den Fluß durchstoßen und so den Faschisten vor uns alle Rückzugsmöglichkeiten abriegeln. „Also los, ran. Wir rasten hier kurz und marschieren dann weiter. Im Laufe des Tages ist der Ort unser. Salud, Kameraden!“

„Halt, einen Augenblick noch“, rief ich.

„Zu langen Reden ist keine Zeit mehr“, knurrte Schorsch.

„Ich weiß!“ — Ich verpflichtete kurz die Politikommissare, die wenigen Minuten vor dem Weitermarschieren auszunutzen, allen Kameraden die vor uns liegende Aufgabe zu erklären und ein paar anfeuernde Worte zu sagen. Schorsch und ich legten uns dann neben einem großen Stein nieder. Wir nahmen unsere Brotbeutel als Kopfkissen. Schorsch band die große deutsche Mauserpistole ab und legte sie neben sich; dann steckte er sich eine Zigarette an. Er rauchte schon, als er auch mir eine anbot. Ich lehnte ab. „Englische“, sagte er und hielt sie mir weiter hin. Ich nahm und rauchte. Beide bliesen wir nun, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, den Rauch zu den Sternen hinauf.

„Schorsch“, begann ich, „du unterschätzt die politische Arbeit im Bataillon.“

„Quatsch“, brummte er.

„Daß gerade du, ein Kommunist, den Kommissar als etwas Lästiges empfindest, ist seltsam.“

„Wie kommst du zu solcher Auffassung?“

Ich fuhr fort, ohne auf seine Frage zu antworten: „Dabei müßtest du wissen, daß der Kommissar der beste Helfer deiner militärischen Arbeit ist oder doch sein sollte. Und ferner weißt du genau, daß unsere Stärke eben darin liegt, daß wir eine politische Armee sind, die außer, daß sie sticht und schießt, genau weiß, weshalb sie sticht und schießt, beziehungsweise wissen sollte. Das setzt aber politische Arbeit innerhalb der Truppe voraus. Daß ich dir das alles sagen muß . . .“

„Auch vollkommen überflüssig. Hättest es dir getrost ersparen können.“

„Ich weiß nicht, ich glaube, es ist notwendig, dir das zu sagen.“

Wir schwiegen eine ganze Weile.

„Was sich jetzt in kürze abspielen wird, gibt deine Feuertaufe ab, nicht wahr?“ fragte er so leichthin.

„Was hat das mit dem zu tun, wovon ich spreche?“

„Entschuldige schon, aber du redest, als wärest du dein ganzes Leben lang egalweg Kriegskommissar gewesen.“

„Wenn ich es auch erst vierzehn Tage bin, halte ich doch für notwendig, dir zu sagen, wie ich meine Funktion auszuüben gedenke. Und ich möchte, daß du mir hilfst, wie ich mich bemühen werde, dir zu helfen.“

Wir sprachen dann kein Wort mehr. Wenige Minuten darauf marschierten wir weiter, ließen den schützenden Bergrücken hinter uns und stießen stumm in die stockdunkle Ebene vor, dem verschanzten Feind entgegen. Schorsch weit voraus. Ich hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten.

Nun war ich mittendrin im Schlammassel. Die Faschisten hatten uns bemerkt und eine wilde, nervöse Schießerei begonnen. Die Kugeln pfiffen nicht nur, sie explodierten in der Luft. Eine unheimliche Sache. Mir noch unheimlicher durch den Umstand, daß ich das Empfinden hatte, mutterseelenallein in der Nacht so langgestreckt auf dem kalten, von stachligem Unkraut bewachsenen Boden zu liegen. Das pfiff und heulte über mich dahin, krachte und platzte über meinem Kopf, daß ich den Eindruck hatte, sie schossen nur auf mich. Der Kopf wurde mir heiß. Das Herz schlug mir im Hals. Ich wagte mich nicht zu rühren. Und vor mir hatte ich nicht den geringsten Schutz. Mir blieb nichts anderes übrig, als den Kopf tief in das stachlige, scharfriechende Kraut zu stecken. Vorsichtig zog ich aber doch meinen Revolver hervor. Ich war überzeugt, daß die Faschisten unmittelbar vor uns lägen, und daß wir in der Nacht ahnungslos in ihren Schußbereich geraten waren. Und alles war so überaus plötzlich gekommen.

Wir hatten das Olivenwäldchen nicht gefunden. Das war der Fehler. das war der Fehler. ging es mir unausgesetzt durch den Kopf. Weiß der Kuckuck, was jetzt daraus werden sollte. Schorsch hatte, da wir das angegebene Wäldchen nicht fanden, das Bataillon frontal marschieren lassen und Karl. Bert und mich vorgeschickt, die Verbindung der einzelnen Kompanien aufrechtzu-

erhalten. Ich lag jetzt zwischen der ersten und zweiten Kompanie. Soeben hatte ich noch die Flügelleute beider Kompanien im Auge gehabt; jetzt war kein Mensch mehr zu sehen. Und der Kugelregen wurde immer stärker. Immer mehr Geschosse zerplatzten ekelhaft krachend über mir. Von unserer Seite fiel kein Schuß. Mir war, als ob es auf unserer Seite auch gar keine Schützen gäbe, so allein kam ich mir inmitten des Gekraches und Gepfeifes vor. Die Nacht war eisig kalt, aber mein Gesicht brannte, glühte, und meine Hände waren feucht von Schweiß. Krampfhaft umspannte ich den Knauf des entschicherten Revolvers.

So mochte ich eine ziemliche Zeit regungslos gelegen haben, als ich hinter mir Worte und dann auch Schritte hörte. Vorsichtig wälzte ich mich herum und sah in die Richtung, aus der die Schritte und Stimmen kamen. Zu meinem Erstaunen schritten die Ankommenden aufrecht und ruhig, als gäbe es keine Kugeln und krepierende Geschosse, die indes mit unverminderter Stärke dahinpfeifen und explodierten. Ich strengte meine Augen und mein Gehör an, um herauszubekommen, wer da kam und erkannte die Stimme von Karl, der laut und hart etwas beschrieb. Da richtete ich mich ein wenig auf. Nun erkannte ich auch Schorsch an seinem gekrümmten Gang. Es waren noch drei Melder bei ihnen. Ich erhob mich. Wenn die aufrecht dahergehen können, kann ich es ja auch, dachte ich. Sie kamen geradenwegs auf mich zu.

„Da ist er ja“, rief Karl.

„Wo ist die erste, wo die zweite Kompanie?“ fragte Schorsch.

Ich wies in die Richtung neben und vor mir. Schorsch fragte nicht weiter.

„Was ist denn mit dir?“ Karl trat dicht an mich heran.

„Was soll mit mir sein?“ preßte ich heraus.

Schorsch, der unmittelbar neben mir stand, prüfte mich mit schnellem Seitenblick. Er mußte bemerkt haben, daß ich vor Aufregung fieberte. Doch sagte er kein Wort, lächelte nicht einmal schadenfroh, wie ich zumindest erwartet hatte. Dafür war ich ihm sehr dankbar.

Zu meinem größten Erstaunen gingen wir aufrecht und unbekümmert noch ein gutes Stück in der Richtung weiter, aus der das wahnsinnige Geschieße kam. Nun war mir längst nicht mehr so unheimlich zu Mute, wenngleich die Kugeln nach wie vor bedrohlich vorbeipfeifen und explodierten, denn ich war ja nicht mehr allein. Und ich sagte mir, solange diese Fronterfahrener so seelenruhig dahingehen, kann ich es auch, die Gefahr muß dann doch nicht so groß sein, wie ich angenommen habe.

„Was sind das für Kugeln, die in der Luft explodieren?“ fragte ich.

„Explosivgeschosse“, antwortete Schorsch.

„Es ist doch, als ob sie direkt über uns explodieren.“

„Ja, das meint man immer zuerst.“

„Aber warum hast du denn den Revolver in der Hand?“ fragte Karl lächelnd.

„Ach so, ja. Ich dachte schon, im ersten Augenblick natürlich nur, als es anfing, ich hätte ihn nötig.“ Ich steckte ihn wieder in die Tasche.

„Die Faschisten liegen noch gut einen Kilometer vor uns.“

„Einen Kilometer?“ fragte ich überrascht.

„Mindestens“, meinte Karl.

„Dort in dem Loch bleiben wir einstweilen, bis wir etwas sehen können“, bestimmte Schorsch. „Los, werft etwas Erde auf!“ rief er den Meldern zu. „Karl, geh zurück und hole die andern Melder. Die Telephonisten sollen noch warten. Im Morgengrauen suchen wir uns einen geeigneteren Platz. Dies wird nicht unser Gefechtsstand bleiben.“

Karl ging zurück. Schorsch setzte sich hin und schrieb, wie ich vermutete, einen vorläufigen Bericht an die Brigadeführung. Einen Melder schickte er nach vorn. Er sollte genau feststellen, wo und wie erste und zweite Kompanie lägen. Meine Angaben waren ihm anscheinend zu ungenau.

Und ununterbrochen sausten die Kugeln, vor und über und hinter uns krierend.

Beim Morgengrauen wurde die Lage bedenklicher, das Feuer der Faschisten gefährlicher. Bisher hatten sie einfach drauflosgefeuert, dahin, wo sie uns vermuteten; nunmehr hatten sie Sicht in unsere Positionen. Wir merkten es daran, daß wohlgezielte Garben von Maschinengewehrfeuer scharf über unsere Köpfe fegten. Die Kameraden vor uns hatten es noch ärger, sie lagen ohne die geringste Deckung vor den feindlichen Höhen. Die, welche sich in der Nacht ein wenig eingegraben hatten, waren besser dran als jene, die geglaubt hatten, dies wäre überflüssig, man würde hier doch nicht bleiben. Mehr als zwölf Stunden lagen sie in dieser kahlen Ebene und konnten sich kaum rühren.

Obgleich es nunmehr recht gefährlich war, befahl Schorsch, den Bataillons-Gefechtsstand noch weiter nach vorn, unmittelbar hinter die Maschinengewehr-Kompanie, zu verlegen. Die Melder wurden vorgeschickt. Die Telephonisten bekamen Order, die Telefonanlage dorthin zu legen. Küche und Wasserwagen und die Bataillonsambulanz sollten sich im Olivenwäldchen postieren, von dem allerdings immer noch nichts zu sehen war.

Einzeln rannten wir dann durch das hügelige Gelände. Jetzt konnte man auch die Einschläge der feindlichen Geschosse sehen. Wiederholt spritzte neben uns Sand auf, und das Pfeifen bekam einen harten, kurzen Klang, als ginge es immerfort scharf am Ohr vorbei. Ich zuckte unausgesetzt zusammen und duckte mich, und als eine regelrechte Meute jaulender Maschinengewehrschüsse über mich hinfuhr, blieb ich liegen, bis eine Feuerpause eintrat.

Als ich in der Mulde, die Schorsch als Gefechtsstand bestimmt hatte, anlangte, sah ich bereits die Telephonisten an der Arbeit. Schorsch stand am Ende der Mulde, sah mit seinem Fernstecher über das Brachland, in dem unsere Kompanien lagen. Auf der Hügelkette, hinter der wir lagen, waren bereits unsere schweren Maxims eingebaut. Sie schossen jedoch noch nicht, es hieß Munition sparen.

„Eine ver-teufelte Lage“, sagte Schorsch, von seinem Beobachtungsstand zurückkommend. „Nicht die geringste Deckung. Und die meisten der Kerle ha-

ben keinen Handschlag getan... Ist aber auch ein verflixtes Gelände... Sieh, dort liegt das Olivenwäldchen.“

Ich sah mich um. Richtig, weit hinter uns stand ein ärmliches, dünn bestandenes Wäldchen. Selbst die Bezeichnung „Wäldchen“ war eigentlich schon zuviel; es waren einige Dutzend niedriger, anscheinend noch sehr junger Olivenbäume.

Unangenehm kalt war der Morgen. Wenige Kilometer vor uns, dort, wo der Ebro fließen mußte, stiegen dichte Nebel auf, die sich in zerfaserten Schwaden nach den Stellungen der Faschisten hinüberzogen. Jetzt sah man erst so richtig, in welcher Öde wir uns befanden: rundherum nichts als steiniger, sandiger Boden mit kümmerlichem Gestrüpp.

Melder wurden in die Kompanien geschickt. Geduckt laufend, sich hinwerfend, wieder laufend, sich wieder hinwerfend, arbeiteten sie sich vor. Die Faschisten schossen nicht mehr blind drauflos, sondern überlegter — sie zielten.

Schorsch teilte Karl, Bert und mir seinen Plan mit. Er wollte schlagartig starkes Maschinengewehrfeuer eröffnen, und im Schutze dieses Feuers sollten sich die Kompanien vorn, so gut sie vermochten, einbuddeln. Wir lagen nun wenige hundert Meter von der ersten faschistischen Linie. Weil wir den Olivenwald nicht gefunden hatten, waren wir frontal an den Feind herangekommen. Das hatte den großen Nachteil, daß die Kameraden nun schutzlos dem feindlichen Feuer ausgesetzt waren.

Kapitän Walter wurde gerufen. Schorsch instruierte ihn. Wenig später hatte der alte, gemütliche Seefahrer seine acht schweren Maschinengewehre schußbereit. Auf die angesetzte Minute stimmten sie ein ohrenbetäubendes Gebrüll an. Gurt auf Gurt wurde verschossen. Die Munitionsträger schleppten neue Kästen heran. Andere stopften inzwischen neue Patronen in die leergeschossenen Gurte. Nach wenigen Minuten dampfte das Kühlwasser der Gewehre. Es wurde frisch nachgefüllt. Schorsch trat während der Schießerei erneut auf den Muldenrand und kontrollierte mit seinem Feldstecher die Schanzarbeiten. Als ein Gewehr ausfiel, schrie er zu den Schützen hinauf: „Weiter! Weiter! Drüben darf sich kein Schwanz über den Graben wagen.“

Fünfzehn Minuten Serienfeuer. Mir war, als wenn dieser Höllenlärm, dieses gellende Gepeitsche und Gebell Stunden dauerte. So plötzlich, wie es eingesetzt hatte, verstummte es wieder. Das heißt, bis auf das Gewehr ganz rechts, das sich anscheinend nicht so schnell beruhigen konnte und mit einigen Einzelschüssen — Tak-tak-taktaktak! — hinterherklaffte.

Jeder Kamerad vorn hatte nunmehr einen kleinen Erdhügel vor sich, einen schwachen Schutz gegen feindliche Scharfschützen.

Senkrecht stand die Sonne über uns und warf ihre Gluten herab. Mehr als sechs Stunden lagen wir schon hier. Drei Angriffe auf die Höhen waren mißglückt, die ersten Toten und Verwundeten an uns vorbeigetragen. Die Kompanieführer bestürmten uns: „Schickt Wasser, Kaffee, die Leute dürsten.“ Trat man ein wenig über unseren Muldenrand, konnte man die Kameraden

auf dem flachen Feld liegen sehen, kaum geschützt vor den feindlichen Kugeln, völlig ungeschützt vor der sengenden Sonne. Nicht rühren durften sie sich; der Feind hatte seine Gewehre auf jeden Erdklumpen, hinter dem er Unsrige vermutete, eingestellt. Eine schlimme, eine unglückliche Lage. Und daran war das Olivenwäldchen schuld.

Das Olivenwäldchen eigentlich nicht, sondern wir, die es in der Nacht nicht gefunden hatten. Dem strategischen Plan nach sollte von diesem Wäldchen aus nach der großen Saragossa-Straße vorgestoßen, die stark befestigten Höhen des Gegners umgangen und dieser von der Flanke her angegriffen werden. Was vermieden werden sollte, war nun doch eingetreten: wir lagen frontal, ungeschützt im Flachland vor seinen befestigten Höhen, und jede Umgruppierung war unmöglich, es gab nur eins — den frontalen Angriff.

Drei Angriffe waren steckengeblieben. Die Hälfte des Tages war vorüber, und wir waren keinen Schritt vorgekommen. Heute aber noch mußte Quinto, so hieß das vor uns liegende Städtchen, genommen sein, sollte nicht die Offensive am ersten Tag schon ins Stocken kommen.

Ich hatte erwartet, Schorsch würde toben, rasen, schreien. Nichts von dem. Ganz im Gegenteil sogar: er war vollkommen gelassen und beherrscht. Kein lautes, kein rauhes Wort; ruhig und, wie mir schien, mit unerhörtem Selbstvertrauen, gab er Befehle, beriet er sich mit seinen Offizieren.

Einmal fragte er telefonisch, wo der Kaffee bliebe, und ob kein Wasserwagen käme. Ihm wurde geantwortet, es wäre unmöglich, durchzukommen.

„Scheißkerle“, fluchte Schorsch und warf den Hörer hin.

Gerade in diesem Augenblick kam Miguel angelaufen; er brachte vierzehn Feldflaschen mit kaltem Kaffee und einen Sack voll Brot und Konservenfleisch. Wir behielten etwas. Das Übrige wurde auf die Kompanien aufgeteilt. Bert, der nach der ersten Kompanie mußte, nahm einige Feldflaschen und Brote mit. Kaum war er aus dem Ausläufer unserer Mulde, wurde heftig auf ihn geschossen. Wir hörten ihn schreien, glaubten ihn verwundet, sahen ihn aber weiterrennen.

Nach einer halben Stunde etwa kam er zurück. Um seine rechte Hand trug er einen schmutzigen, durchbluteten Lappen. Eine Kugel war ihm durch die Handfläche gegangen. Er erstattete Schorsch Bericht über die Lage der Kompanie. Der fragte, wo er die Verwundung bekommen habe. Bert antwortete: „Dort, zehn Schritte von hier, als ich vorlief.“

„Geh nach hinten, laß dich verbinden. Unsere Ambulanz, du weißt, liegt im Olivenhain.“

„Wegen der Kleinigkeit?“ Bert maulte. „Das wird schon zu bluten aufhören.“

„Los, geh!“

Bert ging, rief mir aber zu, daß er nur eine Stunde bleiben und Kaffee oder Wasser mitbringen würde.

Die Hitze war unerträglich. Sie dörrte nicht nur die Kehle, den Körper, sie schläfernte auch die Angst vor der Gefahr ein. Wir lagen lang-

gestreckt an unserem Hügelhang, schoben uns die Stahlhelme übers Gesicht, obgleich wenige Schritte vor uns kleine Staubwölkchen aufspritzten, wenn die Kugeln sich zischend in den Sand bohrten. Nur Schorsch legte sich nicht einen Augenblick; er telefonierte, schrieb, machte Skizzen, beriet sich mit Karl, war unermüdlich.

Auf wenige Minuten nach zwei Uhr war der nächste Angriff angesetzt. Schorsch hatte lange Telefongespräche mit dem Brigadestab. Dann schrieb er die Order für die Kompanieführer.

Kapitän Francisco wurde auf einer Bahre vorübergetragen. Schorsch fragte, was mit ihm wäre. Er hatte einen Beckenschuß, lag auf dem Bauch und stöhnte. Die dritte Kompanie hatte ihren Führer verloren.

„Ich gehe“, erklärte Karl.

„Kommt nicht in Frage“, antwortete Schorsch.

Sie berieten. In etwa zehn Minuten sollte der Angriff beginnen. Die dritte Kompanie lag am weitesten vorn. Karl schnallte sich Schorsch's Mauserpistole um, steckte einige der kleinen gußeisernen Handgranaten in die Taschen, ging langsam bis an den Muldenrand und rannte dann gebückt über das flache Feld nach vorn.

Sofort begannen vom gegnerischen Flügel her zwei Maschinengewehre zu rattern. Mir klopfte das Blut in den Schläfen. Eine wahnsinnige Angst Karls wegen überkam mich, und meine Hände zitterten. Ich sah, wie die Melder, die neben uns lagen, sich gegenseitig ansahen.

Schorsch's Antlitz war starr und kalt, eine Maske. Er nahm seinen Feldstecher, trat aus der Mulde und sah in die Richtung, in die Karl gelaufen.

Immer noch bellten die Maschinengewehre. Mein Gesicht war schweißnaß. Ich legte mich wieder neben den Telefonkasten, stülpte mir den Stahlhelm über das Gesicht und schloß die Augen...

Der letzte von sechzehn... Sechzehn Jungkommunisten, deutsche Jungarbeiter aus dem Ruhrgebiet... in der Heimat den Griffen der Mörder entronnen und hier auf Spaniens blutgetränktem Boden gefallen, Mahadejonda... Las Rozas... Jarama... Guadalajara... und er, der letzte... Warum hatte Schorsch nachgegeben...? Hätte ich nicht Einspruch erheben sollen...? Warum hatte Schorsch ihn gehen lassen...? Warum...?

„Er ist durchgekommen.“

Ich schob mir den Stahlhelm vom Gesicht. Schorsch stand vor mir. Er sah über mich hinweg.

Die Hitze wurde immer qualvoller. Längst war kein Tropfen Kaffee mehr vorhanden; die wenigen Schlucke, die wir getrunken, hatten unseren Durst nur gereizt. Der trockene Boden, auf dem wir lagen, strahlte Hitze aus, und die steingrauen Salzkräuter knisterten und brachen in den Händen wie leblose, künstliche Gebilde. Hinzu kam, daß die mißglückten Angriffe Mutlosigkeit hatten aufkommen lassen und die Erschlaffung dadurch erhöht wurde. Auch der vierte Angriff war steckengeblieben. Lediglich die dritte Kom-

panie war vorgekommen und hatte ihre Stellung verbessert. Sie lag nunmehr in einer von unserem Stand aus kaum erkennbaren kleinen Vertiefung. Aber selbst diese schützte vor dem steten, wohlgezielten Zermürbungsfeuer der Faschisten.

„Der Karl!“ sagte Schorsch. Nichts weiter. Aber er lächelte.

Seit dem letzten mißlungenen Angriff verstand er Unruhe und Erregung nicht mehr zu meistern; er lief immer wieder aus der schützenden Mulde, fluchte knirschend vor sich hin, schrie Kapitän Walter von der MGK um Nichtigkeiten an und sah alle fünf Minuten auf die Uhr.

Ich lag — was sollte ich anders tun — langgestreckt auf dem Boden, meinen Stahlhelm als Kissen unterm Kopf. Und unaufhörlich knatterten die Maschinengewehre, nur unterbrochen von den dumpfen Abschüssen unserer Tankabwehrkanonen, die seitlich, uns ganz nah, hinter einer kleinen Bodensteigung standen.

Plötzlich hörten wir hinter unserem Rücken heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Schorsch sprang mit einem Satz hoch. Auch die Maschinengewehrschützen, die am Hügelrücken vor uns hinter ihren Gewehren lagen, drehten sich um. Mit bloßem Auge sahen wir an der großen Straße, die am Ebrotal entlanglief, Soldaten vorschwärmen.

Schorsch rannte an den Telefonapparat, schrie aber schon vorher dem Telefonisten zu: „Brigadestab anrufen!“

Eine Kompanie des vierten Bataillons erledigte an der Straße einen bisher nicht entdeckten faschistischen Hinterhalt.

Wir waren sehr zufrieden, daß es die Unsern waren. Schorsch aber begann hemmungslos zu fluchen. Es sei eine Sauerei, solche Faschistennester in unserem Rücken zu lassen. Das sähe dem vierten Bataillon mal wieder so recht ähnlich. Möglicherweise hätten sie gar keinen Kontakt mit uns und ließen unsere linke Flanke ungeschützt. Unsere Jungens müßten alles allein machen. Mehr als zehn Stunden lägen sie nun bereits im Sonnenbrand vor den feindlichen Drahtverhauen, dieweil sich die da noch an der Landstraße katzbalgten. Zum Auswachsen! Zum Verrücktwerden! Saubande, verfluchte!

Schorsch war froh, so schien mir, auf andere fluchen zu können, weil wir nicht vorwärts kamen.

Vom Olivenwäldchen her ratterten vier Tanks heran. Die Tankisten hatten noch die Turmklappen offen und nahmen das Gelände und die feindlichen Anhöhen in Augenschein. Langsam fuhren sie an unserer Mulde vorbei. Die Türme waren jetzt geschlossen und die Kanonen auf den Feind gerichtet. „Na, endlich“, rief Schorsch erleichtert. „Ohne Tanks ist der Festungsgürtel nicht zu durchbrechen.“

Die Kompanien waren informiert. Im Schutze der Tanks sollten sie die feindlichen Gräben stürmen, dem Feind sofort folgen, die zweite Befestigungs-

kette nehmen, den Friedhof am Eingang des Ortes, die Kirche und ohne weitere Verzögerung ins Städtchen eindringen.

Schorsch war voll neuer Zuversicht, überzeugt, diesmal mit Hilfe der Tanks würde es gelingen. Seitlich, dort, wo wir die Straße vermuteten, stürmten Soldaten vor: Kameraden des vierten Bataillons.

„Da.“ Schorsch wies in die Richtung. „Unsere Österreicher.“ Und in seinen Worten lag Freude und Stolz. Vor wenigen Minuten waren sie noch eine Saubande.

Die Tanks mußten jetzt unsere Linien erreicht haben. Schorsch trat aus der Mulde und beobachtete den weiteren Verlauf des Angriffs. Die Faschisten eröffneten ein wildes Feuer. Handgranaten krachten. Dumpfe Detonationen waren zu hören. Nun begannen auch unsere Maschinengewehre zu hämmern. Scharf über die Hügelkuppe sausten die feindlichen Geschosse und krepitierten zu unseren Füßen, kleine Fontänen von Sand und Dreck aufwirbelnd. Ein Maschinengewehrscütze kollerte lautlos den Hang hinab. Zwei Melder trugen ihn hinweg. Er war tot. Sein Gesicht war voller Blut. Eine Kugel war ihm am Nasenrücken durch den Kopf gegangen.

Vorn mochten einige zögern, den vorfahrenden Tanks zu folgen. Schorsch fluchte laut, trat noch weiter vor und schrie: „Adelante... Adelan...“

Ein leiser Aufschrei. Er krümmte sich. Seine Hände umkrampften die Brust. Er drehte sich ein wenig uns zu und brach lautlos zusammen.

Ich sprang auf, aber Otto war schon vor mir bei ihm. Auch Kapitän Walter kam gelaufen und einige Melder. Wir trugen Schorsch aus der gefährlichen Ecke und legten ihn hinter dem Hügel nieder. Aus seinem Mund quoll dickes, rotes Blut. Er röchelte. Der Kopf hing ihm kraftlos zur Seite. Otto sah mit erschrockenen Augen auf mich, schüttelte den Kopf und machte eine Handbewegung dazu, die besagen sollte: Aus.

„Sanitäter! Sanitäter!“ schrie Walter. „Sanitäter!“

Es waren keine in der Nähe. Wir nahmen eine Zeltbahn, legten Schorsch behutsam darauf; mit jedem Atemzuge strömte ein dicker Strahl Blut aus dem Munde. Otto, ein Munitionsträger und zwei Melder trugen ihn fort.

Ich nahm mechanisch Schorsch's Feldstecher, legte seine zweite Pistole, eine große Astra, neben den Telefonkasten, wollte mich nach Walter umsehen, um mit ihm zu beraten, was jetzt zu tun sei, als ich die Tanks zurückfahren sah. Sie verschwanden hinter dem Olivenwäldchen, wo sie zuvor aufgetaucht waren. Auch dieser Angriff war gescheitert.

Schorsch war tot. Noch auf dem Weg zur Ambulanz starb er. Das Explosivgeschöß, das seine Brust durchschlagen hatte, war im Körper explodiert und hatte im Rücken ein handgroßes Loch gerissen.

Merkwürdigerweise war ich nicht verstört, ja nicht einmal sonderlich erschüttert. Jedes Gefühl in mir war erstorben, wie vereist, selbst das Sprechen fiel mir schwer und mir war, als wäre gar nicht ich es, der sprach.

Auf dem Gefechtsstand war ich jetzt der einzige Stabsvertreter. Die Brigade-

führung mußte so schnell wie möglich einen neuen Bataillonskommandanten bestimmen, denn mir, erst vierzehn Tage beim Bataillon, fehlte jegliche militärische Ausbildung und Erfahrung: dieser Sturm auf Quinto war meine Feuertaufe.

Ich nahm den Hörer und verlangte den Brigadestab. Die Leitung war besetzt. Während ich stand und wartete, merkte ich, wie sich die Dämmerung über unsere Einöde legte. Hinter den Hügeln stand bereits die Nacht wie eine dunkle Mauer. So war also das gesteckte Ziel nicht erreicht. Fünf Angriffe waren gescheitert. Wir lagen immer noch vor den ersten Linien des Feindes. Scheiterte die ganze Offensive, fiel uns die Schuld zu... Was sollte man tun...? Unter dem Schutze der Nacht den ursprünglichen Plan durchführen, die Stellungen des Gegners umgehen und ihn an der weniger geschützten Flanke packen...? Was sollte man tun...?

Ich bekam Anschluß beim Brigadestab, berichtete kurz Schorschs schwere Verwundung, daß Karl die dritte Kompanie führe, ich einziger Mann am Gefechtsstand sei und fragte an, was ich zu tun hätte.

Die Worte, die aus der Hörmuschel kamen, lähmten meine Glieder und peitschten gleichzeitig mein Herz zu wilden Schlägen an. Ströme von Blut müssen mir in den Kopf geschossen sein. Benommen, nichts mehr fühlend, antwortete ich mechanisch: Jawohl... jawohl... jawohl...

Ich sollte die Führung des Bataillons übernehmen. In zwanzig Minuten sollte der sechste, der entscheidende Angriff beginnen, der unbedingt — unter allen Umständen — gelingen müsse! Alles dazu Erforderliche müsse geschehen! Noch vor Dunkelheit mußten die befestigten Stellungen des Feindes, der Friedhof, die Kirche, das Städtchen, in unseren Händen sein! „Verstanden?“

„Jawohl.“

Ich mußte wiederholen: „Um sechs Uhr beginnt Artilleriefeuer. Punkt sechs Uhr zehn hört es auf. Flieger kommen und bombardieren die erste und zweite Linie des Feindes. Während noch die Rauchwolken über den feindlichen Positionen stehen, vorstürmen. Nicht auf die Tanks warten, diese greifen nach Beendigung des Artilleriefeuers ein, sie werden während des Sturmes die Unsern kurz vor den feindlichen Gräben überholen, die Drahtverhaue niederreißen und über die Gräben vorstoßen in Richtung auf Kirche und Friedhof.“

Gleich einem leblosen Automaten plapperte ich die Worte zurück, die mir der Draht durchgegeben hatte. Nur den letzten Satz hatte ich nicht wiederholt. Der lautete: „Du trägst die Verantwortung, daß alles klappt!“ Ich trage... Fünf Angriffe waren gescheitert... Dort hinten stand die Nacht... In einer halben, höchstens einer Stunde war es dunkel, der Tag vorüber...

„Alles verstanden?“

„Jawohl.“

„Also machs gut, diesmal muß es gelingen.“

„Jawohl.“

„Stell deine Uhr. Es ist genau dreiundvierzig Minuten nach fünf. Hast du?“

„Jawohl.“

Kapitän Walter stand neben mir und sah unausgesetzt in mein erstarrtes, entgeistertes Gesicht. Als ich die Uhr stellte, fragte er: „Neuer Angriff?“

Ich bejahte.

Da drehte er sich wortlos um, blieb einen Augenblick unschlüssig stehen und entfernte sich langsam. Auf halbem Wege jedoch hielt er und rief: „Und wer übernimmt die Führung des Bataillons?“

„Ich.“

Das Wort blieb mir fast in der Kehle stecken. Nicht nur er, die Melder, Telefonisten, die Bedienung des ersten Maschinengewehrs, alle hatten es gehört, und ich wartete, daß alle in schallendes Gelächter ausbrechen würden.

Niemand ließ sich etwas anmerken. Walter setzte seinen Weg fort.

Der Schwede Noerop hatte einen Kopfschuß erhalten. Ich beriet mit Walter und beauftragte provisorisch den Leutnant des dritten Zuges, den Schweizer Johann Bengelbracht mit der Führung der Kompanie. Dem Kompanieführer der ersten Kompanie, Hans, hatte es beim letzten Angriff die Schulter weggerissen. Der Kompanie-Politkommissar Alfonso, ein Spanier, schien uns der beste Mann. Ich bestimmte ihn zum Kompanieführer. Der Kompanie-Politkommissar Fuglsang, ein Däne, war schwerverletzt. Ich ernannte den politischen Delegierten des ersten Zuges dieser Kompanie zum Politkommissar. Allen Kompanieführern hatte ich weitergegeben, was mir vom Brigadestab befohlen war. Außerdem — was mir nicht aufgetragen war — hatte ich sämtliche Politkommissare in einem kurzen Befehl aufs entschiedenste darauf hingewiesen, daß sie in voller Weise mitverantwortlich für das Gelingen dieses Angriffs seien, und betont, was alles vom Gelingen dieses Angriffs abhinge.

So, das war alles, was ich tun konnte. Jetzt blieb nur: kontrollieren, ob alles durchgeführt wurde. Die Ereignisse mochten ihren Lauf nehmen.

Erschöpft, wie nach härtester Tagesarbeit, ließ ich die Hände fallen, bereit, mich in alles Weitere dreinzufinden. Es war inzwischen vier Minuten nach sechs geworden.

Auf die Minute genau begann unsere Batterie „Anna Pauker“ zu schießen. Salve auf Salve donnerte gegen die faschistischen Stellungen. Mir schien, alle Kameraden in der Mulde sähen auf mich. Sie wußten ja, daß dies mein erster Kampf war, und sie mochten ein wenig kopfschüttelnd und verwundert die Rolle, die ich zu spielen gezwungen war, kommentieren. Ich fühlte das lächerliche, aber in meiner Lage wohl nur zu begreifliche Verlangen, ihnen zu beweisen, daß ich wenigstens keine Angst hätte.

Ich nahm Schorsch's Feldstecher und schritt langsam aus der Vertiefung, bis an den Platz, an dem er getroffen worden war. Mir flimmerte alles vor den Augen, aber ich setzte behutsam den Feldstecher an und sah hindurch, ohne

allerdings das Geringste zu sehen. Die Knie zitterten mir, zitterten immer stärker. Ich sah heimlich unterm Glas an mir hinunter. Gottseidank, man sah nichts...

Jetzt konnte ich eigentlich wieder umkehren...

Nur noch einen Augenblick... Ich hörte Schüsse ekelhaft nah pfeifen, fühlte, wie neben mir der Sand aufflog. Ich hielt krampfhaft das Glas vor den Augen und sah nichts, nicht das Mindeste... So, jetzt konnte ich zurückgehen...

Langsamem Schrittes verließ ich den gefährlichen Platz. Kapitän Walter trat auf mich zu. Ich rief laut: „Anna Pauker“ schießt ausgezeichnet.“

„Du solltest nicht zu lange an dieser gefährlichen Stelle bleiben“, sagte er. Seine Worte gingen mir wie neues Leben durch den Körper... Jedenfalls hatten sie gesehen, daß ich nicht feige war...

Vom Olivenwäldchen kamen in losen Reihen Soldaten. Ihre Stahlhelme und Bajonette blitzten in der Sonne. Es waren durchweg außergewöhnlich hochgewachsene Menschen, und als sie näher kamen, sahen wir auch einige Neger unter ihnen.

„Die sind von der fünfzehnten Brigade“, meinte Walter.

Die ersten hatten uns erreicht. Ein großer, hagerer Mensch mit auffallend kleinem, länglichem Gesicht trat an mich heran, grüßte und meldete: „Here is the ‚Lincoln‘, what shall we do?“

Ich sah ratlos an ihm hoch und fragte in meinem Schulenglisch: „What's your name, comrade?“

„Jack, the commander of the ‚Lincoln‘.“

Ich rief den Brigadestab an, teilte mit, daß das Bataillon „Lincoln“ an unserem Gefechtsstand sei und fragte, was geschehen sollte. Brigadekommandeur Richard war nicht da, auch Kriegskommissar Heiner nicht, ich wurde angeschrien, ich sollte durchführen, was mir aufgetragen sei und mich um alles andere nicht kümmern. Ich wies darauf hin, daß die angekommenen Kameraden der 15. Brigade von mir wissen wollten, was sie zu tun hätten. Was mich die 15. angehe? Ich sollte sorgen, daß unser Bataillon ausführe, was ihm befohlen.

Ich legte den Hörer hin. Vor mir stand der baumlange Amerikaner und wartete. Ich überlegte. In fünf, sechs Minuten begann der Angriff. Von diesem Angriff hing alles ab. Die amerikanischen Kameraden waren doch gekommen, um uns zu unterstützen, also mußten sie mit angreifen. Warum hatte man ihnen nicht klipp und klar ihre Aufgabe gesagt...?

Der Kommandant von „Lincoln“ mußte meine Ratlosigkeit und Unschlüssigkeit bemerkt haben. Er fragte, ob der Estado Mayor mir keine plausible Antwort erteilt hätte. Sie würden dann eben warten.

„Nein, nein!“ erwiderte ich. „Der Anschluß... ich hatte den richtigen Anschluß nicht.“ Ich wußte inzwischen, was ich tun würde. Zum Schein nahm ich noch einmal den Hörer auf und verlangte den Brigadestab. Aber ich drückte den kleinen Hebel des Hörers nicht nieder und hatte daher auch

keine Verbindung. Exakt meldete ich durch den tauben Hörer die Ankunft des Bataillons „Lincoln“ und sagte dann, kleine Pausen einhaltend, sehr bestimmt und sehr einverstanden: „Jawohl . . . jawohl . . . jawohl . . .!“ Als ich den Hörer ablegte, fragte der Amerikaner: „What’s the matter?“ Ich teilte ihm mit, was ich bereits dem Kompanieführer gesagt hatte: bis sechs Uhr zehn Artilleriefeuer, dann Fliegerbombardement, anschließend Sturm. Tanks würden unsere angreifenden Reihen überholen, über die ersten Linien der Faschisten vordringen. Friedhof und Kirche müßten erstürmt werden, und von dort aus der ganze Ort. Alles müßte heute abend noch geschehen.

„O. K.“, sagte der Amerikaner.

„Ich schlage vor, sofort die ersten Gruppen ausgeschwärmt vorzuschicken, damit „Lincoln“ mit „Thälmann“, sobald unsere Flieger kommen, zusammen zum Sturm vorgehen können.“

„O. K.“

Der Amerikaner wollte das Gelände sehen, wissen, wo unsere Leute lagen. Gemeinsam traten wir auf den Rand der Mulde, und ich zeigte ihm unsere und die feindlichen Positionen. Und — o Wunder — was ich vorhin nicht mit dem Glase finden konnte, sah ich jetzt mit bloßem Auge. Deutlich waren die Linien unserer Kompanien zu erkennen, wie auch die befestigten Positionen des Gegners, sogar die weiße Mauer des Friedhofs und eine Kirchturmspitze, die über die Höhen, auf denen die Faschisten lagen, hinausragte.

Jack, der Kommandant vom Bataillon „Lincoln“, ließ seine Leute vorlaufen. Die ersten mußten den längsten Weg machen, sie mußten unsere dritte Kompanie erreichen, die am weitesten vorn lag. Einige zogen noch schnell den Sturmriemen ihrer Stahlhelme fester, schnallten die Koppel enger, betasteten die Handgranaten am Gürtel, bevor sie das Gewehr packten und losrannten. Auch die drei Neger liefen gebückt, die Bajonette gefällt, mit vor.

Ich schrieb in aller Eile einen ergänzenden Bericht an die Kompanieführer, teilte ihnen mit, daß das Bataillon „Lincoln“ zu unserer Verstärkung gekommen sei und sie zusammen mit den amerikanischen Kameraden zur festgesetzten Zeit den Sturm unternehmen sollten.

Es war sechs Uhr und zwölf Minuten, und unsere Artillerie schoß immer noch. Über mich kam wieder die alte Unruhe und Angst. Wenn nun auch dieser Sturm mißlänge? Mit welchem Recht hatte ich das Bataillon „Lincoln“ kommandiert, nicht genug, daß ich am Tage meiner Feuertaufe die Führung über das eigene Bataillon übertragen bekam, hatte ich mir noch die über ein Bataillon einer anderen Brigade angemacht . . . Wenn das nur gut ausging . . . Was konnte ich für Entschuldigungen vorbringen . . . ? Wie konnte ich mich aus der Affäre retten . . . ? Unruhe und Angst waren wieder wach. Der Herzschlag drängte die Kehle hoch. Auf meinen Lippen lag Zittern.

Wir hörten Motorengeräusch. Hinter uns tauchte eine Staffel Bombenflugzeuge auf. Waren das nun die Unsern . . . ? Alle starrten wir nach oben.

Neun Bomber waren es. Knapp über uns senkten sie sich. Ich hörte Spanier rufen: „Nuestros, Nuestros.“ Höchstens dreihundert Meter sausten sie über uns hinweg den feindlichen Anhöhen zu. Und schon hörten wir auch ein Krachen und Dröhnen, das immer wieder neu auflebte, immer wieder. In die dumpfen Erschütterungen ertönte Geknatter von Tankmotoren. Vier Tanks brachen hinterm Hügel hervor und krochen lärmend über das Gelände. Schon auf unserer Höhe feuerten sie. Ihr Tempo beschleunigte sich. Fahrend und feuernd ratterten sie vor. Schlagartig setzten nun auch unsere Maschinengewehre ein. Ihr helles, heiseres Gebell überschrie Bombeneinschläge und Kanonengedröhn.

Ich stürzte aus dem Muldenrand und verfolgte den weiteren Verlauf des Angriffs und bemerkte nicht, daß der lange Kommandant von „Lincoln“ sich hinter mich stellte.

Die Tanks hatten unsere Linien erreicht. Über den feindlichen Höhen standen dunkle Rauchwolken. Wir hörten Gebrüll, das sich fortpflanzte, bis zur fernen Landstraße hin. Die Unsern sprangen auf und stürmten gegen die Anhöhe. Die Tanks überholten sie, fuhren kreuz und quer durch die Stacheldrahtverhaue und dann über die feindlichen Gräben hinweg. Dicht hinter ihnen unsere Kameraden von „Thälmann“ und „Lincoln“. Handgranaten krachten. Helle Stichflammen schossen aus den Gräben. Wir sahen deutlich die Faschisten aus den Gräben springen und laufen. Hurra! Hurra! Der erste Graben war genommen. Gottseidank! Gottseidank! Ich bemerkte den langen Amerikaner hinter mir. „Großartig, was?“ rief ich ihm zu. „Yes“, antwortete er, „O. K.“

Ich nahm den Feldstecher. Unsere stürmten über die ersten Gräben hinaus. Schon sah ich an der weißen Friedhofsmauer explodierende Handgranaten aufblitzen. Alles war gut gegangen. Herrlich! Herrlich!

Ich rannte ans Telefon, schrie hinein, daß die erste und zweite Stellung der Faschisten genommen seien, in diesem Augenblick wahrscheinlich der Friedhof falle und wir weiter vorrücken würden...

DIE SCHWARZE FAHNE VON KOLBENAU

Wolgadeutsche Erzählung aus den Jahren 1930/31

von

Berta Lask

Ein Kind weinte. Sein Weinen hing traurig über den schmutzigen Pfützen des Hofes. Die breithüftige Ida sang mit sägender Stimme ein Wiegenlied. Die Bäuerin trat mit ihrem Eimer an die Stalltür: „Hör, wie dem Johst sein

Balg wieder kräht. Hat sich deine Brudertochter einen Bastard angeschafft, soll sie ihn stillhalten.“

Jakob stand mißmutig, den Pferdestriegel in der Hand, neben dem Gaul, ohne seiner Frau zu antworten. Plötzlich horchte er auf. „Was rollt denn da für ein Wagen vorbei, Lies-Kathrin? Schau nach!“

„Wer soll da schon fahren?“

„Vielleicht fährt einer Getreide schütten.“ Jakob sagte es leise, schamhaft, als erzähle er einen geheimen Traum.

Seine Frau gab einen harten Laut von sich wie das Knurren eines Hundes und schlurfte aus dem Stall. In der Hoftür rief sie: „Die Meier Ann fährt dürr Steppenkraut zum Brennen.“

„Ja, ja, so ists“, nickte Jakob. Sein Mundwinkel mit der Pfeife sank noch tiefer hinunter. Er striegelte den mageren Gaul weiter, obwohl er schon glänzte, als sollte er als Leitgaul einen roten Getreidezug zum Elevator bringen wie im vergangenen Jahr.

Wieder hörten sie Wagenrasseln und den fröhlichen Trab eines schnellen Pferdes.

Jakob ging mit bloßen Füßen über die novemberkalte feuchte Erde seines Hofes. Als er eben ins Hoftor trat, fuhr der leichte Zweisitzer des Dorfrats vorbei. Neben dem Dorfratsvorsitzenden Heinjak Kühlmann saß ein Fremder. Auch ohne die Schirmmütze und den abgewetzten dunkeln Mantel hätte Jakob ihm angesehen, daß er kein Bauer war, sondern ein städtischer Arbeiter. Die hundert Augenpaare, die plötzlich durch Fensterscheiben und Hofstore auf den vorbeierrollenden Wagen blickten, stellten dasselbe fest.

Der Nachbar Wenzel sagte, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen: „Der neue Bevollmächtigte.“ Er lachte lautlos mit zahllosen Fältchen um Augen und Mund.

Jakob ging in den Stall zurück und setzte sich auf die Futterkiste. Ob die zerschlagenen Lampen im Volkshaus schon erneuert sind? Ob der neue Bevollmächtigte weiß, daß die Kulaken mit ihrem Anhang vorgestern bei der Versammlung die Lampen ausgelöscht und die Bühne gestürmt haben? Daß es blutige Köpfe gegeben hat und der Armbauer Adam ins Krankenhaus geschafft werden mußte? Natürlich weiß er das. Er ist doch vom Gebietsparteikomitee geschickt. Mut hat der Mann! Ganz allein kommt er hierher in diese fremde Wildnis. Jakob erschrickt über das Wort „Wildnis“. Sein Heimatdorf, das größte Dorf weit herum, stattlich gebaut, Hofstore hoch und geschnitzt, Straßen breit und gerade, die Mühle am Fließchen und am Steppenrand die grüne Pracht der Apfelgärten — schmerzhaft liebt Jakob dieses Dorf mit seinen Feldern, Weiden, Gärten, mit dem glühenden Sommerwind, dem wütenden Schneesturm, der weichen Frühlingserde, den zarten hochbeinigen Fohlen, den ungeschlachten treuen Kamelen. Ein heißer Schmerz steigt in ihm auf, ähnlich wie damals beim Tode des ältesten Sohns, des krummbeinigen, schmalschultrigen Jakob.

Sein Dorf ist eine Wildnis, nicht nur für den Fremden, der da mit der Schirmmütze und dem dürftigen Holzköffchen auf dem Wagen sitzt, auch

für Jakob ist es eine Wildnis: der Feind sitzt fest darin, der Kulak mit seinen hundert Vettern. Niemals wird er vertrieben und besiegt werden, in diesem Dorf niemals! Vor dreizehn Jahren war eine Revolution. Der Gutsbesitzer verschwand, der Großbauer blieb.

Jeremias Haltegott ist so einer — siebzig Hektar zusammengekauft Land, Rassevieh, Dreschmaschine. Die Daumen dreht er auf dem dicken Bauch. Und das Geld klappert im Kasten. So war es, so wird es bleiben. Auch im Kollektiv kann man sich nicht retten vor diesen falschen Vettern. Darum ist Jakob nicht ins Kollektiv eingetreten. Die anderen sind ja auch mit darin: die Dickbäuchigen, Langbärtigen. Des Jeremias Haltegott Vetter ist sogar Buchhalter im Kollektiv.

Nein, sinnt Jakob, es hat keinen Zweck, von der Futterkiste aufzustehen und zum Dorfrat zu gehen, um dem neuen Bevollmächtigten Bescheid zu sagen. Wenn man Klage führt über die Mächtigen, bringt man Ärgernis in die Welt. Und wer Ärgernis bringt, dem wäre besser ein Mühlstein um den Hals gehängt, sagen die Bibelfesten. Darum haben sie wirklich im neunzehnhundert-undneunzehner Jahr, nach der Landaufteilung, den Armbauern Heiderich mit einem Stein um den Hals in den Fluß geworfen. Danach hat der Jeremias Haltegott von den bösen Buben gepredigt, die Ärgernis in die Welt bringen. Und alle haben gebetet und geweint über die Sünden dieser Welt. Er, der Jakob, mit ihnen. Im Dorfe aber erzählte man sich, wie der Jeremias zu seinem Vetter gesprochen hatte: „Boden will der Heiderich haben, der lausige Batrak? Mag er im Flusse pflügen, dort stört er meine Feldraine nicht.“ Jakob sah den Großbauern Haltegott, als säße er neben ihm auf der Futterkiste mit seinem breiten Gesicht aus rot glasiertem Ziegelstein, darüber den runden schwarzwälder Filzhut. Jakob sprang auf, spannte den Gaul ein und fuhr in die Steppe.

Kaum war er einige Meter durch die Dorfstraße gefahren, da erschien, wie seinem Traum entstieg, auf dem Scherhof ein schwarzer Filzhut über einem jungen, rot glasierten Gesicht. Der Bursche klopfte an das Fenster, hinter dem das Kind weinte

Die breithüftige Ida kam barfuß heraus und blickte den Burschen unter wirrem, gelbem Haar halb zärtlich halb trotzig an: „Hasts Aufgebot bestellt Johst?“ Sie versuchte gleichmütig zu erscheinen.

„Nein, der Vater ist noch nicht einverstanden. Das wird noch, Ida. Mach dir keine Sorge. Verflucht will ich sein, wenn ich eine andre freie.“

Ida überlegte, daß Johst ebenso fest wie sie selbst an Gott glaubte, und daß er darum Gottes Fluch fürchten müsse. Dennoch vermochte sie keine feste Hoffnung zu fassen.

Johst legte den langen Arm mit der schaufelförmigen Hand um ihre Schulter und sagte sanft: „Sie sagen, du hast ganz den Verstand verloren, Ida. Redst daher, die Haltegotts hätten Getreide versteckt und auch die Dietrichs. Weißt nicht, daß dein eigner Vater mit dem Dietrich zusammen sein Getreide versteckt hat?“

„Mir war schon alles gleich. Sie sagen, du willst des Dietrichs Emilie zur

Frau nehmen, weil sie reich ist und willst mich sitzen lassen mit dem Balg.“
„Grad weil ich reich bin, kann ich ein arm Mädel freien. Aber du mußt schön das Maul halten, bis wir den Bevollmächtigten wieder vom Halse haben, diesen Satan.“

„Meinem Onkel Jakob gefällt's, daß sie so einen schicken.“

„Dummes Gewäsch ist das! Gibt der Bevollmächtigte euch Saatgut und Gäul und Dreschmaschine? Das alles können nur *wir* euch geben. Schau, ein bunt Tüchel hab ich dir mitgebracht und ein schneeweiß Hemd für den Buben.“

Ida nahm die Sachen mit breitem Lächeln. Das Tuch war voll bunter Blumen auf gelbem Grunde, ein Tuch fröhlicher Hoffnung. Sie stand an Johst gelehnt. Die Brust des jungen Bauern lag warm und fest unter einer feierlichen Weste aus schwarzem Tuch, das der Truhe des Großvaters entstammte. Was war dagegen dieser magere Bevollmächtigte in seinem groben, dürrtigen Mantel?

„Komm nachts in die Scheune, Mädel. Ich wart auf dich.“

Ida nickte willenlos in der warmen Zange seines Arms. Der Bauer ließ sie unvermittelt los und sagte mit zusammengezogener Stirn: „Diesen Fremden sollte man kalt machen. Er wird nur Unfrieden ins Dorf bringen.“

In den Hüften wiegend ging Ida ins Haus zurück, breitete das bunte Tuch über das Kopfkissen und gab dem Kinde die Brust.

Im Schloßhof — so wurde Jeremias Haltegotts Hof im Dorfe wegen der Gartentortürme aus bunt glasierten Steinen genannt — im Schloßhof saß Jeremias auf dem geschnitzten, mit Kissen belegten Holzsofa. Auf dem Tisch stand eine Schüssel mit Äpfeln, die seine Frau eben für den Winter zerschnittelte. Neben Jeremias saß ein Bauer, ihm ähnlich wie ein Bruder, obwohl sein Gesicht braun und länglich war. Vor ihnen stand ein schiefer Mann mit einem kurzen Bein und strich nach aufgeregter Rede sein Haar aus der Stirn.

„Also einen Städtischen haben sie wieder geschickt“, sagte Jeremias, den gaudurchstrahlten Rotbart streichend. „einen, der von Bauernsachen nichts versteht.“

„Hier wird ers Dorfleben richtig kennenlernen!“ fiel der Braune ein.

„Man muß ihm die Faust zeigen“, nickte der Schiefe.

Ein Mann im Halbpelz trat ein, musterte alle aus zusammengekniffenen Augen und sagte: „Er hat eine Versammlung einberufen.“

„So, so“, Jeremias lächelte leicht, „ich dacht, alle Lampen sind zerschlagen.“

„Da fragt der nicht danach.“

„Ich denk, es ist ein schwächtiger Mann mit spitzem Gesicht?“

„Das ist er. Zwei Schultern von ihm sind wie eine von dir. Aber da fragt der nicht danach.“

„Was redest du, Michel? Kennst ihn doch nicht.“

„Ich hab ihm ein bißl in die Augen geschaut. Wirst du zur Versammlung gehn, Vetter Jeremias?“

„Ich nicht. Ich hab das Reißen im Knie. Aber die Vettern sollen alle gehn. Wenn er gottlos redet, sollen sie laut für seine Seele beten — recht laut!“¹

„Wir alle werden beten.“

„So beten, daß Gott es hört?“

„Er wird es hören!“

„Er ist unser Gott, der Gott der wolgadeutschen Erde, ein mächtiger Gott, ein strafender Gott.“ Jeremias war aufgestanden. Hoch und massig füllte er den Türrahmen.

Wieder kam ein Bote mit einer Meldung: „Die Versammlung ist im Gange. Es ist allerhand Volk da.“

„Was für Volk?“

„Nun, 's Armbauernaktiv.“

„Haben die schon wieder Mut? Und Adam liegt doch noch im Krankenhaus.“

„Und von unsern Vettern sind auch welche da und Arme aus den Dorfecken und 's halbe Kollektiv.“

„Was bringt er neues?“

„Ich weiß nicht, was das für einer ist. Er spricht wie ein Kommandeur in der Schlacht.“

„Er wird die Schlacht nicht schlagen. Die werden *wir* schlagen. Was für Kommandos gibt er denn?“

„Sie teilen das Dorf für die Getreidebeschaffung in acht Wohnbezirke.“

„Das wären auf jeden Bezirk 125 Wirtschaften.“

„Nein, Vetter Jeremias, so nicht. Uns Starke in einen Rayon und die Schwachen wieder in andere Rayons zusammen. Wollen uns auseinanderreißen. Verstehst?“

„Was unter der Erde beisammenliegt, kann keiner mehr auseinanderreißen, die goldene Gottesgabe, liebe Vettern. Der Segen der Erde ist nicht für die Fremden, die das Land nicht bebauen. Es gibt einen Sturm auf der Steppe, und die Fremden werden verdorren wie Steppenkraut in der Julisonne. Sie werden verdorren wie unterm Höhenrauch, wenn der heiße Wind aus Asien kommt. So hat der Herr es mir offenbaret im Gebet.“

Die Großbauern hörten andächtig zu und nickten. Sie wußten: die „Gesichte und Offenbarungen“ des Dorfältesten Jeremias Haltegott wurden stets zu gegebener Zeit zu klaren Kampfbefehlen gegen die Armbauern, die Landarbeiter und den Sowjetstaat.

Stallaternen und kleine Lampen beleuchteten das Volkshaus. Von den großen Lampen war nur eine übriggeblieben. Sie hing an einem rostigen Draht über der Bühne mit einer gelben Lichtscheibe unter sich. Die Armbauern

¹ Der Klassenkampf im Dorfe spielte sich auch in den Jahren, in die diese Erzählung gelegt ist, häufig so ab, daß die vom Sowjetstaat garantierte Religionsfreiheit von kulakischen Elementen offen und versteckt als politisches Kampfmittel *mißbraucht* wurde.

blickten zu ihr empor wie in die Sonne ihrer Hoffnung. Sie starrten vornübergebeugt auf das knochige Arbeitergesicht, auf die heftigen Hände des schwächlichen Mannes, die im Lichte auf- und untertauchten.

„Getreidebeschaffung für das werktätige Volk der Sowjetunion, Brot für alle Arbeitenden . . . überall wird Getreide geschüttet, überall fahren die Bauernwagen in langen Schlangen über Steppen, Felder, Hügel und Landstraßen zu den großen Speichern der Bahnstationen . . .“

Stefan, der Buchhalter des Kollektivs, Haltegotts Vetter, lacht in sich hinein. Er sieht nicht die Getreidezüge — er sieht die Kulakenboten vom Kaukasus und Kuban nord- und ostwärts durch die Ukraine ziehen, geheime Lösung von Dorf zu Dorf verbreitend: „Keine Getreideablieferung! Hungert den Sowjetstaat aus!“ Es geht um die letzte starke Stellung der alten Welt. Es geht um die großen Bauernhöfe vom Polenland bis zu den gelben Chinesen. Die Kosakenhäuptlinge auf fetter Kubanerde, die deutschen Großbauern an der Wolga, die tatarischen Fürsten, Besitzer von vielhundert Hammeln, die sibirischen Atamane — sie schicken ihre Boten von Gau zu Gau, von Dorf zu Dorf. Verkleidet sitzen zaristische Offiziere in Sibirien und bei den Kubankosaken. Es soll endlich losgeschlagen werden gegen den Arbeiterstaat. Schnell, ehe es zu spät ist! Schon zählt man das dritte Jahr des Fünfjahrplans, dieses vermessenen menschlichen Plans; schon wachsen Riesen aus Stein und Eisen auf der frommen Erde, die früher nur demütige Hütten trug, schon schwärmen stählerne teuflische Vögel frech dröhnend durch Gottes Himmel, schneller als Wind und Wolken und spotten des Schneckengangs der Bauernboten. Es gilt den Schlag zu führen! Dorf Kolbenau muß vorangehen, das reiche! Der Buchhalter Stefan horcht auf die Worte des Arbeiters . . .

„Kolbenau ist weit im Rückstand! Nur zweiundzwanzig Prozent des Plans für Getreideablieferung wurden erfüllt. Das ist eine Schande für das große reiche Dorf . . .“

Ja, ja, die Großbauern arbeiten gut.

„In den umliegenden Dörfern wurden siebzig bis neunzig Prozent geschüttet!“

Die feigen Verräter! Krochen zu Kreuze vor der Bolschewikenfaust. Nie werden die Kolbenauer zu Kreuze kriechen: es ist alles gut eingerichtet und vorbedacht.

Der Mann unter der Petroleumlampe spricht: „Wer mitteilt, wo Getreide versteckt liegt, bekommt eine Prämie.“

Auch wir verteilen dafür Prämien: einen Beilhieb oder einen Ziegelstein auf den Kopf, das sind unsere Prämien. Die wirken stärker als eure.

„Wer eignes verstecktes Getreide aufzeigt, bleibt straffrei.“

Versprich nur! Locke nur! Wir haben alles vorbedacht.

Die Augen des Bevollmächtigten Franz Merkler prüfen die schweigende Versammlung, prüfen die Wirkung seiner Worte. Scheinheilig demütige Gesichter, feindliche mit hämischem Lächeln; weiter hinten ängstliche und dur-

stig wartende. Wenn er zur Seite blickt, sieht er unter glatten Stirnen Wolfsaugen aufblitzen.

„Beten!“ sagt Stefans Nachbar leise.

Doch bevor die Großbauern sich zu ihrem lärmend anschwellenden Gemurmel entschlossen haben, ruft der Bevollmächtigte seine letzte Anordnung in den Saal: „Bis morgen abend ist in jedem Wohnbezirk eine Stube bereitzustellen, in der eine Kommission des Dorfaktivs tagt. Dort werden Listen der Bauern ausliegen, die mit Getreideablieferungen rückständig sind. Wen ich dorthin einlade, der darf nicht nach Hause, bevor er Getreide geschüttet hat.“

Der Dorfratsvorsitzende Heinjak Kühlmann umschloß mit seiner kräftigen Bauernhand krampfhaft den Griff der gußeisernen Klingel, zog die Schultern hoch und senkte den Kopf, wie um Geschossen zu entgehen. Doch der Sturm brach nicht los. Das Volkshaus leerte sich. Nur ein Teil des Arm-bauernaktivs, von Merkler aufgerufen, blieb zögernd im Saal.

Als ob das Licht der Lampen sie verbrennen könnte, blieben sie von Merkler entfernt an beiden Enden des langen Tisches stehen und gaben auf keine Frage eine klare Antwort. Sie kannten keine Namen und keine Listen. Sie wußten angeblich nichts vom Leben ihrer Nachbarn, nichts von ihren Äckern und Ernten und noch weniger etwas von verstecktem Getreide. Nur die Witwe Weser, die das Dorfratshaus aufräumte, setzte sich dicht unter die Lampe und sah den Bevollmächtigten lange an, als wollte sie ihm etwas sagen ... aber auch sie schwieg.

Ein Teil des Dorfaktivs begleitete Merkler nach Hause. Es war nicht ratsam, den Bevollmächtigten für Getreidebeschaffung im Dunkeln allein gehen zu lassen.

Die Weserin klopfte noch an Jakob Schers Tür. Der öffnete unwillig und doch neugierig. Die Frau blieb nahe der Tür stehen. „Warum bist du nicht hinübergekommen, Vetter? Das ist ein guter Mann. Der hat gesagt, er greift durch.“

„Das hat man schon oft gehört. Wie soll er durchgreifen? Er weiß doch nichts. Und wenn er was weiß, greift er auch nicht durch. Das bleibt, wies immer war.“

„Man muß ihm etwas sagen.“ Die Weserin flüsterte es, dicht an Jakobs Ohr.

Der schwieg finster, und die Frau ging hinaus.

Der Versammlungsabend war der einzige, an dem Franz Merkler das hölzerne Haus des Dorfrats vor Mitternacht verließ; die folgenden Wochen und Monate saß er fast ununterbrochen Tag und Nacht in der großen braun gezielten Stube mit dem Stalinbild und den leuchtenden Plakaten. Und niemand wußte zu sagen, wann er eigentlich schlief. Denn wenn er nicht im Dorfrat saß, war er draußen bei den Aktivgruppen der Bezirksstuben anzutreffen oder in den Bauernhöfen.

Auch heute abend ging er noch nicht zu Bett, sondern saß in seinen regenfeuch-

ten Sachen auf Heinjak Kühlmanns Holzsofa und ließ sich von ihm über die Angelegenheiten des Dorfes berichten.

„Also mußt du vorsichtig sein, Genosse Franz“, schloß Heinjak seinen Bericht. „Es kann hier leicht zum Aufstand kommen. Unsere Kulaken sind stark und haben die anderen in der Hand. Dem einen leihen sie Gäul, dem andern die Dreschmaschine, dem dritten Saatgut. Sie drehen es immer so, daß sie überall ihre Finger haben.“

„Ich glaube, du bist zu vorsichtig gewesen, Genosse Heinjak. Sonst sähs hier schon anders aus.“

„Du kennst unsere Großbauern nicht.“

„Auch euer Kollektiv hat den Plan nicht voll erfüllt. Ich denke, es ist ein Kollektiv von Arm- und Mittelbauern?“

„Auch im Kollektiv ists nicht sauber. Da versteckt sich mancher, der nicht hineingehört.“

„Warum reinigt ihr nicht?“

„Ein dicker Rattenkönig, die Schwänze zusammengewachsen, und ich der einzige Kommunist im Dorf.“

„Einen Kommunisten magst dich nennen. Ein Bolschewik bist nicht.“

„Stürm nur nicht zu jach voran, Franz, sonst bleibst auf der Strecke!“

Merkler schlug mit der Faust auf den Tisch: „Ich brings Getreide ein zu hundert Prozent! Danach mögen sie mich totschiessen.“ Er zog die Stiefel aus und warf sich auf den Strohsack. Lange lag er und überlegte, wie er die Getreidebeschaffung in Fluß bringen könne.

Auch der Dorfratsvorsitzende Heinjak Kühlmann konnte lange nicht einschlafen. Er gedachte der vielen und schweren Kämpfe, die er im Dorf bestanden hatte, und daß nun ein Bevollmächtigter kam und sagte, er sei kein Bolschewik. Er, Heinjak, der starke Armbauer, der früher bei Haltegotts Bruder Pferdeknecht war, der bei der Landaufteilung sich trotzig allen Reichen entgegengestellt und als Partisan ein Jahr im Feuer gestanden hatte — er sollte kein Bolschewik sein? Aber wie ernsthaft bedachte in der dunklen Einsamkeit der Nacht, war er mit sich selber nicht zufrieden. Bist ein anderer geworden, Heinjak. Das alte Feuer ist ausgebrannt. Müde bist du geworden. Sie haben dich müde geritten, die großen Schubiacke. Ein bißl ausruhn mußte man, nur einmal ein bißl ausruhn und dann mit frischen Kräften vorstoßen ... aber nicht allein.

Sie standen lange vor Sonnenaufgang auf, füllten den Magen mit einer dünnen Suppe und dunklem, bröckligem Brot und betraten die breite Dorfstraße. Wie eine geduckte Herde lagen die Hütten in der schweren Dämmerung. Heinjak blickte auf die Hütten und dann auf Merkler.

„Ich ging einmal nachts über die Steppe. Da lag ein dunkler Knäuel neben einer Schlucht. Ich meint, es wären Schafe. Aber wie sich eins aus dem Knäuel aufhob, wars ein Wolf.“

Merkler nickte. „Auch mit Wölfen wird man fertig, Genosse.“

„Aber schwer, ohne zu schießen.“

Im Dorfrat machte die Weserin eben mit Mistziegeln Feuer an. Merkler und

Heinjak studierten zusammen die Bücher, in denen alle Höfe und Menschen verzeichnet waren. Nach Sonnenaufgang kamen einige Armbauern vom Dorfaktiv und setzten sich auf die Wandbank, als wollten sie den ganzen Tag dort sitzen bleiben. Merkler holte sie an den Tisch und fertigte mit ihrer Hilfe neue Listen für die Getreidebeschaffung an; dann schrieb er Zettel aus und bestellte die größten Besitzer, die mit der Getreideablieferung rückständig waren, in die neu eröffneten Gemeindestuben der Wohnbezirke.

Als alle hinausgegangen waren, brachte die Weserin einen Tontopf mit heißem Steppentee, stellte ihn auf den Tisch und blieb stehen, die Hand am Topfhenkel.

„Trinkt mit, Gevatterin“, sagte Merkler.

„Schön Dank. Ich mag nicht“, erwiderte die Witwe und blieb unbeweglich stehen.

„Habt Ihr was auf dem Herzen?“

„Auf dem Herzen hätt ich schon was.“

„Sagts doch frei heraus.“

„Aber niemand darf wissen, von wem es kommt. Sonst wird einem leicht der Schädel eingeschlagen.“

„Niemand wirds erfahren.“

„Der Großbauer Dietrich hat guten Weizen versteckt ... auf seinem Hof ... unter den Mistziegeln.“

Merkler ließ einige Bauern vom Dorfaktiv kommen. Mit Hacken und Spaten gingen sie zu Dietrichs Hof und begannen die Mistziegel abzuräumen. Der Bauer Dietrich, ein hagerer, hakennasiger Mann, erhob sofort ein großes Geschrei, daß die Sowjetregierung nun schon die Feuerung beschlagnahme. Merkler erwiderte ruhig, er möge einheizen, so viel er wolle. Die Bauern hackten und gruben mit großem Eifer. Nach Beseitigung einer dünnen Erdschicht stießen sie auf Stroh und fanden eine mit Brettern ausgelegte viereckige Grube voller Tonnen und Säcke. Der Bauer Dietrich stand in einer Ecke des Hofes mit scheinheilig gesenktem Kopf.

Bald kamen einige seiner Freunde, die sich zu ihm stellten. Sie sprachen leise miteinander. Dazwischen warfen sie drohende Blicke auf die grabenden Bauern, sie prüften die Stärke des Feindes.

Die Straße hatte sich mit Menschen gefüllt. Jakob Scher kam eben mit einem Wagen voll dürrer Krauts von der Steppe. Er sprang ab und betrat den Hof. Als er sah, daß mit Weizen gefüllte Tonnen auf Wagen geladen wurden, bekam sein bittres schrumpeliges Gesicht einen gespannten Ausdruck. Er fragte heiser: „Wohin fahrt ihr den Weizen?“

„In die Speicher des Dorfrats“, erwiderte Merkler. Jakob Schers Augen öffneten sich weit und begannen zu glänzen wie die Augen eines Bräutigams.

Der Bauer Dietrich rief in demütig-salbungsvollem Ton, aber mit lauter durchdringender Stimme den anderen Bauern zu: „Bald werden wir Hungers sterben und unsere Seelen werden vor Gottes Thron stehen. Seht, sie nehmen uns das letzte Körnchen Getreide!“

„Der frißt Geschmälztes früh und spät und schwätzt von Hungers sterben!“ rief ein Armbauer vom Dorfaktiv. „Nur deine Knechte sterben an Hunger und Arbeit! Den Schulz Friedrich hast jung vor Gottes Thron geschickt.“ Mehrere lachten. Die Klagen der Großbauern machten keinen Eindruck mehr.

„Ihr werdet so viel bekommen, wie euch zusteht, Vetter Dietrich“, sagte Merkler ruhig, „aber erst, wenn ihr die anderen Verstecke aufgedeckt habt. Vorerst kommt ihr ein bißl mit in den Dorfrat. Werdet ein eignes Zimmer dort beziehen.“

Jakob Scher wartete, bis zwei hochbeladene Getreidefuhrn mit Pferden bespannt waren und zum Dorfrat geschickt wurden; er fuhr hinterher, ging auf den weiten Hof und blieb dort stehen, bis der Weizen Dietrichs gewogen, registriert und in einen der Gemeindespeicher geschüttet war. Dann kehrte er langsam auf seinen Hof zurück.

Einige Stunden später sah er die Weserin in einem Pelz, hohen Pelzstiefeln und Pelzmütze vorübergehen. Er rief sie heran und fragte, von wem sie die Sachen bekommen habe. „Die hat der Bevollmächtigte mir geben lassen, weil ich eine arme Witwe bin“, sagte sie.

„Das ist ja der Pelz vom reichen Gotthelf, den sie nach Archangelsk verschickt haben“, sagte der Nachbar Wenzel, der neugierig hinzukam. „Hat dein Mann je solch einen Pelz getragen, Weserin? Barfuß ist er sein Lebtage gegangen wie die Hirten überall, und du als Witwe willst hoffärtig werden?“

„Es sind jetzt andere Zeiten, Vetter“, sagte die Weserin kühl und hielt sich beim Heimweg in der Mitte der breiten Dorfstraße. Ihre kleinen Töchter kamen ihr entgegengeläufen und tanzten staunend um sie herum.

Jakob ging auf den Heuboden, Futter für Pferd und Kuh holen. Er stieß die Heugabel mit Wucht ins Heu und schwang das Bündel im Bogen hinunter, als spiele er Ball. Es war ihm zum erstenmal seit langem leichter zumut und so, als müsse er etwas tun. Als er aus dem Stall trat, ging seine Nichte Ida über den Hof, das neue bunte Schultertuch über dem verbliebenen Kattunkleid. „Wer hat dir denn das Tüchl geschenkt?“

„Der Haltegott Johst. Wir werden bald Hochzeit machen.“

„Wann will er denn Hochzeit halten?“

„Wenn der Bevollmächtigte aus dem Dorfe ist.“

„Was stört ihn der Bevollmächtigte?“

„Johst sagt, der stiftet Unfrieden.“ Sie ging mit wiegenden Schritten vor das Hoftor und blieb dort stehen, um ihr neues Tuch zu zeigen.

Jakobs gute Laune verflog; es schmerzte ihn, daß der reiche Bauernsohn das einfältige Mädchen betrog. Als sein Bruder Christian kam, wandte er sich ab. Auch Christian ging rasch an dem Bruder vorbei. Dies tat er schon seit Wochen. Jakob wandte sich um und sah ihm argwöhnisch nach.

Merkler betrat die Gemeindestube im Wohngebiet des Jeremias Haltegott. Er hatte Jeremias und vier andere hinbestellt. Drei Bauern vom Armenaktiv nahm er mit. Die fünf Bauern saßen steif und feierlich mit runden schwarz-

wälder Hüten nebeneinander auf einer Wandbank. Merkler lehnte sich an den Tischrand und sagte leichthin: „Nun, wann werdet ihr anfangen, Getreide zu schütten, ihr Vettern?“

„Wenn es Gott gefällt, aus Häcksel Weizen zu machen“ erwiderte Haltegott.

„Warum soll ein Wunder geschehen, bloß weil ihr den kostbaren Weizen in der Erde verfaulen laßt?“

„Gott soll mich mit den sieben Plagen strafen, wenn ich mich so versündige.“ Jeremias faltete die Hände über dem Bauch.

Auch die anderen vier falteten die Hände über dem Bauch. „Wir haben nichts.“

„Der Vetter Dietrich hatte auch nichts. Aber unter seinen Mistziegeln lagen 130 Pud. Jetzt sitzt er bei uns im Dorfrat, bis er sich besinnt, wohin das andere Getreide, das er auch nicht hat, geflogen ist.“

„Du spottest, mein Sohn, aber es steht geschrieben: ‚Wehe denen, die da sitzen auf der Bank der Spötter!‘“

„Ihr Vettern spottet meiner. Das will ich euch beweisen. Zeig die Liste, Heinrich. — Jeremias Haltegott: 25 Hektar mit Weizen besät oben in der Steppe und noch zehn Hektar unten am Fließchen. Habt ihr auch nur vier Zentner vom Hektar geerntet — aber sicher waren es mehr — so macht das von 35 Hektar hundertvierzig Zentner. Und abgeliefert habt ihr fünfzehn.“

„Zeig das Papier her, mein Sohn“, sagte Jeremias würdig, voll milden Verzeihens. „Kannst du auf diesem Papier pflügen und säen? Kann man das, liebe Vettern?“

Die Bauern schüttelten die Köpfe.

„Kannst du auf Papier Weizen ernten, aus Papier Brot backen? Das kann man nicht. Auch ein Bolschewik kann das nicht. In des Bauern Händen steckt alle Kraft, und in Gottes Erde der Segen. In diesem Jahre hat es dem Herrn nicht gefallen, die Erde zu segnen. Darum sind unsre Speicher leer.“

Die Bauern nickten.

„Vor deinen Papieren fürchte ich mich nicht. Und Weizen habe ich nicht.“

„Ihr müßt ein großer Sünder sein, Vetter Haltegott, wenn euer Gott euch auf fünfundreißig Hektar Weizenland so wenig wachsen ließ, obwohl es Regen im Frühjahr und Sonne zur rechten Zeit gab und das Kollektiv ‚Roter Armbauer‘ keine schlechte Ernte hatte.“

Die Armbauern lachten leise.

„Wisse, mein Sohn, wir sind Altgläubige. Und die lügen nicht. Getreide habe ich nicht.“

Die vier Bauern nickten dazu wie chinesische Pagoden.

„Die religiöse Überzeugung ist eure Sache, Vettern“, sagte Merkler ruhig, „wenn ihr immer die Wahrheit sagt, wird es mich freuen. Nun, das werden wir ja bald feststellen. Finde ich aber verstecktes Getreide, so solls mir keiner übelnehmen, wenn ich ihm nicht mehr glaube.“

Die vier Großbauern blickten auf ihren Nabel. Nur Jeremias sah den Bevollmächtigten mit dick aufgetragener Treuherzigkeit an.

Am Nachmittag versammelte Merkler die Bauern wieder um sich und sagte: „Der Vetter Dietrich, der dort in der Stube sitzen bleibt, bis er dem Arbeiter- und Bauernstaat gegeben hat, was er ihm schuldet, hat noch zwei Stellen bezeichnet, wo er Getreide versteckt hat. Überlegts euch beizeiten, Bauern. Ich weiß noch andere Verstecke, aber ich will keinen ins Unglück stürzen. Ich wart noch ein bißl, ob jemand seinen Fehler einsieht und zu mir kommt.“

Die Bauern gingen nachdenklich auseinander. Merkler vertiefte sich in das Verzeichnis der Grundstücke und Felder. Warum gehen die Kleinen mit den Großen zusammen? Was ist das für ein verfilzter Rattenkönig in diesem Dorf? Womit kauft das dickbäuchige Volk die Hungerleider?

Er vergaß, daß er den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte. Seine heißen Augen jagten die Listen hinauf und hinunter, jagten über Steppenschluchten und Hügel. Plötzlich legte sich der Hunger wie ein eiserner schartiger Reifen um seine Körpermitte. Merkler durchsuchte seine Taschen und fand ein Stück Brotrinde; aus Gewohnheit vergangener Hungerzeiten trug er gewöhnlich eine Kruste bei sich. Er zernagte sie langsam mit mahlenden Kiefern, über seine Papiere gebeugt. Er hörte nicht, wie ein Bauer eintrat und sich an den Tisch stellte. Er blickte nur hoch, als der Geruch von geräuchertem Fett und Fleisch ihm unerträglich stark und anreizend in die Nase stieg. Neben ihm lag eine dicke Wurst.

„Eßt, Vetter“, sagte der Bauer freundlich, „wir wissen, daß ihr beim Heinkjak Hunger leidet.“

Merkler fühlte ein fast unbezwingliches Verlangen, das duftende geräucherte Fleisch hinunterzuschlingen. Er wurde blaß und fragte den Bauern nach seinem Namen.

„Haltegott Johst, des Jeremias.“¹

„Ihr habt noch sehr viel Getreide zu schütten“, schrie Merkler. Seine Stimme klang ganz heiser: „Wenn ihr nochmal versucht, den Bevollmächtigten der Regierung zu bestechen, sperre ich euch ein! Fort mit der Wurst und her mit dem Getreide!“

Der Bauer trollte sich, die Wurst unterm Pelz, Merkler fühlte ein heftiges Stechen in der Lunge. Ob man durchhalten kann mit so wenig Schlaf und so wenig Essen?

Jeremias Haltegott saß in der Gemeindestube seines Wohngebiets. Sein rotes Gesicht war ein wenig bleich geworden, und unter den Augen lagen Schatten. Seine Freunde saßen und standen um ihn. Doch alle dachten mit Unruhe an die Fehlenden. Zwei saßen in Haft. Anderen drohte die Entkulakisierung. Dem Haltegott selbst hatte noch niemand etwas nachgewiesen. Er beteuerte bei jeder Zusammenkunft fast weinend, er lüge nicht und werde bald Hungers sterben. Das halbe Dorf hatte Mitleid mit dem ehrwürdigen, gequälten Mann. In bösem Schweigen saßen die Großbauern, als Johst eintrat. Er warf die Wurst auf den Tisch und sagte wütend: „Unsre Wurst frißt er nicht.“

¹ Aus dem Russischen übernommener Brauch, den Vornamen des Vaters dem eigenen Nach- und Vornamen beizufügen: Haltegott Johst, (Sohn) des Jeremias.

„So, so“, lachte der Schiefe, „und ist doch gestern zum Arzt in die Stadt gefahren, weil er Magenkrämpfe und Lungenstechen hat.“

„Was hat ihm der Arzt verordnet?“ fragt Johst aufhorchend.

„Er wollt ihm ein Pulver verschreiben und es ihm morgen schicken.“

Johst ging überlegend auf und ab; sein Gesicht hellte sich auf. „Ich fahr heut in die Stadt, Vater, bin abends wieder daheim.“

„Bleib lieber hier, deine Sachen regeln. Es wäre Zeit, daß du mit der Dietrich Emilie zum Altar gehst. Der Alte hat ganz den Kopf verloren. Zwei Großbauern hat er angezeigt und ins Unglück gestürzt, damit der schwarze Satan ihn freigibt. Jetzt muß man ihn halten und stärken.“

„Führ ich die Emilie zum Altar, dann fängt die Scher Ida an, ein garstig Lied zu singen.“ Johst lachte unfroh.

Als der Dorfälteste die scharfen Blicke der anderen fühlte, legte er sein ratloses Gesicht in feierliche Falten und sagte: „Gott hat mir etwas offenbart, liebe Brüder: wenn sie den Vetter Manfred wollen von Haus und Hof treiben, wird ein großer Sturm im Dorf entstehen und Blut wird fließen.“

„Es ist Zeit, daß ein Sturm entsteht, es ist Zeit, daß Blut fließt“, sagte der Schiefe mit dem kurzen Bein, ohne den frömmelnden Ton des andern aufzunehmen.

Johst ging hinaus, schirrte sein bestes Pferd an und fuhr in die Stadt.

Beinahe zur selben Zeit, als Johst den Dorfrat verließ, kamen zwei Mittelbauern zu Merkler, blickten scheu um sich, und der eine begann: „Wir haben einen großen Fehler gemacht, Genosse Bevollmächtigter — wir haben Getreide versteckt.“

„Wieviel?“

„Ich fünfzig Pud.“

„Und ich vierzig.“ Der zweite hatte ein mürrisches verschlossenes Gesicht und sprach nie mehr als einen halben Satz.

„Gehn wir es gleich ausgraben! Und gebt ehrlich alles an. Keinem wird mehr genommen, als er abzuliefern hat. Wenn ihr geschüttet habt, könnt ihr euren Überschuß auf dem Markt verkaufen.“

„Ists auch wahr?“ fragte der Mürrische.

„Es ist die Wahrheit. Aber nicht solche Wahrheit wie die eures Dorfältesten und der andern Großbauern, sondern ehrliche Wahrheit von der Sowjetregierung.“

Über das mürrische Gesicht ging etwas Helles. Der Mund zuckte schief. Sie gingen hinaus. Merkler rief ins Nebenhaus, der Johann vom Dorfaktiv solle herauskommen. Die Bäuerin erschien in der Tür und meldete, ihr Mann sei draußen in der Steppe, wo man eben ein großes Getreidelager aushebe. Da lächelte auch der Mürrische.

Bald brachte er und der andere Mittelbauer das Getreide. Sie hatte damit ihren Plan erfüllt und behielten noch einen guten Überschuß für sich.

Abends kamen Bauern vom Dorfaktiv aus verschiedenen Bezirken, auch fremde Bauern fanden sich in den nächsten Tagen ein; sie setzten sich ge-

wöhnlich in das große Zimmer, in dem Merkler und Heinjak Kühlmann arbeiteten, beobachteten schweigend aber mit scharfen Augen alles, was vorging und warfen dann und wann eine Bemerkung hin, die Merkler manchen Aufschluß gab.

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, als ein Auflauf nicht weit vom Dorfratshaus entstand. Das Armbauernaktiv, das von Tag zu Tag kühner wurde, hob gerade ein Getreideversteck aus, und der Bauer suchte es vom Hof zu verjagen. Es kamen bereits einige Wagen ohne Laternen, wie dies bei den Bauern üblich war, die Straße heruntergefahren. Sie füllte sich rasch mit Lärm und Unruhe. Merkler ging hinaus. Da trat aus dem Menschenknäuel ein Mann, den er in der Dämmerung nicht deutlich sah, auf ihn zu, steckte ihm etwas in die Hand und sagte: „Das Pulver vom Doktor. Ich solls euch geben. Möchtets gleich ganz hinunterschlucken, sagt er.

Und ehe Merkler ihn noch etwas fragen konnte, war er verschwunden. Merkler ging, das Pulver in der Hand, zum Dorfrat zurück. Wieder zog sich sein Magen krampfhaft zusammen, und er freute sich auf eine Linderung. Doch im hellen Lampenlicht der Stube schier ihm die Begegnung draußen plötzlich unheimlich. Warum war der Bote so plötzlich verschwunden? Alles auf einmal schlucken? Hatte der Arzt nicht etwas ganz anderes verordnet? Er reichte Heinjak Kühlmann das Pulver: „Das muß der Apotheker morgen gründlich untersuchen.“

„Gut Franz. Ich schick sowieso nachher einen Boten. Der wirds mitnehmen.“ Der Apotheker gab am nächsten Tage den Bescheid, das Pulver enthalte eine beträchtliche Menge eines stark wirkenden Rattengifts. Vergebens versuchte Merkler, sich das Gesicht des Mannes, der ihm das Pulver übergeben hatte, ins Gedächtnis zurückzurufen.

Jakob Scher betrat erst viele Wochen nach der Ankunft des Bevollmächtigten die Dorfratsstube.

„Was verkriechst dich so in dein Loch?“ begrüßte ihn Heinjak, „hast etwa auch Getreide versteckt, Jakob?“ Er lachte.

Jakobs Gesicht blieb finster, als er antwortete: „Was soll ich schon zu verstecken haben? Mein bißl Weizen und Korn versteckt der Großbauer in seinem Rachen.“

„Wie meinst du das, Vetter?“ Merkler sah von seinem Buch auf.

„Er gibt mir Saatgut, er leiht mirs Gespann. Er läßt mich auf seiner Maschine dreschen. Und dafür wuchert er mich aus.“

„Ist deine Schuld, Jakob, wenn er dich auswuchert. Warum gehst nicht ins Kollektiv?“

Jakob zuckte verächtlich mit den Schultern.

„Nun, warum?“

„Da haben sie sich was neues ausgedacht mit dem Kollektiv, und haben doch immer die gleichen ihre Hand dabei im Spiel.“

„Welche gleichen?“

„Die Haltegotts, die Dietrichs und andre reiche Bauern. Wies zu meines Vaters Zeiten war, so ists auch jetzt, und so wirds bleiben.“

„Schlimme Dinge sagst du, Vetter. Meinst die Sowjetmacht ist zu nichts nutz?“

„In den Städten mags anders sein“, brummte Jakob.

„Bist doch selbst ein Stück Sowjetmacht hier im Dorf, bist selbst schuld an allem, was geschieht.“

„Nun ja . . . einen Sowjet haben wir, das ist wahr . . . aber die Macht hab ich nicht. Die Macht hat der Haltegott und seine Freundschaft.“

„Warum hast dir die Macht nicht genommen, Vetter, zusammen mit den anderen Armbauern?“

„Das haben wir bei der Landaufteilung versucht. Aber dann haben uns die Haltegotts wieder in den Sack gesteckt und prügeln auf uns rum.“

„Und siehst du nicht, was jetzt geschieht? Wie der Dietrich sein Getreide muß abliefern und hat schon zwei Nachbarn mit angegeben, Alteingesessene, die ihm nun spinnefeind sind? Und der Haltegott Jeremias plärrt sich heiser, und muß Tag und Nacht im Bezirksstübl sitzen, daß der Bauch ihm müd auf die Knie herunterhängt?“

„Ich sehs, Genosse Bevollmächtigter.“ Jakob Scher kam näher. „Seit die Weserin, die arme Hirtenwitwe, im Kulakenpelz einhergeht und in hohen Stiefeln, und seit auf Höfen und in der Steppe die Löcher aufgemacht werden und die Bauern fahren durchs Dorf Getreide schütten, seitdem will mir scheinen, daß ein andrer Wind weht.“

„Und warum macht ihr nicht, daß der Wind zum Sturm wird, der alles gestohlene Getreide zusammenträgt?“ Er stand auf und trat dicht vor Jakob; sein Atem berührte Jakobs winterkühles Stoppelgesicht: „Hast doch auch gewußt, daß Getreide versteckt wird und hast geschwiegen. Warum hast nicht nachts auf der Lauer gelegen, wenn die schweren Wagen durchs Dorf ratterten ohne Laternen?“

„Man hat Angst ums Leben“, sagte Jakob leise, „und man hat nicht mehr geglaubt, daß es anders wird. Aber wenns wahr ist, daß ihr endlich den Großbauern, den steinernen Wucherern wollt die Hälse umdrehn, dann mach ich mit, und wenn ich den eignen Bruder müßt angeben.“

„Du hast einen Bruder, Christian mit Namen?“

„Ja, mein leiblicher Bruder, arm wie eine Kirchenmaus und dumm wie Bohnenstroh.“

„Warum dumm?“

„Wenn ich sag: ‚Die großen Bauern wuchern uns aus‘, sagt er: ‚Die Großen sind unsre Wohltäter und Ernährer, ohne sie können wir gar nicht bestehen.‘ Das ist ihm nicht aus dem Kopf zu treiben. Seine Tochter arbeitet zur Ernte immer beim Haltegott Jeremias, harte Arbeit und wenig Brot. Der Sohn hat ihr ein Kind gemacht. Aber meinen Bruder Christian ficht das alles nicht an.“

Sie hörten vor dem Fenster das laute Schluchzen einer Frau. Zaghaft wurde die Tür aufgemacht. Galoschen über den groben Wollsocken, trat breitfüßig Ida Scher herein, wischte die Tränen mit dem Handrücken von den Backen und versuchte zu sprechen, aber das starke Weinen und Schluchzen hinderte sie daran. Erst als Jakob sie schüttelte und fragte, ob ein Unglück geschehen sei, riß sie mit beiden Händen ihre wirren Haare aus dem Gesicht und rief: „Der Johst, der Lump, geht mit der Dietrich Emilie zum Altar, und mich läßt er sitzen mit seinem Balg.“

„Das hättest auch vorher wissen können, daß es so kommt, sagte Jakob auffallend ruhig, beinahe zufrieden, „laß dir Alimente zahlen und sei froh, daß du den falschen Burschen los bist.“

„Das ist doch eine Schand und Sünd als lediges Mädels ein Kind haben! Da schmälen alle Frommen. Aber ich werd nicht allein meinen Buckel hinhalten! Die ganze Sippe soll mir büßen!“ Sie hatte ihre Tränen getrocknet und stand in all ihrer Breite und Fülle trotzig mitten im Zimmer. „Ihr kommt mir gerade recht, Ihr seid doch der Bevollmächtigte? Euch kann ich allershand erzählen.“

„Erzähl.“

„Der Dorfälteste, der heilige Jeremias, hat weit draußen am Wolfsgraben, da wo der junge Weidenschlag steht, ein großes Lager vom besten Saatgutweizen, an die zweihundert Pud oder mehr!“ Sie blickte Merkler triumphierend an.

„Weiter.“

„Und der Dietrich, der alte Geizkragen, der Emilie ihr Vater“ — sie schluchzte noch einmal kurz auf — „hat noch längst nicht alles angegeben. Er hat noch einen Speicher in der Steppe stehn, ganz ganz weit von hier, voll bis ans Dach.“

„Woher weißt du das so genau? Bist selbst da draußen gewesen? Vielleicht hats bloß jemand erzählt, und 's ist gar nicht wahr?“

„Nicht wahr“, sagt Ihr, und woher ichs weiß? Hab doch selbst mit schütten helfen in der Nacht!“

„Und warum hasts nicht früher gesagt?“

„Dem Vater zulieb hab ich geschwiegen.“

„Dem Vater zulieb?“

„Zehn Pud vom Vater sind doch auch dabei.“

„Und wo hat der Vater sein anderes Getreide versteckt?“

„Anderes...? Woher soll er anderes Getreide haben, wo's uns doch bis zur Ernte nie reicht? Nur die zehn Pud hat er eingespeichert, mehr nicht; weil der Dietrich alle Tage zu ihm kam: ‚Vetter Christian, du wirst verhungern, dies Jahr nimmt uns die Regierung alles weg, sieh dich bei Zeiten vor, denk an deine Kinder! Kannst dein Bißl mit in meinen Speicher tun, ich rechne dir kein Lagergeld, und dort drauß in der Steppe liegts sicher wie in Abrahams Schoß.‘ Da hats der Vater beiseitegebracht. Aber Ihr dürft ihn nicht

strafen. Der Dietrich ist an allem schuld, der Emilie ihr Vater.“ Und wieder schluchzte sie.

„Bauer Jakob Scher, hast du nicht gewußt, daß dein Bruder Getreide versteckt hat?“

„Er hats mir nicht gesagt. Aber es hat mir so geschienen, daß er etwas mit seinem Getreide getan hat. Ich bin ein Lump. Ein feiger Hund bin ich. Mögt Ihr mich strafen. Mich würgts schon seit Wochen im Halse... Ihr setzt euer Leben ein... mit Rattengift stellt man euch nach — und ich sitz hinterm Ofen und rühr keinen Finger gegen die Blutsauger!“

„Strafen werden wir nicht gleich“, sagte Merkler ernst, „aber ihr Armbauern müßt verstehen, daß wir euch nicht alles zugutehalten können: wer dem Klassenfeind Vorschub leistet, den zählt man bald selbst zum Feind.“

„Früher hat man gekämpft. Dann ist man still geworden. Und jetzt heißt wieder sich regen und die Fäuste gebrauchen.“

„Ihr habt wirklich geschlafen, ihr kolbenauer Armbauern! Wenn jemand mit einem Strick käm und sagte zu dir: ‚Ich will dich aufhängen, Jakob, halt den Strick ein bißl fest, ich seif ihn derweil ein‘ — tätst ihn schön halten?“

„Wohl kaum.“

„Hast ihn aber doch festgehalten all die Jahre. Am Strick haben sie euch geführt. Und wie sie euch dies Jahr den Strick wollten um den Hals legen, daß ihr ohne Brot bleibt mitsamt dem ganzen werktätigen Volk — da habt ihr weiter stillgehalten.“

„Gib mir Arbeit, Genosse. Tag und Nacht will ich auf dem Posten sein.“ Merkler gab Jakob die Hand. Ida stand wartend da und verstand nur halb, was die Männer sprachen. Sie fragte, was denn nun mit den Bauern Haltegott und Dietrich würde.

„Es wird gleich im ganzen Dorf bekanntgegeben, daß der fromme Dorfälteste, der niemals lügt und der bald Hungers stirbt, auf der Steppe zweihundert Pud vergraben hat.“ Und zum Vollzieher gewandt fuhr er fort: „Verhafte den alten Lügner und Schädling.“

„Ich hab noch was zu berichten“, sagte Ida, schwer atmend.

„Sprich, Mädele.“

„Der Johst, des Jeremias Sohn hat Reden geführt, der Bevollmächtigte müßt kaltgemacht werden.“

„Weißt du, daß mir ein Bauer vor drei Tagen Rattengift brachte und sagte, es wär ein Pulver vom Doktor?“

„Jenen Abend war der Johst allein in die Stadt gefahren, hat keinem gesagt, wozu. Ich mein, das hat der Johst getan und kein anderer.“

„Bedenk wohl, was du da sagst, Mädele; das ist eine schwere Anklage.“

„Dem ist kein Mensch heilig. Gegen den ist keine Anklage zu schwer. Der ist wie der wilde Steppenwolf. Setzt ihn fest, sonst zerreißt er euch alle! Stark ist er wie sein Vater. Und seht euch vor! Sie beten, aber sie stehn mit dem Bösen im Bund. Die sind gefeit.“

Die Männer lachten.

„Fürchte nichts, Mädele. Sie werden dir nichts tun und deinem Buben auch nicht.“

„Bei wem werd ich aber Ähren binden?“

„Im Kollektiv wirst du Ähren binden.“

„Das Kollektiv taugt nichts“, sagte Jakob kopfschüttelnd.

„Das Kollektiv wird in Ordnung gebracht. Die Feinde jagen wir hinaus. Dann wählt ihr eine neue Leitung aus eurer Mitte.“

Die Wände der Dorfratsstube schienen auf geheimnisvolle Weise die Worte weiterzutragen. Denn als das Dorfaktiv mit dem Vollzieher nach den Haltegotts fahnden ging, jagte Johst bereits im Automobil der neuen Maschinen-Traktoren-Station über die Steppe, einen falschen Paß in der Tasche.

Jeremias aber ließ die Sturmglocke läuten und verkündete, Gott habe ihm offenbart, es würde ein Sturm durchs Dorf fahren und Blut würde fließen. Seine reichen Vettern und Freunde, aber auch manche Arme aus ihrer Gefolgschaft, waren versammelt, darunter viele Frauen; sie waren mit Ofengabeln und langen eisernen Schürhaken gekommen.

Nicht weniger rasch sammelte sich die Gegenwehr. Unter den kräftigen jungen Kollektivbäuerinnen, die ihren Männern zu Hilfe eilten, marschierte auch Ida Scher, die lange Topfgabel wie ein Gewehr geschultert. Der Buchhalter des Kollektivs aber und die Leitung standen bei Haltegott.

Merkler, Jakob Scher und Heijnak Kühlmann erschienen als erste vor dem Schloßhof und näherten sich den Großbauern und ihrer Leibgarde. Merkler zog Notizbuch und Bleistift aus der Tasche und sagte ruhig, wer sich dem Dorfsowjet und dem Bevollmächtigten widersetze, werde aufgeschrieben. Er notierte Namen und Adressen der ihm gegenüberstehenden Bauern, um die sich ein leerer Raum bildete, als gleichzeitig die breite, gewichtige Schar der Arm- und Mittelbauern anrückte, darunter nicht wenige, die noch vor kurzem zur Gefolgschaft der Großbauern gehört hätten.

Jeremias Haltegott stand am offenen Fenster seines Hauses, tat als betete er und rief plötzlich, als ihm der günstige Augenblick gekommen schien, Gott habe befohlen, die Söhne der Finsternis zu steinigen.

Da flog auch schon ein glasierter Ziegelstein an Merklers Kopf vorbei und traf mit dumpfem Schlag einen jungen Knecht, der lautlos umsank.

Die Armbauern, unter denen sich nicht wenige ehrliche Gottgläubige befanden, warfen sich auf den Feind und überwältigten ihn. Irgendwie fühlten sie, daß hier Gebet und Religion gegen sie hatten mißbraucht werden sollen.

In dieser Nacht kam das Dorf nicht zur Ruhe. Nachdem Jeremias Haltegott, jetzt derb fluchend, durch das Spalier der Bauern abgeführt worden war, bekamen die Pferde und Kamele im Dorf ungewohnte nächtliche Arbeit. Dorf und Steppe sahen aus, als tanzten hunderte Irrlichter einen geheimnisvollen Reigen. Räderknarren zerriß die Stille der Nacht, so daß selbst Kühe und Schafe hier und da aufblökten und einzelne Hähne vorzeitig den Wintermorgen verkündeten. Die Bauern holten die ganze Nacht aus Doppelwänden, aus Rauchfängen, aus Truhen, vermauerten Kellern und Erdlöchern verstecktes Getreide und fuhren es zu den Speichern des Dorfrats.

Jakob Scher stand in seinem alten rüdigen Halbpelz an der Waage, als die schmale Mondsichel aufging, und er stand noch da, als sie in der Morgensonne verblaßte. Seine Nichte Ida schaufelte die harten leuchtenden Körner mit wildem Schwung ihrer starken Arme. Ihr Gesicht war wie neu und von einem stumpfen Glanz.

Morgens telegrafierte Merkler an das Gebietskomitee: „getreidebeschaffungsplan fünfundachtzig prozent erfüllt.“ Abends schickten sie vom Gebietskomitee einen Boten, das Ergebnis nachzuprüfen; denn dort hielten sie es nicht für möglich, daß ein einzelner Bevollmächtigter in dem verrufenen Kulakendorf solchen Erfolg haben könne. Doch der Bote mußte sich von der Richtigkeit der Angaben überzeugen. Er bekam die Versicherung mit auf den Weg, daß Merkler lebend oder tot auf dem Posten bleibe, bis der Plan zu hundert Prozent erfüllt sein würde.

Nach der stürmischen Nacht ging ein Teil der Bauern zur Ruhe, die eifrigsten jedoch arbeiteten fiebernd weiter. In zwei Tagen war der Termin abgelaufen. Zu den eisernen Stürmern gehörte der magere verhutzelte Jakob Scher . . .

Sogar während das Gericht im langen Saal des Volkshauses tagte und den Dorfältesten und Großbauern Jeremias Haltegott für Getreidehinterziehung, Aufreizung und Verschwörung zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilte, blieb ein Aktiv von Armbauern und Kollektivisten bei der Arbeit.

Als im Saal gerade der Urteilsspruch verkündet worden war, kam ein Bote zu Merkler mit der Nachricht, daß der Getreideplan bereits zu 92 Prozent erfüllt, die weitere Arbeit aber eingestellt sei, weil kein unrechtmäßig zurückgehaltenes Getreide mehr aufgefunden wurde.

Merkler besprach sich mit Heinjak Kühlmann. Der ging lächelnd ans Telefon und sprach mit dem Vorsitzenden des Dorfrats von Messnau: „Jochen Bolt, hör mal, ihr habt doch im Frühjahr für schlechte Aussaat die schwarze Fahne bekommen. Jetzt muß ich euch leider mitteilen, daß wir Kolbenauer nun die schwarze Schandfahne verdienen, denn wir haben den Getreideplan nicht erfüllt. Was . . . das freut euch? Wie . . . Ihr werdet sie gleich schicken? Kann ich mir denken. Nun gut.“

Eine halbe Stunde später ritt ein Bauer durch das weitläufige Dorf und rief: „Die Messnauer kommen! Sie bringen uns die schwarze Fahne!“

Da stürzte jung und alt aus den Häusern. Auf dem Dorfplatz quirlte es von Menschen. Die schwarze Fahne bekommen — ein Jahr lang im ganzen Gebiet an letzter Stelle stehen, an letzter Stelle beliefert werden, als schlechtestes Dorf verrufen sein, bloß weil die Reichen im Dorf noch Getreide versteckt hielten — nein, das durfte nicht sein! Ganz plötzlich erinnerten sich da einige Bauern von schwachem Gedächtnis, wo ihre Nachbarn und Vettern noch geheime Verstecke hatten.

Und als die messnauer Bauern auf einem mit zwei Kamelen bespannten Wagen, von dem die schwarze Fahne wehte, ins Dorf hineinfahren wollten, wur-

den sie lachend zur Umkehr gezwungen, denn das Dorf Kolbenau hatte in dessen den Plan zu hundert Prozent erfüllt.

An diesem Abend bekam der Bevollmächtigte Franz Merkler Lungenbluten. Er hielt dennoch zwei Tage später die Versammlung ab, welche die alte Leitung des Kollektivs ihres Amts enthob, mehrere Großbauern aus dem Kollektiv ausschloß und den Grundstein des neuen Kollektivs legte.

In einem Sanatorium der Südkrim, in dem seine Gesundheit wieder hergestellt wurde, verfolgte er aufmerksam alle Berichte über das Erstarken des kolbenauer Kollektivs. Und das trug wesentlich zu seiner Gesundung bei.

Johst Haltegott wurde ein Jahr später in einer deutschen Siedlung des Kaukasus bei einer Sabotagehandlung ertappt und abgeurteilt. Der Armbauer Jakob Scher jedoch wurde zu einer führenden Persönlichkeit des Kollektivs und entfaltete eine Tatkraft, die ihm niemand zugetraut hatte.

TOD EINES KAFFEEHAUSES

VON

M. Y. Ben-Gavriel

Weit ist das Land jenseits des Jordan. Brausend kommt die Weite seiner Steppen und Wüsten an den Rand der Dörfer und der Städte, deren Häuser eng aneinandergedrängt in ihnen kauern, als wären die Menschen in ihnen sich ihrer Kleinheit vor diesem unermesslichen Weiten bewußt.

Großzügig aber sind die Männer der Steppen und der Wüsten, die sie durchwandern von Brunnen zu Brunnen, großzügig und weiten Herzens selbst in ihrer Wildheit: großzügig und wild wie die Steppen und die Wüsten um sie.

Die Männer aber, die die Zelte der Ziehenden verließen in dieser oder in jener Generation, um zu siedeln in den aneinander gepreßten Steinhäusern der Städte und der Dörfer, haben die Weite ihres Blickes, die Weite ihres Herzens verloren.

„Und dies, im Namen Gottes, ist die Geschichte des Selim el bedawi, eines Kaffeeschenken, dessen Großvater noch unter Arabi Pascha, dem Ägypter, gegen die Truppen der Inglisi kämpfte und in der Schlacht bei Tel el kebir in die Barmherzigkeit Gottes aufgenommen wurde . . .“

So begann, als ich eines Tages in einem Kaffeehaus im Bazar von Es salt saß, wo ich auf zwei Amerikaner, mit denen ich nach Ammân zu fahren hatte, beinahe einen ganzen Tag warten mußte, ein alter Schech, mit dem ich ins

Gespräch gekommen war, seine Erzählung. Die Geschichte, die er mir erzählte, blieb mir trotz seiner weitschweifigen Geschwätzigkeit so gut in der Erinnerung, daß ich sie, nach Jerusalem zurückgekommen, in ihren Umrissen aufzeichnen konnte. Die Geschichte des Selim el bedawi ist die Geschichte eines einzelnen Menschen, aber dieses Einzelschicksal ist in seiner ganzen Tragik so erschütternd, als wäre es das Schicksal eines ganzen Volkes oder zumindest das Schicksal einer ganzen Volksschicht.

Selim el bedu, ein alter Mann, mit einem schmutziggrauen Bart, war ein Beduinenabkömmling, dessen Vater aus irgendwelchen Gründen sich von seinem Stamm losgesagt hatte, und nach einigen Fehlversuchen, sich in die Gesellschaft der Ansässigen einzuordnen, eine kleine Kaffeeschenke eingerichtet hatte. Als nun Selims Vater eines Tages infolge einer Meinungsverschiedenheit mit einem Tscherkessen aus der Muhadjiransiedlung von Suelah, fern von seinem Stamm begraben werden mußte, übernahm der Sohn die Schenke und führte sie recht und schlecht weiter bis in die Zeit nach dem großen Kriege. Er lebte von seinem Geschäft, wie ein Mann leben kann, der mit drei, vier Gurusch im Tag zu leben versteht. Als aber dann die Türken vertrieben wurden und ein Emir ins Land kam, der manche Neuerungen mit sich brachte, kam das weltverlorene kleine Dorf an der Grenze des Beduinengebietes zwischen Es salt und dem zur Hauptstadt ernannten Amman mit einem Schlag in den Mittelpunkt des Verkehrs. Die miserable Straße, die über die Berge führte, wurde verbessert und verbreitert, und da Selims Dorf genau in der Mitte des Weges zwischen den beiden Städten lag, war es beinahe selbstverständlich, daß nicht nur die Karawanen sondern auch die immer häufiger werdenden Autos hier anhielten, rasteten und die Reisenden den Kaffee bei Selim el bedawi tranken. (Er war dieses Kaffees wegen im ganzen Kreis berühmt, denn er war gewohnt, ihn zu brauen nach der Weise der Beduinen mit allen Zutaten, mit Hel und mit Bhar.) Auf diese Weise blühte Selims Geschäft schnell auf, ohne daß er sich sonderliche Mühe gegeben hätte oder an die Notwendigkeit nur gedacht hätte, es dem vergrößerten Verkehr entsprechend zu modernisieren. Es blieb dasselbe dunkle Loch wie bisher, in dem neben einem Kohlenbecken an die zehn, meist irgendwo beschädigte Wasserpfeifen und eine Anzahl niedriger, strohgeflochtener Hocker standen. Dies in der Regenzeit. In den anderen Monaten des Jahres war das Kohlenbecken, auf dem der Kaffee gebraut und gelegentlich das Kabâb, das Fleisch am Spieß gebraten wurde, an die Schwelle vorgerückt, während Wasserpfeifen und Sesselchen vor der Türe im Staub der Straße zwischen ein paar Benzinkannen herumstanden, in denen nie begossene und dennoch zu ihrer Zeit blühende Blumen vegetierten. Das war das Kaffeehaus. Kein Mensch im ganzen Dorf wäre auf die Idee gekommen, daß ein Kaffeehaus anders aussehen könnte. Am allerwenigsten Selim, der tagaus, tagein wortlos am Schlauch seiner Argileh saugend, neben dem Kohlenbecken saß, mit ein paar Handgriffen, ohne den Schlauch fahren zu lassen, den Kaffee mischte, und mit einem Ma'essaleme das Geld in seinem fettigen Gürteltuch verschwinden ließ.

Die Jahre nach dem Krieg gingen durch das Dorf wie ein altes, übelgelauntes Weib. Mißernten, Überfälle und Heuschrecken kamen und gingen, die Menschen aber blieben sich gleich und nicht änderten sich ihre Gedanken und nicht ihre Wünsche. Schnell hatte man sich auch an die Fremden gewöhnt, die, zu allen Stunden des Tages durch den Ort kommend, ein paar Augenblicke vor Selims Kaffeehaus haltmachten, um dann weiterzufahren nach Amman oder gar nach Palästina hinüber. So wäre Selim als zufriedener Mann zu den Vätern eingegangen, wenn nicht eines Tages ein Fremder, der bei Selim Kaffee getrunken hatte, sein Auto hätte weiterfahren lassen und alle Anstalten gemacht hätte, im Dorf zu bleiben.

Dies war ein bemerkenswerter Fall, denn nie noch war es einem Fremden eingefallen, in den elenden Lehmhütten des Dorfes zu übernachten, geschweige denn Tage zuzubringen. Dies erregte natürlich um so mehr Aufsehen, als der Fremde eine ziemlich auffallende Erscheinung war. Hoch, übernatürlich hochgewachsen, blatternarbig, mit einem Schnurrbart, dessen Enden, Spießen gleich rechts und links wegstehend, dem Gesicht etwas Kriegerisches gaben, was infolge eines leichten Schielens des rechten Auges ins Hinterhältige, zur Vorsicht Mahnende hinüberspielte — so stolperte der Mann in fränkischer Kleidung und einen Tarbusch nach der letzten Mode auf dem Kopf, mit der Reitpeitsche an die Schenkel schlagend, durch das Dorf. Tauchte aber ein Automobil oder eine Karawane auf, dann erschien auch er im Kaffeehaus Selims. Aufmerksam, mit verbindlicher Miene saß er da, trank einen Kaffee um den andern, kam mit den Reisenden und besonders mit den Chauffeuren — Arabern, Juden, Armeniern und Griechen aus dem Transjordanland und aus Palästina — ins Gespräch und beglich schließlich mit einem biederer „Ma lësh“ die Zeche seiner neuen Bekannten. Bald hatte man es erfahren, daß er ein Armenier war; zwei oder drei Tage nach seiner Ankuft erschien er nämlich beim Schech der kleinen Moschee, einem alten verhutzelten Haj, und gab diesem seinen Willen kund, zum Islam überzutreten. Der Alte, der sich über dieses größte Ereignis in seinem ereignisarmen Leben zuerst nicht fassen konnte, stotterte eine Frage, die ihn überzeugen sollte, daß er nicht falsch verstanden habe, die Frage, ob er wirklich Muslim werden wolle. „Ma'alûm, gewiß“, kam die energische und völlig eindeutige Antwort des andern. Es war die Antwort eines Mannes, der genau weiß, was er will. Dieser Schritt stellte ihn in den Mittelpunkt des Interesses der Dörfler auch der Umgebung und sogar in das der in der Nähe lagernden Abteilung der Benisachrbeduinen und ließ das leise Mißtrauen, das seinen langen, ein wenig hüpfenden Schritten folgte, schwinden. Als er nun gar sämtliche Männer des Dorfes und die Ältesten der Beduinen zur Feier des Übertritts in Selims Kaffeehaus lud und überdies dem Schech der Moschee eine namhafte Summe zwecks Renovierung seines halbverfallenen Gotteshauses übergab, hätte nicht viel gefehlt und sein Ansehen wäre über das Hassan begs, des größten Grundbesitzers in der Gegend gestiegen. Es war ein Fest, wie man es noch nicht erlebt hatte. Flötenspieler aus dem Beduinenlager waren aufgeboten, ein Märchenerzähler und sogar, ein ganz

unerhörtes Ereignis, eine — etwas schwammige aber mit unerhört aufregend gelbgefärbtem Haar ausgerüstete — Bauchtänzerin aus Amman, die der Fremde hatte bringen lassen. Selim fand an diesem denkwürdigen Tag keinen Augenblick Zeit, nach der Wasserpfeife zu greifen, ja, er mußte sogar zwei Jungen anstellen, die abwechselnd den Spieß mit dem auf Kosten des Armeniers geschlachteten Schaf drehen mußten. Es war ein derart unerhörtes Ereignis, daß man noch um neun Uhr abends, zu einer Zeit also, da man sonst längst schon schlief, auf der Straße saß und, mit Aufbietung der letzten Kraft noch kauend, unermüdlich den Erzählungen des merkwürdigen Fremden aus der großen Welt jenseits des Jordan lauschte. Was aber der Anlaß war, daß dieser außerordentliche Mann den weltverlorenen Ort zum Aufenthalt erkoren hatte, erfuhr man auch jetzt nicht, so oft auch versucht wurde, das Gespräch darauf zu bringen. Selim aber fragte nicht danach, denn er hatte zu tun, die Gurusstücke seiner Einnahme zu überzählen. Ihre Summe überstieg bei weitem die eines ganzen Monats.

Tage kamen, Tage gingen, Tage ohne bemerkenswerte Ereignisse. Das kleine Leben des Dorfes ging seinen gewöhnlichen Gang hin durch die Zeit; vor Selims Kohlenbecken saß der Armenier, saugte an seiner Wasserpfeife, aß gebratene Kürbiskerne und beobachtete die durchfahrenden Automobile — man hatte sich schließlich auch daran gewöhnt. Um so mehr als er gern aber schlecht Triaktrak spielte, eine Leidenschaft, die ihn manchen Gurusch kostete, und da er, wie er sagte, manche gute Verbindung zur Regierung hatte, so sah man es nicht ungern, als er eines Tages durchblicken ließ, daß er fest entschlossen sei, sein Heim im Dorfe aufzuschlagen und tatsächlich schon tags darauf ein Haus kaufte. Ohne zu feilschen legte er dem Muchtar des Ortes, dem Besitzer des Hauses, das gegenüber dem Kaffeehaus Selims lag, den Kaufpreis hin. Dann verschwand er für einige Tage, um, wie er sagte, gewisse geschäftliche Angelegenheiten in Jerusalem in Ordnung zu bringen. Eine Woche später erschien er wieder und zwar in Begleitung zweier großer Lastautomobile. Da es Abend war, sah niemand, was er aus ihnen in das neuerstandene Haus schaffen ließ, und als am nächsten Morgen die Sonne aufging, fand man die Fenster mit Brettern vernagelt, während drinnen der Armenier einer unbekannten Tätigkeit nachging. Es verging keine halbe Stunde und das Dorf, Männer, Frauen und Kinder, hatte sich vor dem geheimnisvollen Haus versammelt. Leidenschaftliche Neugierde saß ihnen im Gesicht. An diesem Tage verdiente Selim zum zweitenmal durch den Fremden mehr als er sonst in einer Woche einnahm, denn die Männer saßen bis spät abends auf den Hockern, tranken Kaffee, rauchten Argileh und beobachteten das Haus, aus dem von Zeit zu Zeit dumpf und geheimnisvoll Hammerschläge herausklangen. Der Armenier selbst aber blieb unsichtbar.

Man zerbrach sich die Köpfe und erwog diese und jene Möglichkeit, ja der Sohn des Muchtar, der in Konstantinopel beim Militär gewesen war, meinte sogar, daß der Fremde wahrscheinlich falsches Geld erzeuge, wodurch auf alle Fälle der Ort zu ungeheurem Reichtum gelangen werde; aber keine Erklärung war wahrscheinlich genug, um akzeptiert zu werden.

Das Rätsel löste sich auch am folgenden Tage nicht. Da aber an diesem Tag mit jäher Heftigkeit der erste Regen losbrach, war es unmöglich, vor Selims Kaffeehaus zu sitzen. So zogen sich die Männer in das Lokal, in den langen dumpfigen Gang zurück und setzten dort die Gespräche vom Vortag fort. Um sechs Uhr abends aber geschah das Denkwürdige. Plötzlich schrillte durch das Toben des Regens aus unmittelbarer Nähe ein Grammophon. Die Gespräche brachen ab, wie mit einem Messer abgeschnitten. Man wußte, was ein Grammophon war, denn beinahe alle Männer waren bereits in Amman gewesen, wo die Grammophone durch den Bazar heulen, aber hier, hier in diesem Zwanzighäuserdorf ein Grammophon? Lächerlich! Endlich aber faßte sich einer, der Sohn des Muchtar, griff instinktiv nach dem Dolch und ging, zu allem entschlossen, auf die Straße. Er blieb nicht lange aus. Doch als er zurückkam, lag auf seinem Gesicht ein Ausdruck, ähnlich dem eines Menschen, der unversehens einem Gespenst begegnet war. Aufgeregt stotterte er, wies aufgeregt hinter sich, schnitt Grimassen, breitete die Arme aus, als wollte er etwas unerhört Großes umfassen, und dann fand er endlich zusammenhängende Worte.

„W'Allah, ein Kaffeehaus!“ sagte er, sonst nichts.

„Yin 'al abuk, ya habibi“, antworteten ihm, wie aus einem Mund, zehn Männer, die ihn für verrückt hielten, mit dem täglich tausendmal gebrauchten Fluch: „Dein Vater soll verdammt sein, mein Liebling.“

„Yil 'al abukum“, sagte der ehemalige Soldat endlich, „eure Väter seien verflucht“, packte den erstbesten am Gürtel und zog ihn auf die Straße. Die andern folgten willenlos.

Was sich nun ihren Blicken bot, nahm ihnen die Worte, ließ sie vergessen, daß sie in rasendem Sturmregen standen.

Das Haus gegenüber, das Haus des Armeniers, war beleuchtet wie der Palast des Emirs. Mindestens fünf Petroleumlampen verstreuten verschwenderisch ihr Licht in einem großen Raum. In welchem Teppiche an den frisch getünchten Wänden hingen, herrliche Teppiche, in die das Bild der Kaaba, das Bild des Emirs und anderer Großen geknüpft war, Koransprüche in kunstvoller Schrift, in der Mitte des Zimmers, dessen Wände von unzählbar vielen Hockern eingerahmt waren, glühte ein damaszener Mankal, und über allem, an der Frontwand, hing ein Singernähmaschinen-Plakat in arabischer und hebräischer Schrift, wie es nicht schöner im Palast des Emirs in Amman hängen kann. In dem trotz des Sturmes offenen Fenster aber stand, genau unter einer Tafel, auf der kunstvoll geschrieben stand „Kaffeehaus Amerika“, ein Grammophon mit einem Trichter von noch nicht dagewesener Größe und schrie über das Kotmeer der Straße hinweg, hinaus in die Nacht der Wüste, sein herrliches Lied: „Ya lél, ya lél . . .“

Die Plötzlichkeit des Anblicks lähmte die Fellachen, die so unheimlich sich offenbarende Großzügigkeit drückte ihre Gedanken nieder. Endlich kam zitternd von den Lippen des Muchtars das Wort: „Ein Kaffeehaus!“ Dies brach den Bann. Jeder rief hinaus, das, was er im Augenblick erfassen konnte, schrie es, um das Heulen des Grammophons, das Strömen des Regens und

seine eigene Aufregung zu übertönen, bis endlich die weinerliche Stimme Selims, der als erster die Situation richtig wertete, sich Bahn brach: „Alla, ya allah, ein Kaffeehaus! Yachr beto, sein Haus werde verbrannt!“ In langgezogenen Tönen stieß er dann, den die Erkenntnis mit jäher Plötzlichkeit am Herzen packte, eine Flut von Klagen und Schimpfworten heraus, die allmählich seine Gäste aus dem armenischen Märchenland in die Wirklichkeit zurückriefen. Tröstend wandten sie sich ihm zu, aber keiner war von dem überzeugt, was sein Mund aussprach.

An diesem Tag begann der Todeskampf des Kaffeehauses. Wohl schwuren die Männer des Dorfes einen Schwur, Selim nicht zu verlassen, seinem Kaffeehaus die Treue zu halten, aber was ist der Wille von zwanzig Fellachen und ihrem Muchtar gegen das Geld, das so und so viele Durchreisende, die nicht Freundschaft und nicht Sentiment bindet? Und, als wäre es ein Abkommen zwischen allen Reisenden gewesen: es hielt zwar ein jeder vor Selims Schenke an, aber seinen Kaffee trank er in des Armeniers Prunkpalast. Was halfs dem Selim, daß er den Kaffee nach der Weise seiner beduinischen Vorfahren zu brauen wußte, nach dem Rezept der großen Kaffeemeister der Wüste? Der Armenier hatte ein Grammophon und Geschäftsgeist. Er war kein Beduinenabkömmling, ein Mann der großen Welt vielmehr, ein Mann, der die Bedürfnisse der großen Welt zwischen Es salt und Amman und sogar Jerusalem kannte. Es war ein Kampf mit ungleichen Mitteln.

In Selim war die erste Erregung abgeklungen, denn sein Temperament neigte nicht zu Erregungen. Es stand aber in ihm die Frage nach der Gerechtigkeit des Schicksals auf, eine Frage, mit der er sich tagelang beschäftigte, dieweil der Armenier vor seinem Kaffeehaus herumsprang, die vorbeikommenden Autolenker mit ihren Rufnamen anrief, mit den Karawanenleuten und mit den Reisenden Scherzworte wechselte und so tat, als säße er seit Ewigkeit hier. Diesen fragte er mit erstaunlich schnell erfaßtem Wissen, ob sein Sohn schon aus dem Gefängnis entlassen sei, und jenem teilte er mit, daß der Preis der Schafwolle in Palästina drüben gestiegen sei, oder daß die politische Lage infolge der Wahhabi-Einfälle zu Besorgnissen Anlaß gäbe. Selim sah und hörte dies alles, und in ihm war eine grenzenlose Verwunderung; kein Haß, keine Feindschaft, nur Verwunderung über das Schicksal.

Inzwischen hatte der große Regen begonnen. Die Straßen wurden grundlos und die Autos kamen immer seltener, um schnell, so schnell wie nur möglich, ohne anzuhalten, den Ort zu passieren. Die Männer des Dorfes kamen wie früher zu Selim, aber es war doch nicht ganz so wie früher, denn auch in ihnen hatte sich die Neugierde, ein dumpfes hinterhältiges Tier, festgesetzt, aber sie hielten den Schwur, den sie Selim in der ersten Stunde geschworen hatten. Zwecklos verschwendete das Grammophon drüben seine Lieder: leer lag des Armeniers zwecklos beleuchtetes Kaffeehaus zwischen den gelbgrauen Wasserteichen, die einst eine Straße waren. Dennoch aber wandelte sich des Armeniers fröhlichpffiffige Miene nicht; brüderlich mit den Leuten des Ortes zu verkehren war auch weiterhin sein Bestreben, ja, er kam sogar dann und wann zu Selim herüber, spielte Triptrak, als gäbe es kein anderes Kaffee-

haus als das Selims, des Beduinen. Er langweilte sich wahrscheinlich allein, und wenn hie und da ein Reisender doch einen Kaffee bei ihm zu trinken wünschte, hatte er ja nur zwei Schritte zu machen, wie er nur zwei Schritte zu machen hatte, um die Sprechmaschine, die er von Sonnenaufgang bis zur Neige des Tages unermüdlich funktionieren ließ, neu aufzuziehen. Eines Tages aber befestigte er ein leuchtend gelbes Schild an seinem Haus, auf dem täuschend ähnlich eine Art Muschel abgebildet war, unter der das Wort *Shell* in großen, weithin sichtbaren Buchstaben, schön verschnörkelt, zu lesen war. Von diesem Tag an gewöhnten sich die seltenen Autos, trotz Sturm und Regen, anzuhalten, denn sie bekamen hier Benzin und der Armenier ward seltener bei Selim gesehen.

Da, um diese Zeit, begann Selim wieder die Frage an das Schicksal zu stellen und dieses Fragestellen beschäftigte ihn derart, daß er immer lethargischer wurde, der Kaffeebereitung immer weniger Sorgfalt zuwendete, tagelang nicht ausging, um seinen Vorrat an Gewürzen, Hel und Bhar, zu ergänzen, die seinen Kaffee berühmt gemacht hatten, so daß es bald zum Eklat kam. Hassan beg, der Feinschmecker und Liebhaber von Selims Kaffee, kam für einige Stunden in das Dorf, um die Pacht einzuheben. Er setzte sich mit dem Muchtar und dessen Sohn in Selims Lokal, doch als dieser ihm den Kaffee hinstellte, einen Kaffee, wie man ihn in jedem beliebigen schlechten Kaffeehaus bekommen kann, warf der Effendi wütend dem alten Mann die Schale an den Kopf und verließ mit einem „Dein Glaube sei verflucht!“ das Kaffeehaus. Ging straks zu dem Armeiner, der ihn mit tiefen Verbeugungen begrüßte. Hinter ihm der Muchtar und dessen Sohn, Haj Ya'aqûb und Da'ud el askâri.

In Selims Kopf verwirrten sich die Gedanken. Er verstand nicht, warum der Effendi gegangen war, er verstand nicht, warum der Muchtar und dessen Sohn, der Soldat, im plötzlich aufbrechenden Sonnenschein vor der Türe des Armeniers und nicht vor der seinen saßen, er verstand nicht, warum ein paar andere Fellachen, Pächter Hassan begs, Leute, die gestern noch bei ihm Kaffee getrunken hatten, sich zum Effendi gesellten: er verstand nichts mehr. Ein dumpfer Druck lagerte sich zwischen seine Augen. Als er an diesem Abend in seinem Gürtel nur zweiundeinhalb Gurusch fand, weniger als er zum Leben des Tags bedurfte, öffneten sich seine ein wenig kurzsichtigen Augen zu einem erstaunten Fragen. Er blickte in die vergehende Glut des Kohlenbeckens, als würde ihm von dort Antwort kommen. Als die Kohlen in rätselhaftem Aufflackern verglommen waren, ohne seine Frage zu beantworten, zog er die alte Matte an sich heran, krümmte sich um das noch warme Becken und schlief, den dumpfen Druck noch immer im Schädel, allmählich ein. Auf seinem vergrämten Greisengesicht lag das tiefe Erschrecken vor dem Unabänderlichen.

Es war ein lächerlicher Kampf, den er nun aufnahm, der Kampf einer Heuschrecke, einer einzelnen Heuschrecke gegen den großen unbesiegbaren Storch, dessen Schnabel allein größer ist als hundert ihresgleichen. Er bekam eines Tages von einem mitleidigen Chauffeur ein Schild in ähnlichen Farben, wie

das des Armeniers. Er befestigte es an seinem Haus, kaufte zwei Kannen Benzin — schwer wog das Geld in seiner Hand — verteilte in naiver Unkenntnis der Materie ihren Inhalt auf vier Kannen, die zur Hälfte mit Wasser gefüllt waren. Ein Chauffeur, der ein paar Tage später zurückkam, ein Negermischling aus dem wilden Süden, fragte ihn mit hämischem Lachen, wo er sein Benzin beziehe und schoß die kleine Lampe von der Wand. Da erwachte das alte Beduinenblut in Selim und es hätte Blut gegeben, wenn nicht der Armenier mit einem nach beiden Seiten verbindlichen Lächeln den Kampf beendet hätte. Einen nichtverstehenden Blick, der mählich in Haß hinübergloss, warf Selim auf den Friedensstifter und dann ging er, wortlos eine Wasserpfeife zertretend, in sein Haus. Das Schild riß er herunter und der Inhalt des letzten Benzinblechs versickerte zwischen den Steinen im hereinbrechenden Abend.

Der Muchtar hatte den Schwur gebrochen. Zwar hatte er es aus zwingenden Gründen getan, aber immerhin: der Bund der Unentwegten hatte eine Lücke bekommen, die nicht mehr zu schließen war, eben weil er der Muchtar des Ortes war. Haj Ya'aqûb kam nicht mehr zu Selim zurück und auch nicht mehr sein Sohn Da'ud, der Soldat. Was Wunder, wenn infolgedessen der Gäste immer weniger wurden und daß immer häufiger an den dunklen Abenden Gestalten zum Armenier schlichen, die an Omar den Schmied, an Musa el kebir, an Schemseddin oder an irgendeinen andern Einwohner des Ortes erinnerten, der gestern noch bei Selim gesessen hatte. Selim sah es; noch immer war das Erstaunen in seiner Augen aufgerissenem Blick, das Nichtverstehen, doch irgendwo in den Augenwinkeln zitterte ein Licht, das von Angst sprach, von verzehrender, grausamer Furcht. Hunger, der Gedanke Hunger setzte sich im Gehirn des alten Mannes fest. Und als die letzte lächerliche Anstrengung, mit dem Armenier die Konkurrenz aufzunehmen, verpufft war, klang auch der Versuch lächerlich aus, durch Anstreichen der Türschwelle mit blauer Kalkfarbe und durch das Aufhängen eines alten, zerrissenen Teppichs an der Wand, das Lokal den Anforderungen der Zeit entsprechend zu modernisieren; als dies nichts half, tat Selim einen anderen Schritt von gleicher Lächerlichkeit. Er ging zu dem Armenier hinüber und flehte um Barmherzigkeit. Ein glattes bedauerndes Lächeln war die Antwort. Da glomm ein neues Licht in den Augen des Beduinen auf und sein Herz öffnete sich der in ihrer Unabänderlichkeit fürchterlichsten Begierde des Menschen: der Rache. Wortlos, ohne Fluch und ohne Verwünschung, ging er in sein Haus zurück. Stolperte in das halbdunkle, gespenstisch leere Lokal, stand vornübergebeugt, mit hartem, röchelndem Atmen, und dann suchte er das alte verrostete Gewehr seines Vaters heraus.

Was nun geschah, war die logische Folge aus den Geschehnissen, wie sie sich im Gehirn eines Beduinenabkömmlings widerspiegeln müssen. Umständlich lud er das Gewehr, nachdem er den Mechanismus vom Rost befreit hatte, und als in diesem Augenblick das Heulen des Grammophons von neuem losbrach, trat er in die Türe und schoß hinüber. Geradeaus in den Trichter. Mit einem ächzenden Rasseln brach die Musik ab. Selim lud ein

zweitesmal, hob ein zweitesmal das Gewehr ans Kinn, drückte ein zweitesmal ab, doch das uralte Gewehr versagte den Dienst, zerriß im Lauf und schlug Selim an den Kopf. Er sah Leute über das Feld nach ihren Gewehren laufen, hörte ein paar Revolverschüsse (aufs Geratewohl abgegeben), dann trat ein Blutschleier vor seinen Blick und er rannte, mit der kleinen Petroleumlampe in der Hand (instinktiv sie vor dem Wind schützend) über die Straße hinüber. Eine Gestalt kam ihm entgegen, er wich ihr aus, schrie, daß er schießen würde, worauf die Gestalt sich verkroch, und rannte weiter, hinter das Haus des Armeniers. Mit einem Tritt hatte er die Türe zum Benzinmagazin geöffnet, riß mit dem Messer ein Benzinblech auf und schon warf sich eine Flamme empor, in deren dumpfem Knall sich das irre Lachen des alten Mannes verlor.

Die Häuser des Transjordanlandes aber, Würfel aus Lehm, brennen nicht ab. Als der kleine Benzinvorrat verbrannt war, war auch das Feuer zu Ende. Der schwere, bald darauf einsetzende Regen tat das Übrige und Selims Rache verpuffte in Lächerlichkeit wie alle seine Unternehmungen.

Man fand ihn nicht. Er hatte bei den Benisachr ein Gewehr gestohlen und war in die Wüste entwichen. Der Armenier zog es vor, eine Zeitlang recht auffällig seinen Revolver zu tragen und nach Einbruch der Dunkelheit das Haus nicht zu verlassen. Bald aber, als man von Selim nichts hörte, gab er dies wieder auf.

Aber nach einem Monat etwa machte Selim, der Kaffeeschenke, noch einmal von sich reden. Als der Armenier eines Morgens aufstand und vor sein Haus treten wollte, setzte die Tür ihm einen unverständlichen Widerstand entgegen. Er stieg durch das Fenster hinaus und fand an der Tür Selims Leichnam hängen. Ein tief vergrämter und gleichzeitig verbissener Zug lag auf seinem verhungerten Antlitz. Mit einer gleichgültigen Geste, gar nicht ungehalten, schnitt der Sieger den Körper ab und ließ ihn zu Boden gleiten.

Dies ist die Geschichte von Selim el bedawi, wie sie mir erzählt wurde im Bazar von Es salt. Und Allah weiß es besser.

DAS SPIEL VOM HERRN UND VOM JOCKEL

für Kinder und Erwachsene
von Kindern und Erwachsenen zu spielen,
darstellend die Unordnung der Welt,
welche kund wurde,
als der Knecht Jockel den Hafer schneiden sollte

VON

Arnold Zweig

Personen: DER HERR
DER KNECHT JOCKEL
DER HUND
DER STOCK
DER FEUER
DAS WASSER
DER OCHSE
DER SCHLÄCHTER
DER TOD
DIE VOGELSCHEUCHE
Chor der Kinder, die den HAFER darstellen
Chor der Kinder, die die SPATZEN darstellen

} Die Boten des Herrn

Wenn der Vorhang aufgeht, ist die Bühne dunkel und leer. Dann ziehen die Kinderchöre auf und sprechen, während die Arbeiter die Bühne aufbauen, Scheinwerfer montieren und allmählich volle Helligkeit verbreiten, auf der Bühne hin und her marschierend, das

Lied vom Herrn und vom Jockel:

Es schickt der Herr den Jockel aus,
er soll den Hafer schneiden.
Der Pudel beißt den Jockel nicht,
und kommt auch nicht nach Haus.
Da schickt der Herr den Pudel aus,
er soll den Jockel beißen.
Der Jockel schneid't den Hafer nicht
der Jockel schneid't den Hafer nicht
und kommt auch nicht nach Haus.
Da schickt der Herr den Stock heraus,

er soll den Pudel schlagen.
Der Stock, der schlägt den Pudel
nicht,
der Pudel beißt den Jockel nicht
der Jockel schneid't den Hafer nicht
und kommt auch nicht nach Haus.

Da schickt der Herr das Feuer aus,
es soll den Stock versengen.
Das Feuer sengt das Stöcklein nicht,
das Stöcklein schlägt den Pudel nicht,
der Pudel beißt den Jockel nicht,
der Jockel schneid't den Hafer nicht
und kommt auch nicht nach Haus.

Da schickt der Herr das Wasser aus,
es soll das Feuer löschen.
Das Wasser löscht das Feuer nicht,
das Feuer sengt das Stöcklein nicht,
das Stöcklein schlägt den Pudel nicht,
der Pudel beißt den Jockel nicht,
der Jockel schneid't den Hafer nicht
und kommt auch nicht nach Haus.

Da schickt der Herr den Ochsen aus
er soll das Wasser trinken.
Das Öchslein trinkt das Wasser nicht,
das Wasser löscht das Feuer nicht,
das Feuer brennt das Stöcklein nicht
das Stöcklein schlägt den Pudel nicht,
der Pudel beißt den Jockel nicht,
der Jockel schneid't den Hafer nicht
und kommt auch nicht nach Haus.

Da schickt der Herr den Schlächter
aus,
er soll den Ochsen schlachten.
Der Schlächter schlacht't den Ochsen
nicht,
der Ochse trinkt das Wasser nicht,
das Wasser löscht das Feuer nicht,
das Feuer brennt das Stöcklein nicht,
das Stöcklein schlägt den Pudel nicht,
der Pudel beißt den Jockel nicht,
der Jockel schneid't den Hafer nicht
und kommt auch nicht nach Haus . . .

Auf der rechten Seite der Bühne steht der Thron des Herrn auf mehreren Stufen, von der Mitte der Bühne getrennt durch einen Triumphbogen, der den Palast andeutet. Hinter dem Thron des Herrn, dem Publikum sichtbar, ist der Platz für diejenigen Spieler, die später als Sendboten des Herrn auftreten. Von links treten zunächst nur die Kinder auf, die den HAFER darstellen. Sie sind hellgrün gekleidet, mit gelblichen Schärpen; sie tragen grüne Stöcke mit gelben Papierkugeln, die die Haferrispen darstellen. Hintergrund hellblauer Himmel.

ERSTER AUFTRITT

Die Kinder, die den HAFER darstellen, treten auf in einem reigenartigen Tanz, währenddessen sie das *Lied des Hafers* sprechen oder singen:

DER HAFER:

Wir, der Hafer, sind gut gewachsen. Es hat geregnet
zur rechten Zeit, Mutter Sonne hat uns gesegnet;

Am äußersten linken Rand der Bühne tritt der CHOR DER SPATZEN auf, grau und schwarz gekleidet.

Zwischen Hafer und Spatzen tritt DIE VOGELSCHEUCHE auf. Sie geht auf Stelzen, um größer zu sein, und trägt die Uniform eines Polizisten.

47

so komme, wen es hungert, denn es ist viel Hunger in der Welt.
Bewegung bei den Spatzen, sie richten sich auf, strecken ihre Hände aus. Lautlos.

DER HERR:

Vorausgesetzt, daß er bezahlen kann den Weltmarktpreis meines
Hafers

Die Spatzen sinken zusammen.

DER HERR:

Denn Hafer ist gut zu vielerlei. Man zerschrotet ihn,
Suppe zu kochen aus seinen Flocken, die weltberühmt sind.
In manchen Ländern bäckt man ein Brot aus ihm,
in anderen liebt man seine wohlschmeckende Grütze.
Gleichwohl scheut der meiste Hafer den Umweg nicht,
dem Menschen zu dienen in den Muskeln der Pferde,
der Brühe aus Tauben, dem Fett der Gänse,
den Eiern und Hühnern und ihrem Fleisch, dem Entenbraten —
kurz allem, was die Leitung der Welt überantwortet hat
der Mühsal des Menschen.

Leicht wäre zu berechnen, wie der Hafer wirkt
auf den Börsen der Welt, und ob es klug ist,
ihn früh auf den Markt zu bringen oder spät.
Früh, wenn das Angebot noch gering ist, aber vielleicht auch
schwach die Nachfrage.

(Durchaus berechtigt die Klugheit, Hafer zurückzuhalten vom
vorigen Jahre
und ihn jetzt anzubieten vor neuer Ernte.)

Da aber reif ist der Hafer, dank der wohleingerichteten Güte und
Leitung der Welt,
werde zunächst geschnitten die Saat und so eingeleitet
mannigfacher Arbeitsgang. Es beginnt der Anstieg der vollen
Arbeit,

der Ernte auf dem Lande.

Er drückt auf eine Klingel, der Scheinwerfer fällt auf den Knecht JOCKEL, einen
riesigen Landarbeiter, mit seiner Sense.

DER HERR:

Jockel, tritt her. Du weißt, du bist mein Knecht. Du wohnst
in meinen Wohnungen, du issest mein Brot. Deine Kinder
besuchen meine Schulen, wo gerichtet wird ihr Geist
zu nützlichem Denken. Auch du hast vielerlei gelernt.
So nimm deine Sense, geh, schneide den Hafer,
und komm zurück nach der leichten Verrichtung,
mir zu berichten, geschnitten sei er.
Entsenden dann wollen wir Wagen und Mägde und
ihn einfahren auf die Tenne und uns freuen

und ihn dreschen und worfeln, daß gesondert
die Spreu vom Stroh und den Körnern;
und wir alle sehen und genießen, jeder auf seiner Stufe,
den göttlichen Segen der Arbeit auf dem Lande.

Der Knecht Jockel hat lauschend an den Stufen des Thrones gestanden, verbeugt sich, schultert seine Sense, geht mit langsamen, steifen Schritten bis in den Triumphbogen, wo er stehenbleibt, die eine Hand nachdenkend über die Augen gelegt.

DER HERR (*spricht indessen*):

Er hat unterlassen zu bestätigen, daß Hören Gehorchen sei.
Doch kann dies nichts bedeuten.

Wahrscheinlich war jäh der Übergang von einer Arbeit zur
ändern.

Zwar sind merkwürdig diese Zeiten nach dem Großen Kriege.
Aber festgegründet in den Gemütern wissen wir
die Lehre vom Blute, dem Boden und dem Besitz.
So hat nichts zu bedeuten die Vergeßlichkeit meines Dieners,
für die er dennoch gestraft werden muß nach vollendeter Arbeit.
Und zuwenden kann ich mich, auf dem viel liegt — Verantwort-
ung und Mühsal —

anderen Teilen meiner Verwaltung, von welcher abhängt
das Glück und die Sicherheit, die gegründete Ordnung
und der Wohlstand dieses Zeitalters. Was verlangt jetzt die Lage?

Die Karte der beiden Erdkugelhälften, welche den Hintergrund des Thrones einnimmt,
wird vom Scheinwerfer erhellt.

DER HERR:

Wir wissen wohl, daß rund geschaffen der Planet,
und alles hinlaufen könnte zu allem, alles verbilligend.
Auch wären wir sehr daran interessiert. Aber weil begonnen
mit Abschließung der Grenzen die Barbaren des Nordens, sich
zu versichern
aus eigenem für den Fall des Krieges, müssen auch wir,
sehend den Unsinn, einwilligen in den Unsinn. Denn so
verlangt es
das Gefüge unserer Art der Wirtschaft und des Besitzes,
die nun einmal die unsere ist.

Er sinkt zusammen, es wird dunkel.

DRITTER AUFTRITT

Der Scheinwerfer holt den Knecht JOCKEL aus dem Dunkel hervor und begleitet ihn, während er mit steifen Schritten über die Bühne und zum Haferfeld geht.

JOCKEL:

Alles, was entkeimt der Erden,

schwank und blaß im blauen Grün,
muß dem Herrn zum Vorteil werden,
dem mein Arm und Vorsatz dient.
Ach, ich weiß nicht, wie ichs richte,
daß mein Los sich besser stellt.
Alle Arbeit ist zunichte,
wenn in Abend fällt die Welt.
Wenn ich nach des Lebens Mühe
steif den Arm nicht regen kann,
winkt ein Napf mit Wasserbrühe
und ein Stroh dem alten Mann.
Nichts als meines Herren Gnade
sichert vor dem Hunger mich;
und doch fühl ich: es ist schade,
wie um jeden, auch um mich.

Er ist am Haferfeld angelangt; die Kinder bewegen ängstlich ihre langen Stäbe.

DER HAFER:

Wehe, wehe, er wird uns schneiden,
vom Leben scheiden, jetzt kommt der Tod!
Wir müßens leiden,
so liegt auf beiden
des Lebens Not.
Wir mußten reifen,
um zu begreifen
das große Gebot:
Vergeh im Werden,
du bist auf Erden
der Erde Brot.

Der Knecht Jockel erhebt die Sense.

JOCKEL:

Jetzt fasse ich also meine Arbeit an.
Ich habe sie gelernt, und mein Vater hat sie gelernt, und mein
Großvater schon.
Einige Leute behaupten, daß man auch etwas Besseres werden
kann,
so zum Beispiel seien Maschinen erfunden statt unserer Fron.
Ich würde auch lieber auf einem Traktor fahren,
eine Mähmaschine kutschieren — Combine heißt sie und bindet
gleich Garben —
aber da meine Eltern ihr Lebtag ganz kleine Leute waren,
folge ich ihrem Beispiel, die ärmlich verdarben.
Doch ist es noch früh, die Sonne noch tief, ich mag mich nicht
drängeln
zu meiner Arbeit. Ich muß die Sense erst dengeln.

Holt einen Wetzstein hervor und wetzt die Sense.

Stahl an Stein, hin und her —
scharf zu denken, das ist schwer.
Alles, was am Boden wächst,
das gehört dem Herrn zunächst.
Doch gehört ihm auch das Land:
Warte — das ist unbekannt.

Er steht in nachdenkender Stellung, auf die Sense gestützt.

Hat er selbst das Land gemacht?
Hats ihm einer dargebracht?
Darf er sagen: er besitzt
das, was doch uns allen nützt?
Darf er machen, daß die Kraft
dieser Sense für ihn schafft?
Die ich schwinge hin und her,
wie wenn selbst ich Sense wär?
Nein, es ist nicht an der Zeit,
nein, ich bin noch nicht so weit —
eh ichs richtig nicht erkannt,
rühr ich weder Fuß noch Hand.
Herrlich dehnt es sich im Gras,
denkt sich dies und denkt sich das,
während Wind im Halme webt:
Herrlich, herrlich, wer da lebt!

Er legt sich hin, streckt Arme und Beine aus, richtet sich bald auf, blickt nachdenkend vor sich hin, läßt sich wieder sinken. DIE VOGELSCHEUCHE betrachtet ihn.

DIE VOGELSCHEUCHE:

Diesem Menschen kann ich keine Schonung bewilligen,
im Gegenteil: ich muß seine Faulheit gründlich mißbilligen.
Ich mag auch kaum glauben, daß das gut enden kann.
Wozu empfängt er den Tagelohn? Doch mich gehts nichts an.

VIERTER AUFTRITT

Thron beleuchtet. Rechts von ihm steht jetzt eine große Uhr, auf *SECHS* zeigend.

DER HERR:

Mein Verdacht war gerechtfertigt. Die Gelehrten, welche
nützlichere Arbeit leisten, als der Barbar gemeinhin annimmt,
haben
längst errechnet das Zeitmaß, das dieser Knecht
nötig hat, zu verrichten die gewohnte Arbeit und den Hafer zu
schneiden. Auch
kalkulierten sie ein: außer dem Hin- und Rückweg, entsprechend

dem Maß seiner Schritte und seines Alters
angemessene Weile, sich abzuwischen den Schweiß und
einzunehmen Nahrung, sie auszuschneiden und schließlich
umzuschauen sich, welches das Wetter ist und sich zu freuen
des gesegneten Morgens.

Hinzufügend zu allem diesem noch zehn Prozent für Unerwartetes,
kaum zu Erwartendes, ist so sehr überschritten die Weile des
gewohnten Zeitraums des Haferschneidens, daß ich
schweren Herzens veranlassen muß Zwang und entsenden
den ersten meiner Boten. Wir halten aber
mehr vom inneren Zwang, dem eingewurzelten, gut gelernten,
Freiwilligkeit genannt und Pflichtbewußtsein und gute
Gesinnung;

Ansteckung fürchtend der Unordnung, welche gefolgt ist
jenem Geschäfte, allzu lebhaft, des Großen Krieges. Und so
seufzend entsende ich von den Stufen des Thrones meinen
Hund.

Mit einem Hundekopf, in Uniform¹, steht DER HUND an den Stufen des Thrones.
Der Hund hält eine Hand ans Ohr.

DER HUND:

Ich verstehe den Befehl, ich höre und gehorche.

FÜNFTER AUFTRITT

DIE VOGELSCHEUCHE:

Ich wußt es schon, ich wußt es stets:
wie man sichs richtet, nun, so gehts.
Wer lang ist, siehts von weitem schon:
der Ungetreue kriegt den Lohn!

Während dieser Verse ist der Hund zum Jockel getreten.

DER HUND:

Manchem Menschen versengt die Morgensonne das Gehirn.
Sind sie klug, so warten sie nicht erst die Prügel ab,
die ihr Wahnsinn verdient. Setz dich in Trab!
Schneide den Hafer! Du hast wohl 'ne weiche Birn?

Er holt mit seiner Stahlrute zum Schlage aus.

JOCKEL:

Zuschlagen kann jeder, aber kann jeder auch
eine Frage beantworten, die man hier einatmet wie Rauch:

¹) Die Uniform des „Hundes“ muß ausdrücken, daß er und Jockel der gleichen Gesellschaftsklasse angehören: entsprechend etwa der deutschen SA, eines Gefreiten stehender Heere oder dergl.

nämlich warum der Hafer im Werte steigt,
wenn ihn meine Sense erst niedergegeigt?
Bleibt er stehen und frißt ihn die Kuh,
so ist er so viel wert wie das Gras.
Schlag ich ihn aber entzwei, so sag mir, du,
was macht ihn denn dann teurer? Verrat mir das!

DER HUND:

Wahrhaftig, da bin ich überfragt,
so etwas hab ich mir selber schon manchmal gesagt.
Nein, ich kann den Mann da nicht zwacken. Erst sag mir einer
Bescheid.
Erst muß ich mal denken. Nehm mir einfach die Zeit.

Er setzt sich neben den Jockel.

SECHSTER AUFTRITT

Auf dem Throne hell. Die Uhr zeigt auf *SIEBEN*.

DER HERR:

Es logen nicht die Berichte, welche
Unzuverlässigkeit der Verbände andeuteten, die
aus den unteren Klassen sich rekrutieren. Es bleibt auch
verständlich,
da nicht dauernd glücklich macht ein braunes Hemd; das
Herumlungern, Prügeln,
vielmehr durchbricht die innere Verwandtschaft der Klassen,
welche
behauptet die verbotene Lehre. Also entsende
man, zurechtzuweisen die Unbotmäßigen, jetzt
den Sohn der gebildeten Stände, den hochgezüchtet
höhere Schule, sowie sein wohlverstandener
Anspruch auf Führerstellung, bedient zu werden,
also auch selbst zu dienen,
oben zu sein und anzuerkennen Oberste,
scharf zuzuschlagen und lieber zu dulden
Ungerechtigkeit als Unordnung. So sieh also zu,
und behebe den Schaden: Geh hin, mein Stock!

DER STOCK, in Uniform¹ und bewaffnet, steht an den Stufen des Thrones und salu-
tiert.

DER STOCK:

Ich verstehe den Befehl, höre und gehorche.

¹Die Uniform des „Stocks“ muß sich in der Farbe und im Schnitt von der des Hundes unterscheiden und die höhere Gesellschaftsschicht anzeigen.

SIEBENTER AUFTRITT

DER HAFER bewegt seine Halme rhythmisch hin und her. Die Kinder sprechen oder singen.

DER HAFER:

Ha, erhört sind unsere Bitten,
nein, wir werden nicht geschnitten,
heute nicht und morgen nicht.
Doch was will der schwarze Wicht?
Trägt er auch den Schnurenrock,
ist er doch ein steifer Stock!
Da sie sich im Streit erhitzen,
wolln wir ruhn und fröhlich sitzen.

Sie setzen sich nieder, halten ihre Ähren aber aufrecht.

DER STOCK (zum Hund):

Bevor ich dir wehe tu,
wende dich deinem Dienste zu.
(Zum Jockel)
Bevor ich dich schlagen kann,
geh an deine Arbeit, Mann.
Seid stolz, daß ihr wißt,
wie notwendig euer Gehorsam ist,
und daß oben vieles nicht klappt,
weil ihr hier gefaulenzt habt! Trapp!

Er droht mit seinem Gewehr.

JOCKEL:

Schießen ist einfacher als denken.

STOCK:

Ich habe acht Semester studiert.

HUND:

Dann wetz deinen Verstand und gib ihm Antwort

JOCKEL:

Warum wird der Hafen wertvoller, wenn ich ihn kaputt mache?

STOCK:

Narr, weil du deine Arbeit dazu getan hast.

JOCKEL und HUND (gleichzeitig):

Aha, aha, weil ich meine [er seine] Arbeit hinzutat!

JOCKEL:

Aber warum merken wir dann nicht
in unserer eigenen Tasche, an unserer eigenen Stellung,
im Aufbau des Ganzen,
daß Wert verleiht meine Arbeit dem Hafer?
Kannst du mir das nicht verraten, so will ich
lieber tot sein, als meine Arbeitskraft wegwerfen.

STOCK (*zum Hund*):

Hast du nicht gemerkt, daß auf dir ruht Blut und Ehre?

HUND: Man hat es mir gesagt, aber gemerkt habe ich es nicht.
(*Zum Jockel*)

Aber hast du nicht gemerkt, daß auf d i r ruht
Ehre und Wohlfahrt der Nation?

JOCKEL:

Schöne Worte und Aufmärsche tun wohl, aber
die Hochstimmung geht vorüber, sinkt ab, und es bleibt
auf dem Brot ein wenig Marmelade.

STOCK: Aufregung schafft keinen Mumm in die Knochen,
Spiele ersetzen nicht
gesunde Wirtschaft.
Ich gebe euch recht
Nachzuforschen ist
nach dem Verbleib
des Mehrwerts.
Es muß also weiterhin gedacht werden,
und ruhen muß das Schneiden des Hafers.

ACHTER AUFTRITT

DER HERR (*die Uhr zeigt ACHT*):

Man hat Beispiele, daß
Verbrüderung eintrat quer durch die Stände,
was hinweist auf sehr
bedenklichen Fortschritt der Zersetzung. Wir haben also
unsere Pflicht unterlassen,
anzudeuten der gebildeten Jugend ihren Rang, und müssen nun
stärkeren Zauber beschwören, brennen durch Feuer.

An den Stufen des Thrones steht, DAS FEUER verkörpernd, ein Weib, mit roten
Plakaten bedeckt, das eine Tafel mit Zeitungsköpfen radikalnationalistischer Hetz-
blätter wie ein Banner an einer Stange trägt. Für deutsche Verhältnisse also: *Nacht-
ausgabe, Völkischer Beobachter, Der Angriff, Der Stürmer*.

DAS FEUER (*mit einer Peitsche in der Hand*):

Es sind gefährliche Unordnungen ausgebrochen?
Auf die Verbände der jungen Männer ist kein Verlaß mehr?
Die Arbeitsschlacht läßt zu wünschen übrig?
Das erhabene Beispiel des Führers wird ignoriert?
Da bin ich in meinem Element. Es lasse mich
der Herr nur machen! Und ich entfessele
aus tausend Zungen das Feuer meiner
Propaganda —

Ich höre, jauchze und gehorche!

Den Weg von den Stufen des Thrones bis zu der Spielergruppe¹ tanzend.

Hört mich knallen, seht mich tanzen,
habt ihr sie verschont die Wanzen?
Bangt ihr, abzutun die Schranzen?
Weilt und zögert, kneift und träumt?
Ungeschnitten stehn die Pflanzen,
ungefüllt bleibt Topf und Ranzten,
Hungerblicke werden Lanzen,
weil ihr eure Pflicht versäumt!
Vorwärts, peitscht sie, treibt sie, wütet!
Merkt ihr nicht, der Aufruhr brütet
ihnen toll im Knechtsgebein?
Steht ihr da, Pantoffelseelen?
Muß es euch der Herr befehlen,
sie zu packen an den Kehlen,
ihren Pflichten treu zu sein?
Rufet: Vorwärts, hinan!
Und das Werk, es werde getan!

DER STOCK:

Zu bedenken, daß dies mich einmal toll gemacht hat!
Eben sogar zitiert es den Altmeister Goethe
Du bist eine recht widerlich talentvolle Kröte.
Leider bereut man, wenn man dir zugelacht hat.
Man kann dich leider nur mit dem Handschuh anfassen.

Zieht einen ledernen Handschuh an.

Und nun sag mir du, der du mich oft geschürt:

Packt das Feuer an der Kehle.

Wenn man den Mehrwert stets in die Privathand überführt —
wann geschieht etwas für die Kameraden, die Massen?
Sprich! Heraus mit deiner Zunge!

Auf die Spatzen deutend.

Siehst du nicht, wie verhungert und elend sie sind?
Glaubst du, ich lasse mich anlügen wie ein Rind?
Sag was, oder du frißt deine eigene Lunge!

DAS FEUER (*röchelt*):

Tod den Juden! Tod den Pfaffen!
Tod den Junkern! Tod den Laffen!
Tod den Nörglern, die da meckern,

¹ Unter „Spieler“ sind stets die Darsteller von Einzelrollen verstanden.

die den Führer frech bekleckern!
Jedem Tod, der zankt und sticht ...
Wehe — weiter weiß ich nicht!

Sinkt zusammen.

DER STOCK:

Und von einem solchen Lumpen,
ließen wir uns mit Wut vollpumpen.
Man werde schamrot oder man lache
sicher aber ist's Zeit, daß man erwache.

NEUNTER AUFTRITT

Die Uhr zeigt NEUN.

DER HERR:

Falsch wäre es, mir zu verhehlen,
daß mich Unruhe anweht, wohlbegründete. Früher,
wenn ich losgelassen hatte das unbedenkliche Feuer,
bewies mir Johlen, Geheul und einzelnes Schießen,
daß angewendet waren die richtigen Methoden.
Heute vermerke ich eine kühle Stille.
Gewiß das Unpassendste, voll übler Anzeichen.
Da aber unsere Hilfsmittel nicht gering sind,
und das Durchdenken jeglicher Phase,
unvoreingenommenes Betrachten zum Ziele geführt hat,
beschließe ich vorsichtig, das Schwergewicht zu verlagern,
einzugreifen mit Milde und anzuwenden eine ältere Klaviatur
voll erprobter Töne, einlullend, Unausgesprochenes
ansprechend.
Und so entsende ich, da das Feuer nichts half,
Kühl, silbern, schmeichlerisch und sehr stark —
das Wasser.

In der nun folgenden Szene zeigt der Dichter, die Kirchenkämpfe im Dritten Reiche assoziierend, daß auch die Geistlichkeit (personifiziert im „Wasser“) eine gesellschaftlich abhängige Kraft und deshalb in ihrem Verhalten zwiespältig ist. Nach einer Auseinandersetzung mit den andern „Spielern“ — in deren Verlauf es fast gelingt, den Jockel zur Aufnahme der Arbeit zu bewegen — setzt sich der Darsteller des „Wassers“ zu den andern.

DAS WASSER:

In meinem Busen ist's unruhvoll,
und ich wage nicht, weiter zu schreiten

der Auftrag, dem ich genügen soll,
wird immer mit mir streiten.
Der Armengott hat uns gesetzt
in Eifer, Amt und Pfründe —
der Herr ist, dem wir dienen jetzt,
vielleicht der Herr der Sünde . . .

ZEHNTER AUFTRITT

Die Uhr zeigt **ZEHN**.

DER HERR:

Töricht wäre es und zwecklos,
meine Unruhe zu leugnen.
Unter den Kraftquellen ist
eine der stärksten:
Mangel an Selbsttäuschung.
Es hat das Wasser
offenbar versagt zu wirken.
Allgemeine Lähmung
geht aus
von der Ungleichheit des Besitzes.
Was früher Anreiz war, ist heute
voll geheimer Sprengkraft.
Und da ungewiß ist
die Dauer meiner Herrschaft,
versichert sich vielleicht Zukünftiger
die Schlaueit meiner Bischöfe.
Aber noch ist es erst zehn,
meine Hilfsquelle unerschöpflich.
Das Wasser zu seiner Pflicht zu bringen
durch Drohung des Austrinkens
benötige ich jetzt der dauernden Treue,
die die Mühlen des Staates dreht
und ausübt die Verwaltung aller Verwaltungen:
meines besten Dieners — des Ochsen.

An den Stufen des Thrones erscheint in der Uniform eines Verwaltungsbeamten, mit Ochsenkopf und eisernen Hufen, **DER OCHSE**, eine Feder hinterm Ohr und ein Tintenfaß zwischen den Hörnern, die die Form von Paragraphen haben.

DER OCHSE:

Tritt endlich ein im Gang der Paragraphen,
zu rächen Unverstand und freches Trotzen,
dein Wort an mich, den stets bereiten Lotsen,
so bin ich da, zu treiben und zu strafen.
Mit Huf und Horn beschütze ich die Braven,
die Bösen aber sollen Lumpen kotzen;

sie zu zertrampeln, will ich gerne rot sehn,
und bis sie hin sind, nicht mehr ruhn und schlafen.
Ich diene jeder kräftigen Regierung,
doch wenn ich folge, will ich Männern folgen,
die eingeschworen sind auf Amt und Führung,
und die nicht schließlich doch ins Ausland flüchten.
Zwar dient in frühern Zeiten ich auch solchen,
doch wer will für den Irrtum mich erdolchen?
Denn unterscheiden kann ich euch mitnichten.

Ab zu der Spielergruppe.

DAS WASSER:

Welche Beleidigung, gegen mich den Ochsen loszulassen!

DER OCHSE:

Sie haben als Landeskirche Ihrer Pflicht zu genügen.

DAS WASSER:

Ich habe sowohl Gott wie den Menschen zu dienen!

DER OCHSE:

Ihr Auftrag war klar umrissen.

DAS WASSER:

Wiederholen Sie ihn mir!

DER OCHSE:

Dazu ist der Verwaltungsweg nicht da.

DAS WASSER:

Sie müssen doch wissen, was Sie sollen!

DER OCHSE:

Euern Kirchenrat auflösen, euer Vermögen konfiszieren,
eure Pfarrer zur Unterwerfung bringen,
eure Schiebungen aufdecken!

DAS WASSER:

Gegen Ihre Verdächtigungen appelliere ich an das Reichsgericht.

DER OCHSE:

Die Entscheidungen des Dienstweges muß ich abwarten.

Setzt sich hin.

ELFTER AUFTRITT

DER HAFER (*beginnt hin und her zu schwanken*):

Die Sonne steht hoch, wir werden müde,
vor Reife fallen aus unseren Ähren
die Körner. Wann wird sich all das klären?
Wann kommt der Dienst an uns und Friede?

CHOR DER SPATZEN:

Wir wollen nicht mehr länger warten,
wir brechen in den Hafergarten.
Wer hält den Drang, wer bannt den Schwung?

DIE VOGELSCHEUCHE:

Bin ich nicht da und nicht genug?

DER HAFER:

Vogelscheuche, du darfst erzittern:

es ist so schwül, es wird gewittern.

Du bist dem Wolkenblitz am nächsten.

DIE VOGELSCHEUCHE:

Mag sein, aber vorläufig rag ich am höchsten.

Es ist eine Wolke am Horizont aufgestiegen. Donnergrollen fern.

ZWÖLFTER AUFTRITT

Die Uhr zeigt *ELF*. Der Herr dreht sich unruhig in seinem Sessel hin und her.

DER HERR:

Es ist weit gekommen, wenn einer
seine eigenen Verdienste aufzählen muß. Durch mich wurde
gebaut die erste Eisenbahn und durchstochen der Kanal von Suez.
Ungeheure Baumwollplantagen
wurden dem Wüstensande abgetrotzt mittels Nilwasser.
Und nicht gescheut wurde,
zu durchstechen den Isthmus von Panama.
Ich habe das Angesicht der Erde verändert.
Als ich anfang, gab es auf der westlichen Welt —
fünf große Städte: London, Paris, Wien, Konstantinopel und
Amsterdam,
jetzt sind es deren fünfhundert und fünf,
und ginge es nach mir —
sie sollten wimmeln von Arbeit, hinreichender Ernährung
und einem gewissen Anreiz zur Fortpflanzung und zur Freude.
Denn daß gelangweilte Menschen nicht viel leisten,
wissen sogar die Achselstücke. Ich verrate aber
ein Geheimnis, weil meine Brust beklommen ist:
es geht nicht nach mir . . .

Im weiteren läßt „Der Herr“ durchblicken, daß auch die Maßnahmen jener Kräfte, denen er zur Sicherung seiner Herrschaft die Macht übertragen hat, die Widersprüche des kapitalistischen Systems nicht, wie er gehofft hat, beseitigen können. Im Gegenteil:

Außerdem höre ich es gewittern!
Doch es gibt noch höchst erprobte Mittel. Warum nicht
entsende ich, wo der Ochse versagt,
den Schlächter?

An den Stufen des Throns steht DER SCHLÄCHTER, im roten Talar und roten Barett, aber mit aufgekrepelten Ärmeln, nackten Armen, einem Handbeil, auf einen fahrbaren Block gestützt.

DER SCHLÄCHTER:

Wir fragen aus, wir schlagen zu,
wir senden zu den Schatten,
und lieferst uns die Vollmacht du,
sind Menschen uns wie Ratten!
Wir strafen, denn ein Recht muß sein
und köpfen voll Erbarmen —
denn Leben heißt ja große Pein
Rebellen, Hetzern, Armen.
Der Frösche wäre Überzahl,
ermangelt es an Störchen.
Wir sind das Recht, wir sind der Strahl —
wir richten und gehorchen.

Fährt ab mit seinem Block.

DER HERR:

Ich weiß nur nicht, ob ein solcher Jurist
ein wahres Mittel zum Leben ist.

DREIZEHNTER AUFTRITT

DER SCHLÄCHTER (*zum Ochsen*):

Bei meinem Block,
du Ochsenbock,
was schontest du den schwarzen Rock?

DER OCHSE:

Bei meinem Horn,
was soll dein Zorn?
Du bist ja auch kein Wissensborn!

DAS WASSER:

Jetzt, Reichsgericht,
tu deine Pflicht.
Darf er mich pfänden?

Der Henker hebt sein Beil.

DAS WASSER:

Darf ers nicht?

DAS FEUER:

Willst du ihn morden ohn Gesetz?

DER HENKER:

Tu deine Pflicht, du Wolfsgehetz!

DER STOCK:

Erst sag uns, wo der Mehrwert bleibt!

DER HENKER:

Dort, wo der Herr das Urteil schreibt!

DER HUND:

Und warum muß die Arbeit sein?

DER HENKER:

Damit du frissest nicht allein!

DER JOCKEL:

Und warum Müh zu jeder Frist?

DER HENKER:

Weil dein Buckel so breit und lastbar ist!

DER HAFER (*auf die Spatzen deutend*):

Und warum hungert diese Schar?

DER HENKER:

Die seh ich nicht!

DIE SPATZEN:

Das ist nicht wahr!

Blitz und ferner Donner.

DIE VOGELSCHEUCHE:

Was blendet aber dein Gesicht?

DER HENKER:

Untermenschen bemerkt man nicht!

DIE SPATZEN:

Ist jede Hoffnung uns erschöpft?

DER HENKER:

Euch sieht man nur, wenn man euch köpft!

DER OCHSE:

Begreifst du endlich?

DAS WASSER:

Merkst dus?

DAS FEUER:

Hohn!

STOCK, HUND und JOCKEL:

Ach, geh zum Teufel!

DER HENKER:

Rebellion!

Blitz und Dunkel. Die Donner rollen.

VIERZEHNTER AUFTRITT

Die Uhr zeigt *ZWÖLF*. Der Herr steht auf.

DER HERR:

Meine Ahnungen erfüllen sich, und es lügen nicht
meine Nachrichten. Die Zeit ist erfüllt.

Die Widersprüche sind zu groß geworden. Die Politik wird mit andern Mitteln fortgesetzt:

So hebt man die Hand des Herrschers,
kündet den Krieg und tutet:
Tu deine Taten, oh Tod!

Es donnert. An den Stufen des Thrones steht DER TOD, den nackten Schädel unterm Stahlhelm, als General.

DER TOD:

Jetzt kommt die Sache an den Rechten.
Geduld ist gut, doch besser Fechten!
Das Meckern dauert schon zu lang.
Sei um den Endsieg, Herr, nicht bang! /
Mag dem Gevölk der Untertanen
auch was von Gas und Giften schwanen –
wir greifen frisch zu Sack und Pack;
statt Worten Flieger, Tanks statt Seelen;
gehört wird, wolle nur befehlen.
Der Feind steht links! Das ist der Tag!

Es donnert.

DIE SPIELER (*im Chor*):

Ungeheures, wildes Rollen!
Alles, was wir sind und sollen,
wird geschleudert jetzt in Krieg.
Aber wenn wir andre töten,
hilft das uns aus unsren Nöten?
Wer vermag die Antwort? Sprecht!

Der Tod legt seine Hand auf die Schulter des Henkers.

DER TOD:

Volk ans Gewehr!
Freiheit, Brot und Ehr!
Reichtum, Blut und Pflicht!
Aufmarsch und Gericht!
Heldenvolk in Reihn!
Sieg muß unser sein!
Weg, wer klagt und weint!
Hurrah! In den Feind!
Hurrah! In den Feind!

CHOR DER SPIELER:

Nach Ihnen, Herr General!

DER SCHLÄCHTER:

Weg, wer klagt und weint!

CHOR DER SPIELER (*lachend*):

Allemaal!

DER OCHSE:

Sieg muß unser sein!

DAS FEUER:

Aufmarsch und Gericht!

CHOR DER SPIELER:

Abgebraucht zum Spein!

DER OCHSE:

Reichtum, Blut und Pflicht!

DER HUND:

Freiheit, Brot und Ehr!

CHOR DER SPIELER:

Uns geraubt!

DER JOCKEL:

Volk ans Gewehr!

CHOR DER SPIELER:

Wers glaubt!

DER TOD:

Herr, der Blitz stockt in der Wolke,
komm selber herab zu diesem Volke!

FÜNFZEHNTER AUFTRITT

Die Uhr geht auf *DREIZEHN*.

DER HERR:

Durch einen unscheinbaren Befehl, den Hafer zu schneiden,
hab ich erschüttert die Grenzen meiner Macht,
sie überschreitend.

Beginne ich nachzudenken, so schaudert mir.

Es übersteigt aber menschliche Vorstellung,
daß keinen Rücklauf hat diese Maschine, und daß
weiter sagen muß das Alphabet, wer A gesagt.

Da ich nun dieses getan, schuldig vor mir selbst,
aufgestaut zu haben den so einfachen Gang
der menschlichen Dinge,

muß ich wagen meinen völligen Einsatz,
denn die Zeit ist gekommen und erfüllt,
und heruntersteigen, selber nachschauend,

wie es gelänge, wieder einzurenken
das Verrenkte, zu bewegen das Verstauchte
und wieder in Gang zu bringen den Lauf der Welt.

Es donnert und blitzt wieder. Unterirdisches Rollen. Während der Herr geht, wendet sich der Chor der Spieler mit ausgestreckten Händen nach ihm hin und unterstreicht seine Schritte.

CHOR DER SPIELER:

Seht — er — steigt — herab!

Weh — er — tritt — zu uns!

Oh — er — greift — uns an!

Weh — jetzt — ists — getan!

Sie stehen jetzt so, daß jeder die eine Hand auf der Schulter des Nachbarn hat und mit der anderen deutet.

DER HERR (zum Tod):

Warum unterließest du die Ausführung
des genau gekannten Auftrags, des übernommenen?
Verteidigen Sie sich nicht,
denn Ihnen ist entzogen
jeglicher Kredit.

Stößt den Tod leicht auf die ausgestreckte Hand. Er stürzt zusammen. Seine Bewegung reißt den Schlächter um, dieser den Ochsen, das Wasser, das Feuer, den Stock und den Hund.

JOCKEL (ruft):

Mich nicht!

Er springt geschickt beiseite. Der Hund fällt gegen die Vogelscheuche und reißt auch sie um.

DIE VOGELSCHEUCHE:

Das heiß ich ungerecht!

Das nenn ich ungeschickt!

Ich war nicht im Gefecht
und bins doch, der da liegt!

DIE SPATZEN haben beim Fall jedes einzelnen Spielers „Bums“ geschrien. Nach dem Fall der Vogelscheuche stürzen sie sich auf sie und bewaffnen sich mit ihren Ausrüstungsstücken. Sie formen sich zum Angriffskeil:

CHOR DER SPATZEN:

Jetzt bist du hin, jetzt sind wir dran,
bewaffnet werde Mann für Mann.

Wer essen will, der greife zu,
den Hafer, Jockel, schneidest du?

DER HERR:

Fürchterliche Kurzsichtigkeit einer herrschenden Klasse
entfaltet immer dann Krieg, wenn
Frieden für sie das Einzige wäre, das Unerläßliche. Da aber
die inneren Spannungen regieren den Ablauf der äußeren,
und diese wieder rückschlagen nach innen, winkt mir
die Aussicht auf Erfolg, und ich muß verhandeln.

Er nähert sich dem Jockel. Die Kinder, die den Hafer spielen, deuten mit ausgestrecktem Arm auf die Uhr.

DER HAFER:

Jockel, wir sind Hater, wir sind nicht Weizen,
schneide uns Jockel, denn wir sind reif, und es schlägt jetzt
Dreizehn!

DER HERR (*zum Jockel*):

Angesichts besonderer Umstände muß ich dich bitten —
ich habe meine Meinung geändert — laß ihn ungeschnitten.

JOCKEL:

Auch ich hab meine Meinung geändert und will ihn jetzt
schneiden,
denn die da liegen, können es mir nicht mehr verleiden.

Blitzschlag zerstört den Thron, der in sich zusammenpoltert.

CHOR DER SPATZEN:

Jockel, jetzt bist du allein,
du mußt Herr und König sein,
weil die Welt sonst Hunger leidet,
wenn kein Arm den Hafer schneidet.

DER HERR:

Die Lage wird unerfreulich, aber ein Rückwärtsgang ist nicht
einzuschalten,
ich bin selbst gespannt, wie sich der Ausgang soll schließlich
gestalten.

Wenn sie nur nicht so tot wären, aber eben
unsereiner kann töten, aber nicht beleben.

Probiert an den Armen, Beinen und Köpfen der daliegenden Spieler. In der Zwischenzeit beginnt der Jockel den Hafer zu schneiden.

JOCKEL:

Wir sehen bald die Zeit erfüllt,
wo Erde jeden Hunger stillt,
wo keinem mehr vor Mangel graust
und jeder Hunger weggeschmaust!

Im folgenden dringt der bewaffnete Chor der Spatzen auf den Herrn ein, der, als er, die Gefahr erkennt, über die Grenze flüchtet.

Strahlende Sonne und wieder Himmel blau wie am Anfang, Jockel klatscht in die Hände:

JOCKEL:

Und jetzt angefaßt, Kinder, und tragt die Puppen hinaus,
denn wir räumen die Bühne ab, und das Spiel ist aus.
Es war ein schweres Spiel vom verdorbenen Weltgebäude,
und drum endet es jetzt mit dem Lied an die Freude!

Während die Spieler hinausgetragen werden, setzt der Schlußchor von Beethovens IX. Symphonie ein.

SCHLUSSCHOR:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
wir betreten feuertrunken
Himmlische, dein Heiligtum!

Deine Zauber binden wieder,
was die Mode streng geteilt,
alle Menschen werden Brüder,
wo dein sanfter Flügel weilt!

Vorhang

ERINNERUNG

von

L u d w i g A d a m

Ich dachte, das sei längst vorüber:
dein Gruß, dein Lächeln, dein Gesicht.
Wie wars? Ich stand vor deinem Hause.
Der Regen rann. Ich spürt den Regen nicht.

Dazwischen liegen weite, harte Straßen,
dazwischen litt ich, haßte, hatte gerne,
ging über viele Grenzen, ohne es zu achten,
trug schwere Lasten und ertrug die Ferne.

Ich hörte Winden kreischen und Geschütze
ihr Lied vom Sterben und vom Leben singen.
Da war kein Platz mehr für den fernen Frühling.
Da war nur Zwingen und sich selber zwingen.

Ich nahm dein Bild ganz flüchtig in die Hände,
wie etwas, das von Überwundnem spricht.
Es sah mich an. Ich stand vor deinem Hause.
Der Regen rann — ich spürt den Regen nicht.

ZWEI DICHTUNGEN

von

Johannes R. Becher

DIE GROSSE MENAGERIE

1

Hereinspaziert! Die Große Menagerie
wird heut eröffnet. Ausgestellt
in einem Riesenkäfig seht ihr sie:
Die Menschen-Ungeheuer dieser Welt!

Das Ungeheuer Mensch, in jeder Art,
die allergrößten und die winzigkleinen.
Sie wurden hier für alle Zeit verwahrt,
um ungeheuerlich euch zu erscheinen.

Die Ungeheuer — je nach Unterschied
sind sie getrennt — gepflegt und wohlgenährt,
so leben sie. Ein jeder, der sie sieht,
staunt nur und ruft: „Wahrhaftig, sehenswert!“

2

Die Käfigzellen statteten wir aus
mit allem Prunk und Tand der alten Zimmer.
Das Ungeheuer fühlt sich wie zuhaus,
es spielt Klavier und liest beim Lampenschimmer.

Dieselbe Kleidung, nicht ein Orden fehlt.
Die Hosen fallen glatt in Bügelfalten.
Die gleichen Speisen wurden ausgewählt.
Das alte Porzellan ist gut erhalten.

3

Hereinspaziert! Bewundert unsere Narren,
Sterndeuter, Henker, Richter im Talar!
Ihr werdet vor Verwunderung erstarren,
Was alles war, was alles möglich war.

Den *falschen Helden* seht ihr, wie er sich
ins Rampenlicht drückt mit dem Ellenbogen,
den *Dichter* hört: er lügt gar meisterlich
in Versen, glatt und sorgsam abgewogen.

Der *Edle Denker*! Seht, wie angestrengt
er sich beschäftigt, Wahrheit nicht zu sagen.
Und wie er martervoll das Hirn zerdenkt,
um auszudenken, was ihm aufgetragen.

Bequem gelagert in der Sofaecke
Der *Spekulant*: er lauert auf Betrug,
er starrt verzweifelt nach der Zimmerdecke,
das Bankguthaben wächst nicht rasch genug.

Wir haben unsere Auswahl gut getroffen,
wir zeigen den berühmten *Menschen-Hai*,
er trieb vor Zeiten sein Gewerbe offen
und lebte von der Menschenfresserei.

Auf einer Karte steckt der *General*
den Raum ab für den Aufmarsch der Armeen,
siegt noch und noch und siegt ein letztes Mal,
bis nur noch Tote zur Verfügung stehen.

Daß wir auch die *Verleumder* nicht vergaßen,
versteht sich ganz von selbst: sie sitzen hier.
Sie freuen sich, denn ihr Gerücht zieht Blasen
und wird zu einem ekligen Geschwür.

Hereinspaziert! Besichtigt *Niedertracht*,
besichtigt *Aberlauben*, *Dummheit*, *Tücke*,
Besichtigt den *Verrat*, der schäbig lacht —
wir bringen nur die allerbesten Stücke.

Das Ungeheuer seht ihr, bloßgelegt
in seinen ungeheuerlichen Trieben.
Denn was es denkt und fühlt, das überträgt
sich an die Wand und steht dort aufgeschrieben.

4

Hereinspaziert! Die Vorstellung beginnt!
Ihr werdet kaum den Augen trauen:
— ein jeder sich der Namen wohl entsinnt —
Die *Große Drei* in ihrem ganzen Grauen!

5

Die *Große Drei*. Der *erste*: krankes Fett,
so sitzt er da mit schlecht verhaltenem Schnaufen
trägt Tag und Nacht ein stählernes Korsett, —
die Augen winzig, wässerig angelaufen.

Die Orden, die auf seiner Brust sich reihen,
Ein „*Seht-wer-bin-ich!!*“, protzig aufgetragen.
Die Wände hängen voll mit Hirschgeweihen
und sind mit schwarzem Samte ausgeschlagen.

Gedungene Mörder hat er zu Besuch,
er hört den Mordbericht mit irrem Lächeln,
er kann nur leben, wenn ihm Brandgeruch
und Dunst des Bluts um seine Nase fächeln.

Die weiche dicke Hand indessen spielt
mit einem Bleistift, plötzlich aber hält
sie fest den Stiel, den wie den Griff sie fühlt
von einem Beil, das schneidend niederfällt.

6

Hereinspaziert! Die *Große Drei*. Der *zweite*:
In einem Saale wird er euch empfangen.
Er geht und sinnt, als ob er vorbereite
die Dauerrede, seine Arme langen

hinaus, als wollte er die Welt erreichen,
dann drückt er beide Hände ins Gesicht,
um sich die Tränen darin auszustreichen,
doch weint er nur beim Tausendkerzenlicht:

Der Phrasenwicht, in dessen Mund das Wort
zu Unrat wird, und schleimig wie Gallerte
umwickelt es die Lüge, und den Mord
bringt er, der Wicht, erst auf die richtige Fährte —

die Zunge sticht wie eine giftige Fliege —
was Bosheit anbetrifft und Heuchelei
und feines Spinnen tödlicher Intrigue,
ist er der erste in der Großen Drei,

7

Die *Große Drei!* Nehmt Platz, denn es erscheint
der *Führer* selbst, begleitet von den Seinen:
Die Nichtigkeit, die alles Nichts vereint,
um nichts zu sein und alles zu erscheinen.

Der „bessere Herr“, der ewige Parvenü,
triebhaft aus dem Verfall emporgetrieben —
er stand vorm Spiegel, und er gab sich Müh
erhabene Gesten einzuüben —

und während er nach oben schielt und sich
mit viel Geschick versteht dienstbar zu machen,
tritt er nach unten, feig und jämmerlich,
rächt sich für seine Schwäche an den Schwachen.

Weil eine Null an Zahlen hintenan
zehnfach vergrößert jeden Zahlenwert,
so wird sein Nichts, das alles scheinen kann,
zu einer Größe, brauchbar und begehrt.

Des Grauens Größe, Größenwahn, der wähnt,
er hätte eine Sendung zu erfüllen,
wenn er, ein Ungeheuer, scharfgezähnt,
die Welt in Stücke reißt mit heiserem Brüllen . . .

8

Hereinspaziert! Die Große Menagerie
wird heut eröffnet. Ausgestellt
in einem Riesenkäfig seht ihr sie:
die Menschen-Ungeheuer dieser Welt!

Seht, welch ein Mensch! So wie ein Fund
aus einer Vorzeit. Beim Betrachten
zeigt sich auf fernem Zeiten-Hintergrund
das Panorama ungeheurer Schlachten.

DAS GASTMAHL DER FÜNFTAUSEND

Sie kamen her aus aller Welt, Gesandte
des großen Siegs. Sie feiern ihn beim Mahl.
Die Decke wölbt sich hoch, die lichtbespannte.
Fünftausend sitzen in dem Speisesaal.

Der Saal scheint endlos, eine Länge
und eine Breite, wie ein weites Feld.
Ein Blühn von Speisen. Blüten ein Gedränge.
Es ist ein Riesensaal. Der Saal der Welt.

Sie sitzen froh, als sitze unter ihnen
auch er, der ewig lebt: Lenin, derweil
ist er als Bild nur an der Wand erschienen,
doch nimmt er auch als Bild am Mahle teil.

Es spricht das Bild mit jedem der Fünftausend
und fragt ihn: „Sag, aus welchem Land
bist du geschickt? Wie stehts?“ Der Beifall brausend
gilt ihm, dem Bild. Es lächelt von der Wand.

Auf einem Podium, fahnenüberhängt,
sieht stufenförmig die Musikkapelle.
Trompeten werden hin und her geschwenkt,
aus den Trompeten zieht sich lang die Welle

der Klänge, die den Speisen sich vermischen
und zitternd in die Gläser übergehn,
die Klänge spielen auf den Tischen,
den Tellern fällt es schwer, sich nicht zu drehn.

Wie ein Geschenk, das alle Welt erhält,
so liegt vor jedem, weithin ausgebreitet,
die Freiheit da. Und draußen aufgestellt
sind unsere Toten, die hereingeleitet

zum Saale werden, in die Totenstille,
in die nur leicht die vielen Fahnen wehn.
Als ob ein Denkmal sich enthülle,
so fällt das Schweigen, drin die Toten stehn . . .

Wie einer, der die Sprache hat gefunden
nach langem Stummsein, und es tut der Mund
sich singend auf, wie aufgebunden
ist seine Stimme, aller Sprachen kund:

Fünftausend singen. Volle Gläser steigen.
Aus allen Ländern sind sie ausgesucht
die Speisen, die sich aus den Schüsseln neigen,
der vielen Schlachten und der Toten Frucht.

Die Städte sprechen durch das Radio,
sie melden sich mit neuen Städtenamen,
und auch das kleinste Dorf, das irgendwo
ganz abseits liegt, wohin kaum Menschen kamen,

hat seine Feier: in dem „Goldenen Lamm“
da sitzen sie die Nacht beim Mahl und dichten
ein langes Glückwunschtelegramm,
das sie an die Adresse aller richten —

So ist ein Saal dem andern angereiht
und alle halten jenen Saal umschlungen,
drin die Fünftausend sitzen: „*Seid
umschlungen, Millionen!*“ wird gesungen.

Raketen werden in die Nacht geschossen,
Scheinwerfer leuchten und die Wolken glühn,
die Wälder blühn, von Fluten Lichts begossen,
es fallen Sterne nieder, rot und grün.

Wie Flügel, die sich auseinanderschlagen,
so öffnet sich, liegt wandlos da der Saal.
Die Decke oben ist wie abgetragen.
Die ganze Welt nimmt teil am Siegesmahl.

Die Zeiten wachen auf, die längst vergangen,
und schaun aus der Vergangenheit herein!
Hat jetzt die Zeit, die Zeit erst angefangen?
Die Zeiten freuen sich, erfüllt zu sein.

DEUTSCHE SATIREN

Für den deutschen Freiheitssender

von

Bertolt Brecht

DIE REGIERUNG ALS KÜNSTLER

1

Für den Bau von Palästen und Stadien
wird viel Geld ausgegeben. Die Regierung
gleicht darin einem jungen Künstler, der
den Hunger nicht scheut, wenn es gilt
seinen Namen berühmt zu machen. Allerdings
ist der Hunger, den die Regierung nicht scheut
der Hunger der andern, nämlich
des Volkes.

2

Gleich dem Künstler
verfügt die Regierung über allerhand übernatürliche Kräfte,
ohne daß man ihr etwas sagt
weiß sie alles. Was sie kann
hat sie nicht gelernt. Sie hat
nichts gelernt. Ihre Bildung
ist eher mangelhaft, jedoch zauberhafterweise
ist sie fähig, bei allem mitzureden, alles zu bestimmen
auch was sie nicht versteht.

3

Ein Künstler kann bekanntlich dumm sein und doch
ein großer Künstler sein. Auch darin
gleicht die Regierung dem Künstler. Wie man von Rembrandt sagt
daß er nicht anders gemalt hätte, ohne Hände geboren, so kann man
auch von der Regierung sagen, sie würde
ohne Kopf geboren, nicht anders regieren.

Erstaunlich beim Künstler
ist die Erfindungsgabe. Wenn man der Regierung zuhört
bei ihren Schilderungen der Zustände, sagt man
wie sie erfindet! Für die Wirtschaft
hat der Künstler nur Verachtung übrig, ganz so auch
verachtet die Regierung bekanntlich die Wirtschaft. Natürlich
hat sie einige reiche Gönner. Und wie jeder Künstler
lebt sie davon, daß sie
sich Geld pumpt.

KANONEN NÖTIGER ALS BUTTER

Der naive Ausspruch des Generals Göring
daß Kanonen wichtiger seien als Butter
ist insofern richtig, als die Regierung
desto mehr Kanonen braucht, je weniger sie Butter hat
denn je weniger sie Butter hat
desto mehr hat sie Feinde.

Sonst aber wäre zu sagen, daß
Kanonen auf den leeren Magen
nicht jeden Volkes Sache sind.
Gasschlucken allein
soll den Durst nicht stillen
und ohne wollene Unterhosen
ist der Mann nur im Sommer mutig.

Wenn der Artillerie die Munition ausgeht
bekommen die Offiziere vorn
leicht Löcher im Hinterkopf.

TROST VOM KANZLER

Nach schweren Schicksalsschlägen
pflegt der Kanzler durch eine große Rede
seine Anhänger wieder aufzurichten.
Auch der Schnitter, heißt es,
liebt die aufrechten Ähren.

DIE RABEN

von

Fritz Brügel

1

Schwarze Schwärme schrägen Fluges unlesbar wie fremde Zeichen.
Über bleiche Horizonte Raben krächzend näher streichen.
Breitgeflügelt, starkgeschnäbelt, scharfgesichtig niedergleiten
in das Land nach ihrer Beute Raben her von allen Seiten.

Hinter Egge, Pflug und Spaten sich die Köpfe nickend bücken,
um aus aufgeflogenen Furchen Engerlinge rasch zu pflücken.
Mit gespreizten Beinen tapfen langsam sie den Weg der Bauern,
jeden Kerf und jede Larve ihrem Hunger zu erlauern.

Jedes eifrig hackt die Atzung, daß es sie hinunterschlinge,
Jedes liest aus warmen Furchen Käfer sich und Engerlinge.
In den Fängen hängen Würmer, in die Schollen Schnäbel hacken
und mit scharfen Bissen sicher ihre Beute sie zerknacken.

Wenig ists für solchen Hunger nach dem winterlangen Darben,
da in sturumjagten Nestern ihre Jungen Hungers starben.
Nur die Alten sind geblieben, ihre Federn stumpf, zerschlissen,
ausgehungert, matten Blickes und die Flügel eingerissen.

Schreiend krächzen sie nach Atzung; in den Furchen äugend kreischen
sie nach fetten Bissen, um sie gierigen Hiebes zu zerfleischen.
Und sie suchen, lugen, spüren, ob die Menschen gar nichts haben,
bessern Fraß als Engerlinge für das Hungervolk der Raben.

2

Große Vögel, grell geflügelt, rüsten sich zu weiten Flügen.
Schwärme schräg zum Keil geordnet gleichen sie den Rabenzügen.
Jagen wollen sie und fressen, geil nach Blut und Fleisch und Knochen,
was mit Fang und Biß sie schlugen, ist erjagt und ist zerbrochen.

Hinter ihnen kommen gierig Rabenschwärme schwarz gezogen,
die von Äckern in die Städte zu dem fetten Fraße flogen.
Weit die Straßen voll mit Atzung, Tiere, Menschen, unbegraben,
beßrer Fraß als Engerlinge für das Hungervolk der Raben.

Auf den Leichenhaufen spreizen breit die Raben ihre Fänge.
Fette Bissen für sie alle, mehr als ihre Gier bezwänge!
Eilig ihre Schnäbel hacken, um die Bissen zu zerfleischen,
bis sie satt gefressen ruhen und, die Flügel streckend, kreischen.

Ihretwegen muß kein Bauer über Acker führen Pflüge.
In den Städten aufgeschichtet ist der Atzung zur Genüge.
Nicht zerfranst mehr sind die Schwingen, die den alten Glanz nun haben,
vollgefressen in die Nester fliegt das Hungervolk der Raben.

3

Doch sie werden einmal fressen besser als in Krieg und Morden,
fette Bissen guten Fleisches, wenn die Zeiten reif geworden.
Aus dem Korb der Guillotinen werden sie die Nahrung picken,
über Augen, Hirn und Wangen werden ihre Köpfe nicken.

Wenn das Fleisch sie von den Knochen reißen und zum Fraße hacken,
hört man laut die Schnäbel greifen und nach guten Bissen packen.
Breitgeflügelt, scharfgesichtig fliegen sie mit harten Schnäbeln
sattgefressen fort vom Korbe und verschwinden in den Nebeln.

P E T E R

Zum Gedächtnis des Sanitäters Peter
vom Dimitroff-Bataillon, gefallen vor Brunete

von

L u d w i g D e t s i n y i

Wir sangen zusammen das Geyerlied,
Peter mein Kamerad!
Wie hell klang deine Stimme dann:
„Als Adam grub und Eva spann —“
Peter, mein Kamerad!

Wir sangen zusammen das Weberlied,
Peter, mein Kamerad.
Rebellisch klang es im Regenwind:
„Die Dreißiger die Henker sind —“
Peter, mein Kamerad.

Wir sangen zusammen vom Vaterland,
Peter, mein Kamerad!
„Wie schön ist es, wie reich — wie arm.“
Die Nacht war kalt, das Herz war warm,
Peter, mein Kamerad.

Dein Mund ward stumm, stumm ward dein Lied,
Peter, mein Kamerad!
Für Deutschland gabst du dein Leben hin
in Spanien, Peter aus Berlin,
Peter, mein Kamerad.

VON DER FREIHEIT

von

Henryk Keisch

Freiheit, die ich meine,
die mein Herz erfüllt!
Dieses Liedlein brüllt
manch einer zum Scheine.

Singt so einer schon:
Freiheit, die ich meine —
meint er doch nur seine
eigene Person.

Freiheit, sich zu drücken,
Freiheit, nichts zu tun.
Freiheit, auszuruhen
auf der andern Rücken.

Sakrosankte Dreiheit:
Haben, Nehmen, Halten
und nach Willkür Schalten —
das ist ihre Freiheit.

Freiheit, den geringen
Mann daran zu hindern,
sich und seinen Kindern
Freiheit zu erzwingen!

Aber uns will scheinen,
so sei man nicht frei,
diese Freiheit sei
die nicht, die wir meinen.

Daß die Freiheit kein
Schattendasein führe
dazu müssen ihre
Feinde unfrei sein!

ZWEI GEDICHTE

VON

K u b a

B E R G A R B E I T E R

Wenn wir in die Grube gehen,
winken Baum und Strauch so bange,
nicken uns: auf Wiedersehen!

Wenn wir in die Grube gehen,
hören wir vom Bergeshange
über Dunst und bittern Feldern
und der Förderkörbe Stöhnen
eine Elster schrein und höhnen:

Wohnt statt uns in unseren Wäldern!
Elster, ach, dein Ruf tut wehe.
Kumpel, höre deine Heimat,
Kumpel, höre deine Heimat,
du hast Kinder, Kumpel, gehe!

Wag dein Leben!
Mußt es wagen!
Erde, Erde hilf uns leben!
Müssen schwarze Kohle heben!
Kohle — das heißt Brot im Magen!
Schwarze Kohle — weißer Wecken,
für die Kinder satte Zeiten.

Doch die Erde mag's nicht leiden,
blutet Rauch und Gift und Schrecken.
Worte knirscht sie,
daß im Stollen Balken und Vertäufung brechen.
Kumpels, Kumpels, hört sie sprechen —
unsere Erde!
Hört sie grollen:

Warum habt ihr mich verraten?
Wie die Elster in den Wäldern
sitzt der Herr auf euren Schächten!
Weine, Bergvolk, Bergvolk, weine!
Spucke in die schwarzen Steine
deine Tränen!

Sing in Nächten, die dich schützen
deinen Brüdern auf den Feldern meine Weisen.
Daß sie aus den Kissen reißen
all die Herrn von Schacht und Gütern.
Singt:
Es wird nicht ewig sein!
Heute auf der tiefsten Sohle —
morgen Herrn von Schacht und Kohle,
Sieger über Zeit und Stein!

M Ä U S E B A L L A D E

1

Ein Mann sah, wie im Hinterhaus
drei kleine Kinder spielten.
Sie sahen so verfallen aus —
gerade wie das Hinterhaus
und ihre Hände hielten
drei kleine Kindersäbel fest
aus Blech
mit bunten Quasten.
Die Kinder bauten sich ein Nest,
ein Burgverließ, ein Räubernest
im Hof
beim Aschekasten.

Es schlich sich eine Kellerm Maus
längs hin der Mauerkante.
Das Mäuschen sah verfallen aus,
gerade wie das Hinterhaus
und wie die Kinderbande.

Ach Mäuschen, Mäuschen wärest du
bloß
in deinem Bau geblieben:
die kleinen Kinder warn so groß,
die Kellerm Maus ward hoffnungslos
zum Hauseck hingetrieben.

Da war kein Loch, kein Ausweg
mehr.
Drei Kinder auf der Lauer.
Da ward der Maus das Herze schwer:
drei Kinder warn ihr hinterher
und ringsum nichts als Mauer.

Ihr Antlitz wollt die Kellerm Maus
zum Mäusegott erheben.
Sechs Kinderstiefel löschten aus
das Lebenslicht der Kellerm Maus —
das graue Mauseleben.

2

Es sah ein Mann im Hinterhaus
drei kleine Kinder kauern.
Sie sahn wie große Sieger aus —
und ringsherum war Hinterhaus,
und ringsum waren Mauern.

Ein Waschtrog lehnte an der Wand.
In einer alten Dose
die Maus die letzte Ruhe fand,
und auf der alten Büchse stand:
„Rollmops in saurer Soße“.

Zum Katafalk der Waschtrog ward,
der Hof zur Schädelstätte.
Die Kinderhände waren hart,
sie haben eine Gruft gescharrt
der Maus zum letzten Bette.

Aus Schellfischgräten wanden sie
den Totenkranz der Toten.
Weiß war der Kranz, der Kranz war
wie
ein Palmenkranz; dann kreuzten sie
der Maus die grauen Pfoten.

Es fand ein still Begräbnis statt,
dann war auch das erledigt.
Die Kinder warn des Spielens satt
und der die Maus zertreten hat,
der hielt die Totenpredigt.

Die Kinder wurden wieder klein.
Ein Stückchen Himmelsplane
sah traurig in den Hof hinein,
Gewölk statt Licht und Sonnenschein
wie — eine Trauerfahne . . .

3

Es zog der Mann die Stirne kraus —
die Luft im Hof roch sauer.
Er sah das alte Hinterhaus,
drei Kinder, eine tote Maus —
und ringsum nichts als Mauer . . .

D A S I S T G E S C H E H E N

Einige Kapitel aus einer Erzählung in Versen

von

Hedda Zinner

II

EIN KIND WIRD GEBOREN

Ein finstres Loch, kaum Wohnstatt noch zu nennen.
Seltsam Gerümpel starrt aus allen Ecken:
hier sieht man spitze Stäbe wirr sich recken,
vor den Ikonen dort ein Lämpchen brennen;
es wirft auf Flügelwerk sein rötlich Licht,
das sich im hellern Schein der Lampe bricht.

An einem Tisch, mit Büchern hoch beladen,
umgeben von Broschüren und Modellen.
die ihm Papier und Schreibzeug fast verstellen,
hockt jetzt der Mann. In dicken, trägen Schwaden
zieht Rüböldunst und Kohlgeruch ins Zimmer.
Vom Lager in der Ecke tönt Gewimmer.

Der Mann preßt beide Daumen in die Ohren
und schreibt und rechnet. flüstert laut und stöhnt;
es ist, als ob das leise Wimmern dröhnt:

„Ein Kind wird dir — dir wird ein Kind geboren!“
Er schreibt und schreibt. Er wagt kaum aufzusehen.
Grell schreit sein Weib; es windet sich in Wehen.

Er tappt zum Winkel, nimmt die heiße Hand,
die sich verkrallend in die Laken wühlte,
eh sie die sichere Hand des Mannes fühlte.
Er sieht den Blick, in dem Entsetzen stand,
sich wandeln in ein Lächeln, das fast heiter.
Sie nickt. Er geht zum Tisch und schreibt, Schreibt weiter.

Und schreibt noch Stunden, rechnet fiebernd, spricht
und zeichnet, prüft — indes die Schreie schwellen,
nach kürzern Pausen immer länger gellen . . .
bis trübes Frühlicht durch das Fenster bricht,
bis er, schweißkalt die Stirn, von Not gehetzt,
aufs erste Blatt der Schrift den Titel setzt.

Und dann ans Lager tritt, wo nun die Frau
kaum hörbar, leise wehe Laute stammelt
und Kraft zum letzten lauten Wehschrei sammelt.
Verfallen steht der Mann und welk und grau.
Da klopfts. Er fährt zusammen. Geht zur Tür.
„Ist meine Arbeit fertig, Meister?“ — „Hier.“

Und der Student, ein reicher Kaufmannssohn,
von Weibern und vom Wodka kommend, fächelt
den Armeleutgeruch von sich und lächelt:
„Da hast du deinen ausbedungenen Lohn.“
Wirft auf den Tisch den Zwanzigrubelschein
und steckt im Gehn die Prüfungsarbeit ein.

Dann knarrt die Tür. Im engen Raume ballt
gepreßtes Winseln, zur Entladung drängend
den Mutterschrei, des Körpers Fessel sprengend.
Der Mann steht ratlos, voller Schrecken, lallt —
eh er sich faßt, die Straße hochläuft, klopft,
dem Arzt den Geldschein in die Hände stopft . . .

Dann kamen sie zurück. Im Raum ists still.
Er hört den Arzt durch all das Schweigen gehen,
hört ihn hantieren, wagt nicht hinzusehen.
Da plärrt ein Kinderstimmchen, hell und schrill.
Er stürzt zum Bett. Er sieht sein Weib sich regen:
sie reckt die Arme ihrem Kind entgegen . . .

V

WIEGENLIED

Walja, Walja, Walitschka — schlaf, mein Kind, schlaf ein. Träum vom hohen Himmelszelt, unter dir liegt tief die Welt — schlaf, mein Kind, schlaf ein!	Walja, Mädel, schlaf, gib Ruh . . . arm und klein bist du. Doch, mein Mädel, hör und merk Vater baut dir Flügelwerk — reich und groß wirst, du!
---	---

Walja, hör, ein Märchen geht bunt durch unsre Zeit: überm Meer ein Brüderpaar flog empor zum Himmel gar — sie heißen Brüder Wright.	Walja, Walja, Herzenskind — hör, es bläst der Wind; kündet schon die neue Zeit, neue Zeit ist nicht mehr weit — hör, es bläst der Wind!
---	---

Walja, Walja, Walitschka —
schlaf, mein Kind, schlaf ein.
Träum vom hohen Himmelszelt,
unter dir liegt tief die Welt —
schlaf, mein Kind, schlaf ein . . .

VI

DIE BITTSCHRIFT

Sie schrieben zusammen den langen Bericht,
sie wägen die Worte und prüften die Zahlen
und gaben den Sätzen, den trockenen, kahlen,
mit Skizzen und klugen Beweisen Gewicht.
Und schlossen das Ganze, wie üblich, ergeben
und baten: der Zar möge Mittel doch geben.

Sie wiesen bescheiden aufs Ausland hin:
ihr Flugzeug sei besser, man mög es erproben:
und schließlich, meinten sie, sei doch auch oben
in Anschlag zu bringen der große Gewinn,
den Rußland sich sichre für Flotte und Heer.
Und: daß das Modell zu besichtigen wär.

Das schrieben sie alles in ihrem Bericht,
und sandten ihn ab und hofften und harnten
und glaubten, sie brauchten nicht lange zu warten.
Doch die hohen Behörden — sie rührten sich nicht:
die Eingabe kroch von Kanzlei zu Kanzlei.
Der Mann schaffte weiter bei Kindergeschrei.

VII

ENTREE DREI KOPEKEN

Hüh, Schimmelchen, hüh —
 zieh flugs den Karren voran,
zieh, Schandmähre zieh —
 kommen nicht rechtzeitig an!
Weg da, du Bettlerpack, weg —
 meinen Stand muß ich richten,
Kringel und Zuckergebäck
 turmhoch verlockend schichten!
Und Wagen auf Wagen und Karren auf Karrn
rumpeln herbei mit Geknatter und Knarrn.
Aus Latten und Leinen viel Buden und Stände
erblühen buntfarbig im Vorstadtgelände . . .
 He, Muschik — heran:
 der Jahrmarkt begann!

Hei dumdummy dei —
 wie die Pauke brummt!
Juchhe und juchhei —
 wie das quirlt und summt!
Und die Orgel quietscht grell.
 Und der Ausrufer kräht.
Seht das Karussell:
 wie sichs wirbelnd dreht!
Und geräucherter Fisch und Kattun und Pirogen —
das wird da gerichtet, geschichtet, gewogen!
In den duftenden, luftigen, funkelnden Ständen
wühlen Mädchen in Bändern mit fröhlichen Händen . .
 Kauft, kauft, ihr Leut:
 Jahrmarkt ist heut!

Hierher! Hallo! Tretet ein:
 ein Kalb mit zwei Köpfen!
Die Glückslotterie — alle herein!
 Chinesen mit Zöpfen!
Die große Völkerschau!
 Abdana hier — der Riesenleu!
Die dickste Frau!
 Hierher, hierher! Ganz neu:
ein Flugapparat! Maschine mit Flügeln,
mit Motor und Rädern und Schraube und Bügeln —
kein Schwindel — wissenschaftlichste Wissenschaft!

Entrée drei Kopeken! Maul auf und Nase! Und gafft:
ein armer Erfinder...
Platz da, ihr Kinder!

X

EMPFINDSAME NATUREN

Nahe beim Marstall ein kahles Geviert.
Knietief der Sand.
Nebenan Brachland, das fern sich verliert
weithin ins Land.
Und dort galoppieren
und dort exerzieren
in der Früh des Zaren Kosaken.
Dann zerstampfen die Erde
die höchstedlen Pferde
mit adlerbestickten Schabracken.

Nahe am Marstall auf kahlem Geviert
Propellergebrumm.
Sand wirbelt auf. Etwas Weißliches schwirrt
taumelnd herum.
Wie das knattert und pufft
und steigt steil in die Luft!
Hui — da flüchten des Zaren Kosaken
mit entsetzter Gebärde.
Ihnen folgen die Pferde
mit adlerbestickten Schabracken.

Nahe am Marstall auf kahlem Geviert
kämpft zäh ein Mann,
kämpft mit der Enge, die rings ihn umschnürt,
stürmt froh voran.
Doch schon kommen die Boten:
„He, dein Spuk ward verboten —
du störtest des Zaren Kosaken!
Und allerhöchste Beschwerde:
es scheuen die Pferde
mit adlerbestickten Schabracken!“

Nahe am Marstall auf kahlem Geviert
zerbrach ein Traum.
Lang stand der Mann. Hat ins Weite gestiert.
Und seufzte kaum...

XI

ZWIEGESPRÄCH

„Mutter, warum ward der Vater geholt?“
„Krieg kam ins Land.“
„Haben doch sonst nichts von ihm gewollt,
haben ihn sonst ja so ganz vergessen?“
Hatten darum doch so oft nichts zu essen . . .
Krieg kam ins Land?“

„Krieg kam ins Land, da brauchten sie ihn.
Krieg ist, mein Kind.“
„Mutter, wo holten den Vater sie hin?
Sagtest mir gestern, jetzt dürfe er fliegen.
Mutter, wie solln wir zu essen nun kriegen?“
„Krieg ist, mein Kind.“

„Mutter, weshalb nahm uns Vater nicht mit?“
„So ist das im Krieg.“
„Mutter — er fliegt, und ich fliege nicht mit!
Er hats doch versprochen? So kann es nicht sein:
Mutter, weshalb fliegt der Vater allein?“
„So ist das im Krieg.“

„Das ist so im Krieg? Ich will keinen Krieg!
Ich will meinen Vater!
Warum ging der Vater, und Vater schwieg,
und weshalb denn weintest du still vor dich hin?“
„Schlaf, Walja, schlaf . . . denk, daß ich bei dir bin . . .“
„Ich will meinen Vater!“

XII

HÖRTEN ZU DIE OFFIZIERE

Valentinas Vater stand am Flugfeld
in dem Kreis der Offiziere,
sprach von Höhensteuer und Verwindung
in dem Kreis der Offiziere;
sprach, was er seit vielen Jahren kannte,
als man ihn noch Spintisierer nannte.
Hörten zu die Offiziere.

Valentinas Vater stand am Flugfeld*
in dem Kreis der Offiziere,

prüft an englischen Maschinen
Steuerung und Richtvisiere,
lehrte, was er schon seit Jahren kannte,
als man seine Pläne Tand noch nannte.
Lehrt im Kreis der Offiziere.

Valentinas Vater stand am Flugfeld,
als die Herren Offiziere,
die er ausgebildet, endlich flogen.
Neben ihm die Grenadiere,
die beim Start das Flugzeug hielten, machten
heimlich böse Witze. Ja, sie lachten
über ihre Offiziere.

Valentinas Vater stand am Flugfeld.
Schiefen schon die Offiziere.
Dacht an Frau und Kind zu Haus, die hungern —
da war plötzlich ihm, als rühre
ihn von hinten jemand leise an.
Dreht sich um. Im Dunkel stand ein Mann:
einer wars der Grenadiere.

Valentinas Vater stand am Flugfeld,
stand mit jenem Grenadiere
viele Stunden wohl in heißem Plaudern
über jene Offiziere,
über Zar und Krieg und die Parteien.
Als sie gingen, sagten sie: sie seien
sicher, daß der Zar verliere.

Valentinas Vater stand am Flugfeld
in dem Kreis der Offiziere,
sprach von Seitensteuerung und von Böen —
wie man zünftig sie pariere;
sprach, wie man als kluger Lehrer spricht.
Schloß nachdenklich: leider wiß er nicht,
wer da heimlich . . . sabotiere . . .

Hörten zu die Offiziere.
Wurden bleich die Offiziere.

XIII

SANKT PETERSBURG

Das ist ein Frühlingstag wie selten einer:
wie Silbertupfen gleiten Lämmerwölkchen;
vorm Bogenfenster schilpt das Spatzenvölkchen;
und in den düstern Saal dringt sacht ein feiner,
hauchzarter Würzeduft von Fliederbüschen.

Sechs Uniformen stehen auf und wischen
die Glatze, rote Nase oder Brille.
Ein Mumiengeneral knarrt in die Stille:

„Äh . . . hm . . . äh. Und nicht vergessen:
Angeklagter hat indessen,
rückbezüglich und in Anbetracht
seines Diensts als Flugfahrlehrer,
nachweislich mit Vorbedacht,
keineswegs aus ungefährer
Pflichtversäumnis, sondern Niedertracht,
sich besonders heikler, schwerer
Criminum suspect gemacht!

Äh . . . tja . . . äh. Ich wollte sagen:
in flagranti ward betroffen
hier besagter Angeklagter
in den ersten Junitagen,
wie er schamlos . . . äh . . . und offen . . .
na, wie wars doch noch? Wie sagt er?
Dienstverweigerung jedenfalls —
nicht wahr? — ist gerichtsurkundlich,
und das kostet seinen Hals!
Milde wär hier falsch und sündlich.
Drum dem Kerl, der vor uns steht,
namens Seiner Majestät,
daß sein schändlich Tun bedroht . . .
tja . . . Ihr Herrn . . . äh — was?“
„Den Tod!“

Das war ein Frühlingstag wie selten einer:
wie Silbertupfen glitten Lämmerwölkchen;
vorm Bogenfenster schrie das Spatzenvölkchen;
und in den düstern Saal drang sacht ein feiner,
hauchzarter Würzeduft von Fliederbüschen . . .

XV

EINE TUR SCHLÄGT ZU

Der Mann saß in dunkler Zelle
und träumte den Schwalben nach,
als plötzlich der Lichtschein, der
grelle
des Wärters sein Träumen zerbrach

Der stand da und hielt die Laterne.
Ein Schwarzrock blieb dicht bei der
Tür.

Die Ratten verraschelten ferne.
Es knistert ein Blatt Papier.

Der Schwarzrock blinzelt durch die
Brille.

Der Wärter stiert stumpf gradeaus.
Der Mann spricht fest in die Stille:
„Erschießen? Nun, führt mich
hinaus.“

Der Schwarzrock räuspert sich
strenge,
dann liest er in leierndem Sang;

die Stimme hallt in der Enge
wie heiserer Drehorgelklang...

Er leiert von höchster Gnade
der christlichen Majestät.
Für den, der Schuld auf sich lade,
käm Reue nie zu spät.

Zwar fehlte zur Reue noch alles:
nicht mal ein Geständnis sei da,
auch läg — in Erwägung des Falles
ein Gnadengesuch doch nah!

Der Delinquent sollt nicht denken:
ihm nützt, was die Zeitung schrie;
Gott Dank — es könne noch henken
absolut die Monarchie!

Zwar sei das Volk arg verwildert,
doch der Zar voll Barmherzigkeit,
drum hab er die Strafe gemildert
in Kerker — auf Lebenszeit.

Und Schwarzrock und Wächter, Laterne
verschwanden. Es knallte die Tür.
Ins Fensterloch blinzten die Sterne,
aus den Löchern die Ratten herfür...

XVI

DAS IST GESCHEHN

Ein Gerenne und Gelaufe, ein Getrappel und ein Hasten
auf den Treppen, in den Gängen, durch den morschen Quaderkasten;
und Getuschel und Geflüster, dann ein Klirren wie von Ketten,
Türeenschlagen und Kommandos, Stahlklang, hart, von Bajonetten...

Was ist geschehn? Tak-tak!
Tak-tak-tak morst das Klopfen.
Was ist geschehn? Tak-tak —
tak-tak — die Wände sprechen!
Und tak und tak... Es vertropfen
die Klopfsignale und brechen,
und reißen die Nerven entzwei:

Was ist geschehn? Tak! Tak-tak!
Was ist geschehn? Unrhythmisch Gehack —
es trommelwirbelt der steinerne Schrei:
Was ist geschehn?
Was ist geschehn?

Wie die Wärter und Soldaten durch die Korridore schnellen —
wies vom Widerhall der Schüsse dumpf erdröhnt in allen Zellen —
wie vom Dach der alten Zwingburg plötzlich hell es speit und knattert!
Überm Zug, der näherwuchtet, blutigrot die Fahne flattert . . .

Was ist geschehn? Tak-tak!
Tak-tak-tak morst es vom First.
Das ist geschehn: tak-tak
tak-tak — das Gewehr speit Verderben . . .
Doch: Schlag! Und Schlag! Es zerbrist
das Tor! Und Schießen und Sterben . . .
„Vorwärts, Genossen! Genossen, herbei!“
Was ist geschehn? Taktaktak!
Das ist geschehn: „Zerschlagt das Pack!
Die Zellen auf! Gefangne, seid frei!“
Was ist geschehn?
Das ist geschehn.

XVIII

HÖRTEN ZU DIE ROTGARDISTEN

Valentinas Vater stand am Flugfeld
in dem Kreis der Rotgardisten,
sprach von Höhensteuer und Verwindung,
dicht umringt von Rotgardisten.
Lehrt, was er seit vielen Jahren wußte
und die Herrensöhne lehren mußte,
jetzt im Kreis der Rotgardisten.

Valentinas Vater stand am Flugfeld
unter seinen Rotgardisten;
lehrt sie, während rings die Kugeln piffen.
Lauschten ernst die Rotgardisten.
Lehrt sie vieles, was er einst verschwiegen.
Flog mit ihnen. Sah bald selbst sie fliegen
in den Kampf mit Weißgardisten.

Valentinas Vater saß am Flugfeld
unter jungen Rotgardisten,
einmal auch erzählt aus seinem Leben
er den Freunden Rotgardisten;
seufzt zum Schluß: „Obwohl die Macht wir haben,
mußt ich meinen Herzenswunsch begraben . . .“
Horchten auf die Rotgardisten.

„Gern, ihr wißt es, bin ich hier am Flugfeld
euer Lehrer, Rotgardisten —
doch noch lieber möchte ich, ich gesteh es,
selbst studieren, Rotgardisten!
Nun, ich weiß: dazu ist es zu spät;
wünsch nur, daß dem Mädcl es gerät.“
Lächelten die Rotgardisten.

Valentinas Vater stand am Flugfeld.
Schliefen wohl die Rotgardisten.
Dacht an Frau und Kind und nickt ins Dunkel,
froh, als ob sies sehen müßten . . .
Knirscht der Sand, und einer eilt heran.
„Halt — wer da?“ Im Dunkel steht ein Mann,
einer ists der Rotgardisten:

„Suchten Sie schon auf dem ganzen Flugfeld . . .
Hallo — hier, ihr Rotgardisten!“
Aus dem Dunkel stürmen plötzlich zwanzig,
dreißig frohe Rotgardisten.
Schweigen. Leis spricht der, der vorher rief:
„Vom Genossen Lenin — hier ein Brief.
Schreibt, daß Sie studieren müßten!“

„Wie? Er kennt mich, Rotgardisten?“
Lächelten die Rotgardisten.



ROMANZERO

Vorwort

Rückübersetzung aus dem Spanischen

Diese Verse werden unter platzenden Granaten und pfeifenden Kugeln gesungen. Die Dichter haben sie in Unterständen, hinter Schießscharten und vor den Grabmälern ihrer gefallenen Kameraden verfaßt. Ihr Schreibtisch war die Soldatenhose, die ihre Knie bedeckte. Diese Lieder wurden schon in allen Ländern Europas gesungen — so wie in früherer Zeit die „Marseillaise“, als sich das Heer der Befreier in Marsch setzte, um Paris zu befreien, das Madrid der großen Revolution. Die Unterschiede der Parteien und Grade sind in dieser Sammlung ungültig. Ein Brigadekommandeur schrieb den Grabgesang eines jungen proletarischen Hauptmanns. Zu den Genossen aller Parteien sagt der italienische Anarchist, stolz wie ein Römer: „Ihr fielt, Genossen; doch den künftigen Erben bringt Leben euer Tod. Wir werden leben —!“

Dieses Lied spricht auch von der Einheit, geschmiedet in den Stürmen der Schlachten, oberstes Gesetz aller Antifaschisten Europas. Soldaten singen, klagen an, fragen, stürmen vor. Aus allen Ländern sind sie gekommen: von den Hochöfen von Pittsburg, den Bergwerken der Borinage, Weber aus Lancashire, Bohrer aus Drohobycz, von den Feldern der Tschechoslowakei, den Fabriken von Renault, den Werften Hamburgs, Bauern aus der Campagna, Arbeiter von Turin, Studenten aus Belgrad: die Avantgarde der Völker, die Wacht der Demokratie. Sie verbünden sich in diesen Liedern dem Negerdichter Langston Hughes, der im Namen von 50 Millionen unterdrückter schwarzer Brüder spricht. Es ist eine schonungslose Sprache an die Arbeiter der ganzen Welt: „Ihr macht die Bomben der Capronis, ihr macht die Flugzeuge Görings, ihr duldet die Feudalen im Lager Francos.“ Und sie sagen mit treuherzigem Ernst: „You must never do that again.“

Der proletarische Dichter Marchwiza, der die deutsche Vorliebe für Volkslieder besitzt, ruft in der „Hymne des Siegers“:

Mit den Ketten ists vorbei.
Companeros, Adelante,
Unser Spanien wird frei!

Und schließlich singt der polnische Dichter Olek Nus das Epos der Schlacht von Huesca und fügt seinem Namen den neuen Titel hinzu, der jetzt sein Stolz ist: „4. Maschinengewehrkompanie.“

Wir finden Ansätze für zukünftige Epen in diesen Liedern, die sich in Volkslieder verwandelt haben, wie die von Erich Weinert, Denkmäler des Todes und der Liebe. Und in allen Haß gegen Haß; in allen die heiße Liebe zu Spanien und die herrliche Kameradschaft, wie der Kampf sie schmiedete, und das hohe Ideal der Freiheit der Welt.

Gustav Regler



NÄCHTE SPANIENS...

von

Braccialarghe

Aus dem Italienischen

Am Himmel ziehn Schwaden von Nebel —
Es ist, als hätt eine Braut
ihren Schleier vergessen am Wege
am Rosenbusch perlenbeträut.

Der Schleier weht über die Felder,
ein Windstoß reißt ihn entzwei
und zauberhaft gleißen
und tanzen die weißen
Fetzen vorbei.

O Nächte Spaniens.
Zikaden klagen
am Wiesenrande
im Lande.

Es ist ein Geraune,
als lauschten am Zaune
verliebte Mädchen
des Liebsten Geflüster.

O Nächte Spaniens.
Der Frieden, hier ist er.
Nach qualvollen Tagen
ein stiller Mantel geschlagen

um leises Gewisper,
gedämpftes Geläut.

Die Wachen stehn lautlos im
Schatten

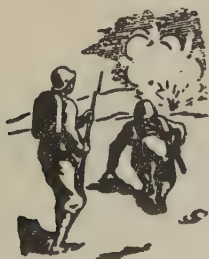
gleich Statuen verstreut
auf Wiesenmatten.

O Nächte Spaniens.
Sieh, die Stille entlockt
scheue Geständnisse:

Der spricht von seiner Braut zuhaus;
der malt den letzten Angriff aus.

Die Rede stockt.
Da hörst du seltsam rings
es klingen und singen:
die Freunde sinds,
die von uns gingen.

Und wieder die hellen Sterne.
Horch, ein Gewehrschuß in der Ferne...



AUF DER DURCHREISE

VON

Olek Nus

4. Maschinengewehrkompanie

Aus dem Polnischen

Was stehst du so einsam, du schwarzbraunes Mädchen,
so abseits von unseren Reihen,
wo wir von der Front, deine Brüder, vorm Abmarsch
zur Front mit dem Volke uns freuen?

Was schweigt dein Mund, wie Korallen blinkend,
was schläft dein Auge im Wachen,
wo wir — ach so müde — doch tanzen und singen
und die anderen Mädchen lachen?

Was stehst du so stumm — und doch spricht dein Gesicht —
so düster — willst du mirs nicht sagen?
Was drückt dir das Herz? — Ich kenn dich ja nicht
und werd, wie du heißt, dich nicht fragen . . .

Sie steht wie ein Standbild und blickt ins Grüne;
ganz leise nur zittern die Hände,
und traurig flüstert sie vor sich hin:
„Muerto, Juan — en el frente . . .!“

Da pfeift unser Zug. Noch ein letzter Gruß,
in die Wagen die Jungens sich schwingen.
Es fühlt und es weiß die geballte Faust:
das Schlachtfeld wird manchen verschlingen.

Ich schau — erwacht steht das schwarzbraune Mädchen
hochaufgerichtet und nah da.
So hat sie der ganze Zug gesehen
und gehört ihr: „Salud, camarada!“



SALUD!

VON

E. E. und J. K.

Britisches Bataillon

Aus dem Englischen

Von aller Länder Feldern und Fabriken
fürs gleiche Ziel gekommen, waren stumm
sie über dieses Ziel vor jedem jeder,
bis sie, die jetzt verstanden, Spanien grüßten
mit einem Wort: *Salud!*

In einem Wort der ganzen Nation
gewaltiges Ziel. Und jeder fühlte, wie
sein Herz sich weitete, sein Arm sich reckte
und teurer ihm des Kampfes Ziel erschien
bei diesem Wort: *Salud!*

Aus Grabenmörsern flattern zu uns her
die Flügelminen, schlagen krachend auf.
Doch lachend heben wir geballt die Faust
und rufen spottend in die Nacht hinaus
das eine Wort: *Salud!*

Im Ölbaumhaine huschen dunkle Schatten.
Vier stumme Männer graben rasch ein Grab.
Auf flachem Hügel zwei gekreuzte Latten.
Drauf steht kein Loblied für die Helden, nur
ein einziges Wort: *Salud!*

Uns gibt kein Priester und kein Sakrament
den Segen in des Todes schwerer Stund.
Das Wort allein, das hier ein jeder kennt,
beweist, daß unser doch die Zukunft, und
das Leben ist: *Salud!*



DER TAG DES SIEGS

von

Marcel Tourmente

10. Bataillon

Aus dem Französischen

Wenn wir erst mal den Tag des Sieges feiern —
Franco und Queipo drücken Kerkerstroh —
das wird ein Fest!

Die Jugend kehrt zurück ins warme Nest,
die Eltern werden ihrer Kinder froh.
Wenn wir erst mal den Tag des Sieges feiern
und die Faschisten liegen auf Kerkerstroh.

Doch sag, wann kommt der Tag, daß wir ihn feiern,
wo wir verjagen Benito und Co?
Gib ihm den Rest!

In allen Ländern setzen wir sie fest,
an die Latern: La Roque und Doriot!
Denn wenn wir erst den Tag des Sieges feiern,
dann ist es aus mit Benito und Co?

Kurz, an dem Tag der großen Siegesfeier
begießen wir die Freude mit „Vino“.

Ist schon gepreßt!

Und wenn man uns auch endlos trinken läßt,
wir trinken nicht zu viel. Nur grade so,
wie sichs gehört am Tag der Siegesfeier,
wenn Freudenfeuer brennen lichterloh.

Wie freu ich mich darauf, den Tag zu feiern,
wo mich mein Kind am Bart rupft mit Halloh —
Halt ihn nur fest!

Nur schade, daß mit so viel Blut genäßt
das spanische Land! — Doch eines macht mich froh:
am Tage nach den großen Siegesfeiern
gehts an den Kragen euch, Ovra und Gestapo!

Übersetzungen: Alfred Kurella



Christian Friedrich Daniel Schubart

1739—1791

DER GEFANGENE VOM HOHENASPERG

Der Hohenasperg war das Staatsgefängnis der Herzöge von Württemberg, berüchtigt weit über die Landesgrenzen hinaus, und als der schwäbische Dichter Schubart zehn Jahre lang in den Verließen der alten Feste eingesperrt war, wurde der „Hohenasperg“ zum Signal für eine ganze Generation von Schriftstellern, die unermüdlich für die Befreiung des Dichters der „Fürstengruft“, des „Kaplies“, des Herausgebers der „Deutschen Chronik“ agitierten. Goethe und Schiller, Klopstock und Wieland, Herder und Bürger haben an dieser Kampagne für die Befreiung des Dichters des Liedes „Gefangener Mann — ein armer Mann“ teilgenommen, Aufrufe verfaßt, Vorstellungen erhoben, Schubart im Kerker demonstrativ aufgesucht, unermüdlich alle Kräfte aufgeboten, damit Schubart, das Opfer des grausamen Feudalismus, das Opfer des Herzogs Karl und seiner Maitresse Franziska Hohenheim, befreit würde.

Zehn Jahre lang wurde Schubart festgehalten, ohne Verhör, ohne Gericht, ohne Urteil. Der Herzog hatte den rebellischen Journalisten durch List über die Grenze locken lassen, es war eine „vorbildliche“ Entführung, die Schubart in seinen Erinnerungen aufregend beschrieben hat. In Ulm und Augsburg redigierte Schubart eines der ersten deutschen Journale die „Deutsche Chronik“, in der er gegen den Feudalismus kämpfte. Seine Angriffe gegen die Zensur und geistige Unterdrückung, gegen die Belastung der Massen durch hohe Steuern, seine versteckte Kritik an der heillosen Finanzwirtschaft des Herzogs Karl, seine Enthüllung sozialer Schäden und religiösen Aberglaubens erregten den Zorn des Machthabers seiner Heimat. Der Vers „Als Dionys von Syrakus aufhören muß Tyrann zu sein, da ward er ein Schulmeisterlein“ wurde (mit Recht) als Anspielung auf den Herzog aufgefaßt. Die Enthüllung der Schwindelwunderkuren eines Jesuiten brachte den Klerus auf. Und als Schubart die Nachricht brachte, die Kaiserin Maria Theresia sei tödlich erkrankt, ging man gegen den Emigranten vor und schleppte ihn über die Grenze.

Schubart war ein Emigrant. Wegen eines satirischen Gedichtes auf einen Hofmann und wegen einer Parodie der Litanei hatte man ihn aus Württemberg ausgewiesen, trotzdem er als „Untertan“ des Herzogs im Jahre 1739 geboren war, Sohn eines armen Kantors, der früh starb. Der junge Schubart studierte in Erlangen Theologie, verlebte in Nürnberg seine Jugend, wurde Hauslehrer und Organist, kam wegen Schuldenmachens ins Gefängnis, ging auf die Wanderschaft, fand endlich im Württembergischen eine Anstellung als Organist und Lehrer, denn er besaß große musikalische Fähigkeiten und Kompositionstalent; er heiratete, wurde des Ehebruchs beschuldigt, wieder ins Gefängnis gesperrt, rächte sich durch Satiren auf die Zustände am Hofe, wo eine üble

Mätressenwirtschaft herrschte, wurde ausgewiesen, ging mit einem Taler in der Tasche über die Grenze, trieb sich auf der Landstraße herum, bettelte, erwarb sich durch Improvisationen seinen Unterhalt, musizierte, lenkte durch seine gesellschaftlichen Talente und sein burschikoses Wesen immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich: „Heute speiste ich an der strömenden Tafel eines Großen und morgen in der Bierschänke, oft gar nicht.“ Er lebte in Augsburg und Ulm unter dem Volk, in Augsburg besonders unter den Webern und bekannte: „Ich habe als Dichter unter den niederen Ständen weit mehr gelernt als unter den höhern, denn jene stehen näher am Quell der Natur, ich ging also gern mit gemeinen Leuten und tue es noch.“

In Augsburg begann er sein Kampfblatt gegen den Feudalismus, die „Deutsche Chronik“, herauszugeben, schrieb oder dichtete die meist kurzen Betrachtungen glossenhaften Charakters im Wirtshaus „mit keinen Subsidien als meiner Erfahrung mit dem bißchen Witz versehen, womit mich Mutter Natur bescheert hatte... Ich konnte nichts für mich behalten. Ich mußte mitteilen oder bersten.“

Das große Temperament, der „geheime Haß des obrigkeitlichen Ansehens“, die enge Verbundenheit mit dem arbeitenden Volke, das Wissen um seine Nöte verschafften ihm Ansehen, aber auch Verfolgungen. Aus Augsburg wies man ihn aus, in Ulm setzte er seine Tätigkeit fort, bis ihn der Herzog entführen und einsperren ließ. Im Kerker nahm Schubart trotz allen Schwierigkeiten seine schriftstellerische Arbeit sofort wieder auf, diktierte heimlich einem Mitgefangenen seine Lieder und Erinnerungen, verbarg Manuskripte unter den Steinplatten der Zelle, schmuggelte die rebellische „Fürstengruft“ aus dem Gefängnis — sie wurde unzählige Male gedruckt, und ihre Wirkung war beispiellos. Des Herzogs Tyrannei und Schubarts Schicksal machten den jungen Schiller zum Rebellen, ein novellistischer Bericht Schubarts lieferte den Stoff für die „Räuber“.

Der empörende Gewaltakt der Entführung, die himmelschreiende Festhaltung Schubarts, die Luderwirtschaft des Hofes, der Menschenhandel des Herzogs, die Fäulnis der Verwaltung bilden den Hintergrund der großen Literaturperiode unseres Landes, die man „Sturm und Drang“ genannt hat. Das junge Bürgertum schickte sich an, sich seiner Fesseln zu erwehren, Schubart ist einer seiner Repräsentanten und eines der Opfer des Freiheitskampfes gegen den Feudalismus gewesen. Man hat ihn mit den Vagabundendichtern des späten Mittelalters verglichen, mit François Villon kann man ihn vergleichen, ohne daß es hieße, Schubart dem Kämpfer Villon gleichzusetzen. Die Stärke Schubarts lag in der Improvisation, er besaß eine echte, volkstümliche Sprache, aber kam Zeit seines Lebens nicht vom Pathos Klopstocks los; und seine unausgeglichene Art, sein Unvermögen, die Dichtungen reifen zu lassen, seine Sprunghaftigkeit und sein cholerisches Temperament brachten ihn um die Vollendung seiner Schöpfungen.

Die Schwäche der bürgerlichen Klasse in Deutschland verhinderte den Rückhalt, den ein Mann wie Schubart notwendig gebraucht haben würde; er besaß viele Fähigkeiten eines Volksführers, auf eine frappante äußere Ähnlichkeit mit Danton hat sein Sohn Ludwig hingewiesen, die Weber Augsburgs sahen in ihm ihren Fürsprecher. Die fehlende politische Massenbewegung trieb Schubart, in der Religion Zuflucht zu suchen, religiöse Lieder zu dichten, in der Gefangenschaft versuchte er, sich in verzweifelten Stunden auf solche Weise aufzurichten. Seine Haltlosigkeit in manchen Augenblicken seines Lebens erklärt sich aus dem Mangel einer Volksbewegung. Als Schubart nach zehnjähriger Kerkerhaft in die Freiheit zurückkehrte, war er fast zermürbt und schloß mit dem Herzog, der sich von Schubarts „Schreibsucht“ und dem Erfolg der „Chronik“ Gewinn für die Staatskasse versprach, ein Kompromiß und bekam eine neue „Chronik“ („Vaterlandschronik“ hieß sie nun) zu redigieren, die bewies, daß Schubart gezähmt war. Trotzdem brach zuweilen noch das alte Temperament durch, und den Ausbruch der französischen Revolution begrüßte Schubart mit freudiger Genugtuung. Aber die lange Haft hatte die Gesundheit des starken Mannes erschüttert, 1791 ist er, zweifundfünfzigjährig, gestorben.

Georg Sand

AUS GEFÄNGNISBRIEFEN

Du predigst mir immer von Geduld, meine Freundin. Ich glaube, sie redlich ausgeübt zu haben. Über Jahr und Tag lag ich im Schauergewölbe auf faulem Stroh, beträuft vom Tau des Felsens, so daß mein Schlafrock an meinem Leib verfaulte, und ich murrte nicht. Drei andere Jahre lebte ich verschlossen und einsam, und murrte nicht. Getraust du dir, es mir nachzumachen?

17. 7. 1783

Wie können Sie glauben, daß mich der Umgang mit dem sklavischen Soldatenvolk reizen könne, den Trieb nach Freiheit zu ersticken? Selbst Besuche von Prinzen, Ministern, Grafen, großen Damen und einer Menge berühmter Männer haben dies nicht bewirken können.

2. 8. 1783.

Am Sonntag war die Frau von Sandrart hier. Ihr Mann ist Arrestant und wird schwerer Verbrechen beschuldigt. Der Herzog hat es ihm aber auf des Kommandanten Bitte gleich erlaubt, daß ihn seine Frau und Kinder besuchen dürfen, so oft sie wollen. Sein Sohn ist bei ihm. Wie meinst du, wie mirs war, als er seinen Sohn vor meinen Augen ans Herz schloß? Ich weinte wie ein kleines Kind und stampfte den Boden über mein verfluchtes Schicksal. Der Herzog geht grausam mit mir um, und er kann mich doch keines Verbrechens beschuldigen. Doch er muß sterben wie ich; dann steht sein Ankläger Schubart am Thron und seine Sprache ist ein Wetter.

13. 1. 1784.

Seit dem letzten Anfall habe ich keine gesunde Stunde. Erst heute früh um 3 Uhr überfiel mich wieder eine so erschreckende Engbrüstigkeit, daß ich jede Minute den Tod erwartete. Ein Bad und deine Pflege könnten mein Leben retten, aber ich soll langsam gemordet werden . . . Hier ist ein Mann, namens Heuchlin von Schorndorf, der als Forstsekretär den Herzog um 12 000 Gulden betrog. Diesem hat kürzlich der Herzog erlaubt, Besuche von seiner Frau und Kindern anzunehmen, so oft er will. Aber mich läßt er nach den Meinigen zu Tode seufzen.

23. 6. 1784.

AUS DER „DEUTSCHEN CHRONIK“

Zwischen der Zeit

Alles, was dermalen von unsern Kaisertümern, Königreichen und Fürstentümern in den Zeitungen steht, ist bloß Vegetation und nicht Leben. Feste, Jagden, Galatage, Opern, Komödien, Soldatenmusterungen, mystische Audienzen — dies ist alles, was wir Jahr aus, Jahr ein von den Höfen der Großen hören. Das übrige, was wir gerne wissen möchten, gehört unter die Rubrik von Staatsgeheimnissen, wovon Meister Hildebrand so viel weiß als ich. Folgender Artikel ist eben so gut wie eine Universalmedizin zu gebrauchen:

„Seine Majestät oder Seine Durchlaucht befinden sich in allerhöchstem oder höchstem Wohlergehen. Sie lassen sich das Wohl ihrer Untertanen außerordentlich angelegen sein. Die Truppen wurden gemustert. Ein Gala-tag wurde gefeiert. Dieser oder jener Fremde ist angekommen. Es war Parforcejagd. Man ist tief im Kabinett beschäftigt und arbeitet an Dingen, die du nicht eher wissen sollst, bis in Reutlingen ein Mordgesang darüber gedruckt wird.“

Obige Formel ist eben so gut wie der hundertjährige Kalender zu gebrauchen. Alle unsere Zeitungen sind nichts anders als wiedergekäutes Gewäsch von Alltagsgeschichten und Lobsprüchen auf Regenten, die wir nicht einmal kennen. Den Zeitungsschreiber möchte ich sehen, der vor das Publikum hinträte und mit Gewitterberedsamkeit spräche: Dieser Fürst legt seinen Untertanen unerträgliche Lasten auf; jener Staat verkennt die Grundgesetze der Menschlichkeit; dort klirren die Fesseln des schrecklichsten Despotismus; da lechzt ein gieriger Selbstherrscher mit Schlangenzunge an den Grenzen einer friedsamten Republik; in jenem Freistaat ächzt der Freigeborene unter dem Fußtritt eines Archonten; hie oder da oder dort schleicht der Aberglaube, schwarz wie die Nacht, und birgt den blinkenden Dolch unterm Priester-gewand; hier gelten veraltete Symbole mehr als Vernunft; dort gilt Tyrannei des Herkommens mehr als Weisheit; hier wird der Mensch durch schlechte Erziehungsgrundsätze zum Vieh herabgewürdigt; dort schleicht das Gerippe von einem Untertan oder Bürger, der zum Himmel ächzt und den letzten blutigen Heller seinem gierigen Peiniger hinzählt . . .

Eine solche Zeitung möchte ich lesen! Aber wo ist der Märtyrer, der, mit vaterländischer Glut im Gesicht, auch dem Fürsten heiße Wahrheiten ins Antlitz spricht? Da heißt es immer: Setz dich hin, Zeitungsschreiber, sei kalt wie Alpenschnee und schreib, was Handwerksburschen auf den Bierbänken leiern. Krieche vor jedem goldverbrämten Schurken, fülle dein Blatt mit Steckbriefen auf Spitzbuben und Lottozahlen; erzähle Hanswurstiaden, daß der Müßiggänger im Kaffeehaus eine laute Lache darüber aufschlage.

Zeitungsschreiber

Unter allen kriechenden Kreaturen des Erdbodens ist der Zeitungsschreiber die kriechendste. Wie er da mit kindischer Bewunderung den Pomp der Großen anstaunt! Wie er in pedantischer Ehrfurcht den Schlafrockzipfel eines ausgetrockneten Hofmarschalls schnappt und ihn demütig küßt. Wie er mit dem Hütlein unterm Arm krumm und gebückt im Vorsaal steht und dem niesenden Fürsten und Höfling sein Salut entgegen keucht! Wie jedes Hoffest für ihn wichtiger ist als das Fest der Andacht, von einem frommen Volke dem Herrn geweiht. Alle unsere Schriften haben das Gepräge unseres sklavischen Jahrhunderts und die Zeitungen am meisten. Kann man unter diesen Umständen wohl etwas Besseres tun als wegschlüpfen über unsere entartete Halbkugel und sehen, was auf der andern Hälfte vorgeht! ¹ Dort gibts doch

¹ Nordamerika, wo der Krieg um die Unabhängigkeit der Staaten geführt wurde.

noch Menschen, die es fühlen, daß ihre Bestimmung nicht Sklaverei sei; die mit edlem Unmut das Joch eines herrschsüchtigen Ministeriums vom Nacken schütteln und diesen Volkspeinigern zeigen, daß man ohne sie leben kann.

Politische Prospekte

Die Prospekte der politischen Welt sind eben nicht alle paradiesisch. Da gibt es Steppen, Sümpfe, Lachen, Steinwege, Distel- und Nesselfelder so gut wie in der natürlichen Welt. Der Novellist aber, zumal der deutsche feige Novellist, muß alle diese verödeten Gegenden in elysischen Formen umzuschaffen wissen. Gebirge muß er Tal, gelbe Regenströme, die faules Aas fortwälzen, muß er Pisone, Stinkblumen muß er Rosen und Stürme Zephirs nennen. . .

Franzosen (1789)

Ich war sonst mit vielen meiner Landsleute gewaltig entrüstet gegen die Franzosen, schalt ihren Kleinigkeitssinn, ihr Modegift, aber nun küsse ich dem französischen Genius die Hand, denn er ist ein Geist der Freiheit und Größe, und Wahrheit ist in seinem Gefolge. Hierher, ihr Windköpfe, die ihr mit den Doggen Frankreichs spielt, von deutscher Freiheit sprecht und euch bückt, wenn der Jagdhund eures Gebiets vorübergeht, oder wie jeder sklavisches sogenannte freie Reichsbürger vor der Perückenschachtel des Bürgermeisters den Hut zieht. Hierher, und lernt von den Franzosen, was Gefühl von Menschenwürde, was Freiheitsgeist sei.

AUS „LEBEN UND GESINNUNGEN“

von Schubart im Kerker aufgesetzt

Kein Gewerbe konnte für einen Menschen wie ich war, zu einer Zeit, wo die Priester- und Fürstengewalt gegen jedes Freiheitsgefühl anbrauste, und in einer Stadt, die unter allen deutschen Städten einen so feurigen Kopf, wie der meinige war, am wenigsten dulden konnte, gefährlicher sein als das Gewerbe eines Zeitungsschreibers. Vor Fürsten, auch wenn sie Bösewichter sind, den Fuchsschwanz streichen, kühle Galatage, Jagden, Musterungen, jedes gnädige Kopfnicken und matte Zeichen des Menschengefühls mit einer Doppelzunge austrumpeten, jedem Hofhund einen Bückling machen, den Parteigeist desjenigen Ortes, wo man schreibt, nie beleidigen, den Kaffeehäusern was zum Lachen und dem Pöbel was zum Raisonniere geben; — auf der andern Seite die Parteien des Parnassus genau kennen, und da entweder im trägen Gleichgewicht bleiben oder mutig mitkämpfen: das waren Gesetze, die für mich zu hoch und rund waren, und für die ich weder Geduld noch Klugheit hatte. Ich stieß daher tausendmal gegen sie an. . . Die ersten Blätter [der „Chronik“] wurden in Augsburg gedruckt; da ich aber am Schlusse meiner Anzeige sagte: „Und nun werfe ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: ‚O England, von deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll!‘“ so stand der Bürger-

meister von Kuhn im Senat auf und sprach: „Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit — nicht eine Nußschale voll soll er haben.“ Und hiermit wurde der Druck in Augsburg untersagt.

Der Mangel an Umgang bei einem zur Geselligkeit so gestimmten Herzen war für mich eine der größten Qualen. Ich tötete nichts, was sich in meinem Kerker regte. Das Gewebe der Spinnen, ihre Triebe zum Fang und zur Nahrung — vertrieben mir ganze Stunden. Der leuchtende Wurm, der meine Wand bekroch, war mir nun ein lieber Gesellschafter bei Nacht. Als es Winter wurde, heizte ich oft bei Nacht ein, daß die Fliegen nicht sterben möchten, deren Summen um mein Ohr mir nun Musik war. Ich machte anfangs Entwürfe zu Romanen, Gedichten und andern Büchern, und versuchte es zuweilen, ob ich nicht mit der Lichtputze schreiben könnte. Es gelang mir und ich verfertigte auf diese Art manches Gedicht. Aber man merkte es bald und feilte die Spitze an der Lichtschere ab. Die verfertigten Gedichte wurden mir abgenommen und sind hernach verloren gegangen. Ich bedaure darunter: „Die Freiheit“ . . . Ich versuchte es aber mit dem Dorn meiner Knieschnalle, und machte wieder Verschiedenes. Aber diese wurde mir entwendet. Endlich behielt ich eine Gabel, aber man entdeckte auch dies und drohte mir mit der Kette. — Eine der bittersten Empfindungen war für mich der Anblick so vieler Elenden, die ich nun täglich vor meinen Augen sah. Ich hörte vorher die Ketten nur rasseln; nun sah ich auch die Unglücklichen, die sie trugen. Leute, die bei Wasser und Brot Ketten tragen und hinter dem Karren ächzen müssen, wie durchschneidend ist dieser Anblick. Ich sah einmal das Weib eines Gefangenen, das ihn besucht hatte, neben ihm sitzen und mit dem vollen Blick des Mitleids auf sein Fußbein niederschauen. Sie schob es ihm weg, rieb die Stelle und beträufelte sie mit dem Balsam ihrer Tränen. Der Mann rauchte Tabak und dampfte so sehr er konnte, um seine Tränen zu bergen: „O Judith! Betrübe dich nicht so sehr, es wird schon anders kommen!“ Das war alles, was er stammeln konnte.

FRANS MASEREEL

von

Heinrich Vogeler

„Masereel! Sie langweilen sich bei uns“, sagte Jean Deloin, der Leiter der genter Kunstschule, nachdem Frans Masereel kaum sechs Monate in der Akademie gearbeitet hatte. „Sehen Sie sich die Welt an, Sie werden Ihren Weg selber finden.“

Er wanderte los. Zuerst nach Nordafrika. Das war 1905. Die exotische Welt gab ihm keine tieferen Erlebnisse. Bald danach packte ihn aber die moderne Großstadt: London, Paris. Doch nie verlor er die Beziehungen zu seiner Jugendliebe, dem Meer, ohne die Masereels Kunst undenkbar ist. An der belgischen Nordseeküste verlebte Masereel seine früheste Jugend; Blankenberghe war sein Geburtsort. Dort wurde er im Jahr 1889 geboren. In späteren Jahren, als er in Frankreich lebte, siedelte er sich an der französischen Küste des Kanals an, in einem kleinen Fischerdorf, wo er den größten Teil des Jahres verbrachte, und wo die meisten seiner Bilder entstanden. Die fast nüchterne Einfachheit und die Großzügigkeit der Landschaft, die Begrenztheit aber Tiefe der Farbenskala des Meeres, die satten Blaus und Grüns, dazu die silbernen Sandtöne, die über Ockerfarben bis zum Gelb schwingen, die Farben des Strandes und der Dünenlandschaft und die sturmgepeitschten farbigen Graus des Himmels, die nur dann und wann ein hoffnungsvolles Licht aufreißt, oder durch die die Sonne ihren roten Durchbruch macht — das wurden die Grundlagen seiner farbigen Ausdrucksmittel.

Frans Masereels Jugendliebe ist das wilde unbändige Element und die Menschen, die unter dem Einsatz ihres Lebens mit ihm kämpfen, bis es ihnen seine Reichtümer überläßt. Seine Kunst zeigt uns nicht das friedliche Meer, wie



1914-1918

es der sommerliche Badegast in Blankenberghe genießt, er sieht es, wie es der Fischer sieht. Das Meer verlockt ihn immer wieder wie der Ruf der sagenhaften Sirene, er stürzt hinunter an den Strand, dem Rufe nach — aber da ruft ihn die heulende Sirene des Fischdampfers in die Wirklichkeit des Tages zurück.

Seine zweite Liebe ist die Großstadt. Er liebt die Stadt mit einer tiefen Leidenschaft, wenn ihre Pulse höher schlagen, wenn ungestillte Sehnsüchte nach Freiheit und schöpferischer Lebensgestaltung die Arbeiter und Arbeiterinnen aus dunklen Mietskasernen auf die Straße treibt. Er liebt die Stadt, wenn der Marschschritt der Massen auf dem Pflaster klrirt und die Fahne der Revolution über ihnen aufflammt. In diesem Augenblick ist Masereel unter ihnen — das zeigen die Zeichnungen und Holzschnitte, in denen er die Bewegung der Massen darstellt. Schaffend und um Ausdruck ringend wurde Masereel Teil dieses unentwegten Kämpfens und Vorwärtsdrängens zu einem neuen, freien, glücklichen Leben. Dann fühlt man aber auch in seiner Kunst den unstillbaren Haß, den er der Großstadt entgegenbringt. Er läßt die Gesichter der untergehenden Gesellschaft an uns vorüberziehen, das Antlitz der *kapitalistischen* Großstadt; er führt uns in die dunklen Mietskasernen, in die Proletarierwohnungen und Hinterhöfe, läßt den rasenden Verkehr an uns vorüberrauschen, zeigt die schleppende Öde stumpfsinniger Büroarbeit, zeigt Krankheit und Sterben und den lockenden Lichterglanz über dem armseligen Leben der Prostituierten. Wenn dieser Haß über ihn kommt, möchte er hinausfliehen über das Land zum Meer.

Manchmal ist bei ihm die letzte Sehnsucht der Tod, der Sturz in die Feuer-
glut der Sonne, die Auflösung in der Natur oder das Spiel mit den Sternen.

Hier kommen die Schwankungen zum Ausdruck, unter denen sich Masereels Vorwärtsschreiten vollzieht. Es sind romantische Fluchtversuche — er landet dann aber wieder in der Wirklichkeit, in den Auseinandersetzungen mit den Anforderungen des Tages.

Frans Masereel gehört zu den Großen in der Kunst, die bestimmten Dingen und Gedanken erstmaligen Ausdruck verleihen und unser Denken und Fühlen erweitern. Er ist ein Mensch, der vieles weiß und erlebt hat, doch mit den einfachsten Mitteln stärkster Empfindungen nur das Wesentliche ausdrückt. Masereel hat wenig Beziehungen zu jenen pariser Malern, die seine Kunst als tendenziös ablehnen, und die ihren utopischen Kampf um die „reine



Kunst“ weiterführen; desto stärker ist Masereel mit der geistigen Bewegung, mit den revolutionären Schriftstellern verbunden, vor allem mit Romain Rolland. Im Jahr 1936 machte Masereel von Romain Rolland eine Zeichnung. Auf den ersten Blick blendet diese Zeichnung nicht, sondern erst langsam erobert sie uns und läßt uns nicht wieder los — da sie einen Ausdruck gibt, den kein Foto uns bisher vermitteln konnte, der dann aber mit den Werken und mit den Taten Romain Rollands untrennbar zu einer Einheit in uns wächst — das Gefühl des Freundes für diesen großen Kämpfer wird unser neues Eigentum. Masereel gab auch Holzschnitte für Bücher von Romain Rolland, außerdem illustrierte er Verhaeren, de Coster und viele andere. Masereel sagt über die Aufgaben der Kunst und der Künstler unserer Zeit:

„Der Platz des Künstlers ist in den ersten Reihen der Kämpfer um die Schaffung eines neuen Systems, das die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und die Kriege ausschließt. Aber der Künstler darf nicht vergessen, daß er zu einer großen, dieser Welt würdigen Kunst nur gelangen kann, indem er sich auf die Schönheit der Ausdrucksmittel stützt, und daß sein Schöpfungstum unter dieser Bedingung zu jenem Motor der Erregung werden kann, der fähig ist, die menschlichen Seelen zu erschüttern.“

Unter „Schönheit der Ausdrucksmittel“ versteht Masereel die reale Form des Kunstwerkes und inhaltlich die Gestaltung der Wahrheit, das Typische, befreit vom Zufälligen.

Als während des Krieges die ersten revolutionären Graphiken von ihm erschienen, war es, als stiegen vor dem Manne hinter dem Stacheldraht Leuchtraketen auf in die Schwärze der Nacht und beleuchteten die Umwelt und den herankriechenden Feind. Da hing er ja selber verröchelnd im Stacheldraht, da trug er mit seinen Kameraden den eigenen abgerissenen Kopf zu Grabe. Da sah er das Schicksal der Frau im Hinterland, die Verzweiflung und den Tod. So erleuchteten die in der Kriegszeit von Frans Masereel geschaffenen Holzschnitte die Köpfe der Zweifelnden und Verzweiflenden und stärkten die Kampfkraft der Erkennenden. Da nimmt er sich die Menschen im Kriege vor, die Opfer, die im Stacheldraht verröcheln, die Toten wie die Lebendigen, die für die Machtgier und Raubsucht der Großen ihr Leben geben: er zeigt die Hintermänner und Triebkräfte des Völkermordens. Die Pinselzeichnungen für die Tageszeitungen — so



flüchtige und schnelle Pinselzeichnungen es auch sind — könnte man zu einem grotesken Totentanz zusammenfassen, der mit sicheren Strichen den Charakter der Kriegszeit in der grausigsten Form künstlerischer Gestaltung überliefert. Masereel wurde der Träger des öffentlichen Gewissens. Das spontane Erfassen des wahren Charakters einer Situation, jene seltene Art, stets auf das Totale loszugehen, das nur großen starken Charakteren eigen ist, macht Masereels Kunst zu Dokumenten der Epoche des imperialistischen Weltkrieges und des Beginns der Revolutionen.

Nach Kriegsende entstehen eine ganze Reihe von Werken, die das Werden des Menschen und den Kampf des Künstlers offenbaren („*Die Passion eines Menschen*“, „*Die Idee*“, „*Das Werk*“, „*Die Sonne*“). Sie sind gesellschaftskritischen Inhalts und zeigen unter grotesken Posen und Streichen die Erdgebundenheit der Träume des Künstlers. Masereel wurde zum Ankläger alles Falschen, Lügenhaften und Niederträchtigen. Dabei hat sein Tun nirgends etwas Moralisierendes, auf Wirkung Gestelltes, Spekulatives. Die Kraft seiner Kunst liegt gerade in der Voraussetzungslosigkeit, mit der er sich selber gibt und ein einfaches Menschenschicksal verkörpert.

Er, der Meister der rechtschaffenen soliden alten Holzschneidekunst, der ihre Ausdrucksmöglichkeiten im Sinne moderner optischer Eindrucksfähigkeit erweiterte, hatte es nicht leicht, zur Malerei zu kommen. Die Farbe zu meistern und gleichzeitig nichts zu verlieren von der Formung der Empfindungen und dem Aufbau der Fläche — das war für Masereel ein harter Kampf. Seine Aquarelle, die um 1925 bis 1927 entstanden, als er in Paris lebte, zeigen vor allem die grinsende Phantastik des Lebens der Stadt Paris, im besonderen des Stadtteils Montmartre. Er ist nicht der Aquarellist, der die schöne Fläche des Whatmanbogens mit gewohnter Vorsicht und Delikatesse behandelt, um die durchsichtige Kraft der fließenden Farben zu erhalten, damit der merkwürdige Reiz der besonderen Technik nicht gestört werde: von der Seite der ästhetischen Betrachtung kommt man an seine Aquarelle nicht heran.

Er nimmt alle Mittel zu Hilfe, um ein spontanes Gefühl auf dem schnellsten Weg über die Hand in die gestaltete Form und Farbe umzusetzen. Leidenschaftlich, mit gesteigertem Tempo haut der Pinsel die Farbe hin, fühlt im Hinhauen eine zweite Farbe, eine Kraft, die gleichzeitig die Form betont, streicht eine neue Fläche hin, teilt sie auf, um sie der Gesamterscheinung einzuordnen, umrandet das Wichtigste mit Farben, unterstreicht, wo es gilt, den angeschlagenen Akkord wieder aufklingen zu lassen. So dringt die Fraktur des Holzschnitts bei den Aquarellen immer wieder durch, und doch möchte man diese Darstellungsart nicht missen, da sie die quellhafte Schöpferkraft des Meisters erkennen läßt; nichts ist ihm wichtiger als die Totalität der Hingabe an sich selbst beim Schaffen, um den Inhalt seines Gefühls herausstellen zu können. Daß Masereel, der Meister des modernen Holzschnitts, mit seinem materialgerechten Denken und Schaffen sich nicht mit dieser Ausdrucksform begnügte, zeigen seine späteren Aquarelle, in denen er die Technik der Aquarellmalerei zu meistern beginnt.



Seine Ölmalerei zeigt ähnliche Vorgänge: das Ringen um Einheit des Ausdrucks in bezug auf Inhalt, Form und Farbe. Vielfach wirken Bilder von ihm, in denen die technische und Gefühlseinheit noch nicht gefunden ist, dadurch, daß die Lebendigkeit der Kontur noch nicht in Farbe eingeschmolzen ist, und die Schrift des Pinsels die Empfindung ausdrückt, stärker als spätere Bilder, wo Masereel durch einen flächigen, weich aneinandergelehnten Bau des Bildes graphische Überreste überwinden will. In den wichtigsten Bildern, die er im Jahr 1935 bis 1936 in der Sowjetunion malte, überwand er diese Zwiespältigkeit ganz und zeigt eine hohe malerische Kultur.

Alle diese Bilder sind aus dem Gedächtnis gemalt nach kleinen, aber überaus charakteristischen Skizzen. Ein ungewöhnliches optisches Gedächtnis ist ihm eigen. Er besitzt in seinem Kopf offenbar ein Archiv, aus dem er die Dinge, mit denen er schaffen will, herausholen kann, wenn er sie braucht.

1920 malte Masereel in London ein Barmädel, umgeben von der nächsten Umwelt, etwas flächig, sonst breit und lebendig in ihrem Milieu, schnell und locker hingeschrieben. 1923 malte er eine Kranke im Bett. Hier kommt die tastende, intime Empfindsamkeit des Künstlers zum Ausdruck und das hingebende Eindringen in das geheimste Leben dieser Leidenden. 1924 malte er einen Neger in der Kneipe an einem gedeckten Tisch mit Becher, Teller und Brot. Das Bild ist fest im Bau, und der Typ ist so intim beobachtet und eins mit der Kahlheit seiner Umgebung, daß man diesen geduldig wartenden, heimatlosen Menschen schnell kennt, trotz seiner großen Mütze, die das Gesicht fast verdeckt, und daß man ihn fortan zu seinem Bekanntenkreis zählt und glaubt, ihn irgendwo im Leben einmal wieder treffen zu müssen. Im selben Jahr entsteht das Bildnis des Schriftstellers Jules Superville, ein bleibendes, einprägsames Bild eines Menschen unserer Zeit, psychologisch so stark erfaßt, daß der besondere Charakter dieses Mannes alle Teile der Bildfläche zu beherrschen scheint, die Kleidung, die Möbel und das ganze Zimmer. 1928 malte Masereel seine Mutter. Es ist, als wenn der Sohn die Sorgen mit in das Bild trüge, die die Mutter in all den Jahren um ihren Sohn erfahren hat; ein starkes Bild, ein tiefes herzliches Gefühl, über das ein leichter Schatten zieht.

Es ist schade, daß Masereel, der so viele Seeleute malte, uns mehr die Erinnerung an den äußeren Eindruck eines Seemannes gibt, als die Psyche eines dieser seiner Freunde. Seine große und eigenartige Meisterschaft in der Bildniskunst würde uns auch auf dieser Linie bereichern — das sagt schon das herrliche Bild einer Seemannsfrau unter dem Fensterkreuz mit dem Ausblick auf den Hafen aus dem Jahr 1934. In diesem Bild sind alle jene Qualitäten vereinigt, die das hohe Künstlertum, den Charakter Masereels ausmachen. Hier ist auch jene Beherrschung der Technik, die die Künstler nötig haben, welche sich zum Ziel setzen, durch eine monumentale Wandmalerei den Helden der Revolution und den Helden des sozialistischen Aufbaus ein dauerndes Denkmal zu setzen.

Der Ort, wo die meisten seiner Bilder entstanden, ist das kleine Fischerdorf

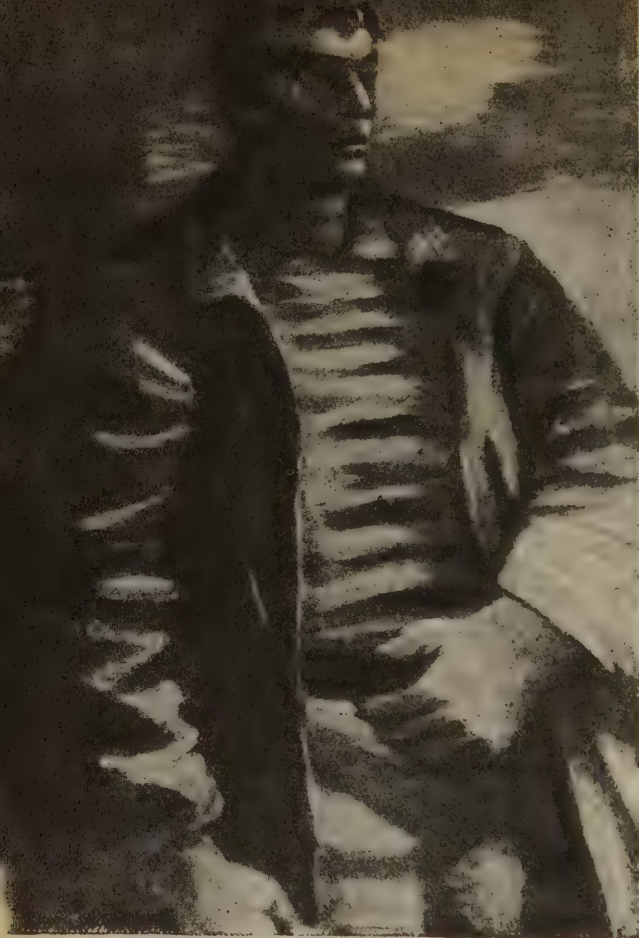


Skizze zu: *Volga bei Astrachan*

Equien in der Nähe von Boulogne. Seltsamkeiten, die das Meer anspült, umgaben ihn; die Fischer brachten ihm selbstangefertigte malerische Schiffsmodelle und bekundeten dadurch ihre Freundschaft für den stets hilfsbereiten Kameraden, der ihr Leben und ihre Sorgen teilte. Hier vergaß Masereel die Vereinsamung, die ihn in Paris, unter den Malern der „reinen Kunst“, befallen hatte. Hier in Equien war er bodenständig, kein hergereister Maler, der nach malerischen Motiven sucht, sondern einfach der Lebensgefährte, der in fast jedem Häuschen einen Freund fand. Seine Landschaften und Darstellungen des Meeres sind vielfach rauh und das Meer dunkel und bedrohlich. Die Boote der Fischerflotte schaukeln am Horizont...

Das Dorf ist weit in der Kultur zurückgeblieben, so daß die älteren Leute weder schreiben noch lesen können. Die Fischer leben unter den schwersten Arbeitsbedingungen, dabei bringen sie der künstlerischen Arbeit Masereels ein warmes Gefühl entgegen, ein Gefühl, das er in Paris so entbehren mußte. Wenn Masereel davon sprach, sagte er, sich entlastend von der Schwere, die alle Künstler in den kapitalistischen Ländern bedrückt: „Man muß diesen Menschen eine sozialistische Lyrik schaffen!“ Das ist ein Blick in das Ringen dieses revolutionären Künstlers, der die Sehnsüchte des Proletariats nach der neuen, sozialistischen Welt in sich trägt, dessen Empfindungsleben aber unlösbar an die Schwere des Lebens und an die Kämpfe des westlichen Proletariats gebunden ist.

Der Prolet fühlt ihn als Kameraden; die Voraussetzungslosigkeit, die flämi-



Fischer

sche Derbheit, die Einfachheit und Innigkeit der Lebensäußerung, die sich in Massereels Kunst offenbart, erweckt Zutrauen. Seine Holzschnitte, Zeichnungen und Bilder brauchen keine Titel und Worte. Jeder weiß, was der Künstler sagen will.

Das „Stundenbuch“ ... es hat in der flämischen Kunst des Mittelalters viele bedeutende Vorläufer. Es sind vor allem, neben den unbekannten Meistern, die Gebrüder van Eyck, die von dem reichen französischen Adel die Aufgabe erhielten, in den Stundenbüchern das ritterliche Leben zu verherrlichen. Die künstlerischen Kräfte der flämischen Meister mittelalterlicher Stundenbücher hatten sich auf dem Boden eines mächtigen freien

Bürgertums entfaltet, eines revolutionären Bürgertums, das sich in den Niederlanden schon vom feudalen Druck befreite, die Fesseln des zünftigen Marktes sprengte, und es verstand, die Zünfte als einen regulierenden Faktor im sozialen Leben des aufkommenden Proletariats einzusetzen. Das gab ein vorübergehendes Gleichmaß, eine scheinbare Ausgewogenheit der Klassenkräfte, und dies kommt in der Kunst und vor allem auch in den Stundenbüchern dieser Meister zum Ausdruck.

Bei Masereel jedoch sind es die Kämpfe und Sehnsüchte des modernen Industrieproletariats.

Van Eyck zeigt im Stundenbuch das Leben der feudalen herrschenden Klasse Frankreichs, gesehen vom Standpunkt der niederländischen revolutionären Bourgeoisie, das Liebesleben der Aristokraten in herrlichen Gärten mit schönen Frauen, die Kriegszüge, die wie festliche Demonstrationen wirken. Van Eyck gibt einen Blick in die behagliche Werkstatt des Handwerkers; wir sehen den Bauer, wie er friedlich mit dem Pflug seine Furchen in

den Acker zieht unter dem Schutz des Herrensitzes oder unter dem Schutz der Mauern und Wachttürme der Handelsstadt. Die Bindung mit dem religiösen Leben bleibt gewahrt, aber die Kirche tritt nicht in den Vordergrund.

In Masereels Stundenbuch gibt es weder Ruhe noch Frieden. Da ist alles Bewegung und kämpferischer Zusammenstoß. Die Sinnlosigkeit des tolen Verkehrs in der Großstadt bringt er zum Ausdruck — ganz klein fühlt sich der Mensch (Masereel) gegenüber den geknebelten schöpferischen Kräften des Proletariats, unter dessen Händen die Bauten der Stadt in schwindelnde Höhen wachsen. Und nun erwacht im Künstler das

Klassenbewußtsein. Doch bald beherrscht ihn wieder der Wille zur Flucht. Am Ende zertrampelt er sein eigenes Herz, da er mit den negativen Seiten des Lebens nicht fertig wird. Hier zeigt sich die ganze Hoffnungslosigkeit des Pazifisten, der noch nicht versteht, daß die Einreihung des Künstlers in die Front des kämpfenden Proletariats sein Herz nicht zerstört, sondern ihn selber zum Kämpfer und zum Gestalter des neuen Lebens macht. Masereel endet in dieser Sammlung dort, wo das eigentliche Leben des Revolutionärs beginnen müßte: beim erbitterten Kampf gegen die faschistische, kulturzerstörende Bestie und dem Aufbau einer neuen Welt.

Aber Frans Masereel, dieser hellstichtige, quellhaft produktive Mensch, konnte natürlich bei dieser stark an Resignation streifenden Empfindung nicht stehenbleiben. Zu sehr ist er mit dem Irdischen verbunden. Es trieb ihn in die Sowjetunion; das große Erlebnis des sozialistischen Aufbaus fehlte ihm. Der offene Sinn für die Gesamterscheinung, der aus allen seinen Werken spricht, trieb ihn zu dieser immer mächtiger rauschenden Kraftquelle.



Fischerfrau



Skizze zu: *Volga bei Gorki*

Hier sah er die außergewöhnlichen und besonderen Entwicklungsmöglichkeiten für die Kunst, erkannte er die gewaltige verantwortliche Aufgabe des Künstlers, sah er, wie man hierzulande die materiellen Bedürfnisse der Künstler ordnet. Er bewunderte die kluge Pädagogik der Kunsterziehung, bezog sich dabei auf das Institut der nordischen Völker in Leningrad bewunderte das große Verständnis für die Pflege und Erhaltung der nationalen Ausdrucksmittel und ihre Erfüllung mit dem internationalen Geist des Sozialismus. Auch die sowjetische Kinderkunst gab ihm außerordentliche Anregung, da für ihn in der Kunst der Kinder die Liebe zum Sowjetland am stärksten zum Ausdruck kommt. Selbstverständlich ist Masereel weit davon entfernt, zu sagen: „Malt wie die Kinder.“ Sondern er will damit sagen: „Gestaltet eure Empfindungen bildmäßig so stark und monumental, so frei von allem Nebensächlichen, daß euer Gefühlsausdruck ein Echo in den Millionenmassen der Sowjetmenschen findet und der überzeugenden Einfachheit und Größe der Erbauer des Sozialismus nahekommt.“ Die einfache und schlichte Sprache der Kinder, die ohne Nebensächlichkeiten das Wesentliche äußert und jene Empfindungen künstlerisch gestaltet, die in der Sowjetunion die Menschen erfüllen, packte ihn — wie der Tod Lenins, den ein Kind darstellte, indem es den Eisenbahnzug mit dem Sarg, in dem die Leiche Lenins ruht, in einer Schneelandschaft zeigt, in der jede Form und Farbe, der schwarze Zug und die kahlen Bäume mit den erhobenen Aststümpfen großen Schmerz ausstrahlen. Oder der Untergang des Tscheljuskin, der durch ein Kind zu einem unvergeßlichen Ausdruck dramatischer Gestaltungskraft verdichtet wurde...

„Ich wünschte mir“, sagte Masereel, „daß ich mir zwölf dieser Kinder aussuchen könnte, um mit ihnen zu arbeiten, um sie technisch und ideologisch leiten zu können, jedes Kind nach seiner Art und Anlage. Ähnlich arbeitete ich auch in Paris mit einigen Arbeitern, die nach ihrer Betriebsarbeit mit mir zusammenkamen.“

Was er sah und hörte, beeindruckte ihn tief. Er erkannte, daß sich in der Sowjetunion das verwirklicht, was jeden echten Künstler mit hingebender Schöpferkraft erfüllt, was seine Träume bewegt, und was den Proletariern der kapitalistischen Länder die Kampfkraft gibt.

Als Frans Masereel zum erstenmal in der Sowjetunion war, entstand ein Bild vom Leninmausoleum, ein Bild mit einer stürmischen Abendluft, das ähnliche Gefühle ernster Romantik in uns wachruft wie jene Kunst Chopins, die uns an das eben geschlossene Grab eines Revolutionärs führt, über das der Sturmwind seine brausenden Töne singt.

Auf der zweiten Reise durch die Sowjetunion entstanden viele kleine Zeichnungen, Pinselnotizen in schwarzer Tusche, die mit überraschend einfachen Mitteln das Charakteristische der durchquerten Länder festhalten. Als Masereel nach Moskau zurückkam, gab man ihm die materielle Möglichkeit, seine Eindrücke durch die Malerei zu vertiefen. Da schuf er Bilder, in denen sich die positiven, gesteigerten Kräfte des Sowjetlebens auswirkten. Die Grundeinstellung zur Farbe, die eigene Tradition aus den Eindrücken der frühen Jugendzeit, blieb, aber die Beziehungen der Farben zueinander wurden andere. Die schweren Blaus und Graus verloren ihre Kälte, die sturmgraue

Skizze zu: Batumer Hafen



Farbigkeit des Himmels, die in seinen früheren nordischen Bildern nur dann und wann ein kalter Lichtstrahl erhellte, bekam eine farbige warme Tiefe, und die Rots flammten auf und eilten locker aufsteigend aus der Tiefe des Bildes, um alles zu überfluten, als wollten sie mit ihrer endlosen Perspektive das ganze Weltbild einbeziehen.

Wir schätzen Masereels nordische Bilder nicht bloß als den Ausdruck der nordischen Meereswelt, sondern auch als einen charakteristischen Ausdruck seiner kämpferischen Natur. In der Sowjetunion aber sättigten sich offenbar seine Augen mit vielem Positiven; es befruchtete seine Gedanken und drängte ihn zu neuem künstlerischen Ausdruck. Die lyrische Veranlagung Masereels steigerte sich ins Epische.

Ein beispielloses Gedächtnis, dazu die Fähigkeit, das Wesentliche einer Situation mit wenigen Strichen zu fixieren, gab ihm die Möglichkeit, uns durch die Malerei ganz charakteristische Eindrücke von dieser Reise zu vermitteln. Nicht immer konnte bei diesen Arbeiten ein Farbenrezept vermieden werden. Wichtig ist jedoch, daß die Hauptbilder dieser Periode frei davon sind. Wahrscheinlich absorbierten diese Hauptwerke seine Erinnerungskräfte so, daß die Farben der anderen Bilder von diesen Werken abhängig wurden. In erster Linie zeigen die Bilder „*Wolga bei Gorki*“ „*Wolga bei Astrachan*“ und das kleine Ölbild vom „*Batumer Hafen*“ die hohe Meisterschaft Masereelscher Malerei.

Die „*Wolga bei Gorki*“ bereichert uns um eine ganz neue Auffassung der Schönheiten dieses mächtigen Stroms. Man vergißt darüber den Meister, die Ölfarben und den Pinsel. Die „*Wolga bei Astrachan*“ ist ein weiteres Bild von nicht leicht zu vergessendem Eindruck. Die kleine Landschaft aus Batum nimmt uns durch die eigenartige künstlerische Lösung gefangen, mit der die Wärme der subtropischen Nacht durch die Wechselbeziehungen der Blaus, Grüns und Gelbs überzeugend zum Ausdruck gebracht wird. Alle drei Arbeiten geben im Bildbau ein geschlossenes Stück aus der Sowjetwelt.

Die Wolga war Masereels stärkster Eindruck. Aber das, was ihn am nachhaltigsten bewegte, konnte er bisher nicht gestalten. Dazu genügte die kurze Reise nicht. Was er gestalten möchte, ist der lebendige, festliche Eindruck, den der Arbeitsrhythmus der Wolgahäfen auf ihn machte, das Tempo der Transportarbeit, die Flußschiffahrt und die sichtbare Lebensfreude der Sowjetmenschen. Masereel empfand sich selber getragen und erhoben durch den gesteigerten sozialistischen Lebensprozeß. Und doch zog es ihn wieder fort. „Ich werde im Westen gebraucht...!“

Die faschistische Gefahr, die mordend aus allen Winkeln kriecht, der heroische Kampf des spanischen Volkes und die Wühlereien der faschistischen Mächte in Frankreich aktivisierten sein kämpferisches Verantwortungsgefühl, trieben ihn zurück in die Atmosphäre des Westens, wo jeder Kämpfer nötig ist.

MEYERHOLD UND STANISLAWSKY

VON

Béla Balázs

Das Jubiläumsjahr der zwanzigjährigen Sowjetunion brachte zwei große Theatersensationen: die Absetzung Meyerholds und die große Ehrung Stanislawskys. Beide Ereignisse sind merkwürdig und haben kulturhistorische Bedeutung ersten Ranges. Sie leuchten tiefer hinein in die Entwicklung der sozialistischen Kultur als ein Haufen Statistiken.

Den fortschrittlichen, westlichen Bildungsphilister wird dabei vor allem dies überrascht haben: Meyerhold war doch der Neuerer und Revolutionär? Er war doch Mitglied der Kommunistischen Partei? Und gerade *er* wurde seines Postens enthoben? Hingegen Stanislawsky, der Alte, der seinen vorrevolutionären Stil nur wenig änderte (und das unter dem Einfluß Meyerholds!) wurde anläßlich seines fünfundsechzigsten Geburtstages von der Sowjetregierung und der Kommunistischen Partei mit den allerhöchsten Ehrungen bedacht? Wie ist das zu erklären?

Es ist von vornherein klar, daß es sich nicht um irgendwelche persönliche Vergehen Meyerholds und nicht um private Verdienste Stanislawskys handeln kann. Die Namen dieser beiden großen Regisseure bedeuten zwei verschiedene Stile der Schauspielkunst. Mehr: zwei gegensätzliche Prinzipien der Kunst überhaupt. Noch mehr: zwei Prinzipien der Kultur, die in der revolutionären Entwicklung der Sowjetunion eine wesentliche Rolle gespielt haben.

Die Entwicklung führte zur Liquidierung jener Richtung, welche auf der Bühne Meyerhold vertreten hat. Wie kam das so plötzlich? *Es kam gar nicht „so plötzlich“*. Die Meyerhold-Krise dauerte schon seit Jahr und Tag; zum Skandal wurde sie aber erst anläßlich des Jubiläums der Oktoberrevolution, bei der naturgemäß Heerschau gehalten wurde. Und siehe: der Revolutionär und Bolschewik Meyerhold war nicht zugegen mit seiner Kunst. Von den achthundert großen Theatern der Sowjetunion hatte allein das seine keine aktuelle Premiere zum Fest gebracht. Meyerhold hatte zum Jahrestag der siegreichen proletarischen Revolution mit seiner alten Inszenierung der — Kameliendame aufgewartet!

Das alles kam nicht *plötzlich* und nicht *unerwartet* — es wurde nur offenbar, daß die alte Meyerhold-Krise niemals ein *bloßes ästhetisches Problem gewesen ist, sondern das Symptom sehr bedeutsamer politischer und sozialer Entwicklung*.

„Bolschewistischer Terror!“ rief sicherlich besagter, fortschrittlicher Bil-

dungsphilister bestürzt, „ein großer, origineller Künstler bekommt den Maulkorb, weil er seinen persönlichen Stil nicht aufgeben will!“

Ja, warum hat denn dieser schreckliche Terror zwanzig Jahre lang damit gewartet? (Trotz schärfster Konflikte, die es immer schon gab.) Warum wurde vielmehr Meyerhold die hohe Ehre erwiesen, daß ein *Staatstheater seinen* Namen tragen durfte? (Trotz oft geäußerter, offizieller Mißbilligung.) Das Erste Künstlertheater trägt den Namen Gorkis und nicht den Stanislawskys. Was ist das, wenn nicht Hochachtung, die man vor der außerordentlichen Begabung und der bedeutenden Individualität dieses fanatischen Virtuosen hatte? Man versuche, sich einen kapitalistischen Theaterbesitzer vorzustellen, der jahrelang zusieht, wie sein angestellter Regisseur sich auf einen Stil versteift, der weder ihm, noch dem Publikum gefällt. Auch dem Publikum nicht. Und *das* hat zu guter Letzt das Schicksal des Meyerhold-Theaters besiegelt. Denn die Meinung des Publikums ist hierzulande die maßgebende Grenze der Freiheit der Kunst. Und wie bekannt, ist jedes Theater jeden Abend gesteckt voll. Ausgenommen das Meyerhold-Theater seit einigen Jahren.

„Aber was ist denn in diesen ‚einigen Jahren‘ geschehen?“ höre ich fragen. „Das kann doch nicht mit rechten Dingen zugegangen sein: wenn Meyerhold — trotz allem und allem — bis vor einigen Jahren ein gefeierter Regisseur gewesen ist, warum ist er es nun nicht mehr? Entweder beruhte seine frühere Anerkennung oder seine heutige Ablehnung auf einem Irrtum!“

Weder, noch — lautet die Antwort.

„Hat sich vielleicht Meyerhold selber geändert, hat er seine Begabung verloren?“

Nein. Er hat sich nicht geändert aber *um so mehr seine Bedeutung, weil sich die Umwelt wesentlich gewandelt hat*. Sein Talent ist nicht geringer geworden — um so mehr die Bedeutung dieses Talent. *Es hat keine Funktion mehr in der neuen Wirklichkeit*. Der Erfolg Meyerholds war seinerzeit ebenso historisch folgerichtig, wie es heute seine Ablehnung durch das neue Sowjetpublikum ist.

In den ersten Jahren nach dem großen Oktober war die *kulturelle Entwicklungsmöglichkeit* für die Arbeiterschaft und arme Bauernschaft *politisch-organisatorisch gesichert*; das heißt, daß ihr zunächst nur der Weg frei gemacht worden war; ihn jedoch zu betreten und die ersten Schritte zu tun — dazu fand das schwer kämpfende Stadt- und Landproletariat kaum die Zeit. Die „revolutionäre Kultur“, die „revolutionäre Kunst“ jener Anfangsjahre wurde hauptsächlich durch jene Schichten der bürgerlichen Intelligenz vertreten, die sich dem Kampf des Proletariats angeschlossen hatten; sie stellten auch das maß- und tonangegebende Publikum der Theater. Sie haben Meyerhold groß gemacht.

Bekanntlich fiel ein nicht unbeträchtlicher Teil dieser Intellektuellen später ab. Aber auch der treue, der ehrlich revolutionäre Teil konnte seine ererbte bürgerliche Kultur nicht verleugnen. Diese befand sich jedoch gerade in einer schweren Krise. Das äußerte sich unter anderem darin, daß sie sich

selber zum Ekel geworden war und von sich selber loskommen wollte. (Es war dies bekanntlich eine allgemeine Krisenerscheinung der europäischen Intelligenz in den Nachkriegsjahren.) Diese verirrte Verzweiflung äußerte sich in der Kunst darin, daß sie, abgeschreckt von der hoffnungslosen Wirklichkeit, sich in die Phantasiegebilde einer leeren Opposition flüchtete: unter anderem in den Expressionismus.

Die russische Intelligenz hat dieselbe Kulturkrise durchgemacht. Ihr revolutionärer Teil betonte besonders die radikale Opposition gegen alle herkömmlichen bürgerlichen Kunstformen. Sie sah darin den Ausdruck eines revolutionären Willens. Sie wollte nach dem Oktober *von heute auf morgen eine auch formal vollkommen neue, revolutionäre Kunst* schaffen. Diese gute Absicht konnte jedoch damals noch keinen positiven Inhalt haben. Denn für die neue Kunst einer klassenlosen Gesellschaft waren kaum erst die ersten Vorbedingungen geschaffen. So hatte sie vor allem einen *negativen* Inhalt, nämlich den der Zerstörung alter Formen: um jeden Preis etwas anderes! Gewiß war dies das Bürgerlichste an jener revolutionären Kunst. Denn dadurch war das Neue an das Alte gebunden wie das Nein an das Ja, wie der Angreifer an den Angegriffenen. Aber es war doch eine historische Notwendigkeit, daß diese Kunst der bloßen Opposition gewissermaßen den Zwischenraum füllte zwischen der verfallenen kapitalistischen Kunst und der noch kaum keimenden sozialistischen.

Man darf auch nicht glauben, daß dabei nur Wertloses und falsches Zeug herauskam. Denn diese Wut gegen das Alte war zwar blind und hat viele Werte zerstört, aber sie hatte doch auch den heißen Elan des ehrlichen, revolutionären Hasses und den tiefen Willen zur Erneuerung. Diese revolutionäre Leidenschaft hat trotz aller Irrtümer doch auch Werte geschaffen. (Das zeigt sich wohl am deutlichsten bei dem größten russischen Lyriker jener Jahre, bei Majakowski; er gehörte ganz und gar dieser Expressionisten-Generation an und war auch mit Meyerhold verbunden.)

Diese revolutionär gegen sich selber gekehrte bürgerliche Kunst der Zwischengeneration vertrat Meyerhold auf dem Sowjet-Theater. Sie ist in der heutigen Sowjetwirklichkeit leer und gegenstandslos geworden; aber auch sie hat Werte geschaffen, die weiterleben in dem, was weiterlebt. Wir wollen nachprüfen, worin diese Werte bestehen.

Eine bezeichnende Eigenschaft dieser expressionistischen Oppositionskunst war ihre emotionelle Unbändigkeit. Es hing mit der Unbestimmtheit ihrer revolutionären Inhalte zusammen, daß das stürmische Pathos der Revolution mit einer äußeren, wilden Bewegtheit der Gebärden und in einem ekstatischen Stil dargestellt werden sollte.

So auch auf der Bühne Meyerholds. Er proklamierte diesen Stil durch seine Theorie von der „Biomechanik“. Sie war geistvoll und von suggestiver Wirkung durch ihre *scheinbar* radikale Folgerichtigkeit. Dies war ihr Sinn: der Mensch springe vor Freude nicht so hoch, wie er fühle, sondern bloß so hoch, wie er mit seinen schwachen Muskeln gerade vermöge; der Akrobat hingegen könne seinen Gefühlen wahreren, volleren gestischen Ausdruck

verleihen, denn der Aktionsradius seiner Gebärden sei größer. Darum ließ Meyerhold seine Schauspieler gymnastisch trainieren und steigerte ihre Bewegungen auf der Bühne zu akrobatischen Pantomimen, um den „inneren Rhythmus“ — so hieß es — „nicht einzuschränken“. Darin bestand eine wesentliche Seite des Meyerholdschen Expressionismus; seine Schauspieler sollten sich nicht „natürlich“ bewegen, sondern die Natur sollte sie bewegen wie eine höhere Kraft, ungehindert von den natürlichen Hemmungen des Alltags — das sei die tiefere Wahrheit, so lehrte es die „Biomechanik“. Das Gefühl bewegt und verschiebt die Gesichtszüge; aber doch nur so weit es die Anatomie, der Bau des Gesichts, zuläßt — dies aber hindere den Ausdruck in seiner vollen Entfaltung, deshalb sei nur die Maske eine vollendete „Expression“.

Diese scheinbar kompromißlose Folgerichtigkeit entbehrte nicht der Anziehungskraft, obwohl ihre formale, undialektische Logik sie sehr bald ad absurdum führte: zum leeren *Formalismus*. Denn die Mimik ist (wie wir kürzlich an dieser Stelle aus ähnlichem Anlaß nachwiesen¹) nur so lange ausdrucksvoll, wie sie Ausdruck eines ganz bestimmten, konkreten Gesichtes ist; wenn sie das Gesicht „sprengt“, hört sie auf, Ausdruck zu sein. Auch die Gebärde hat nur Bedeutung, solange sie die Gebärde eines bestimmten Körpers ist; zerreißt sie die uns vertrauten Formen, hört sie sogleich auf, Gebärde zu sein. Wenn man sie abstrahiert vom Individuum, werden Mimik wie Gebärde zum Ornament, auf der Bühne zum bewegten Ornament. Sie verlieren die Spannkraft des Ausdrucks, weil sie unpersönlich werden.

Dahin hat jener Expressionismus notwendigerweise auch bei Meyerhold geführt. Bis er aber dahin führte, bereicherte er ohne Zweifel unterwegs die Bühnenkunst mit einer rhythmischen Intensität, mit einer formalen Geschlossenheit, mit einem phantasievollen Reichtum des Gebärdenspiels, der bis dahin unbekannt gewesen ist. Kein Schauspieler und kein Regisseur der Sowjetunion konnte sich diesem Einfluß ganz entziehen. Gewiß war es ein falsches Prinzip, Mimik und Gebärde über die Grenzen des Natürlich-Körperlichen zu steigern, bis zur Maske, bis zur Groteske — jedenfalls aber führte diese Übertreibung dazu, bis zu äußersten Grenze vorzustoßen und die muffigen, verwaschenen und verschlafenen Manieren der bürgerlichen Kammer-spielbühnen und der Hoftheaterdeklamationen zu sprengen. Meyerhold selbst ging leider an der abstrakten Dogmatik seines Prinzips zugrunde, andere aber lernten von ihm den Mut zur Steigerung und zur Vergrößerung. Sogar Stanislavskij, sein Antinode, ließ sich von seinem rebellischen Schüler beeinflussen, als er die „Toten Seelen“ inszenierte, deren Gestalten ins Monumentale stilisiert, wie überlebensgroße, vorsintflutliche Ungetüme anmuten.

Noch ein Irrtum der Kunstrichtung, die Meyerhold vertrat, soll besprochen werden: es war die *Abneigung gegen die Betonung und Gestaltung der Persönlichkeit*. Auch dies ist eine Folgeerscheinung der überradikalen Opposition gegen die privatspsychologische Kleinkrämerei, gegen die Alkoven-Inti-

¹ Siehe: „Zur Kunstphilosophie des Films“, Heft 3, 1938

mität der bürgerlichen Kammerspielkunst. Diese Opposition des Überdresses trieb einen Teil der revolutionären Intelligenz zu der pseudomarxistischen, vulgärsozialistischen Idee: die Persönlichkeit sei nichts, die Masse, das Kollektiv sei alles. In der Kunst trat dieser *aus bloßer mechanischer Opposition geborene Irrtum* als die Tendenz auf, die Komposition des Gesamtbildes über die Charakteristik der Einzelgestalten vorherrschen zu lassen: die Konturen des Individuums sollten sich in die Verbindungslinien der Komposition auflösen wie die Figuren eines orientalischen Teppichs im gemeinsamen Ornament.

Die sowjetische Variante des Expressionismus, der „Prolet-Kult“, tat besonders „revolutionär“ mit dieser Losung. Inzwischen hat es sich auch in der Praxis der Sowjetkunst erwiesen, daß es einen organischen Widerspruch zwischen Persönlichkeit und Masse, zwischen Individuellem und Allgemeinem nur auf dem Boden der Klassengesellschaft geben kann. Die große Bedeutung der Persönlichkeit in der sozialistischen Gesellschaft wird den sowjetischen Massen jeden Tag bewußter und spielt dementsprechend in der Kunst eine immer größere Rolle. Die Meyerholdsche Idee der Gestaltung des „überpersönlichen“ Kollektivs ist tot. Jedoch auch sie hat manches zum Leben erweckt, was weiterwirkt. So hat sie die Sinne der Sowjetkünstler für das „Gesicht der Klasse“, für Massenpsychologie, für die Gestaltung von Massenbewegungen geschärft; sie hat die große Kunst der Komposition, der rhythmischen Durchgestaltung der Gruppe und damit der szenischen Intensität angeregt. Das im Grunde falsche, pseudosozialistische Prinzip der „überpersönlichen“ Kunst konnte zuweilen, im einzelnen, Werte hervorbringen; dafür ist der Eisenstein-Film „Panzerkreuzer Potemkin“ ein Beweis. Denn Eisenstein kommt vom Prolet-Kult und war nicht umsonst Assistent von Meyerhold. Auch seine Kunstidee war: Kollektiv und Masse — keine Persönlichkeit. Gewiß ist über den künstlerischen und revolutionären Wert des „Panzerkreuzer Potemkin“ nicht zu streiten, obwohl Eisenstein gelegentlich einer Anfrage, wer eigentlich die Helden dieses Filmes seien, nicht mit Unrecht antwortete: „Der Panzerkreuzer und die Treppe.“

Meyerhold wurde seines Postens enthoben. Aber niemand leugnet, daß er neben schädlichen Wirkungen auch eine große anregende Wirkung auf die gesamte Sowjetbühne hatte — die ihn nicht mehr braucht. Sein Erfolg ist historisch begründet in der kulturellen Situation jener Zeit. Seitdem hat sich aber in der Sowjetunion mancherlei geändert und wesentlicher als irgendwo anders. Viel Wasser ist durch den Wolga-Moskwa-Kanal und durch den Weißmeer-Kanal geflossen; aus vielen Arbeitern sind Ingenieure geworden, aus vielen Bauern wissenschaftlich geschulte Landwirte; viele Bibliotheken wurden in den Dörfern errichtet, und die Kolchose haben nicht nur Radioapparate, sondern auch Klaviere gekauft — das Publikum der Theater (und das Publikum der Kunst überhaupt) hat sich *vollkommen gewandelt*. Auch jetzt ist es „die Intelligenz“, die die Theater füllt. Doch eine Intelligenz ganz anderer Art: es ist die neue Sowjetintelligenz, die einen Typus der Bildung vorstellt, welcher in der Kulturgeschichte bislang noch nicht vorgekommen

ist. Es sind keine berufsmäßigen Intellektuellen, sie leben kein abstraktes, abgesondertes, in sich eingekapseltes, „aus sich selber schöpfendes“ geistiges Leben; es sind keine „Denker“, die als Spezialisten eines „geistigen Fachs“ das wirkliche Leben *bloß sinnend betrachten*. Darum sind sie auch keine Juweliere des Wortes, Ziseleure der Formen. Sie sind in ihrer Hauptmasse Arbeiter und Bauern — aber geschulte und gebildete Arbeiter und Bauern. Sie sind Traktoristen, Kolchosbauern, Bergleute, Betriebsarbeiter, Melkerinnen, Flieger, Bürobeamte, Handelsangestellte — „bloß“, daß sie bei ihrem Siebenstundenarbeitstag und bei ihrem gesicherten Leben Zeit und Lust haben, die Abende in ihren Bibliotheken, Klubs, Theatern, Konzerten, Ausstellungen, in ihren Fortbildungsschulen zu verbringen: es ist eine Intelligenz mit tiefem Bildungsbedürfnis, die sich grundlegend auch darin von der bürgerlichen Intelligenz unterscheidet, daß sie *keine besondere Schicht darstellt: es ist das Volk selbst*.

Diese neue Intelligenz nun versteht die Meyerholdsche Bühnenkunst einfach nicht. Sie versteht Shakespeare und Goethe, Puschkin und Tolstoi. Sie versteht und liebt auch die Bühnenkunst Stanislawskys und des Wachtangow-Theaters, obwohl — wie schon gesagt — die blendende szenische Intensität Meyerholds auf diese Bühnen nicht ganz ohne Einfluß geblieben ist; aber die interessanten und immer originellen Einfälle Meyerholds selbst machen keinen Eindruck auf sie.

Der ewige Neuerer ist *veraltet*: ohne daß sein Elan lahmer geworden wäre, blieb er zurück, als der Boden dieses Landes sich unter seinen Füßen wandelte. Dieses neue Publikum baut und formt selber das Leben und die Wirklichkeit in so ungeheuren Ausmaßen um, daß es sich auch in der Kunst nur für die unmittelbare Gestaltung des Lebens, für die Formung der Realität interessiert und gar nicht für abstrakte Ornamente und Rhythmen. Diesem Hundertmillionenpublikum genügen seine achthundert großen und tausende kleiner Theater nicht. Die künstlerische Produktion genügt nicht, um diesen ungeheuren Kulturhunger zu stillen. Durfte — so muß man sich fragen — unter solchen Umständen ein großes hauptstädtisches Theater einem Stil überlassen werden, der zum Vergnügen einer experimentierfreudigen Spezialensekte geworden ist?

Stanislawsky hingegen wurde gefeiert, wie wenige lebende Künstler gefeiert wurden. Auch das erregte im Westen mancherlei verständnisloses Kopfschütteln. Warum? Weil es in den kapitalistischen Ländern selten oder nie vorkommt, daß ein Künstler von der Regierung und vom Volk zugleich geliebt wird: daß er offizielle Auszeichnungen bekommt neben den Begrüßungsschreiben der Belegschaften großer Fabriken und aus Festversammlungen von Kolchosbauern (die die Stanislawsky-Truppe von Gastspielreisen her kennen).

Warum wird nun Stanislawsky, der Alte, so geehrt im jungen Lande der proletarischen Revolution und des sozialistischen Aufbaus? Ist denn Stanislawsky je revolutionär gewesen? Ist er Kommunist? War er nicht schon vor

zwanzig Jahren ein reifer, ein fertiger, weltberühmter Künstler? Oder hat er sich vielleicht gar nach der Revolution entscheidend gewandelt, seinem alten „bürgerlichen Stil“ abgeschworen und einen neuen, revolutionären entwickelt?

Nein. Nichts von alledem. Stanislawsky war nie Kommunist, er hat auch seine Grundprinzipien seit der Revolution nicht geändert. Stanislawsky wird geschätzt und geliebt, *weil* er geblieben ist, was er war: der größte Meister seines Handwerks, der die Wirklichkeit fanatisch suchende Künstler, der *größte Realist der Bühne*; er wird geschätzt und geliebt, weil er einen der reinsten Werte der bürgerlichen Kultur unverdorben herüberbrachte in die sozialistische Kultur — wo solches Erbe sehr geschätzt wird. Dennoch könnte es merkwürdig erscheinen, daß dieser in der bürgerlichen Kultur groß gewordene Greis *auch heute noch* eine lebendig wirkende Kraft im jungen Sowjetleben darstellen kann.

Die Lösung dieses „Rätsels“ liegt darin, daß Stanislawsky schon in der bürgerlichen Zeit auf seinem ureigensten Gebiet revolutionär gewesen ist: *er war der konsequenteste Vertreter des psychologischen Realismus auf dem Theater*. Der unbeirrbare Realismus in der Kunst aber hatte und hat immer eine revolutionäre Funktion. Stanislawsky war ja nicht zufällig der Regisseur Tschechows und später Gorkis. (Er hat — ebenfalls kein Zufall — das „Nachtasyl“ zum erstenmal auf die Bühne gebracht.) Die Opposition Stanislawskys gegen die Kunst seiner Zeit war die *Opposition des Realismus und darum nicht inhaltsleer wie die des Expressionismus*. Seine Opposition war weniger laut, weniger leidenschaftlich — *aber weil sie kein bloßes Nein war, verlor sie ihre Bedeutung nicht, als der Gegenstand der Verneinung endgültig verschwand*. Der aufrichtige bürgerliche Realist, dem es schon immer auf die Erhellung der gesellschaftlichen Hintergründe ankam, brauchte sich in der neuen, sozialistischen Realität nicht zu wandeln — er wurde im Arbeitsprozeß seines künstlerischen Schaffens von ihr, sozusagen „von selbst“, gewandelt: *vom bürgerlichen zum sozialistischen Realisten*.

Stanislawskys Kunst lebt und wirkt deshalb von Tag zu Tag tiefer. Und zwar ist sie nicht nur im allgemeinen lebendig, sondern sie hat heute eine besondere Aktualität. Es geht um die Menschendarstellung. Um die gewissenhaft genaue Zeichnung der Persönlichkeit. Um die Innerlichkeit, um die bis zur unterbewußten Intimität sich versenkende Psychologie im Studium des Tonfalls und der Geste. Dies alles aber ist von jeher die große Kunst Stanislawskys gewesen, und gerade *das* ist es, was in der heutigen Sowjetkunst herrschende Strömung — „Lösung“ — geworden ist.

Dahin führte die organische Entwicklung der sozialistischen Kunst. Dahin mußte sie führen.

DICHTER IM EXIL

Odd Eidem:

„Diktene i Landflyktighet“
Tiden Norsk Forlag, Oslo

Odd Eidem, ein junger Norweger, hat mit Aufmerksamkeit, Verständnis und Sympathie jene Literatur verfolgt, die die deutschen emigrierten Dichter bisher geschaffen haben. Aus den Worten, mit denen Eidem sein Buch einleitet, geht hervor, welches Motiv ihn als Nicht-Deutschen bewegte, der deutschen Emigrantenliteratur eine größere Arbeit zu widmen. Er stellt fest:

„Fast fünf Jahre leben die deutschen Dichter jetzt im Exil. In dieser Zeit haben sie eine gewaltige Arbeit geleistet. Für sie selber war diese Arbeit von unermeßlicher Bedeutung. Die Emigration hat reinigend und neuorientierend gewirkt. Sie hat den Kampf aufgenommen, denn sie ist die Stimme des niedergezwungenen Deutschland. Ja, in diesen Jahren sind die deutschen Dichter mehr geworden: ein drohendes Unwetter in der zeitgenössischen europäischen Dichtung. Wir sind heute in der Lage, deutlich zu erkennen, wie die emigrierten Schriftsteller während dieses Zeitabschnittes gekämpft haben. Sie haben in der vordersten Front als Fahnensträger in jenem Heere gestanden, das sich für ein freies Deutschland schlug. Deshalb geht uns dieser Streit als Nicht-Deutsche in hohem Grade an. Denn hier steht die Demokratie im Kampf.“

Diesen Kampf vor allem will der junge Norweger schildern. Um die heutige Stellung der Emigrantendichter verständlich zu machen, geht er ins Jahr 1932 zurück, in dem jene unheilvollen Tatsachen heranreiften, die die deutschen Geistigen dann im folgenden Jahr zur Flucht zwangen. Mit der sozialpolitischen Skizzierung des Zusammenbruchs der Weimarer Republik und mit der Schilderung der faschistischen Machtergreifung und ihrer ersten Auswirkungen auf die kulturellen Gebiete bereitet Eidem den Leser für sein Thema vor. Durch diese Vorbereitung gewinnt der Leser nicht nur ein allgemein-menschliches Verständnis für das Schicksal der emigrierten Dichter, sondern wird gleichzeitig dazu befähigt, die Situation der deutschen Geistigen im Exil und ihren Kampf geschichtlich zu begreifen. Überhaupt besteht der Wert der vorliegenden Arbeit vor allem darin, daß es Eidem gelungen ist, die Emigrantenliteratur als ein historisches Gebilde darzustellen.

Der jahrelange unermüdliche geistige Kampf der Emigrantendichter hat sich in einer Literatur manifestiert, die sich im Hinblick auf die Zahl der Bücher immer schwerer übersehen läßt. Es ist heute schon nicht mehr einfach, die vorhandene Stoffmasse zu bewältigen. Natürlich kann man von einer Darstellung einer Literaturgattung nicht erwarten, daß in ihr alle Bücher Erwähnung finden, die der Gattung angehören. Zweifellos hat Eidem eine Fülle von Büchern besprochen. Aber über das einzelne Buch wird nicht

referiert, weil es mehr oder minder literarisch wertvoll ist, sondern weil es dem Verfasser vor allem zur Darstellung der wichtigsten geistigen und politischen Strömungen und Haltungen innerhalb der Emigrantenliteratur geeignet erscheint. Überall dort, wo der Autor die Möglichkeit hat, durch lebendige Inhaltsangaben Einblick in die deutsche Zeitgeschichte zu geben, hat er den betreffenden Werken einen größeren Platz eingeräumt. Dieses Verfahren des Verfassers hat zweifellos instructive Ergebnisse gezeitigt. Dennoch kann es dazu führen, daß der literarisch weniger informierte Leser die Bedeutung der einzelnen deutschen Dichter an dem Raum ermißt, den Odd Eidem ihnen oder ihren Werken widmet.

Bevor Eidem die Fülle der vorhandenen Emigrantenbücher zu gliedern versucht, stellt er vorerst einmal fest, daß die Emigrantenliteratur kein organisches Ganzes darstellt, das sich aus gleichartigen Elementen zusammensetzt. Daß sie keinen einheitlichen Inhalt besitzt. Daß sie kein einheitliches Programm hat. Daß sich in ihr keine literarische Schule herausgebildet hat usw. „Aber was“, so fragt der Verfasser, „berechtigt uns dennoch, die Emigrantenliteratur als eine abgegrenzte literarische Richtung zu betrachten?“ Zur Beantwortung dieser Frage sucht Eidem den sammelnden Faktor, den gemeinsamen Nenner. Diese glaubt er in dem „gemeinsamen unglücklichen politischen Schicksal“ der Emigranten gefunden zu haben. Später bezeichnet er als sammelnden Faktor „das Emigrantenproblem“, das als Begriff alle jene Fragen und Aufgaben umspanne,

„die in der Emigration von den verschiedenen Menschen und von den verschiedenartigen Gruppierungen zur Debatte gestellt worden sind.“

Aber der Verfasser will sich auch mit dieser Definition nicht begnügen. Schließlich gelangt er im Verlauf nachdenklicher Charakterisierungen zu Ergebnissen, die im Wesentlichen mit jener Grundvoraussetzung übereinstimmen, die verschiedene Gruppen in der Emigration zum Ausgangspunkt ihrer Sammlungsbestrebungen machten. Odd Eidem schreibt:

„Man könnte fast sagen, daß die deutsche Emigrantenliteratur in ihrem Aufbau ebenso verschiedenartig und variiert ist wie irgendeine nationale Literatur. Sie ist nur gleichartiger, klarer, weil die emigrierten Schriftsteller einen gemeinsamen, politischen Feind haben. Sie haben ein gemeinsames Vaterland, das zurückerobert werden soll. Dieselbe flammende Hoffnung, dieselben heißen Wünsche, dasselbe ferne Ziel — aber die Methoden und Wege, die zu diesen Zielen führen, sind verschieden. — Und überall derselbe Drang zum selbstlosen Opfer!“

Jedoch hat Odd Eidem kein Vertrauen zur einenden Kraft des gemeinsamen Kampfzieles. So erklärt er, das Auflösende in der Emigration sei weit stärker als das Bindende. Eidem formuliert diese Feststellung mit solcher Bestimmtheit, als sei die deutsche Emigration ein abgeschlossenes, der geschichtlichen Vergangenheit angehörendes Ereignis, das zu endgültigen Urteilen berechtige! Andererseits aber schreibt Eidem wieder: die Emigration habe reinigend und neuorientierend gewirkt; doch dieser Prozeß der Reinigung, Neuorientierung, Klärung und Auswertung reicher Erfahrungen sei nicht abgeschlossen, sondern gehe weiter. Er habe schon ermutigende Resultate

gezeitigt und werde zu neuen wichtigen Ergebnissen führen. Die Gegensätze in der Emigration seien offenkundig, aber offenkundig sei auch ein wachsender Wille zur Sammlung.

Eidem bemüht sich, ein möglichst klares, übersichtliches aber dennoch der Buntscheckigkeit der Emigrationsliteratur entsprechendes Bild zu vermitteln. Diesem Zweck dienen vor allem drei Kapitel, denen er folgende Titel gibt: „Der jüdische Nationalismus“, „Die sozialistischen Emigrantendichter“, „Die Emigrantendichter und die Geschichte“.

In dem Kapitel „Der jüdische Nationalismus“ meint der Verfasser, man könne feststellen, daß die Juden die größte Kolonie in der Emigration ausmachen. Aber dennoch dürfe man die jüdischen Dichter nicht als eine Gruppe betrachten, nur weil sie Juden seien. Eidem beruft sich auf die Einwendungen der Wissenschaft gegen die nazistische Rassentheorie und bemerkt:

„Die Juden als Rasse betrachtet haben niemals irgendeine literarische Einheit geschaffen. Ihre politischen, religiösen und sprachlichen Voraussetzungen sind verschieden. Die Literatur, die sie hervorgebracht haben, ist ebenso verschieden und vielgestaltig wie irgend eine andere Literatur... aber die nationalen Juden bilden eine deutlich abgegrenzte literarische Einheit.“

In diesem Kapitel werden die Autoren vorwiegend auf Grund ihrer theoretischen Schriften als jüdische Ideologen dargestellt. Nun sind aber beispielsweise Arnold Zweig oder Alfred Döblin nicht nur jüdische Ideologen, sondern vor allem deutsche Dichter. Das Jüdische ist nur eine Komponente ihres Wesens. Der Leser erhält von dem Dichter Arnold Zweig und seiner schöpferischen Wirksamkeit in der Emigration einen durchaus unvollständigen Eindruck, wenn Arnold Zweig nur als Autor des Buches „Bilanz der deutschen Judenheit“ und nicht auch als Dichter des Romans „Erziehung vor Verdun“ zu ihm spräche. Dieser Roman ist nicht nur deshalb erwähnenswert, weil er in eindrucksvoller Weise die reife Erzählerkunst des Dichters bezeugt, sondern ebenso, weil er als Ergebnis einer konsequenten politischen Entwicklung des Dichters dessen Verständnis für die klassenbewußte Arbeiterschaft in künstlerischer Gestaltung zeigt.

Aber nicht nur die „nationaljüdischen Dichter“ werden von Eidem vorwiegend auf Grund ihrer theoretischen Schriften erklärt. Auch die Äußerungen über Heinrich Mann knüpfen größtenteils an die essayistischen Arbeiten des Dichters an; sein Roman „Die Jugend des Königs Henry Quatre“ beispielsweise, dieses farbenglühende Sinnbild eines kämpferischen Humanismus, ein Werk, das zu den bedeutendsten dichterischen Leistungen der Emigration gehört, wird leider nur erwähnt. Überhaupt ist der Versuch, Heinrich Manns Persönlichkeit skizzenhaft zu umreißen und ihre geistige Entwicklung zu zeigen, weniger geglückt als andere Versuche ähnlicher Art. Um nur auf ein Mißverständnis hinzuweisen: keineswegs ist es zutreffend, daß Heinrich Mann seit dem Kaiserreich bis zum letzten Tage der Republik immer nur *gegen* etwas aber nie *für* etwas war!

Ein wichtiges Kapitel bildet die Darstellung der sozialistischen Literatur der Emigrantendichter. Einleitend erklärt der Verfasser, daß der wesentlichste

Teil der deutschen Emigranten aus politischen Flüchtlingen besteht, und daß der beste Ausdruck für die deutsche Flüchtlingsmentalität die sozialistische Emigrantenliteratur ist. Beim Studium dieser Literatur gewann Eidem den Eindruck, daß sie trotz der außerordentlich schweren Lebensbedingungen, unter denen sie geschaffen wird, *optimistisch ist*. Und diesen Optimismus bezeichnet er als den „*charakteristischen Zug*“ der sozialistischen Literatur. Als Vertreter dieser Literatur kommen bei Eidem in erster Linie Toller, Brecht, Becher, Anna Seghers und Scharrer zu Worte. Bertolt Brechts Prosa und Lyrik werden in einem größeren Abschnitt gewürdigt, aber Adam Scharrers Bauernroman „Die Maulwürfe“ hat das besondere Interesse des Verfassers gefunden.

Im Schlußkapitel gibt Eidem eine Übersicht über die erschienenen historischen Romane und Biographien der emigrierten Schriftsteller, wobei er gleichzeitig auf die Gründe hinweist, die die Autoren zur Darstellung bestimmter geschichtlicher Gestalten und Begebenheiten bewogen. Eidem irrt jedoch, wenn er glaubt, daß Max Brod, Franz Werfel und Karl Tschupplik deutsche emigrierte Dichter sind.

Odd Eidem hat sein Thema ruhig und sachlich behandelt. Natürlich wertet und kritisiert er auch. Doch im allgemeinen hält er sein Urteil zurück. An einigen Stellen des Buches aber wäre es interessanter und befriedigender gewesen, wenn er diese Zurückhaltung zu Gunsten eines persönlichen Standpunktes aufgegeben hätte. Dennoch darf man sagen, daß es ihm gelungen ist, was er wollte: nämlich ein Buch zu schreiben, das die verständnisvolle Anteilnahme eines nicht-deutschen Lesers an der Emigrantenliteratur zu wecken vermag.

Werner Türk

GESCHICHTE, DICHTUNG, GESCHICHTS- DICHTUNG

Geschichte ist Erinnerung. Erinnerung ist die Begegnung einer Gegenwart mit einer Vergangenheit. Geschichte ist also immer das Geschöpf aus der Vermischung eines Heute mit einem Gestern. Deshalb spielt jede Darstellung eines Einst in zwei Zeitaltern: in der Aera der Historie und in der Aera des Historikers. Wer versucht, diese Polarität aufzuheben, kommt im besten Fall zu Illusionen — meist zu Fälschungen.

Die „reine“ Vergangenheit, die ganz und gar vergangene, endgültig tote, für alle Ewigkeit als Leiche einbalsamierte, an der sich kein neues Leben mehr zu entzünden vermag, ist eine Phantasie — und zwar eine phantasielose. Jede Historie hat zwei Pole — und der eine, der Pol Gegenwart, wandert. Deshalb sind auch Historien-Bücher bestimmt, Vergangenheit zu werden,

Material einer neuen Historie. Mommsens „Römische Geschichte“ ist ebenso Neunzehntes Jahrhundert wie Antike. Eine neue Zeit kann die alten Geschichtsbücher ebensowenig übernehmen wie die alten Zeitungen. Die Gräber müssen immer wieder geöffnet werden. Was noch im Gedächtnis eines Menschen lebt, ist nicht tot und Wandlungen unterworfen.

Ob man sich also an sein eigenes Leben erinnert oder an die Ahnen oder an Freunde und Feinde vor tausend Jahren — Geschichte ist immer die Auferstehung von Toten und Lebenden. „Wenn wir Toten erwachen“ könnte als Motto über jeder lebendigen Historie stehen. Es kann deshalb keine definitive Darstellung einer geschichtlichen Figur, einer geschichtlichen Szene, einer Epoche geben. Eine endgültige, abgeschlossene Vergangenheit ist erst da mit dem Tode des letzten Menschen; mit der letzten Gegenwart, die keine Vergangenheit mehr wird. Seltsamerweise ist man selbst heute, im Zeitalter der rapiden Umwertungen, noch oft geneigt, diesen vitalen Charakter jeder historischen Darstellung zu leugnen. Ja, es ist nicht ungebräuchlich, ihn als Merkmal der Geschichts-Dichtung anzusehen und sie deshalb als unseriös abzulehnen. Die Wurzeln dieses Irrtums sind lang. Im großen Jahrhundert der Geschichts-Forschung war Historie oft genug Leichen-Schau, dem Programm und der Praxis nach. Man war, vom Pathos der Exaktheit berauscht, nicht imstande, die Grenzen zwischen der möglichen und der sinnlosen Objektivität zu erkennen. Wenn Ranke sich vorsetzte, das Vergangene darzustellen, wie es gewesen ist — so war diese Vornahme strengster Quellen-Kritik ein großer Fortschritt gegenüber den Geschichts-Phantasien aus dem Anfang des Jahrhunderts. Aber auch eine Selbst-Täuschung, wenn die Schüler meinten, daß Präzision zeitunabhängig mache. Das Begriffs-Paar subjektiv-objektiv ist unfähig, die objektive, das heißt streng wissenschaftliche Subjektivität des Historikers zu fassen. Und die Grenze zwischen ihm und dem Dichter liegt nicht darin, daß der eine phantasiert und der andere das Seiende ungetrüb mit Spinozas klarem Gottes-Auge erblickt.

Dieser Aberglaube an eine unmögliche Objektivität brachte auch die irrige Vorstellung hervor, daß die Beschäftigung mit der Vergangenheit eine Flucht aus der Gegenwart sein müsse. Gewiß haben oft genug Leichen-Beschauer aus Passion und Flüchtlinge des Tags die Vergangenheit als einen idealen Tummel-Platz entdeckt. Aber die großen Historiker haben stets den Horizont und die Gültigkeit ihrer Gegenwart erweitert, indem sie vergangene Jahrhunderte in das Gefühls- und Ideen-Gefüge ihrer Tage einbezogen. Es ist kein Zufall, daß gerade immer an der Wende der Zeiten die Geschichtsschreibung blühte: im Rom der ersten Jahrhunderte, in der Renaissance, vor hundert Jahren. Man sieht, wenn man die Rolle des historischen Themas im zeitgenössischen Schrifttum betrachtet, gern ein Dutzend drittrangiger Motive — und zu selten das Hauptmotiv: die Expansion einer Gegenwart in die Jahrtausende zurück.

Es besteht nun allerdings heute sehr viel Anlaß, mehr von den andern absoluten „Historikern“ zu reden. Er setzt nicht die Vergangenheit absolut und ignoriert die Gegenwarts-Komponente, sondern läßt die Vergangenheit von

der Gegenwart verschlingen — und nennt, recht paradox, dies Schauspiel Historie. Nicht der Gegenwarts-Anteil wird geleugnet, sondern, so lächerlich es klingt, der Anteil der Vergangenheit. Die historischen Kostüme sind nur dazu da, einer Maxime des Tages die Weihe der Jahrtausende zu verleihen. Das Riesen-Heer der Toten hat anzutreten zum Appell — und zu schweigen und eine Lybride Gegenwart zu akklamieren. Dieser „Historiker“ ist nicht nur in einem theoretischen Irrtum über sein Tun, sondern er tut Falsches. Die Willkür-Historie ist ein gewaltiger Rückschritt hinter die Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts — und höchstens dazu gut, durch Übersteigerung auch die Blinden aufmerksam zu machen auf die Rolle, die jeder Gegenwart in der Darstellung der Vergangenheit zukommt. Aber trotz dieses Mißbrauchs des Rechts, mit dem jede Gegenwart sich in die Vergangenheit einmischt, darf und kann dieses Recht nicht bestritten werden. Deshalb soll man Geschichtsschreiber und Geschichtsdichter nicht nur nach ihren Quellen fragen, sondern auch nach ihrem Willen — man dringt erst dann in ihr Zentrum. So werden im folgenden die Bücher von sieben deutschen Autoren außerhalb Deutschlands nicht so sehr darauf angesehen, was sie von der Vergangenheit, als was sie von der Gegenwart enthüllen. Dieser Blick ist einseitig. Aber vielleicht nicht unberechtigt als Gegengewicht gegen die entgegengesetzte Einseitigkeit bisher.

Wilhelm Uhde:
„Von Bismark bis Picasso“
Verlag Oprecht, Zürich

Die Selbst-Darstellung scheint die unproblematischste Form der Geschichtsschreibung zu sein: Historiker und Historie sind identisch. Aber gerade die Autobiographie zeigt sehr klar die eben beschriebene Polarität: auch die Geschichte des eigenen Lebens ist nur zu schreiben als Weg einer Vergangenheit zu einer regierenden Gegenwart; auch hier bestimmt das Heute mit, wie das Gestern aussah. Es gibt Menschen, die eine Serie von Skizzen ihres Lebens hinterlassen haben (zum Beispiel Richard Wagner); auf jeder neuen Lebens-Stufe sahen sie ihre Vergangenheit anders. Ein Mensch hat um so mehr Vergangenheiten (Kindheiten, Lehrjahre etc.) je mehr Wandlungen er erfährt.

Wilhelm Uhde ist ein preußischer Beamten-Sproß, der ein europäischer Kunsthändler in Paris wurde. Aus dieser Distanz sieht er die abgeblühte Zeit. Und seine Aufzeichnung ist, von dem speziellen, professionellen Thema abgesehen, ein sehr interessanter Beitrag zum Thema Preußen geworden: dem Preußen Wilhelm II. und der Weimarer Republik und dem Preußen des Autors; denn Uhde, der schon vor dem Krieg in Paris lebte, ist noch immer ein Preuße — sehr kritisch, heimatberechtigt in la douce France und seiner Herkunft treu. Der alte Korps-Student gab seiner Verbindung das Band zurück. Der Patriot, welcher nach 1918 der bündischen Jugend nahestand, trennte sich von Deutschland. Aber nur vom Lande Bismarcks, Wilhelms, Hindenburgs und seines Nachfolgers.

Diese Geschichte eines enthusiastischen Bildersammlers, der im Vorkriegs-Paris Henri Rousseau entdeckte und Picasso durchsetzte, ist in erster Linie das Dokument eines sehr deutschen Typs: des trotzigen Idealisten. Nicht des ahnungslosen Schwärmers. Nicht des idyllischen Romantikers. Der Mann, der die Welt sehr gut kennt, das große Machtgefüge mit seinen Abhängigkeiten, will dennoch nicht, daß die Idee, daß sein Traum eines besseren Deutschland im Gefolge brutaler Umwälzungen und materieller Machinationen siege. Er glaubt an die Macht des guten Zuredens gegen die Realität. Er hat auch heute noch kein Wort der Kritik für den Kampf, den er führte und verlor.

Wie wollte Uhde Deutschland retten? Sein Einwand gegen den Weltkrieg war, daß er aus Deutschland einen Exerzier-Platz machte und nicht einen „Dom der Andächtigen“. Sein Einwand gegen Bismarck und Goethe war, daß sie beide am gleichen schlechten Werk gearbeitet haben:

„an dem Untergang der deutschen Sehnsucht, jener schöpferischen Unruhe, die mit dem goldenen Sternenheer der Ideen verbunden ist.“

Er wollte

„an dem Charakter der Korps, als der Schule des Mannes-Adels, nicht rühren — und verlangte nur einen neuen Gradmesser der persönlichen Qualität“.

Er stritt für den Sport

„in einem heroischen und vaterländischen Sinn, wie ihn die Hellenen kannten“.

Er trat mit Graf Harry Kessler dafür ein,

„das Wirtschaftsleben dem Machtbereiche des Staats zu entziehen, über die politischen Grenzen hinaus Erzeuger, Verteiler und Verbraucher zu großen Verbänden zusammenzuschließen, die gesammelte wirtschaftliche Macht der Menschheit einem übernationalen Zentralverein anzuvertrauen“.

Er sah die Lösung der ökonomischen Probleme in dem Rezept:

„eine Wirtschafts-Ordnung zu schaffen, die nach dem Grundsatz der Nächstenliebe auf planmäßiger genossenschaftlicher Bedarfsdeckung gegründet“

ist. Er versprach sich viel davon, wenn der deutsche Reichstag sich nicht aus Parteien, sondern aus den Repräsentanten der deutschen Stämme zusammensetzen würde. Er gründete auf Burg Lauenstein eine „Akademie der Freude“ . . . Das ist nur ein nüchterner Katalog der Ideen und Versuche eines echten Deutschen nach dem Zusammenbruch von 1918!

Und es ist vielleicht nichts deutscher, als daß Wilhelm Uhde, wohnhaft zu Paris, nicht einmal fragt, weshalb eigentlich alle diese guten Ideen und Versuche zergingen wie Seifenblasen. Sollte das vielleicht nicht nur daran gelegen haben, daß es so wenig Hölderlin-Deutsche in Deutschland gab?

H. W. Katz: „Die Fischmanns“
Allert de Lange, Amsterdam

Sehr oft steht im Eingang eines Buchs ein Zitat, das dem Leser sagen soll: dies Buch ist geschrieben, weil . . . und damit . . . Manchmal vergißt der Leser das Motto sofort. Manchmal quält ihn auch bis zum letzten Satz die Frage: was hat das Kennwort mit dem Buch zu tun? Habe ich vielleicht das

Ziel verfehlt? Vor den „Fischmanns“ gibt es eine Sentenz aus Victor Hugos „Les Misérables“:

„Solange es auf der Erde Unwissenheit und Elend geben wird, werden Bücher dieser Art nicht unnütz sein können.“

Eine Aufklärungs-Schrift? erinnert sich der Autor an die Leiden seiner jüdischen Vorfahren in Galizien, um ihre deutschen Enkel der Unwissenheit zu entreißen?

Die Geschichten der Juden von Strody am Flusse Stryj und ihrer Antisemiten, die Katz in vielen kleinen farbigen Szenen ausgebreitet hat, kann die Leser, für welche „Die Fischmanns“ geschrieben sind, nicht mehr der Unwissenheit entreißen. Dazu ist es zu spät. Der Fluß Stryj floß einmal durch eine abgelegene östliche Provinz, aus der dunkle Blut-Geschichten bis zur Ostsee drangen, ja sogar bis zum Atlantik. Inzwischen aber ist aus dem Fluß Stryj der Vater Rhein geworden — und ganz Europa ist mit Operngläsern um ihn versammelt, der Juden-Hatz zuzuschauen. Da kann man nicht mehr die Unwissenheit besiegen wollen, indem man die idyllischen Pogrome aus Strody am Flusse Stryj erzählt. Und tatsächlich trieb auch ein anderes Motiv den Autor zu seinem schönen Buch.

Er schildert in sehr anschaulichen Anekdoten, kleinen Genre-Bildern aus einer östlichen Kleinstadt zu Beginn des Jahrhunderts, was die Fischmanns und ihre Verwandten und ihre Freunde am Flusse Stryj erlebten. Aber trotzdem die Faust des Lesers sich ballt, trotzdem die Erinnerung sehr wehe tut, weil sie durch die Ereignisse des Tags eine schmerzhaft Resonanz erfährt, trotzdem bisweilen die Tränen sich kaum noch zurückhalten lassen — lacht man befreit. Die zarten Bilder galizischen Elends legen sich wie eine lindernde Hand auf sehr frische Wunden, ohne weder dem Damals noch dem Heute ihren Ernst zu nehmen. Jossel Fischmann, der schon nach Amerika ausgewandert ist, aber im August 1914 wieder zurückfährt, um seine Familie zu holen, telegraphiert aus Dänemark an die Seinen: „habt keine moire vor dem krieg bin in europa jossel.“ Vor der Naivität und den Schicksalen dieses Telegramms wird das Ungeheuer Krieg durchsichtig wie ein Körper vor einem Röntgen-Apparat. Und wie der Leser sich die Bescherung ansieht, hält er plötzlich alle Monarchen und Generäle für einen dummen Zauber — und den Jossel für das einzig lebende Wesen. Ja, obwohl diese Geschichte schlecht ausgeht, ist der arme, gequälte Jossel ein Märchen-Prinz; weil es dem Leser ein ungeheures Glück zu sein scheint, unter Larven ein Mensch zu sein.

Dieser Ausbruch aus einer gnadenlosen Wirklichkeit in die Vogelperspektive, in die Heimat des Humors, ist nicht der Abweg eines Literaten, sondern, sehr realistisch nachgezeichnet, ein konstitutionelles Element der Juden von Strody und der Juden vom Rhein. Mit der Darstellung dieser humorvollen Blutzeugen rührt das ergreifende und anspruchslos komponierte Büchlein, das mit Recht den Heine-Preis 1937 erhalten hat, an das viel umrätselte Geheimnis des zähen Lebens, das dem meist geprägten Volk der Weltgeschichte beschieden ist.

„Preußen, Die Gefahr Europas“
Herausgegeben von Anna Siemsen
Editions Nouvelles Internationales, Paris

„Preußen wird unbedauert und ohne Nachruhm untergehen, und man wird es für ein Glück halten, daß eine Macht, die durch ihren Ehrgeiz anfangs Europa erschüttert, nachher durch Tripotieren beunruhigt, die keine Pflicht weder gegen sich noch gegen den europäischen Staatenbund erfüllt hat, zu sein aufhöre.

Freiherr vom Stein an den Grafen Götzen, 12. Juli 1809

Wir sind erst am Anfang der historischen Besinnungs-Literatur. Wer im Unglück ist, hat mehr Anlaß, sich zu erinnern als der Mensch im Glück. Man sucht den Anfang, da es begann. Man geht in die Zeiten zurück, immer noch weiter — und entdeckt, daß dies deutsche Regime nicht von heute ist. Auch diese Entdeckung ist nicht von heute; aber die nationalen Liberalen Deutschlands haben sie nicht weniger sorgsam zugedeckt als die Hof-Historiker Preußens. Wohin führt es aber, den langen Wurzeln nachzugraben? Ist es nicht eine Spielerei, historische Parallelen in früheren Jahrhunderten nachzuweisen? Wer die alten Sünden erkennt, braucht sich deshalb noch nicht zu ändern. Aber ohne rücksichtslose Begegnung mit der Vergangenheit, wird keine Zeit einen neuen Weg gehen. Anders gesagt: die Gesundung äußert sich immer auch als Revision der Vergangenheit. Historische Reue ist das Zeichen jeden neuen Beginns.

Dies Buch eines emigrierten deutschen Historikers, der nicht genannt sein will, hat seinen Willen in dem zitierten Stein-Zitat. Sein ausgezeichnete Leitfaden kann eines Tags die Deutschen zurückleiten zum Anfang des Holzwegs. Der Typ eines neuen deutschen Lehrbuchs der Deutschen Geschichte: nüchtern und rücksichtslos. Zuerst war dieses Preußen Kolonial-Land, sandig und wenig fruchtbar. Selbst die Herren-Schicht war ärmlich, kleinlich und gierig. Die Hohenzollern regierten durch einen Adel, der den Bauern erst bei der Feldarbeit und dann auf dem Kasernenhof prügelte. Das Herz des Staates war das Militär. Am Ende der Regierung des „Großen Königs“, in einer Zeit des Friedens, betrugen die Ausgaben für das Heer 65% des Etats. Ein Priester, der im Beichtstuhl die Desertion nicht als Totsünde bezeichnet hatte, wurde zum Tode verurteilt. Die Kirchen-Buße für „gefallene Mädchen“ wurde aufgehoben. Blutschänderische Verbindungen wurden mit Nachsicht bestraft: Unsittlichkeit ist immer noch besser als Rekrutenlosigkeit. Das ist eins der klassischen preußischen Fakta: der Fortschritt ist ein Nebenprodukt der Rückschrittlichkeit.

Vor dem „Preußischen Sozialismus“, wie Spengler den preußischen Kommüß später taufen sollte, floh Klopstock nach Dänemark, Herder nach Riga, Winckelmann nach Rom. Und dann kamen die preußischen Freiheitskriege. Es waren Nicht-Preußen, die Preußen zu modernisieren suchten. Der Reichsfreiherr vom Stein stammte von der Lahn. Hardenberg und Scharnhorst waren Hannoveraner, Gneisenau gehörte einem österreichischen Adelsgeschlecht an und war in Sachsen geboren. Diese Männer, in der liberalen Ära Deutschlands viel gefeiert, schufen nach der Ansicht ihrer echt preußischen Zeit-

genossen — zum Beispiel des Herrn von Marwitz — „einen neumodischen Judenstaat“. Wie Stein über die Preußen dachte, denen das Werk seines Lebens gegolten hatte, verraten seine Worte:

„Was kann man erwarten von den Einwohnern dieser sandigen Steppen, diesen pfffigen, herzlosen, halbgebildeten Menschen, die doch eigentlich nur zu Korporals und Kalkulatoren gemacht sind.“

Bevor aber den Reformatoren diese Erleuchtung kam, hatten sie geglaubt, die Befreiung vom Joche Napoleons müsse auch die innere Freiheit bringen. Sie kannten ihr Preußen nicht. Wie es, hundert Jahre später, die Republikaner von Weimar nicht kannten, die auch die Deutschen frei zu machen dachten durch Sprengung der welschen Fesseln.

Bismarck war von andrem Format als die Marwitz und Yorck — und aus ihrem Holz. Rüstow, ein Offizier, der wegen seiner scharfen Kritik an Preussen aus dem Heer gestoßen worden war, erkannte in seiner 1850 erschienenen Schrift „Der deutsche Militärstaat“ die scharfe Scheidung zwischen Bürger und Soldat als Kernübel Preußens. In dem Reich, das der „Eiserne“ gründete, ging Deutschland in diesem Preußen auf. Und Treitschke wurde sein Historiker. Er schrieb:

„Die Hoffnung, den Krieg aus der Welt zu vertilgen ist nicht nur sinnlos, sondern tief unsittlich.“

In der nächsten Generation sagte der General von Bernardi dasselbe. Aber vielleicht ist ihnen nicht einmal der Krieg das Wichtigste gewesen, sondern die Kriegs-Disziplin im Frieden. Sie wurde das Kernstück der preußischen Ethik. Als Caprivi die Kanzlerschaft übernahm, setzte er Bismarck die Gründe für seinen Entschluß auseinander:

„Wenn ich in der Schlacht an der Spitze meines zehnten Korps einen Befehl erhalte, von dem ich befürchte, daß bei der Ausführung desselben das Korps, die Schlacht und ich selbst verloren gehen, und wenn die Vorstellung meiner sachlichen Bedenken keinen Erfolg hat, so bleibt mir doch nichts übrig, als den Befehl auszuführen und unterzugehen.“

Dies preußische Ethos war so stark, daß es — nach dem Urteil des Autors — auch noch den deutschen Sozialismus formte. Die Welt sah in diesem Kadaver-Gehorsam das typisch Deutsche. Im Kriege schrieb der deutschfreundliche dänische Professor Larsen:

„Der Deutsche trägt während der Tätigkeit seines ganzen Lebens den bunten Rock und vertauscht ihn erst mit dem Leichenhemd. Deutscher Militarismus ist zu einer nationalen Arbeitsmethode geworden, einer bürgerlichen Lebensanschauung, einer Staatsreligion der Zeitlichkeit, die bewußt oder unbewußt allmählich das ganze deutsche Volk durchdrungen hat.“

Daß dieses Urteil nicht übertrieben war, bestätigte später der General von Seeckt mit den Worten:

„Der Soldat muß stolz auf seine Uniform sein; wenn er sie nicht für etwas Besonderes, etwas Besseres als das Kleid der Menge hält, wird er sie nicht achten.“

Ist dies Buch, welches das Leben Preußens von der Eroberung durch die Par-

tei-Ritter schildert, gerecht? Vielleicht hat es einige Leistungen Preußens nicht erwähnt, die von den Propagandisten der Hohenzollern hundert Jahre lang über Gebühr gefeiert worden sind. Begreiflich! Denn hier ist die Geschichte Deutschlands geschrieben — von der Katastrophe her: von der, die schon eingetreten ist — und von der größeren, die noch folgen wird.

Hermann Kesten: „König Philipp II.“
Verlag Allert de Lange, Amsterdam

Was Hermann Kesten bewegte, die alten Geschichten, berühmte und weniger berühmte, dokumentierte und weniger dokumentierte, in üppigster Fülle auszubreiten — einen Gaurisankar von politischen Affären zu errichten, scheint sonnenklar zu sein. Er hat sich einen der renommiertesten Tyrannen der Weltgeschichte ausgesucht, um ihn mit dem Haß zu malen, den seine Nachfolger, Parvenus ohne das Patina der Jahrhunderte, täglich nähren. Und da Philipp zwar ein „Staatsoberhaupt“ ist, aber ein verstorbener, so hindert den Autor kein Gesetz, ihn so fürchterlich zu zeigen, wie er gewesen ist. Kesten porträtiert ihn unvergeßlich gut. Ist dies Bild der Zweck des Buchs?

Da ist neben dem König noch ein ganzer Urwald voll von wilden Tieren. Und sieht man genauer hin: lauter kleine Philipps. Lauter Wesen, die barbarischen Hunger nach Leben haben — und fressen, saufen, huren, morden, rauben, betrügen nach Herzenslust. Nicht ganz nach Herzenslust; denn sie haben nicht eine ganze Welt geerbt — nur etwas Gold oder einen Posten oder gute Muskeln oder ein schönes Gesicht. Sechzehntes Jahrhundert? Das Säkulum Philipps, Elisabeths und Caraffas ist Kesten nur ein besonders ergiebiges Gleichnis, weil man sich auch damals seiner Bestialität nicht schämte und nicht daran dachte, sie zu verstecken. Nicht *einem* Autokraten wird hier der Prozeß gemacht, sondern der Spezies *bestia autocratica*.

Aber „Prozeß“ ist schon ein viel zu pathetischer und konventioneller Ausdruck für ein Buch, das auf eine sehr besondere Weise pathetisch ist. Der Richter nimmt nämlich die Weltgeschichte überhaupt nicht ernst; in dieser Verachtung lebt sich sein Temperament aus. Er jagt die ganze Sippschaft in einem tollen Tempo am Leser vorbei: da hast du den Bettel. Es ist, als drehte einer Gottes Welt-Film rasend schnell herunter, um so auszudrücken, daß nichts daran sei. Da ist keine welthistorische Szene sorgfältig ausgespielt: nicht die vom Abfall der Niederlande, nicht die des Don Carlos, nicht die der Eholi. Nur schnell, ein Histörchen nach dem andern, immer noch eins, immer noch eins. Alles wird auf den Misthaufen der Zeit geworfen. Also dieser Kehrriech aus Schlachten, Kinderkriegen, Suff, Tränen, Kabinettsitzungen und Hurerei war das berühmte Jahrhundert? Der „Historiker“ grinst. Er macht weder die Struktur einer Gesellschaft noch die Stunde einer europäischen Konstellation recht sichtbar. Was das alles für große Worte sind — Struktur, Konstellation, als ob an dem Kram etwas wäre. Wer nicht sehr

geschichtsfest ist, dem schwirren die Annas und Elisabeths im Kopf wirr durcheinander. O, sie sind nicht so wichtig, diese Herren und Damen — nur Farbflecke in einem Ausschnitt aus einem Höllen-Gemälde, nur Momentaufnahmen aus einem Hexensabbat. Sehr scharfe. Sehr bittere. Ein schönes Historien-Bild ist entstanden, gemalt von einem Mann, für den es keine Historie gibt. Ihn interessiert nur die Nähe (die Sinnlosigkeit ist das Medium, in dem Einst und Jetzt einander nahe sind) — nicht die Distanz. Ein Nihilist von 1937 blickt zurück und malt die Anarchie der Gegenwart in den Kostümen des sechzehnten Jahrhunderts. Und malt sie anarchistisch. Inhalt und Stil sind hier eins. Dieser „Roman“ ist eine schöne Wucherung von atakistisch nebeneinander gesetzten Szenen. Der Mangel an Verknüpfung, an geschlossener Form ist die adäquate Manifestation der Dekomposition des historischen Gefüges.

Nur ganz selten tritt der Autor aus den Kulissen und gibt seinem Leser einen kurzen Kommentar. Dann wird die Herkunft seines Geschichts-Bildes noch klarer. So läßt er die Eboli in seinem Namen sagen:

„Ich war immer gescheit genug zu wissen, daß nur die Denkenden, nur die Betrachtenden wahrhaft gut sind.“

Die Welt ist des Teufels, im sechzehnten Jahrhundert und im zwanzigsten — und nur einige kluge Kiebitze entziehen sich ihm. Diese edlen Zuschauer, die es allerdings leicht haben, gut zu sein, sind die Essenz der Weltgeschichte. Ihnen zu Ehren formt Philipp den letzten Satz des dicken, aber keineswegs zu fetten Buchs:

„Die Völker widerstehen nicht der Macht von uns Königen. Nur der Einzelne widersteht uns. Das ist unsere Grenze.“

Was ist eigentlich mit diesem Widerstand getan? Denn die einzelnen müssen doch, um gut zu sein, passiv bleiben?

S. Kracauer:

„Offenbach und das Paris seiner Zeit“
Verlag Allert de Lange, Amsterdam

Kracauer hat sich, wie er in der Einleitung programmatisch mitteilt, vorgesetzt, eine „Gesellschafts-Biographie“ zu schreiben: die Geschichte der Gesellschaft unter dem Dritten Napoleon. Sein Blick ist weniger auf Offenbach gerichtet als auf das Paris seiner Zeit. Den Autor interessiert an dem Mann und seinem Werk, das er übrigens kaum untersucht, vor allem ihre gesellschaftliche Rolle. Sie steht im Mittelpunkt. Und Kracauer hat zu diesem Offenbach-Paris ein ambivalentes Verhältnis.

Er malt mit breitem Pinsel das Paris der Boulevards: „die Heimat der Heimatlosen.“ Kurtisanen, Lebemänner und Journalisten erhalten bei dieser Gelegenheit ihre Miniatur-Biographie. Der spezielle Boden, dem „Orpheus

in der Unterwelt“ und „Die schöne Helena“ entsprossen werden, wird sorgfältig in Augenschein genommen; viel sorgfältiger als das spezielle Gewächs, die Operette. Die politische Entwicklung Frankreichs wird Schritt für Schritt verfolgt — und man spürt schon früh, wie der Autor auf den Moment wartet, wo das Stichwort kommen wird, und sein Held tritt auf die Bühne: an dieser Stelle, in diesem Moment muß die Offenbachiade erblühen. Da heißt es: „Während Offenbach sich im Theater abplagte, vollzog sich der Durchbruch der Gesellschaft, die seine Operetten lieben sollte“.

Die Grund-These lautet:

„Die Operette konnte entstehen, weil die Gesellschaft, in der sie entstand, operettenhaft war.“

Hier bleibt allerdings die Frage offen, ob es nicht auch schon vorher operettenhafte Gesellschaften gab — und es entstand trotzdem keine Operette. Bisweilen hat man überhaupt den Eindruck, als würde zuviel gedeutet und zuviel bewiesen: zum Beispiel, wenn die Operette auch noch als „ein Phänomen der Emigration“ interpretiert wird, weil Offenbach, Ludovic Halévy und Hortense Schneider deutsche Vorfahren hatten.

Kracauer ist für die Operette — und gegen den Boden, dem sie entstammt. Aber kann man die Folge wollen und die Ursache nicht? Der Autor sucht die Verwirrung seiner Gefühle zu entwirren, indem er die Offenbachiade für eine jener gefährlichen Früchte erklärt, die den Boden sprengen, der sie hervorgebracht hat. Ja, er geht noch einen Schritt weiter:

„Kein Zweifel, die Operette entwächst dem demokratischen Geist“; — sie hat — „unter der Diktatur die revolutionäre Funktion erfüllt, das autoritäre Prinzip und die Korruption zu geißeln und ein von jedem schlechten Zwang befreites Sein vorzugaukeln.“

Leider wird das nicht belegt — außer mit Halévy-Texten. Vor allem aber hatten die republikanischen Zeitgenossen eine andere Auffassung der Offenbachiade; sahen sie, ganz im Gegenteil, für eine Ausgeburt des verabscheuten Regimes an. Kracauer versucht ihre Meinung zu entkräften:

„Die Operette wurde nur deshalb als unmoralisch verschrien, weil die herrschende Unmoral sich dagegen wehrte, unbestechlichen Sinns widerspiegelt zu werden.“

Das Nur ist sehr problematisch. Die Ehrenerklärung überzeugt nicht. Der Wert dieses Buches liegt wohl nicht in der soziologischen Einschätzung, die zu sehr bestimmt ist von Kracaues Wunsch einer moralischen Rettung. Man hat gerade nach der Lektüre seiner farbigen und instruktiven Schrift den Eindruck, daß die Operette mehr ein Schmuck als ein Dynamit der Epoche gewesen ist.

„Mein Traum war immer, eine Versicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit zur Bekämpfung der Langeweile zu gründen“ —

dieser vom Biographen zitierte Offenbach-Satz legt vielleicht die Wurzel der Offenbachiade eher frei als die Hypothese einer revolutionären Ader, die nirgends recht sichtbar wird.

Man kommt nun zu einem sehr interessanten Problem, wenn man sich klar macht, weshalb denn der demokratisch-revolutionäre Charakter der Offen-

bachiade durchaus erwiesen werden soll. Weil der Autor glaubt, nicht in demselben Sinn an ihr Freude finden zu dürfen, wie sie die Gesellschaft empfand, der sie entstammte. Das scheint mir die psychologische Wurzel dieser Konstruktion zu sein. Aber sind Jahrhundert-Erscheinungen (wie zum Beispiel die Operette) in ihrem Wert bestimmt durch die Art ihrer zeitlichen Entstehung und Wirksamkeit? Darf sich der fortschrittliche Autor nicht erlauben, eine Offenbach-Operette zu lieben — auch wenn sie aus unhumanem Geist geboren sein und rückschrittliche Wünsche befriedigt haben sollte? Entscheidet die soziologische Funktion eines Phänomens über seinen ästhetischen und kulturellen Wert?

Dies interessante Buch führt tief in die Problematik der soziologischen Methode.

Heinrich Eduard Jacob:
„Johann Strauß und das
neunzehnte Jahrhundert“
Querido Verlag, Amsterdam

Kracauers Musiker-Biographie ist ein Thesen-Buch: eine Theorie über die Geburt der Offenbachschen Operette aus dem Schoß des Second Empire und eine Analyse ihres Ethos. Heinrich Eduard Jacobs Musiker-Biographie über den anderen Klassiker der Operette, Johann Strauß, ist weniger Theorie als Deskription, weniger thetisch als hymnisch, weniger eine soziologische Einkreisung als eine Liebeserklärung. Auch ist er viel unproblematischer in das Wien des Walzer-Strauß verliebt als Kracauer in das Paris des Offenbach — und nähert sich seinem Objekt weniger durch Begriffe als durch die Beschwörung der Atmosphäre.

Sein Verhältnis zu seinem Thema ist eindeutig: er erinnert sich an eine alte Liebe. Kracauer trieb ein wissenschaftliches und moralisches Motiv — zufällig war Offenbach ein Musiker, zufällig lebte er in Paris; der Kern ist der Kampf des David gegen den Goliath, die Rebellion der kleinen Kunstform gegen das großmächtige Pathos. Jacob macht das Strauß-Wien nur deshalb lebendig, weil er dort seine Heimat hat. Er will nichts beweisen.

In zwei Monaten ähneln aber die beiden Operetten-Biographen einander sehr. Sie schildern beide mehr die Welt ihres Manns als den Mann selbst. Er bleibt im Hintergrund — und diese Biographien hießen noch deutlicher: Das Paris des Offenbach und Das neunzehnte Jahrhundert des Johann Strauß. Kracauer macht daraus ein Programm und stellt die Gesellschafts-Biographie der Biographie des einzelnen Individuums entgegen. Aber der Raum, den die Beschreibung der Gesellschaft in der Darstellung eines Lebens einzunehmen hat, ist nicht nur abhängig von der Theorie des Autors über das Verhältnis von Gesellschaft und Einzelnen, sondern auch vom Volumen der Persönlichkeit, die dargestellt wird. Strauß und Offenbach waren wohl keine Persönlichkeiten, deren Leben dasselbe Interesse verdient wie die Rolle, die es spielte. So bestand hier ein Recht, Biographien zu schreiben, in denen die

Hauptfiguren auf dem zweiten Plan stehen. Aber ein Goethe-Buch (zum Beispiel) nach demselben Rezept wäre keine Biographie, sondern eine Spezial-Studie zu einer Biographie.

Der zweite Zug, der beiden Büchern gemeinsam ist, betrifft die Darstellung. Beide Autoren zitieren die Quellen, aus denen ihr Zeit-Mosaik zusammengesetzt ist, mit rührender Ausführlichkeit — unter genauer Angabe der Quellen. Bei Heinrich Eduard Jacob erscheinen sogar ab und zu am unteren Rande der Seiten Sternchen mit Anmerkungen — was früher das Zeichen zünftiger Historiker gewesen ist und unter Schriftstellern, die sich als Ziel eine künstlerische Darstellung vorsetzten, verpönt war. In dieser Ablehnung der Vermischung von guter Stube und Werkstatt waren sich so verschiedene Geister wie die Historiker des George-Kreises und Emil Ludwig einig. Der Fleiß, der in den Zitaten der beiden Musiker-Biographien leuchtend zutage tritt — und der überhaupt eine der Tugenden dieser Emigration zu sein scheint — ist bewunderungswürdig und trägt seine Früchte. Diese Zeit-Bilder haben eine nur aus den Quellen zu gewinnende Anschaulichkeit und Buntheit. Aber muß dem Leser mitgeteilt werden, in welcher Zeitung dieser oder jener unbekannte Journalist diesen oder jenen Ballsaal beschrieben hat, der jetzt dargestellt werden soll? Was gehen ihn die Zeitgenossen und die Historiker an, die schon vorher über dies Thema geschrieben haben? Sie sind nur Rohmaterial für das neue Buch.

Die Sehnsucht nach einer Vergangenheit, in der man gerne gelebt hätte, ist eins der ewigen Motive der Geschichtsschreibung — und beweist, wie wenig vergangen die Vergangenheit ist. Heinrich Eduard Jacob ist mit dem Strauß-Wien so intim, daß er es nicht aus der Distanz eines Jahrhunderts schildert, sondern fast wie ein verliebter Zeitgenosse. So zitiert er auch immer nur die Zeugnisse der Enthusiasten, nie die Gegner — und vor allem den Welt-Ruhm persönlich. Gerade an ihn sollte aber der Historiker nur mit großer Vorsicht herangehen; denn dieser Kronzeuge sagt immer mehr aus über die Rühmenden als über die Berühmten. Und es ist nicht die geringste Aufgabe des Geschichtsschreibers, auch den Welt-Ruhm historisch zu nehmen.

Stefan Zweig: „Magellan“
Herbert Reichner Verlag, Wien

Vor dieser abenteuerlichen „Geschichte der ersten Weltumseglung“ steht eine kurze Einleitung, in der Stefan Zweig seinem Buche die Frage zu stellen scheint, die hier immer wiederholt worden ist: was trieb den Autor zu dieser Historie?

Stefan Zweig fuhr als Delegierter des Pen-Clubs nach Brasilien. Die ersten Tage der Überfahrt waren herrlich. Dann kam die Ungeduld — und der schöne, komfortable und sehr schnelle Dampfer war plötzlich nicht mehr schnell genug. Da dachte der verwöhnte Reisende an jene Männer, die vor Jahrhunderten zum erstenmal durch den Ozean führen — und schämte sich seiner Ungeduld. Aus dieser Scham, so bekennet das Vorwort, wuchs dies Buch.

Uns interessiert jedoch in diesem Zusammenhang weniger der psychologische Anlaß, der ein Buch ins Leben gerufen hat — als der herrschende Wille des Autors, der sich in dieser oder jener Geschichte manifestiert. Wer nun Stefan Zweigs Historie vom Abenteurer Magellan liest, der von Sevilla nach Westen fuhr, um Indien zu erreichen, spürt, daß sie ihr Pathos der Verehrung des Heldischen verdankt. „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts Gewaltigeres als der Mensch“ ist die Grund-Melodie. Ein Denkmal menschlichen Heldentums, der Skepsis und dem Defaitismus entgegengestellt, sollte hier errichtet werden. Eine kräftige Aufmunterung sollte den niedergeschlagenen Zeitgenossen zuteil werden:

„Immer gewinnt nur an dem Unglaubhaften, das sie geleistet, die Menschheit ihren Glauben an sich selbst zurück.“

Stefan Zweig hat seine Geschichte niedergeschrieben in der Absicht, einem fatalistischen Geschlecht Mut zu machen. Das Spannend-Abenteuerliche gibt dem Buch seinen Reiz. Sein Charakter ist Erhebung. Der letzte Satz lautet:

„Immer gibt ein Mensch nur dann das Höchste, wenn er ein Beispiel gibt, und wenn eine, so hat diese eine fast vergessene Tat Magellans für alle Zeiten erwiesen, daß eine Idee, wenn vom Genius beschwingt, wenn von Leidenschaft entschlossen vorwärts getragen, sich stärker erweist als alle Elemente der Natur, das immer wieder ein einziger Mensch mit seinem kleinen vergänglichen Leben, was hunderten Geschlechtern bloßer Wunschtraum gewesen, zu einer Wirklichkeit und unvergänglichen Wahrheit umzuschaffen vermag.“

Aber nun fragt der Skeptiker: welches war die „Idee“ Magellans? worin bestand das Genie dieses „Genius“? Er fand zu Lissabon, im Geheimarchiv des Königs von Portugal, die Aufzeichnungen des berühmten Kosmographen Martin Behaim, einst Hofkartograph Seiner Majestät. Sie besagten: in der Nähe des vierzigsten Breitengrades durchschneide eine Passage den großen Kontinent westlich von Europa und gestatte dem Seefahrer, Indien auf dem Westweg zu erreichen. Diese Notiz, an die Magellan glaubte wie ans Evangelium, trieb ihn zu seiner Fahrt. Aber die Angabe war ein Irrtum, wahrscheinlich veranlaßt durch die Verwechslung des La Plata-Stroms mit einem Paso. Und Magellan fand den Durchgang nur, weil zufällig weiter südlich, nahe dem zweiundfünfzigsten, einer da war; und weil dieser Mann wie ein zäher Spieler sich nicht von den vielen Verlusten, die dem großen Erfolg vorangingen, kleinkriegen ließ. Er hatte Energie und Glück. Worin aber bestand die „Idee“ des Magellan? In der These eines andern — die falsch war. Wenn sie aber richtig gewesen wäre — was wäre geändert?

Und worin bestand das Heldentum Magellans? In der Zähigkeit, mit der er den Irrtum durch fortune zu korrigieren suchte. In der Bereitwilligkeit, mit der er alle Strapazen auf sich nahm, um seinen Irrtum nicht eingestehen zu müssen. Dies „Heldentum“ ist also nicht gebunden an eine wertvolle Erkenntnis, an einen wertvollen Willen. Stefan Zweig formuliert dies formale Heldentum ausdrücklich mit den Worten:

„Wer heldisch denkt, muß notwendigerweise widervernünftig handeln.“

Wo ist da aber der Unterschied zum Monomanen. zum besessenen Narren? Ma-

gellan wäre also auch dann noch ein Held, wenn Feuerland zufällig am Pol festgewachsen — und der Mann auf das falsche Zeugnis eines unwissenden Schiffers hereingefallen wäre? Nur hätte er dann gewiß keinen Biographen gefunden!

Nichts beweist mehr die Gefährlichkeit der Maxime von dem notwendigen Gegensatz zwischen Vernunft und Heldentum als ihre Ähnlichkeit mit dem, was heute in Deutschland gelehrt wird: der Primat des Heldischen vor jedem Kultur-Wert. Stefan Zweig ist davor geschützt, zweideutig zu erscheinen — mit den Verherrlichern des Bestialismus verwechselt zu werden. Würde er zum Beispiel die humanen Züge seines Helden anderen Konquistadoren gegenüber so nachdrücklich hervorheben — vielleicht sogar ohne allzu starke Beweismittel, wenn ihm dies formale Heldentum genügte? Sobald man aber ein formales Heldentum faktisch anerkennt, ist die theoretische Scheidewand zum pathetischen Heldentum, zum leidenschaftlichen Antihumanismus, zur Freude an der Energie und Zähigkeit als solcher gefallen! Wirkliches Heldentum enthält immer zwei Elemente: ein ungewöhnlicher Wert wird durch einen ungewöhnlichen Einsatz realisiert. Bei dem alten Portugiesen ist nur der enorme Einsatz gewesen.

Magellans Fahrt um die Erde ist staunenswert. Und der gedrängte, dramatisch pointierte Bericht Stefan Zweigs weckt das Interesse des Lesers an dem großen Abenteurer. Aber eine vielleicht nicht ganz ungerechtfertigte Empfindlichkeit revoltiert gegen diese Glorifizierung eines zähen Abenteurers — obwohl die gute Absicht des Autors nicht verborgen bleibt.

Ludwig Marcuse

DAS HELDENLIED VOM ZERRISSENEN SCHLEIER

Fannina W. Halle
„Frauen des Ostens“
Europa-Verlag, Zürich.

„Da flogen sie, eines nach dem andern, im Anfang zaghaft, schüchtern, dann aber in immer wilderem, erregterem Tempo, die von den Frauen öffentlich abgeworfenen Symbole ihrer Knechtschaft — Parandshas, Tschatschwane und Tschadras — durch die zitternde Luft... Freudige Erregung herrschte in den Straßen und den Klubs, in den Betrieben und den Festversammlungen... Tausende von Usbekinnen waren zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde erwacht und äußerten stürmisch den Wunsch, etwas zu lernen.“

So schildert Fannina Halle den Frauentag, den 8. März, wie er 1927 in Ferghana wenige Jahre nach der Errichtung der Sowjetmacht gefeiert wurde. Die neue Regierung führte mit allen Mitteln der Propaganda, angefangen

von Riesenmeetings bis zur unauffälligen Agitation von Frau zu Frau im Basar, beim Kaffeeklatsch, bei der ärztlichen Hilfe, einen zähen Kampf gegen die islamitische Tradition der Erniedrigung und Absperrung der Frau, einen Kampf, der sich nicht mit administrativen Befehlen und gesetzlichen Verboten beschränkte, sondern dessen stärkste Waffen die Aufklärung und die oft verschüttete, aber nie ganz erloschene Freiheitssehnsucht der asiatischen Frauen waren.

Der Kampf gegen die verschiedenen Formen der Verschleierung, deren gebräuchlichste und scheußlichste die Parandsha war, ein wandelndes Gefängnis, ein schwarzes, erstickendes Roßhaarnetz vor dem Gesicht, hat schwere Opfer gekostet. Die Frauen, die es als erste gewagt hatten, den Schleier zu zerreißen und ein neues aufgeklärtes, selbständiges Leben zu beginnen, wurden heimlich verfolgt und in vielen Fällen ermordet: von ihren reaktionären Verwandten, von ihren Ehemännern, die sich für berechtigt hielten, die „Familienehre“ zu rächen, von den Mullahs, von den Basmatschen, den antisowjetischen Räuberbanden. In den ersten Jahren der neuen Regierung waren die Sowjetgerichte unaufhörlich mit der Entlarvung solcher Attentate auf entschleierte Frauen, sogenannter „Traditionsverbrechen“ beschäftigt. Oft fungierte bei solchen Verhandlungen ein weiblicher Staatsanwalt, eine von den bereits befreiten Orientalinnen mit ihrer würdevoll schönen Haltung, ihrer frischerworbenen, aber gründlich erlernten Gesetzeskenntnis, ihrer südlich glühenden Beredsamkeit. Diese Beredsamkeit nach jahrhundertelanger traditioneller Stummheit der Frau, diese zutiefst erlebte Empörung über die Leiden ihrer Schwestern, über die reaktionären Mächte, die sich noch immer hervorwagten, übte auf die Zuhörer eine hinreißende Wirkung aus. Noch während der Verhandlung rissen sich manche Frauen, entflammt von den Worten der Staatsanwältin, den Schleier vom Kopf, obwohl sie doch eben gehört hatten, welche Gefahren ihnen noch immer drohten.

Ein wahrhaftiges Heldenlied der Gegenwart sind darum die Verse, die heute in ganz Usbekistan gesungen werden:

„Der fluchbeladen
Tschatschwane Wolken
zerreißt ein Sturmwind.
Empor den Blick!“

Diesen dramatischen Aufstieg der Sowjetorientalin von der Haremssklavin zur vollwertigen Persönlichkeit zu zeigen, ist eine wichtige und anziehende Aufgabe. Fannina Halle hat diese Aufgabe erfüllt. Ihr Buch verbindet wissenschaftliche Gründlichkeit mit reizvoller Bildhaftigkeit und Buntheit. Der überwiegende, ja fast der gesamte Inhalt ihres Buches ist reiches, wertvolles, mit großem Forschertalent gesammeltes Tatsachenmaterial.

Politische Meinungen äußert die Verfasserin beinahe gar nicht. Sie läßt nur, an verschwindend wenigen Stellen, bald eine gewisse Bejahung, bald eine gewisse Skepsis durchblicken, die aber so zurückhaltend geäußert wird, daß ihre Klarheit empfindlich darunter leidet. Klar genug aber sprechen die Tatsachen, die das Buch erfüllen, von der großen humanistischen Entwick-

lung, die der Sowjetstaat den Völkern des Ostens ermöglicht; und auf die Tatsachen kommt es ja schließlich an.

Fannina Halle schickt ihrem Gegenwartsbericht einen historischen Überblick voraus. Sie geht den Spuren des Mutterrechtes nach, dessen klassisches Gebiet der Kaukasus ist. In einer Reihe von Sagen, Liedern und uralten Gebräuchen sind Anklänge an das Amazonenleben zu finden, an eine selbständige, ehrenvolle, tonangebende Rolle der Frau in längstvergangenen Zeiten. Kaukasische Heldenepen erzählen immer wieder von wilden Zweikämpfen, bei denen Jüngling und Mädchen erst einmal gegenseitig ihre Kraft und ihren Mut erproben, bevor sie sich finden. Die Blütezeit der ritterlichen, altgeorgischen Kultur im zwölften Jahrhundert, die Zeit des großen Dichters Schota Rustaweli ist untrennbar mit dem Namen der Königin Tamara verbunden, deren Schönheit und Charakterstärke in der Geschichte wie in der Dichtung ganz im Sinne des alten kriegerischen Amazonenideals geschildert wird. Im schärfsten Gegensatz dazu steht das Patriarchat.

Fannina Halle greift einige sehr bemerkenswerte Kennzeichen der Stellung der Frau bei den Mohammedanern heraus. Hier gilt die Frau als ein „unreines“ Wesen, sie ist dazu da, um den Mann zu bedienen, in tiefster Ehrfurcht soll sie ihm Trank und Speise reichen, aber ja nicht wagen, sich an seinen Tisch zu setzen oder gar ihn mit einer Ansprache zu belästigen. Treffend bemerkt Fannina Halle, daß in jeder Gesellschaftsordnung, in der man die Frau als ein bloßes Lustobjekt mißbrauchte, ihr zugleich eine übermäßige Sinnlichkeit angedichtet wurde. Nun schien es weder fromm noch ratsam, sie schreiben zu lehren: das verbuhlte Geschöpf würde seine Kenntnis ja doch nur zum Schreiben verbotener Liebesbriefe ausnützen. Nun schien es gerecht, die Frau zu verschleiern: denn nur dem Manne dienen seine Augen zum Schauen und Erkennen, dem Weibe aber einzig und allein zum Liebäugeln. Nun schien es in Ordnung, daß man sie in den Harem sperrte: was könnte ein solches Wesen denn mit seiner Bewegungsfreiheit anfangen? Zum Liebhaber laufen und sonst nichts.

Am ärgsten wurde diese Erniedrigung und Versklavung natürlich in den Kreisen der Feudalaristokratie getrieben. Die armen Bauern und Hirten, vor allem die nomadisch lebenden, konnten sich diesen Luxus der Absperrung einfach nicht leisten. Um so bedenkenloser wurde aber in ihren Familien die Arbeitskraft der Frau ausgebeutet, „niedriges, unreines“ Wesen, das sie war, brauchte man ja mit ihr keine Umstände zu machen.

Nicht nur die Menschenwürde der Frau, auch ihre Gesundheit wurde rücksichtslos zerstört. Nahte die Stunde der Geburt heran, so durfte sie nicht im Hause bleiben. In einer einsamen, kalten, schmutzigen Hütte mußte sie gebären. Bei vielen kaukasischen Bergstämmen war es der Frau verboten, einen Mantel zu tragen. War er doch das stolz wehende Abzeichen der Manneswürde. Frierend, in einem respektvollen Abstand von mindestens drei Schritten, trottete sie hinter dem Gebieter her.

Der Entwicklungssprung, der aus dieser entsetzlichen Erniedrigung auf die

Höhe der Persönlichkeit einer Nuchrat, einer Abidowa führt, ist keine oberflächliche Modernisierung und Europäisierung. Er war nur möglich im Rahmen einer Politik, wie sie seit 1917 zäh und unerschütterlich verfolgt wurde: bei allem Radikalismus der Ausrottung ausbeuterischer reaktionärer Gesellschaftsverhältnisse das feinfühligste Verständnis für die nationale Eigenart, die sorgsamste Pflege nationaler Kultur!

Gerade diese Sorgsamkeit machte es möglich, in den orientalischen Frauen den gewaltsam eingeschüchterten Freiheits- und Fortschrittsdrang zu neuem Leben zu erwecken und in ihm einen entscheidenden Verbündeten für den Aufbau der neuen Gesellschaft zu finden.

Fannina Halles Buch ist voll von dramatischen Episoden, Etappen dieser hinreißenden Entwicklung. Da ist die eingangs geschilderte „Schleieroffensive“ am 8. März 1927. Da ist die Schilderung des „Kulturzeltes“, das bei den kirgisischen Nomaden auftaucht und mit wildem Freudengeheul umtanzt wird, ein Zelt mit hygienischer und juridischer Beratung, Vorträgen und kleinen Theateraufführungen. Da sind die jungen Tadshikinnen, die zum erstenmal in der Fabrik an der Werkbank stehen und sich bald so glänzend bewähren, daß ihre Familie widerwillig Respekt bekommt. Da ist die erfolgreiche Kampagne unter den Bergvölkern: „Arbeiter, laßt eure Genossen nicht frieren, gebt Mäntel her für die Bergfrauen!“ Da ist die stattliche Kaukasierin, die gemeinsam mit ihrem kleinen Sohne eine der unzähligen Anstalten zur Liquidierung des Analphabetentums besucht. Da ist das kleine neuentstandene Volkslied, das eine junge Burjato-Mongolin in einem der Wandelgänge der Universität leise vor sich hinsummt:

„Ich hab ein schönes, graues Pferd,
das sich zum Steppengras hinneigt,
mein junges Herz aber —
das neigt sich zum Lernen und Studieren hin.“

Da sind die wahrhaft heroischen Kämpfe der jungen Orientalinnen gegen die grauenhaften und hartnäckigen Überreste des Patriarchats: die Verheiratung von halbwüchsigen Mädchen mit Greisen, die Polygamie, die Kaufehe. Da sind die wunderbaren Teppiche, in die eine Turkmenin Freude und Trauer, Hoffnung und Stolz hineinwebt . . .

Und da sind vor allem einige der hinreißenden Frauengestalten Sowjetasiens: die Bürgermeisterin (Vorsitzende des taschkenter Stadtsovjets) Deshachan Abidowa, die berühmte Fliegerin Leila Mahmedbekowa, die hochbegabte tschuwaschische Schriftstellerin A. Nuchrat und viele, viele andere. Man sieht ihre kühnen, vor Intelligenz leuchtenden Gesichter, und man denkt an die Frau in Hitlerdeutschland, von der heute, wie einst von der Usbekin, Unwissenheit, Unterwerfung und „magdliche Demut“ verlangt wird. Unwillkürlich fragt man, wie lange sich noch die Mitteleuropäerin von der Mittelasiatin beschämen lassen wird . . .

Klara Blum

SECHS AKROSTICHA

1

Heut liebt sein Ohr das hitlersche
Gekeife.
Ans Weberlied denkt er nicht gerne
mehr.
Und Pippa tanzt seit Jahren schon
zur Pfeife
Paradetänze zackig kreuz und quer.
Tief neigt der Gerhart seinen Arier-
Schädel
Mit goethescher Frisur vorm Haken-
kreuz.
Arm ward sein Deez, doch sprießt
daraus, wie edel,
Noch manches Stroh empor. Die
Trottel freuts.
Nu ja, nu nee: das Portemonnaie
gebeuts.

2

Beliebig oft kann sich der Edle
häuten:
Aus einem Kriegsfreund ward ein
Pazifist;
Rot brennts im Osten, er hört davon
läuten,
Tritt in die roten Reihn als Sozialist;
Hernach ziehts ihn zu herrschaftli-
chen Leuten:
Er bellt als Kettenhund mit Hitlers
Meuten . . .
Lauf, Köter — und krepier im brau-
nen Mist!

3

Er ward berühmt als Vater der
Alraune.
Weib, Wein und Wahn briet er im
Hexenkessel.

Energisch dann, in froher Schöpfer-
laune,
Rühmt er den hehren Nutenliebling
Wessel.
Sieh da: nun kracht auch sein er-
habner Sessell

4

Blut, Schorf und Ur-Schleim kochte
er zu Brei.
Es troff sein Reim wie Leim plus
Honigseim.
Natürlich schmeckte das der Hitlerei.
Nun dient er ihr. Mit Blut und Schorf
und Schleim.

5

Jahraus, jahrein, mit immer neuen
Phrasen,
Orakeln ein paar Schnauzen seinen
Wert.
Hernach zerplatzt all das wie Seifen-
blasen.
Sein Pegasus trabt prinzipiell ver-
kehrt:
Treu dient kein Dichterpferd so
einem Pferd!

6

Schaut seine Verse: die sind wenig
fein.
Ich denk jedoch: er hat auch wenig
Zeit.
Reichsjugendführer und -verführer
sein —
Ach, das ist wahrlich keine Kleinig-
keit.
Circenses solln ihn später mal er-
bauen;
Heut gilts, dem Volke panem weg-
zuklauen!

Franz Leschnitzer

LESER UND KRITIKER IM DRITTEN REICH

Gegen die unermüdliche Opposition intellektueller Kreise innerhalb des Landes selbst verteidigte sich ein gewisser R. Keudel im Januarheft der nationalsozialistischen Zeitschrift „Wille und Macht“; mit etwas krampfhafter Ironie sprach der gereizte, um Argumente verlegene Beauftragte Schirachs von den Kritikern im Lande als „Besserwissern“. Man kann und muß aber leider feststellen, daß ein gewisses „Besserwissertum“ auch außerhalb der Grenzen des Dritten Reiches in Erscheinung tritt; diese „Besserwisser“ ignorieren völlig die oppositionellen Strömungen im Lande, die allerdings oft nicht deutlich erkennbar sind, deren Formen nicht immer in gewohnt oppositioneller Weise auftreten.

Die Unterdrückung durch den Faschismus hat wesentlich andere Formen der Opposition geschaffen, als sie sonst in reaktionären Perioden üblich sind; es ist ihr noch schwerer geworden als etwa im Vormärz, die Wahrheit zu sagen. Um so eifriger muß man den Spuren dieser Opposition nachgehen.

Es gibt auch einfache Fälle. Auf einen Vorgang, der in der Presse des Dritten Reiches mit lebhafter Unruhe diskutiert wurde, sei hingewiesen, er bezieht sich auf das Verhältnis der Arbeiter zur nationalsozialistischen Literatur. Der Vorfall beleuchtet hell und überzeugend, wie die Arbeiterklasse den Nationalsozialismus ablehnt und sich gegen seine Beeinflussungsmethoden zur Wehr setzt; man kann ihn als eine Volksabstimmung bezeichnen.

In den letzten Jahren machte man große Anstrengungen, um dem nationalsozialistischen Buch Eingang in die Kreise der Arbeiterklasse zu verschaffen. Man richtete in den Betrieben sogenannte „Werkbüchereien“ ein, vermehrte die Gemeinde- und Volksbüchereien, veranstaltete Buchpropagandawochen usw. Ein großer Betrieb mit einer Belegschaft von 17 000 Arbeitern versuchte es mit einer neuen Methode, indem er eine „Buchhilfe“ schuf; durch diese Einrichtung sollten den Arbeitern Bücher weit unter dem Ladenpreis gegen eine ratenweise zu zahlende Gebühr von 2 Mark aufgedrängt werden. (Daß hier den Buchhandlungen und auch den Verlegern, gar nicht

zu reden von den Autoren, eine Schmutzkonzurrenz gemacht wurde, sei nur beiläufig bemerkt.) Die nationalsozialistische Presse war stolz auf diese Einrichtung, pries sie als einen „bedeutungsvollen Versuch“, der mit „Unsicht vorbereitet“ werde.

Das Ergebnis war völlig negativ; nach zwei Jahren gibt man den Mißerfolg zu. Im Jahre 1935 haben sich gerade 23% der Belegschaft bereitgefunden, sich Bücher aus dieser „Buchhilfe“ anzuschaffen. Dabei wurde der Termin für die Dauer der Einrichtung zweimal verlängert und lief bis in die Weihnachtszeit, die bekanntlich in Deutschland die beste Zeit für den Buchverkauf ist. Trotz dieses negativen Resultats wiederholte man den Versuch im Jahre 1936. Die Belegschaft hatte inzwischen eine Vermehrung erfahren, und man rechnete mit „beträchtlichem Anwachsen“ der Zahl der Buchbezieher. Die Rechnung war falsch. Es trat sogar ein empfindlicher Rückgang ein.

Der betrübte Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen, stellt in der Zeitschrift „Bücherkunde“ fest: „Hier muß schon von einem Mißerfolg gesprochen werden.“ Der Mann hat recht, man muß es ihm bestätigen. Dabei wurden größte Anstrengungen gemacht, um die Arbeiter zu bewegen, sich nationalsozialistische Literatur anzuschaffen. Sie reagierten sauer, sie wollten nicht. Man legte ihnen die Bücherlisten der „Reichsstelle für volkstümliches Büchereiwesen“ vor. Die Arbeiter sahen sich die Listen gar nicht einmal an. Dafür erwarben sie Bücher, die man allgemein braucht, wie Atlanten und Wörterbücher. Von anderer Literatur wurde verlangt: Corvins „Pfaffenspiegel“, eine seit Jahrzehnten in Arbeiterkreisen vielgelesene Geschichte der Hexenprozesse, in der man sich über Gerichtsuntersuchungsmethoden unterrichtet hat und heute im Dritten Reich erst recht in Arbeiterkreisen unterrichtet. Die Arbeiter haben diese Bücher keineswegs erworben, weil sie in ihnen heute Schriften gegen die Kirche sehen, sie lesen sie vielmehr, weil sie in ihnen die Methoden des Faschismus wiedererkennen. Man ist sich auch in nationalsozialistischen Kreisen völlig klar darüber und bezeichnet diese Bücher als „Glanzstücke sämtlicher marxistischer Arbeiter-

büchereien“, stellt fest, daß die Arbeiter diese Bücher heute keineswegs aus „politisch-weltanschaulichen Motiven im Sinne des Nationalsozialismus erwerben“. Goebels hatte diese Bücher nicht verbieten und verbrennen lassen, weil er sie im Kampf gegen die Kirche zu verwenden hoffte — der Bumerang fliegt gegen den Schleuderer selbst zurück.

Man hat einen Mißerfolg zu verzeichnen und schimpft. Man schimpft auf die Arbeiter, und erklärt allgemein, es sei eine „Legende“, vom „Bildungshunger des Arbeiters“ überhaupt zu reden. Weil die Arbeiter nichts vom Nationalsozialismus wissen, nicht die Bücher lesen wollen, die man ihnen aufdrängt, beschimpft man sie. Der Mensch, der das Gift nicht nehmen will, wird als Idiot bezeichnet. Das ist das Eingeständnis eines völligen Bankrotts. Man weiß sehr gut, wie bildungshungrig gerade der deutsche Arbeiter war; es ist nicht notwendig, auf die großen Verlage und Büchereien der Arbeiterorganisationen, der Gewerkschaften hinzuweisen, auf die Hausbibliotheken, die sich die Arbeiter mühsam schufen. Und nur nationalsozialistische Barbarei vermag wütend den Quatsch zu verbreiten: „Jahrzehntelanger Haß gegen alle geistigen Werte wurde gezüchtet, um die Arbeiter dem Buch zu entfremden.“ Dieser Haß wird allerdings in Deutschland gezüchtet, aber erst seit fünf Jahren, und nur vom Nationalsozialismus.

Die Arbeiter lesen und wollen lesen, aber nicht die Giftprodukte des Nationalsozialismus. Wenn man genau erfahren will, wie groß der Bildungshunger der Arbeiterklasse ist, braucht man sich nur an die ungeheure Verbreitung des Buches in der Sowjetunion zu erinnern, insbesondere auch an die Auflagehöhen der Bücher deutscher Autoren, die die deutschen Arbeiter lesen würden, wenn sie nicht in ihrer Heimat verboten und verbrannt wären.

Was von den Arbeitern berichtet wird, gilt ähnlich für die Landbevölkerung. Auch hier ist eine Diskussion im Gange, und wieder wird festgestellt, daß die Bluboliteratur von den Bauern abgelehnt wird. Sie wollen nichts davon wissen. Statistisches Material liegt im Augenblick für dieses Gebiet nicht vor; aber eine sehr

lebhaft Diskussion über das „Wesen des Romans“ beleuchtet die Situation, verrät zugleich oppositionelle Strömungen innerhalb der Schriftstellerkreise.

Diesmal wird zum Wortführer der Opposition der Schriftsteller Hans Franck, Dramatiker, Essayist, Romanautor. Im Jahre 1919 schrieb er ein Drama, das mit einem leidenschaftlichen Protest gegen den Krieg schloß; in der expressionistischen Periode gehörte er zur formalistischen Gruppe um Johst; seit 1933 sucht er eine gewisse Distanz zum Nationalsozialismus zu wahren. Die Stagnation im literarischen Schaffen forderte ihn zur Kritik heraus; in einem größeren Aufsatz warf er die Frage auf, weshalb die innerhalb der Reichsgrenzen entstandene Literatur keine Weltgeltung habe. Franck spricht offen aus, man

„könne schon verstehen, daß man sich draußen noch immer an Thomas Mann und die verschiedenen anderen Realisten psycho-analytischer Prägung hält“.

Es sei eine Tatsache, daß die Werke emigrierter deutscher Schriftsteller im Ausland noch immer mehr gekauft würden als die Werke der im Inland lebenden. Franck gibt sich nicht mit den Gründen zufrieden, die von den Nationalsozialisten für dies völlige Versagen der deutschen Inlandsliteratur angegeben und im wesentlichen auf die „Machenschaften des Weltjudentums“ zurückgeführt werden; diese alberne Demagogie wird von Franck ganz außer acht gelassen, er bemüht sich vielmehr, zwar nicht gegen den Nationalsozialismus direkt loszugehen, aber Gründe anzugeben, die nur durch die Unterdrückung der Meinungsfreiheit zu erklären sind, sich als Auswirkungen der Versuche des Nationalsozialismus darstellen, die Schriftsteller zu zwingen, das zu schreiben und auszusprechen, was der Nationalsozialismus im Interesse seiner Expansionspolitik vom Schriftsteller verlangt.

Der Schriftsteller soll nicht die Wirklichkeit sehen und wiedergeben, soll nicht frei um die Erkenntnis von Wahrheiten ringen, er soll kein Realist sein. Franck drückt sich ein wenig anders aus, trifft aber im Kern das gleiche. Er sagt: es fehle dem Schriftsteller

„Willen, Weisheit und auch Mut. Ein Zola hatte Mut in seiner Zeit und die Amerika-

ner hatten ihn, als sie ihre amerikanischen Tragödien und Anklagen schrieben, in der „Menschlichen Komödie“ eines Balzac lebt die ganze Welt, wie wir sie täglich um uns sehen: Geldmacher, Größen aller Art, Besessene aller Schattierungen, Bild an Bild steigt das Frankreich des 19. Jahrhunderts heraus...“

Franck nennt die Schriftsteller als Vorbilder, die der Nationalsozialismus verfolgt, deren Werke er verbietet, verbrennt, um in die rhetorische Frage auszubrechen:

„Sollte es denn keinen Dichter in Deutschland geben, der durch einen Zeitraum von sagen wir 30 Jahren hindurch die deutschen Menschen verfolgt? Wandlung setzt hinter Wandlung? Erkenntnis hinter Erkenntnis? Mit der gegenwärtigen Flucht in die Historie und ins Ländliche ist manches, ja vieles zur lebendigen Beziehung vieler Teile unseres Volks, zur Aufhellung vieler Räume unseres Lebens geschaffen worden. Aber die Zeit scheint uns jetzt bereit, den Dichtern neue, größere Aufgaben zu stellen!“

Franck hält den im Inland lebenden Schriftstellern vor, sie hätten sich in die Idylle zurückgezogen, scheuten das Problematische, vor allem das stoffliche Wagnis,

„sie scheuen die Betrachtung des Tages, scheuen den Zusammenstoß mit den Möglichkeiten und Aufgaben der Zeit“.

Dieser Vorwurf besteht durchaus zu Recht; aber es wäre falsch, nur die Schriftsteller für ihr Versagen verantwortlich zu machen; es ist die Bedrückung durch den Nationalsozialismus, der den Schriftsteller in seiner Schaffenskraft lähmt, es ist die ständige Bedrohung mit dem Berufstod, die den Schriftsteller hemmt, es sind Gestapo, Scheiterhaufen, Denunzianten, die den Schriftsteller zum Sklaven machen. Franck spricht diese Wahrheiten natürlich nicht aus, aber sein Hinweis auf die Wirkungsmöglichkeiten der emigrierten Schriftsteller ist berechtigt: sie können sich auseinandersetzen, weil sie frei sind und diese Freiheit zu nutzen wissen.

Die Ausführungen Francks, seine Forderungen nach dem Realismus, nach der Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit stießen in der Presse des Dritten

Reiches auf heftigsten Widerspruch und riefen alle Klopffechter auf den Plan. Sie bringen nicht einen Gedanken, nicht ein neues Argument, halten Franck vor, er spreche dem „Asphaltliteratentum“ und der „Milieuthorie“ das Wort, sie erklären, man verzichte „ohne falsche Tränen“ auf die Leihbücher-Abonnenten der geistigen Emigration um Thomas und Heinrich Mann“ — um damit indirekt zuzugeben, daß Hans Franck mit seiner Kritik keineswegs allein steht, sondern in Leserkreisen die gleichen Auffassungen geteilt werden. Es handelt sich hier vor allem um Leser bürgerlicher Schichten, so daß man auf Grund der Ergebnisse der „Buchhilfe“ in den Betrieben, wie auf Grund der Debatten um den Vorstoß Hans Francks, zur Feststellung einer breiten Front von Lesern gelangt, die mit dem Nationalsozialismus nicht einverstanden sind. In beiden Fällen kann man sagen, daß sie lehrreicher sind als alle „Resultate“ sogenannter Wahlen.

Kurt Kersten

LITERATUR WIE NEU

Die Literatur riecht

Wohl ihm, daß er ein Enkel ist. Denn wie sollte der deutsche Mensch dichten, wenn er nicht wenigstens einen Großvater hat. Natürlich einen aus dem Dorf, nein, aus einem Rittergut in der Nähe eines ostthüringischen Dorfs. So ein deutscher Dichtermensch hat auch keinen einfachen Bauern zum Großvater, vielmehr einen Schäfer. Schäfer riecht direkt nach Literatur. Dem Enkel brachte er zur Kirmeszeit jedesmal Kuchen mit, in einem rot-weiß gewürfelten Tuch. Das riecht nach Landleben. Infolgedessen macht sich die Literatur bemerkbar:

„Ich habe an ihn eine ganz bestimmte Geruchserinnerung, ich rieche die Luft, die er mitbrachte und die durchtränkt war vom Duft des Heus und vom Geruch des Schafstalls, in dem er, als guter Hirte, die Woche über schlief.“

So konnte der gute Hirte seinem Enkel, dem späteren „Dichter“ Otto Erlar auf Grund des ersparten Wohnraums ein Stück Kuchen mitbringen. Zur Kirmeszeit. Und dieser Geruch von Heu und Schaf-

stall, poetisch „Erdgeruch“ genannt, zog sich frappant durch die ganze Dichtung Erlers:

„Und so ist es letzten Endes kein sogenannter literarischer, philologisch meßbarer Einfluß, sondern Einfluß aus dieser frühen Jugend, der mich bestimmte, den mit seiner Großmutter durchs Land ziehenden Nums in meiner Komödie „Der Galgenstrick“ mit einer, sonst nur dem Polizeihund eigenen, bei Menschen unerhörten Schärfe des Geruchssinns auszustatten.“

Ersten Endes scheint dieser brave Schäfer auch als Polizeihund tätig gewesen zu sein, der treue Diener seines Herrn. Er hat wirklich scharf gerochen. Der also ausgestattete Galgenstrick wird dem dekadenten städtischen „Theaterpublikum“ tüchtig in die Nase steigen.

Dieses ganze Erlebnis hat Erler Ostthüringen zu verdanken, von dem er „väterlicherseits“ stammt.

„Damit wende ich mich von Ostthüringen nach der Mitte Thüringens, nach Jena, wo ich mütterlicherseits herstamme.“

Das hat allerdings sein Gutes, denn:

„Ein Namensvetter des in der Komödie Nikolaus Hertel genannten Pfarrers hat tatsächlich gelebt und auch im Dreißigjährigen Krieg und war auch Pfarrer, und zwar, um 1625, in Beutniz bei Dornburg a. d. Saale. Und der war mein Ahne mütterlicherseits.“

Man sieht, der gute alte Dichterling Erler gibt sich alle Mühe, dem Dritten Reich sein Recht aufs Dasein zu beweisen. Man sollte gar nicht glauben, was man alles zum Dichten braucht. Pfarrer sind gut gegen Erdgeruch:

„So kam in das ostthüringische Bauernblut vom Vater her ein kultureller Einschlag mütterlicherseits, der die Spannweite des in mir zutage tretenden Talents vergrößerte bis in die Bezirke differenzierten Menschentums hinein.“

Alle Achtung. Das ist schon Spannweite für Plattfüße. Und das Merkwürdige, so etwas vergrößert das Talent, ohne daß es überhaupt zutage tritt. Die Bezirke differenzierten Menschentums liegen übrigens in Jena. Jetzt heißt es, Herrn Hitler zu-

liebe seine Geburtsstadt zu verleugnen, denn in der Stadt gibt es nur Asphaltliteratur:

„In Gera bin ich geboren. Aber dem ostthüringischen Bauerntum entstamme ich, nur legte der Vater, der sich schwer genug zum Wundarzt aufgearbeitet hatte, mir gegenüber nicht Wert genug — hauptsächlich aus Zeitmangel — auf diese Verbindung mit dem allerdings nicht leicht zu erreichenden Dorf.“

Vater hat Hitler offenbar nicht vorausgeahnt, sonst hätte er dem Zeitmangel schon abgeholfen. Auch ist es nicht so schwer, sich vom Schäfer Ast zum Wundarzt aufzuarbeiten. Jedenfalls hat Erler die Verbindung zum Dorf nachträglich hergestellt. Erler besaß auch eine Großmutter, die er anpumpte:

„zumal die Großmutter, die der Großmutter Gettel im „Galgenstrick“ manche Züge lieh, in Jena am Nonnenplatz ein Häuschen besaß, wo wir einen Teil der großen Ferien zubrachten.“

In den Bezirken des differenzierten Menschentums. Die Großmutter pumpte nicht nur, sie vermittelte auch:

„Die Großmutter Hertel vermittelte mir frühzeitig die Verbindung mit der großen Welt der Geschichte wie der Literatur.“

Eine feine Familie. Die Großmutter war 1816 in den genannten Bezirken geboren, 1816, und entstammte einer Zeugschmiedefamilie. Sie vermittelte also Erler, was das Zeug hielt:

„Obwohl sie nie Französisch gelernt hatte, waren ihr doch einige Brocken von 1806 her überliefert worden, als die Franzosen in der Nacht vor der Schlacht, die Preußen zu Boden warf, auf dem Holzmarkt in Jena biwaktierten.“

Das ist die Verbindung mit der großen Welt der Geschichte, und ein paar Brocken davon sind der Großmutter noch 1816 in die Wiege geflogen. Kultureller Einschlag mütterlicherseits. Nun die Verbindung mit der großen Welt der Literatur:

„Sie beschrieb mir weiterhin, wie sie Goethe mit Karl August vor dem alten Schloß in Jena gesehen hatte.“

Und da soll man nicht Dichter werden! Allerdings warnte ihn die Großmutter vor diesem Beruf, sie sah offenbar das Talent noch nicht zutage treten. Aber Erler vertraute seiner Spannweite:

„Das hat nun freilich nicht viel genützt.“

Er dichtete nun grade, allerdings noch nicht ganz nationalsozialistisch:

„Gera war damals wie heute Fabrikstadt, die Mittagspause war kurz, besonders, wenn Arbeiter und Arbeiterinnen, wie das meist der Fall war, einen längeren Weg zu ihren Wohnungen hatten. So kam denn mittags ein Strom vorwärtshastender Menschen aus der Fabrik in unserer Nähe, den Entgegenkommenden, besonders, wenn er ein Gymnasiast war, brüsk anrempelend oder vom Trottoir herunterstobend. Es lag aggressive Feindseligkeit in diesem Geburen. Der Riß klappte zwischen Fabrikarbeitern und sogenannten Bessergestellten. Aber wir murrtten nur, mehr oder weniger laut, über die Frechheit dieser Menschen, die uns ja nichts angingen.“

Erler fehlte noch etwas, was ihm erst Herr Hitler beibrachte, ihm und allen Deutschen. Man höre und staune: „Die Volksverbundenheit!“ Jetzt rempeln nämlich die Gymnasiasten die Arbeiter an, aus purer Volksverbundenheit. Aber so einfach lassen sich die Arbeiter nicht anrempeleln.

Nach diesen Beweisen der Schollenhaftigkeit geht der Dichter Erler zum Geheimnis der schöpferischen Natur über:

„Wie sich diese Einflüsse in der Entwicklung des dramatischen Talents verbinden und auswirken, das bleibt Geheimnis der schöpferischen Natur. Ich kann aber wenigstens sagen, wo ich die erste dramatisch-dichterische Eingebung empfang, das heißt, ich kann heute noch genau die Stelle angeben, wo das war.“

Wo hat man ihm das eingegeben?

„Es war jenseits der Hofwiese, gar nicht weit von dem alten fürstlichen Theater, am Fuß des Hainbergs, an dem die Elster entlangfließt, als ich mit einmal mein erstes dramatisches Problem und seine Gestaltungsmöglichkeit ganz klar überschaute.“

Das nennt man eine genaue Aussage von einem dichterischen Lokaltermin! Und was für ein Problem überschaute er mit einemmal an der Elster?

„„Giganten“ heißt das Drama, ist eine Künstlertragödie und spielt in Kleinasien zur Zeit der griechischen Tyrannis, 750 v. Chr.“

Herr Erler tyrannisierte dann an andern Stellen das deutsche Drama weiter. Ein Professor an der Technischen Hochschule zu Dresden brachte diese Oberlehrerstücke am damaligen Königlichen Schauspielhaus zu Dresden an, wo sie regelmäßig ihr Erbbegräbnis fanden. Dabei stammen sie nicht einmal von ihm allein, wie der Dichter mitteilt. Die Ahnen haben tüchtig geholfen. Vor allem das thüringer Land, die alte Dorfkirche in Dorna und der Großvater:

„Am Entstehen eines Talents, das sich dem forschenden Auge unerkennbar geheimnisvoll krystallisiert, schaffen Reihen von Ahnen mit, und Wohl dem Träger des Talents, wenn er sie dankbar grüßen kann, soweit sein rückwärts schauender Blick sie noch gewahrt. Ich kann es. Und mit ihnen grüße ich das thüringer Land, dem ich entstamme, als ein heiliges Land. Und sein Symbol, die alte Dorfkirche in Dorna, woher der Großvater immer Sonnabends zu uns kam, in der ich mich trauen ließ.“

Trotz dem heiligen Land bleibt das Talent dem forschenden Auge unerkennbar. Daher wendet sich Herr Erler vertrauensvoll an den „Führer“:

*„Heut steh' ich am Altar und bete still:
Hilf, deutscher Gott, daß unser reiner Will,
Des deutschen Blutes Wurzelkraft entstammt,
Von deines Auges Leuchten überflammt,
Erkenne dein erlösendes Gebot:
Der deutsche Glaube bricht die deutsche Not.“*

Eher dürfte schon die deutsche Not den deutschen Glauben brechen.

Vollständige Dichterbiographien

Zu den Dichtern des Dritten Reichs gehören

1. für 75 Pfennig: Wilhelm Schmidt-

bonn, Hans Friedrich Blunck;
2. für 90 Pfennig: Emil Strauß und
Friedrich Huch;
3. für 1 Mark: Ernst von Wolzogen;
4. für 1 Mark 20: Eduard von Keyserling;
5. für 1 Mark 25: Wilhelm Stapel, Will
Vesper, August Winnig, Adolf Hitler, Jo-
seph Weinheber, Gustav Frenssen.
Sollte der Dichter Adolf Hitler mit dem
„Führer“ verwandt sein? Jedenfalls be-
findet er sich dann in guter Gesellschaft,
noch dazu im Verlag Avenarius, Leipzig.
Herr Joseph Weinheber dichtet z. B. so:

*„Schon rührt sich neu der Wein im Faß,
die Quetsche tönt zum Kirmesbaß.
Sind erst vorbei die strengen Herrn
Pankraz, Servaz, dann tanzt man gern,
wo auf dem Platz der Maibaum steht,
dem süßer Wind die Bänder dreht.“*

Der dritte strenge Herr, Mamertus, wird
das ganze Vergnügen versauen, da ihn der
Weinheber hinausgedichtet hat.

Der Dichter und das Drama „unserer Zeit“

Das Dritte Reich muß sich an Dichtern
und an Dichtungen zusammenholen und
zusammenkramen, was im zweiten Reich
schon als recht schlecht abgelehnt wur-
de. Die Kopflosigkeit der neuen „Ideo-
logie“ reicht nicht einmal zu irgendeinem
literarischen Kitsch.

Gegen Anfang dieses Jahrhunderts hatten
sich die Herren Paul Ernst und Wilhelm
von Scholz als „Neuklassiker“ aufgetan.
Es handelte sich um den üblichen epigo-
nischen Oberlehrerkitsch. Um fünf- bis
achtfüßige Jamben. Um herbe Sittlichkeit.
Um Kampf zwischen anständiger Liebe
und patriotischer Pflicht. Um die Spuren
von Goethe bis Hebbel. Kurz, um alles,
was man ironisch unter dem „Volk der
Dichter und Denker“ versteht.

Diese „Neuklassiker“ sind für würdig
schlecht befunden worden, die Geistesgrö-
ßen des Dritten Reichs darzustellen. Um
so mehr, als Paul Ernst in den „Aufbruch“
hingestorben ist. Ein Herr Göpfert hat
ein Buch für 9. — Mark über Paul Ernst
und die Tragödie geschrieben. Eine Paul
Ernst-Gesellschaft ist gegründet worden,
und das Theater
„versucht seit den letzten Jahren, sich die-

*se Dramen von einigen, wie man glaubt,
leichter zugänglichen Lustspielen her zu
erobern“.*

Das Theater braucht sich keine Mühe zu
geben. Nicht einmal das faschistische. Es
läßt sich nicht mit unzulänglichen Stük-
ken erobern. Leichter zugänglich ist der
lustspielhafte Versuch des Herrn Göpfert,
das Nichts von Paul Ernst zu rechtfertigen
und zu glorifizieren:

*„Was das innerste Erlebnis unserer Tage
heute ist, das hat Paul Ernst vor Jahr-
zehnten schon vorgelebt.“*

Das zu bemerken, dazu war offenbar das
deutsche Volk zu leichtlebig. Auch Paul
Ernst persönlich übrigens. Denn:

*„Er konnte ebenso wie ein ganzes Volk
nicht auf die Dauer in der Verzweiflung
leben, aus der die Tragödie entstehen
mußte.“*

Natürlich konnte man das auf die Dauer
nicht, und es entstand die Komödie des
Dritten Reichs, wohl das „innerste Erleb-
nis unserer Tage“. Paul Ernst war noch
innerlicher als das genasführte Volk und
außerdem ein Denker:

*„Es gibt Höheres als den menschlichen
Willen, nämlich den göttlichen. Es gibt
Höheres als das Ethos, nämlich Religion.“*

Ein kleiner Denkfehler. Er wollte wahr-
scheinlich denken: die germanische Re-
ligion. Denn das Ethos und die anderen
bewährten Religionen haben einen jüdi-
schen Nebengeschmack. Immerhin, mit
diesem Gedanken hat Paul Ernst einen
Prozeß bezeichnet, nämlich

*„den Prozeß, der ihn von der Tragödie zu
seinem Erlösungsdrama „Ariadne“ führte,
das ihn Gott schauen ließ. Wichtig hier-
bei ist, daß dieser Prozeß nicht aus
Schwäche, aus Abwertung des Menschen,
sondern gerade aus letzter Steigerung der
menschlichen Möglichkeiten kam.“*

So einfach ist es also eigentlich, aus der
Verzweiflung herauszuklettern und „Gott
zu schauen“. Mit dem ollen griechischen
Ariadnefaden läßt sich noch immer man-
ches ausrichten. Er hilft den menschlichen
Möglichkeiten sogar zu ihrer Aufwertung.
Das hilft der noch nie dagewesenen gegen-
wärtigen deutschen Inflation bei festem

solidem Glauben vielleicht sogar in der wirtschaftlichen Krise.

Jedenfalls hat Paul Ernst das Höhere gefunden und es war für ihn daher nicht mehr schwer,

„Welt, Menschen und Schicksale von größerer Höhe aus zu betrachten.“

Er fand sogar eine himmlische Ausdrucksform hierfür. Man höre und staune: „Das Schauspiel.“ Herr Göpfert weist nun auf die Tragödie des Schauspiels hin. Die Zahl der Tragödien ist nach seiner Ansicht notwendig begrenzt, also wohl wegen der fehlenden Verzweigung. Aber:

„dem die Technik beherrschenden Dichtern wären Schauspiele viele möglich gewesen.“

Der Satz zeugt zwar nicht gerade von einer Beherrschung der Technik, aber man muß sich bei einem Kommentator mit den Gedanken begnügen. Paul Ernst selbst sind bis zu seinem leiblichen Aufstieg in größere Höhe nur zwei Schauspiele möglich gewesen:

„Wenn Ernst solche Schauspiele im strengen Sinn, denen noch andere hätten angefügt werden können, eigentlich außer dem ‚York‘ nur noch eins geschrieben hat, nämlich den ‚Preußengeist‘, so liegt der Grund hierfür nach des Dichters eigenen Worten, in dem Mangel an Widerhall und der Verständnislosigkeit, die sein Werk damals erfuhr.“

Jetzt sind endlich der Widerhall und die Verständnislosigkeit erwacht, und das deutsche Volk soll sich wenigstens diese zwei Schauspiele einimpfen lassen. Namentlich im „York“ ergibt sich die Moral von der Geschichte, wie sie sich der „Führer“ zurechtmacht und zurechtmachen läßt:

„In York ersteht uns der gerade zur Kriegszeit nötige Mensch, der auch gegen sein eigenes Wesen handeln kann... York, durch und durch Offizier, erhaben über den konventionellen Ehrbegriff... In ihm, der aus Gebundenheit zur Freiheit der notwendigen Tat, der vom Gehorsam gegen seinen König zum Gehorsam gegen Gott kommt, hat Ernst ein Bild hohen Menschentums geschaffen.“

Erschütternd, dieses Schauspiel. Nur wie

alle Symbolik doch für den Ernst-Fall etwas zweideutig, nämlich ob man Hitler als König oder Gott aufzufassen hat. Ich glaube, daß es sich von Fall zu Fall um die Situation handelt, wie und wo man Gehorsam zu leisten hat. Aber man hat es nicht leicht mit dem innersten Erlebnis unserer Tage. Dramatisch macht aber Herr Göpfert die Sache ganz ernsthaft klar. Die besseren Stücke verwenden als Mittel das Wort und als Stoff den Mythos, und ihr Ziel ist religiöse Erschütterung und innere Erhebung. Musterbeispiele: das griechische Drama und Paul Ernst. Die anderen Schauspiele kommen vom Epischen, ihr Stoff ist nicht der Mythos, sondern die Geschichte, die Form ist locker, nicht streng im Gesetz. Musterbeispiel: Shakespeare. Das wäre ganz einfach. Mystisch bleibt, warum „York“ und der „Preußengeist“ Mythen sind. Aber der Kommentator des Dritten Reichs muß es schließlich wissen.

Achtfüßiger Mythos

Auch die Nichtbesitzer der Volksausgabe sollen etwas von Paul Ernst erfahren. Zu dieser Volksausgabe haben sich die Verleger Albert Langen und Georg Müller vereinigt. Schon, daß sie sich früher nicht auf den Ernst stürzten, zeugt von der Hoffnungslosigkeit dieses Autors. Als raffinierte Firmen haben sie sich von Tacitus bis zum Simplicissimus sonst nichts entgehen lassen.

Aber zum Ernst. Auf den „Heiland“ wird als wichtiges Buch mit besonderem Nachdruck hingewiesen. Drucken wir also nach:

„Es wird geschehen, sie töten Euch. Da fällt der Leib von Euch denn ab; Die Seele keiner töten kann, die folgt dem Leibe nicht ins Grab.“

Welch ein Dichter! Achtfüßige Jamben. Erstens. Und zweitens der Inhalt. Die Prophetie: sie töten Euch! Der Mythos: die Seele keiner töten kann! Die Religion: die folgt dem Leibe nicht ins Grab! Und das alles in zwei Versen. Aber es geht noch weiter.

„Ich sag Euch: wer sein Leben sucht, verlieren der sein Leben soll, Doch wer sein Leben fortwirft, der allein gewinnt sein Leben wohl.“

Im zweiten Vers scheint der echte deutsche Glaube zu fehlen. Denn, wer sein Leben fortwirft, der allein gewinnt wohl sein Leben. Dieses „wohl“ ist bedenklich. Vielleicht hat der Dichter aber auch die Philosophie oder die Religion zugunsten des unreinen Reims etwas abgelenkt. Nun wird es noch mystischer:

*„Das ist ja alles außen nur, was Leben Ihr
und Schicksal nennt,
In Eurer Seele Heiligtum still eine reine
Flamme brennt.“*

Dauerbrenner. Denn:

*„Auf diese Flamme kommt es an, das
Andre nur die Flamme speist;
Dem Jünger gleich der Richter sein kann,
der den Jünger töten heißt.“*

Der zweite Vers gerät wegen der Mystik ganz außer Rand und Band der Jamben. Ohne Mystik auf Hitlerdeutsch: Der „Führer“ kann auch seine Anhänger töten lassen. Er verspeist alles mit gutem Appetit. Deswegen heißt es auch:

*„Und wer mein Jünger wirklich ist, der
macht zum Leiden sich bereit.“*

Noch ein Schuß innere Erhebung:

*„Wenn ich Euch frage, wißt Ihr nicht,
was eben Ihr gesagt; Ihr wißt
Nur, was in Euerm Geist, indem ich grade
zu Euch spreche, ist.“*

Welch ein Dichter! Aber sie haben doch etwas drin in ihrem Geist. Das können sie nur durch „Schauen“ beseitigen:

*„O, könntet diese Wonne Ihr des Schau-
ens einmal haben bloß,
Dann flögen die Gedanken fort, die jetzt
Euch haben klein und groß!“*

Versteht man nun, warum die Herren Langen und Müller nicht ran wollten? Bis der „Geist grade“ zu ihnen sprach.

Herr Kommentator Göpfert meint, daß der Weihedichter mit der Strenge des Gesetzes dichten muß. Nicht komödiantenhaft, sondern mit dem Wort. Welch eine Weihe, das „haben bloß, klein und groß!“, das „gesagt ihr wißt“ und „spreche ist!“ Hier kann man die Technik des Schauspiels wirklich studieren. Jeder Reim fällt auf ein Flickwort herein, oder das Verbum muß sich sonstwohin verkrümmeln. Alles wegen der Weihe.

Gesteigert bis zum absoluten Blödsinn:

*„Es geht der Mensch, und geht das Tier,
die Pflanze unbeweglich lebt.“*

Warum tut sie das? Höchst einfach:

*„Vor meinem Auge schwebt die Welt, in
wundervoller Schönheit schwebt.“*

Wo sollte sie sonst schweben. wenn ihr die Pflanze nicht den Gefallen täte? Die Pflanze muß absolut unbeweglich leben, sonst fehlt dem Jambus seine unbetonte Silbe. Da muß die Pflanze dran glauben. Einfach deutsch daran glauben. Denn „auf den deutschen Glauben kommt es an“.

Kulturzustand

„Das Recht der Reichskulturkammer“ heißt die bedeutsamste Neuerscheinung der braunen Literatur. Ein tolles Buch! Kostet in Leinen nur 3 Mark achtzig. Es enthält

*„die Sammlung der für den Kulturstand
geltenden Gesetze und Verordnungen, der
amtlichen Anordnungen und Bekanntma-
chungen der Reichskulturkammer und ih-
rer Einzelkammern, unter Mitwirkung der
Kammern herausgegeben von Karl-Fried-
rich Schrieber.“*

Der Untertitel allein ist eine Dichtung. Er enthält alles, was von Kultur im Dritten Reich noch übrig geblieben ist: Gesetze, Verordnungen, amtliche Anordnungen, Bekanntmachungen, Karl-Friedrich Schrieber und Paul Ernst.

Mit einem Wort: Kulturzustand.

Der Oberlyriker

Niemand wird sich wundern, daß Herr Will Vesper zwar nicht der Liebling des deutschen Volks, aber der Liebling des Dritten Reichs geworden ist. Viele Lyriker sind bekanntlich überhaupt nicht in Deutschland geblieben. Will Vesper preist und wird gepriesen.

Er preist mit „deutschen“ Worten das „deutsche“ Liedgut, das „älteste Volksgut“ und „das alte, lautere Erbgut“. Unter dieser Bezeichnung sind die oberbayrischen Volkslieder zu verstehen. Wenn die Kritiker nur das Wort „Gut“ anbringen können, ist für sie schon alles gut. Diese oberbayrischen Volkslieder haben sogar das alte lautere Erbgut „aus dem Munde des Volks gesammelt“, wie Herr Versper sagt. Man erfährt, daß

„das Erbgut heute noch lebt, wie es von je gelebt hat, sich wandelt und weiter blüht, wie es von je blühte und immer blühen wird.“

Was hat also nun das Dritte Reich damit zu tun?

„Der sangesfreudigste deutsche Volksstamm beschenkt mit seinen treu bewahrten Schätzen unser deutsches Volk.“

„Beschenkt“ ist symbolisch gesagt. Ein Münchener Verlag hat sie dem Volksstamm aus dem Mund gezogen und verkauft sie an das ganze Volk. Wahrscheinlich ist jetzt zu diesem Zweck Oberbayerisch als Fremdsprache in den deutschen Schulen eingeführt. Das Blühen will übrigens nicht nur in Oberbayern nicht enden. Es blüht auch in dem „ältesten Volksgut“ „für den Tageslauf und den Jahreskreis, für Feste und Feiern“. Dieses älteste Volksgut hat man in einer neuen Auswahl gesammelt, selbstverständlich aus „innerer Notwendigkeit“. Denn:

„Das deutsche Volk ist und bleibt zu jeder Zeit und in jedem Stand ein singendes Volk, ein fröhlich und aufrecht singendes Volk.“

Es wird bestimmt seinen aufgezwungenen Führern bald sogar die Flötentöne beibringen. Da fällt Herrn Vesper plötzlich ein, daß die Waterkant beleidigt sein könnte. Er bemerkt daher:

„Die Waterkant ist in ihrem tiefsten Wesen nicht weniger sangesfreudig als das deutsche Bergvolk. Köstliche Stücke echter Volksdichtung mischen sich hier mit internationalem Singsang, der, durch alle Hafenstädte der Nord- und Ostsee klingend, doch auch seinen volklichen Sinn hat.“

Nach diesem einwandfreien Zeugnis läßt sich die echte Volksdichtung doch nicht gleichschalten. Die Internationale bleibt, sogar der „volkliche Sinn“ wird ihr zuerkannt. Die internationale Waterkant läßt Herrn Vesper alles mögliche hören:

*„Das Rauschen und Brüllen des Meeres, das Windheulen in den Segeln und See-
len und den Schrei der Möwen im Sturm.“*

Er wird noch mehr Schmerz erleben, der Herr Vesper. Mit Vesperstunden ist das deutsche Volk nicht abzuspeisen. Auch

nicht mit Gedichten zum Muttertag. Indessen muß er in der faschistischen Presse als Ersatz für alle Dichter herhalten.

„Wieder kommt uns zum Bewußtsein, daß kein neuerer Dichter außer Dehmel wie Vesper... edlere Reimpaare hat auch C. F. Meyer nie gebildet, herzhaftere Sprüche sind auch aus klassischem Munde nie gekommen.“

„Mir will scheinen, daß seit Goethes Tagen die Melodie des Herzens selten reiner und schöner erklang.“

„Mit der ruhigen Zurückhaltung und dunklen Tönung der alten Meister erzählt...“

Herr Vesper hat also das Erbgut als sein Liedgut verwandt. Und weil die Zeit es will, hat er für die bereits genannten Herren Langen und Müller einen Roman geschrieben, der gar nicht anders als „Das harte Geschlecht“ heißen kann. Damit wäre das deutsche Volk endgültig beglückt. Selbst der bekannte Denunziant Börries von Münchhausen schreibt:

„Vortrefflich als Geschenk für heranwachsende volksbewußte Jugend.“

Man muß nur das „Volk“ in den Mund nehmen, und schon ist die Kritik fertig. Der „Völkische Beobachter“ läßt durch einen Professor Berger über den kartonierten Roman mitteilen:

„Uralte Mythen werden wieder lebendig, und die nordischen Gestalten, von dem gleichgestimmten Dichter neu beseelt“ —

Rechtsirrtum für „gleichgeschalteten“ —

„schreiten aus der Ferne von Zeit und Raum in unsere drangvollen Tage und stärken bei den ihnen blutmäßig Verbundenen das trotzige Gefühl, daß der Heldensinn jenes ‚harten Geschlechts‘ noch nicht erstorben sei und sich wirksam zeige auch in unseren Kämpfen gegen Knechtseligkeit und Unterdrückung.“

Der Konjunktiv ist zwar deplaziert, aber auch der Indikativ wäre eine Lüge. Die Präpositionen sind ebenfalls leicht verwechselt. Denn dieses harte Geschlecht kämpft für Knechtseligkeit und Unterdrückung des Volks, das es volklich im Munde führt.

Eine andere faschistische Zeitung hofft auf starken Widerhall dieses blutmäßigen Romans „in unserer völkisch neuer-

wachsenden Zeit“. Unter „neuerwachsen“ tut es die völkische Zeit nun einmal nicht.

Und so etwas hat schon im zweiten Reich geblüht, mußte sich aber mit dem Dichter Paul Ernst sagen: „Die Pflanze unbeweglich lebt.“

Der englische Ableger

Die Blutsverwandten müssen dran glauben. Das kommt davon, wenn sich Familien fast zwei Jahrtausende ohne Oberhaupt auf der Erde herumtreiben. Das macht ihnen ein Dichter klar, ein „junger, in der Hitlerjugend stehender, einer friesischen Familie entstammend“.

Friesisch ist oberfein. Selbst in lateinischer Satzkonstruktion. Also der stehende Dichter hat etwas gegen die Engländer. Gegen den „Irrsinn germanischen Bruderstreits zwischen eng blutsverwandten Völkern“. Mit Halifaxen läßt sich über das Germanentum schon reden, wenn er auch schwer dafür bluten wird. Der in der Hitlerjugend Stehende hat ein würdiges geschichtliches Beispiel des Bruderstreits gefunden: „Volk am Oranje“, eine „afrikanische Tragödie“. Da lebten nämlich in Südafrika deutsche Buren und Engländer dicht nebeneinander. Die Buren hatten keinen Verwandtschaftssinn und führten gegen die Engländer Krieg, die ihn ihnen wieder beibrachten. Trotzdem fühlten sich die Buren scheinbar mit den Deutschen noch blutsverwandter. Das wurde ihnen klar, meint der Frieze, als sie im Weltkrieg mit den Engländern gegen die Deutschen kämpfen sollten. Sie tun es aber doch. Falls sie den Waffendienst für England ablehnten, wurde ihnen der Boden enteignet. Privateigentum bricht Patriotismus, juristisch gesagt. Der Frieze findet die gehörige Tragik für seine afrikanische Tragödie heraus. Er läßt einen Buren für England kämpfen, der aber innerlich den Zwiespalt nicht verwinden kann. Infolgedessen stirbt er im Kampf, von einer Kugel getroffen. So geht es auch noch verschiedenen anderen Buren, nicht wegen der Blutsverwandtschaft, sondern wegen des bebauten Bodens.

Mit dieser kindlichen Fabel will der „in der Hitlerjugend Stehende“ den „Wider-sinn germanischen Bruderstreits“ zeigen. Hätten sich nämlich die Engländer im

Weltkrieg einfach Germanien unterworfen, wären die Buren gar nicht in die Gefahr gekommen, gerade unter blutsverwandten Kugeln zu fallen. Das hätten dann wenigstens andere Stämme besorgt. Die Engländer werden hoffentlich jetzt ein Einsehen haben und sich ordentlich anführen lassen. Wenigstens der Teil, der bebauten Boden retten will.

Der Frieze besitzt außerdem Instinkt für das Dramatische, oder, wie es auf faschistisch-deutsch heißt:

„Von Mut und sicherem Instinkt für das Dramatische zeugend, ist das Stück.“

Außerdem geht der Frieze

„sparsam mit dem Wort um und läßt die Vorgänge, die er gestaltet, aus sich heraus sprechen“.

Das tut er hingegen mit den Vorgängen nicht, die er nicht gestaltet. Aber Kritik muß sein:

„In fast allen Szenen ist die Kraft eines wirklichen Dichters spürbar.“

Das gehört sich auch für eine afrikanische Tragödie. Herwarth Walden

VOLKSLITERATUR

oder

„WER DEN PFENNIG NICHT EHRT...“

Kleines amerikanisches Kulturbild

Im Verlagshaus herrscht Hochbetrieb. Die Druckpresse arbeitet in regelmäßigen Zügen: die Heftmaschine speit unaufhörlich neue, dünne, engbedruckte Heftchen aus; vier, sechs, acht, zehn rastlose Hände kleben Umschläge auf; andere übernehmen die Hefte und ordnen sie ein in die Gestelle, die in quadratische Fächer geteilt, zwei lange Säle vom Boden bis zur Decke so ausfüllen, so daß man wie in ragenden Alleen zwischen ihnen wandelt. Die Fächer sind mit Buchstaben und Zahlen versehen, deren Bedeutung nur Eingeweihten bekannt ist. Diese aber sind imstande, nach flüchtigem Orientierungsblick mit einem Handgriff das jeweils gewünschte Erzeugnis des Verlags zutage zu fördern. Im Hof werden viele zentnerschwere Ladungen billigsten Papiers aus Lastautos gehoben und in das Lagerhaus gerollt, wo sie zu Stapeln aufgeschichtet werden, deren Gipfel nurmehr mit Leitern zu erreichen sind. Im

großen Büroraum sitzt lesend und schreibend eine ganze Gesellschaft heftig beschäftigter Menschen.

Das kleine „Comptoir“ des Chefs sieht genau so aus, wie die aufmerksamen Volksschüler zur Zeit der letzten Jahrhundertwende sich den ehrfurchtgebietenden Privatraum jenes Lesebuch-Kaufherrn vorstellten, der einem schon dem Verhungern nahen, aber immer noch vor Tadellosigkeit strahlenden, stellungsuchenden Jüngling mitteilte: „Sie sind der Mann, den ich suche, um ihn zu meinem Teilhaber zu machen, denn Sie haben die Stecknadel aufgehoben, die ich auf die Schwelle legte, und an der alle Ihre Vorgänger achtlos vorübersehen. Wer den Pfennig nicht ehrt...“

Der braune Sekretär mit gedrechselten Säulen und tintenbekleckster Schreibunterlage stammt ebenso aus der Zeit jener erbausamen Geschichte, wie der Messingspucknapf, die geschnitzten Bilderrahmen, in welchen die Photographien von Familienmitgliedern verschiedener Generationen gilben und der drehbare Comptoirsessel, auf welchem der Direktor sitzt. Er sei, wie er gerührt erzählt, in früher Jugend, jenem Jüngling der Fabel gleich, mittellos, und dem Verhungern nahe, als Laufbursche in die Firma eingetreten, deren Oberhaupt er nun ist, und an die Stecknadelmoral glaubt er auch, wenn auch auf seine Weise, denn wie er selbst bereitwillig darlegt, setzen das Betriebskapital des Verlags und der Reingewinn, den dieser abwirft, sich aus eben jenen Pfennigen zusammen, die anno dazumal so hoch im Kurse standen: „Wir drucken nur Volksliteratur“, berichtet er, während er den Besucher zu einem Gang zwischen den Büchergestellen einlädt und erklärend einige bunte Broschüren aus den Fächern holt.

Die grellfarbigen Umschlagblätter sind bedruckt mit entsetzt verzerrten Gesichtern, wehenden Schleiern, entblößten Brüsten; Fäuste recken sich drohend, Kinder knien mit gefalteten Händen vor Henkern; darüber prangen die Titel:

Der Mord im Brautbett

Verraten an der Schwelle des ehelichen Gemachs

Das Geheimnis der schwarzen Galeere

„In guten Zeiten“, erzählt der Chef, „ha-

ben wir eine Million Hefte monatlich vertrieben.“ Breit und lächelnd spricht er, Feuchtigkeit in den Augen, zunächst von der Zeit, da er, bekleidet mit einem längst zu kurz gewordenen, dünnen Mantel, treppauf, treppab lief, um jene bunten Hefte einzutauschen gegen die buchstäblich vom Munde abgesparten Pfennige der Armenviertelbewohner. Zufrieden geht er über zu jener neuen Epoche, in welcher er bereits als Gehilfe des Chefs das Zimmer mit den verblaßten Photographien bezogen hatte, von welchem aus die ständig wachsende Vergrößerung des Betriebes unternommen wurde: diese Anlage von Fabriken und Warenhäusern, die, beginnend mit Herstellung und Vertrieb von Gebrauchsgegenständen für seine eigenen Angestellten zu der Firma wurden, die nunmehr alles erzeugt und absetzt, was tausende Familien der unteren und mittleren Schichten benötigen, um sich einzurichten, zu ernähren und mit jenen „Dekorations- und Luxusartikeln“ zu versehen, die an Wert auf der gleichen Stufe stehen, wie die rundum aufgeschichtete „Volksliteratur“.

„Die Warenhäuser“, erklärt er, „tragen heute weitaus besser als der Verlag. Kinos und Zeitschriften machen meinem Literaturunternehmen zu viel Konkurrenz. Trotzdem führe ich es weiter, denn ein gewisser Absatz ist immer noch gesichert. Ich drucke nach wie vor Kolportageromane, die in einzelnen Lieferungen von Haus zu Haus feilgeboten werden. Jeder Roman hat hundert Lieferungen zu 24 oder 32 Seiten; jede Lieferung kostet mich einen Cent Herstellung. Die ganze Serie wird für 10 Dollar verkauft und wer sie vollständig bezogen hat, erhält eine Prämie aus meinen Warenhäusern: ein Teeservice, eine elektrische Uhr oder etwas dergleichen.“

Außer den von mir selbst angestellten Kolporteurs, habe ich vierzig Hauptabnahmen in verschiedenen Städten. Jeder von ihnen beschäftigt einige weitere Dutzend Kolporteurs, die die Ware antragen und die Bestellungen aufnehmen. Ein solcher Agent verdient 60 Dollar monatlich fix, wenn er sechs Kunden täglich aufreibt. Davon kann ein Mann ohne große Ansprüche leben. Überdies bekommt er 50 Cent für jeden weiteren Kunden, um

den er die vorgeschriebene Zahl vermehrt. Gegenwärtig setzen wir rund 250 000 Hefte monatlich ab, fast alle in englischer Sprache. Die fremdsprachigen Sachen, die wir früher auch führten, gehen nicht mehr. Die Einwanderer akklimatisieren sich rasch; außerdem ist es zur Zeit auch schwer, ausländische Bücher zu bekommen. Die meisten Romane lasse ich hier für uns schreiben. Ich brauche jährlich ein bis zwei neue Manuskripte — nicht mehr, denn die alten werden ja weiter vertrieben. Ich zahle für so ein Buch 1500 Dollar, überdies 25 Cent für je tausend abgesetzte Hefte. Sie wundern sich über die Höhe des Honorars? Glauben Sie nicht, daß es leicht ist, solche Bücher zu schreiben! Ein gewöhnlicher Schriftsteller hat das Seinige getan, wenn er dreihundert Seiten geliefert hat. Meine Schriftsteller, bedenken Sie, müssen es auf 2400 bis 3200 Seiten bringen, da wir, wie Sie hörten, mit hundert Heften à 24 bis 32 Seiten arbeiten. Dabei muß jede „Lieferung“ so weit in sich geschlossen sein, daß sie verständlich ist, auch wenn man den Anfang nicht kennt, und spannend genug, um Lust nach der Fortsetzung zu erwecken. Ja, es ist ein ganz eigener Beruf, diese Romane zu schreiben, und nicht der leichteste. Es gibt hier in Amerika ganze Familien, die sich auf die Erzeugung solcher Literatur spezialisieren. Unsere Zeitungen und Zeitschriften bringen — zu meinem Schaden — ähnliche Werke im literarischen Teil. Da hat eines unserer ältesten Blätter einen Rekord geschlagen; stellen Sie sich vor: 80 Jahre hindurch erschien in täglichen Fortsetzungen ein und derselbe Roman. Drei Generationen haben daran gearbeitet, und die Geschichte ginge noch weiter, wenn nicht ein junger Feuilletonredakteur ihren Abschluß und den Beginn einer neuen Serie verlangt hätte.“

Der Direktor schält sorgsam eine hellbraune Zigarre aus ihrer Cellophanhülle und ergeht sich in Bewunderung über jene Familie, in der jedes Mitglied sorgfältig studierte, was das andere verfaßt hatte, um in gleichem Sinne fortfahren zu können. Dann schlägt er ein anderes Thema an: „Das wichtigste für den Vertrieb unserer Romane sind zugkräftige Titel. Diese Arbeit habe ich mir vorbehalten. Was die

Schriftsteller als Titel liefern, ist meistens wertlos. Sie breiten ihre Gedanken auf so und so vielen Seiten aus, aber sie haben keine Ahnung, was es bedeutet, eine packende Idee in einem kurzen Satz zusammenzufassen. Dazu muß man die Menschen kennen, an die man sich wendet, und wissen, was bei ihnen einschlägt. Der Titel und die erste Seite — davon hängt alles ab. Es wird einem aber heute verdammt schwer gemacht, gute Titel zu finden. Die Kinos schnappen unsereinem das Beste weg. Ich schaue mir oft Filme an, nur um Anregungen zu guten neuen Überschriften für unsere Bücher und die einzelnen Kapitel zu finden.“

Der Herr lächelt und saugt an seiner Zigarre: „Der Titel braucht gar nicht unbedingt in Zusammenhang mit dem Inhalt zu stehen. Er muß die Neugier reizen, das ist alles. Mein Kompagnon ist spezialisiert für die ersten Seiten: wenn ihm der Anfang einer neuen Einsendung gefällt, dann ist das Geschäft gemacht. Schauen Sie, das ist zum Beispiel ein ausgezeichneter Beginn...“

Mit sicherer Hand zieht er ein rosa Heft aus einem Fach und liest vor:

„Es ist nicht anständig, mich auf diese Art zur Ehe zu zwingen“, schrie ich und warf mich auf das Bett, während meine Tante kühl auf mich herabsah. Jedes Mädchen hat das Recht zu lieben!“

Mit zwanzig Jahren wurde ich von ihr in die Arme eines Mannes gestoßen, den ich nicht liebte. Meinem Instinkte folgend zog ich mich zurück vor seinen gleichgültigen Küssen, die mir wie Verletzung eines Heiligtums erschienen. Ich forderte von Küssen, daß sie Leidenschaft brächten...“

Der Direktor lachte, während er das Heft in sein Gestell zurücksteckte und einem jungen Arbeiter befahl, seinen Wagen aus der Garage zu holen. „Was wollen Sie“, meinte er, „Vollskliteratur...!“

Während der Fahrt aus dem Fabrikszentrum nach dem Wohnviertel mit seinen von Rasenflächen und alten Bäumen umgebenen Einzelvillen, gestattete sich der Besucher, eine einfache Rechnung auf Grund der von seinem Gastgeber genannten Zahlen aufzustellen. Sie ergab, daß die Erzeugung der monatlich abgesetzten 250 000 Exemplare jenes geistigen Narkotikums,

von welchem er soeben eine Kostprobe erhalten hatte, den Verlag rund 2500 Dollar kostet. Bei einem Verkaufspreis von 10 Cent pro Heft verbleiben also, nach Abzug der Herstellungskosten 22 500 Dollar, die dem Verlage jeden Monat zufließen.

Was wollen Sie? „Wer den Pfennig nicht ehrt...“

Antonie Fried

UNGLEICHE KAPPEN — GLEICHE BRÜDER

Zu den Leuchten „sudetendeutscher Schriftumslehre“ gehört der von uns bereits mehrmals genannte Literaturhistoriker der prager Deutschen Universität, Professor Herbert Cysarz. Dieser Lobredner der Bluboliteratur hat vor kurzem in Berlin einen Vortrag über „Die großen Anliegen der sudetendeutschen Kulturschichte“ gehalten.

In dem von ihm selbst verfaßten Referat über diesen Vortrag heißt es, daß

„in großem Aufriß der so ungemein schwer zu verstehende Schicksalsweg des Sudetendeutchtums dargelegt wurde... die Tragik einer Volksgruppe, die sich innerhalb des alten Deutschen Reichs durch Pflug und Hammer einen Siedlungsboden erwarb und dann, vom Reichsganzen ausgeschlossen, vor die große Sendung im Osten gestellt wurde, den Kulturraum nach dem Osten zu weiten, während sie dabei die Grundlage ihrer völkischen Existenz, ihren Siedlungsboden, immer enger werden sah“.

Hat man sich mühsam durch diese Schachtelsätze in schauerlichem Deutsch hindurchgelesen, so wird man durch die „Zusammenfasse“ (wohl das neudeutsche Wort für Resumé) belohnt, daß

„in allen geistesgeschichtlichen Epochen der Anteil der Sudetendeutschen nie Provinzerleben, sondern Bewahrung und Beitrag deutscher Gesamtgeistesgeschichte war“.

Obwohl wir gestehen müssen, daß uns weder der Aufriß der großen Anliegen noch die Zusammenfasse darüber belehrt haben, was Cysarz mit dem ortscheichischen Namen und dem urteutschen Sendungsbewußtsein eigentlich sagen wollte, so glaubten wir ihn doch so zu verstehen, daß zu den Hauptaufgaben der Sudeten-

deutschen die Wahrung allgemeinen deutschen Kulturguts und ihre Förderung gehören.

Da wäre nun am 29. Januar eine schöne Gelegenheit gewesen, sich dieser Aufgabe zu erinnern. An diesem Tage war es 175 Jahre her, daß der deutsche Dichter Johann Gottfried Seume geboren wurde. Er starb auf böhmischem Boden, in der sudetendeutschen Stadt Teplitz, und dort befindet sich auch sein Grab. Man müßte meinen, daß Herr Professor Cysarz, der sonst so flugs herbeieilt, wenn es gilt, Gedenkreden zu halten und Dichter zu feiern, den 175. Geburtstag eines in sudetendeutscher Erde ruhenden deutschen Dichters sofort zum Anlaß nahm, um wenn schon nicht eine Rede zu halten, so doch vom Katheder aus oder durch einen Artikel in der „Zeit“ oder in einer der andern Zeitungen der Sudetendeutschen Partei das Andenken Seumes zu feiern. Aber nichts da! Der Herr Professor schwieg, die ganze Henleinpresse schwieg, der Bund sudetendeutscher Schriftsteller schwieg. Seumes Name wurde nicht genannt.

Ja, aber doch nur von Henleinjournalisten und Henleinschriftstellern? Die demokratische Presse...

Die demokratische Presse, zum Beispiel das „Prager Tagblatt“ verhielt sich auch nicht anders. Seumes wurde in seinen Spalten nicht gedacht, dafür erschien eine lobende Besprechung einer Vorlesung von Bruno Brehm. Und was las Bruno Brehm? Die im „Wort“ bereits einmal erwähnte Erzählung „Der finnländische Reitermarsch“ — eine von Kriegshetze und Wehrgeist erfüllte Schmiererei, die in dem schönen Satz gipfelt:

„Besser im Feld gehinkt, als daheim gehockt. Ich geh auf den Mond, wenn man mir dort eine Batterie gibt!“

Also blieb Seumes Grab in Teplitz ungeschmückt? Also blieb Seumes Andenken ungeehrt? Nein, die deutschen Schriftsteller, die Seumes Emigrantenschicksal teilen, legten auf sein Grab einen Kranz, dessen Schleife die Inschrift trug:

„Dem deutschen Demokraten Seume — deutsche Schriftsteller im Exil!“

Es erübrigt sich zu sagen, daß weder Henleins „Zeit“ noch das „Prager Tagblatt“ von dieser Seume-Ehrung berichteten.

Heinrich Werth

3, AVENUE MATIGNON

Auf dem Platz Rond-Point leuchten an dem hellen Frühwintertag sechs Springfontänen in der Sonne. Sie schleudern das Wasser hoch und lassen es glitzernd versprühen. Die wenigen Leute, die sich hier auf den Eisenstühlen niedergelassen haben, erleben Paris an einer seiner echtesten und schönsten Stellen zugleich. Ist es doch die letzte Etappe der Champs Elysées, vor dem Triumphbogen: das Leben, das große flutende Leben braust hochgestimmt hier vorüber.

In diesen Platz mündet die Avenue Matignon, das Eckhaus trägt die Nummer 1. In der Veranda sitzen gutgekleidete Damen und Herren, um zu speisen oder den Tee zu nehmen, denn hier ist das Restaurant Périgord. Man hat die Wahl: vielleicht kehren Sie lieber zwei Häuser weiter ein, Nummer 3, dort heißt das Lokal Berkeley, beide sind ganz gewiß nicht nur teuer, sondern auch gut. Es ist ein elegantes, lebensfrohes Publikum, das man hier trifft. Rechts und links sitzt es dichtgedrängt. Ich — ach, ich wollte eigentlich dazwischen einkehren, in Nummer 3.

3, Avenue Matignon ist ein Wohnhaus. Man hat es renoviert und vermietet Appartements. Wenden Sie sich an Herrn Roland Gosselin, verkündet eine Tafel. Es ist die einzige Tafel an diesem Haus. Das oberste Stockwerk hat einen, sich über sämtliche Fenster hinziehenden Balkon, gerade dorthin lockte es mich. Ich trat ein. Das Vestibül ist nach den Grundsätzen der modernen Innenarchitektur gestaltet. Die Farben sind blau und weiß. In der Ornamentik der Wände ist vielfach der sich aus zwei ineinandergeschobenen Dreiecken bildende Davidstern verwendet. Die Appartements sind numeriert. Vor einem liegt Post, das scheint bewohnt zu sein. Aber ich treffe niemanden.

Der Lift führt mich hinauf. Ein schönes, ein sauberes Haus für bessere Leute. Wer weiß, was hier die Miete kostet. Ein modernes Haus von vielen. Es ist auch nicht das mindeste daran zu sehen, was das Interesse herausfordern könnte. Ich bin oben, ich trete auf den Balkon hinaus. Rechts der Eiffelturm. Unten der brausende Verkehr. Die leuchtenden Springfontänen. Die speisenden Damen und Herren bei Périgord und Berkeley. Ich ziehe ein Buch

aus der Tasche und lese meiner Begleiterin vor, die nicht verstand, was ich in diesem Hause suchte.

„Als ich Heine zum erstenmal sah, wohnte er nicht weit von den elyseischen Feldern, im fünften Stockwerke eines in der Matignolallee gelegenen Hauses.“

Hier, fragte mich ein stummer Blick. Ja. Hier. Sein Bruder Gustav erzählt:

„An sämtlichen Fenstern zog sich nach Pariser Bauart ein Balkon hin. Heinrich hatte in der einen Ecke desselben ein Zelt aufschlagen lassen, das Blumentöpfe mit den herrlichsten Kindern des Lenzes schmückten. Leider genoß der Ärmste nach sieben Jahren nur ein einziges Mal in diesem Zelt die entzückende Aussicht.“

Diese nämlich hatte ihn verleitet, die Wohnung zu nehmen. Er, der am 13. Dezember 1797 — also vor 140 Jahren — geboren war, ist in dieser Wohnung gestorben. Kein Zeichen sagt es aus. Niemand von den schöngekleideten Damen und Herren bei Périgord und Berkeley ahnt es. Die Leute, die vorbeigehen, vielleicht, um dort oben das Grabmal des unbekannten Soldaten Frankreichs zu sehen, bewundern die Springfontänen. Und wer von der Möglichkeit Gebrauch machen will, ein mit allem Komfort ausgestattetes Appartement zu mieten, muß sich an Herrn Gosselin wenden.

Ob das oberste Stockwerk noch frei ist?

Walter Victor

ZU UNSEREN BEITRÄGEN

„Here is the ‚Lincoln‘ — what shall we do?“ ist das zweite Kapitel einer Erzählung, an der Willi Bredel zur Zeit arbeitet und die voraussichtlich *„Viva la vida“* heißen wird.

Die beiden Dichtungen von Johannes R. Becher sind seinem soeben erschienenen Gedichtbände *„Der Glücksucher und die sieben Lasten“* entnommen.

Die Gedichte von Ludwig Detsinyi und von Adam wurden uns von der spanischen Front gesandt.

Henryk Keisch ist ein junger deutscher Dichter, der in Paris lebt; und über Kuba macht uns unser Mitarbeiter Louis Fürnberg folgende Mitteilungen:

Nach Hitlers Machtübernahme flüchtete ein siebzehnjähriger Malerlehrling, Mitglied der illegalen SAJ, unmittelbar vor seiner Verhaftung über die Grenze in die Tschechoslowakei. Von einem Ort zum anderen abgeschoben, fristete er, einer von vielen, unbeachtet und ganz auf sich gestellt, ein erbärmliches Dasein, unbeschreiblich in seiner Primitivität, fand einige Zeit ein Unterkommen bei armen Leuten, verlor es wieder, bekam manchmal Arbeit, zu essen, schlief in Strohschobern, unter Brückenbogen, hungerte — und fing an zu schreiben: Gedichte, die durch einen Zufall in die Redaktion einer prager Tageszeitung kamen, dort gedruckt wurden und seinen Namen unter den sudetendeutschen Arbeitern bald bekannt machten.

„Das ist geschehen“ von Hedda Zinner sind die Einleitungskapitel einer gleichnamigen größeren Vers-Erzählung, in der die Autorin den Versuch macht, das ereignisreiche Leben eines russischen Erfin-

ders und seiner Familie nachzuzeichnen. Der Held der Erzählung ist heute ein bekannter sowjetischer Flugzeugkonstrukteur, seine Tochter ist ordengeschmückte Pilotin, Inhaberin zweier Weltrekorde und wurde letztthin in den Obersten Sowjet der UdSSR gewählt.

„Romanzero“, dem wir die (übersetzten) Gedichte entnommen haben, wurde an der spanischen Front gedruckt; die Vignetten haben wir ebenfalls diesem von kämpfenden Künstlern reich illustrierten Bändchen entnommen.

Die Illustrationen zu dem Aufsatz „Frans Masereel“ von Heinrich Vogeler sind zum Teil Originalskizzen, zum Teil Masereels gedruckten Werken entnommen.

Unsere *Expressionismus-Diskussion* wird im nächsten Heft mit mehreren Aufsätzen, die wir aus der Fülle der eingelaufenen Beiträge auswählten, abgeschlossen. Wir bitten deshalb höflichst, von weiteren Einsendungen absehen zu wollen.

Wenn Sie Beschwerden über schlechte Zustellung oder Mängel im Vertrieb unserer Zeitschrift haben, teilen Sie dies bitte, falls die üblichen Reklamationen keinen Erfolg haben, der Redaktion mit.

Februar 1938

Wegen der Schwierigkeit, sämtliche publizistischen Organe bei der Zusammenstellung dieser Rubrik (die vielen antifaschistischen Schriftstellern wichtiges Material nachweist) regelmäßig zu erfassen, bitten wir unsere Mitarbeiter und Leser um Unterstützung.

KULTURKRITIK

Ernst Bloch: Der Intellektuelle und die Politik. NW 5

Andor Gabor: Marx und Engels über Kunst und Literatur. I L 1

Golo Mann: Europa und der Humanismus. NZZ 16. 2.

ERBE UND GESCHICHTE

Kurt Alexander: Seume. DVZ 16. 2.

Ernst Bloch: Schopenhauer. DVI 2. 3.

G. Forster: Von Clausewitz bis Fritsch. DVZ 20. 2.

K. K.: Johann Georg Adam Forster. DW 2.

R. Miller-Budnizkaja: Schota Rustaweli, der Dichter der georgischen Renaissance. I L 1.

Peter Nikl: Gustave Courbet. VI 5

Karl Obermann: Görres. DVZ 13. 2.; vergl. auch DVZ 27. 2.

Paul Westheim: Erinnerung an Zille. PrPr 12. 2.

Leonardo da Vinci: Von den Werken der Natur und der Kunst. I L 1
90 Jahre Kommunistisches Manifest. DZZ 10. 2. (J. Alpari), DVZ 27. 2. (Hermann Bach)

Zwanzig Jahre Sowjetliteratur (Eine Chronik) 2. Teil 1920/21, I L 1

THEATER UND FILM

Willy Haas: Nach Sonnenuntergang (gegen den Film „Der Herrscher“) PrPr 6. 2.

Rudolf Leonard: Die Marseillaise. PT 11. 2.; ferner DVZ 20. 2. (Kt. Kt.), RF (Pr.) 20. 2.

J. H.: Der Film „Peter I.“ ABC (Z.) 24. 2.

W. I. Nemirowitsch-Dantschenko: Das Moskauer Künstlertheater in Berlin. I L 12

LITERATURKRITIK

Über Friedrich Alexan: „Mit uns die Sintflut“ und „Im Schützengraben der Heimat“. DW 2 (Fritz Erpenbeck)

Über Max Brod: Franz Kafka. DW 2 (Oskar Baum)

Über Ben Field: The Cock's funeral“ I L 1 (G. Alexander)

Über Ernst Gläser: Das Unvergängliche. Les nouvelles littéraires 19. 2.

Über Oskar Maria Graf: Sittlinger; ders. Bolwiser. DZZ 24. 2. (Fritz Erpenbeck); DW 2 (Maria Arnold). I L 1 (F. C. Weiskopf)

Über Josef Hofbauer: Dorf in Scherben. DW 2 (Heinrich Werth)

Über J. Křačauer: Offenbach, PrPr 27. 2.

Über Joe Lederer: Ein einfaches Herz. NZ 13. 2.

Über Emil Ludwig: „Cleopatra“ und „Die Kunst der Biographie“. DW 2 (Victor Röbig)

Über Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. DW 2 (Maria Arnold)

Über Th. Neubauer: Das fehlende Kapitel. NZ 13. 2.

Über Ernst Sommer: Botschaft aus Granada. DW 2 (H. Werth)

Über Traven: Die Rebellion der Gehängten. Les nouvelles littéraires 19. 2.

Über F. C. Weiskopf: Das Herz — ein Schill. DVZ 20. 2

Über Arnold Zweig: Einsetzung eines Königs. NW. 5 (F. C. Weiskopf)

Boris Grobmann: Bemerkungen über das Schaffen Ilfs und Petrows. I L 1
Über I L Nr. 11, 12, über DW Nr. 11, 12, 1 in DZZ 24. 2. (Ernst Held)

J. R. Becher: Von den großen Prinzipien in unserer Literatur. DZZ 24. 2.

Klaus Berger: Das Erbe des Expressionismus. DW 2

E. Bert: „Ein großer Bürger“. DZZ 9. 2.

Else Flatau: Romain Rolland. DVI Nr. 5
 Manfred Georg: Der Verbrecher Céline. NW 7
 F. Kelin. Garcia Lorca. PT 3. 2.
 Alfred Kerr: Bezruč. Oder: Übersetzungen. PT 13. 2., 19. 2.
 Peter Roberts: Die Zeit im Roman. (Ein Sammelreferat über Romane von Brentano, Bredel, Bruno Frank, O. M. Graf, I. Keun, I. Földes, H. Habes, W. Meh-ring) in „Der Kampf“ Nr. 2
 Berthold Viertel: Bert Brecht. NW 5; ders. Tschchow in England. NW 8
 Herwarth Walden: Vulgärexpres-sionismus. DW 2
 -- Gespräch mit Annette Kolb. Les nouvel-les littéraires. 19. 2.

DAS DRITTE REICH

G. Forster: Die „Besserwisser“ im Land. DVZ 27. 2.
 Joe Gassner: Inside Nazi-Germany. NW 6
 Kurt Kersten: Fallada unter den Wölfen. DW 2
 Walter Hildebrand: Der Um-bau von Berlin. NW 6
 H. Steinhausen: Opferfeuer gegen bar. NZ 25. 2.
 Paul Westheim: Die neue Siegesal-lee. NW 8.
 Arnold Zweig: Kulturbilanz der Hit-lererei. DZZ 1. 2.

m. g.: Eine gefährliche Oper („Aida“) NW 8
 P. W.: Franco-Propaganda — Made in Germany. PT 13. 2.
 Studenten im Dritten Reich. DVZ 6. 2.
 Kulturaustausch (Zum Gastspiel Georges in Prag) RF (Pr) 4. 2.
 Die Absage der USA-Verleger. PT 1. 2.
 — Antihitlerausstellung in Paris. DVZ 20. 2.
 — Der verfeimte Spinoza. NZ 24. 2.
 Siehe auch Glossenteil in II 12 und DW 2.

VERSCHIEDENES

A. Duruq: Ausländische Kunst in Mos-kau. IL 1
 Gregor Gog: Hans Tombrock, ein deutscher Malervagabund. DW 2
 Viktor Klemens: Toscanini. NW 8
 Über „Picasso und der ‚Elfenbeinturm‘“. NZ 2. 2.

ABKÜRZUNGEN

DVI — *Deutsche Volksillustrierte*. DVZ — *Deutsche Volkszeitung*. DW — *Das Wort*. DZZ — *Deutsche Zentral-Zeitung*. IL — *Internationale Literatur*. NW — *Neue Weltbühne*. NZ — *Nationalzeitung*. NZZ — *Neue Zürcher Zeitung*. Pr.—Prag. PrPr — *Prager Presse*. PT — *Pariser Tageszeitung*. RF — *Rote Fahne (Prag)* Z — *Zürich*.

Zuschriften an die Redaktion sind zu richten an.

Redaktion „Das Wort“ Jourgaz-Verlag, Moskau, Strastnoi Blvd. 11

Es wird dringend ersucht, Manuskripte und Zuschriften nicht an einzelne Redakteure zu richten, sondern nur an die Redaktion des „Wort“ in Moskau. Nichtangeforderte Manuskripte werden nur auf Verlangen des Einsenders zurückgeschickt.

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT“

Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetzkiy Most 18, (Bankkonto Nr. 263, Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12.)

FRANKREICH — Messageries Hachette, Service Abonnements, 111, Rue Réaumur, Paris 2e.

BELGIEN — Librairie A. U. S. 38, Vieille Halle-aux-Blés, Bruxelles C. C. P. 1861, 15. (P. Driessen).

C. S. R. — Melantrich, akc. spol. Knihkupectví — odd. slovanských knih, Praha II., Václavské nám. 42 (Účet, pošt. spoř. 20208).

SCHWEIZ — Buchhandlung Stauffacher (Genossenschaft) Hauptpost-Fach 43, Zürich

NORD- & SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue, New York N. Y. U.S.A.

ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd., Strand House, Portugal St., London, W. C. 2.

LITAUEN — „Mokslas“ Knygynas, Laisves aleja, 46, Kaunas.

„Spaudos Fondas“. Laisves al. 62, Kaunas.

SPANIEN — „Distribuidora de Publicaciones“. Diputacion 260. Barcelona.

LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga.

ESTLAND — Töökool V. Pärnu mnt. 28 Tallinn.

RUMÄNIEN — Biroul Central de Presa „Luvru“ Strada Oituz 14, București I.

PALÄSTINA — Safran Co. Jaffa Rd. 36 P.O.B. 223 Haifa.

UdSSR — Jourgaz-Verlag, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.

D A S W O R T

erscheint Anfang jeden Monats. Umfang jeder Nummer 112 Textseiten

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate:	Einzelheft:
Frankreich . . . Frs. fr.	11.25	22.50	45.—	4.50
USA \$	0.75	1.50	3.—	0.30
Schweiz . . . schw. Fr.	2.25	4.50	9.—	0.90
Tschechoslowakei . . Kč	17.50	35.—	70.—	7.—
Belgien b. Frs.	12.00	20.—	40.—	4.—
England £	0.3.0	0.6.0	0.12.0	0.1.0
Rumänien Lei	70.—	125.—	240.—	5.—
Estland est. Kr.	1.75	3.50	7.—	0.70
Norwegen n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Dänemark d. Kr.	2.50	5.—	10.—	0.90
Schweden . . . schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
UdSSR Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50

Sichern Sie sich die regelmäßige Zustellung
unserer Zeitschrift, indem Sie abonnieren!

DAS WORT

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 6

Junl 1938

JOURGAZ-VERLAG MOSKAU

I N H A L T

Prosa und Lyrik:

Lion Feuchtwanger: Größe und Erbärmlichkeit des Exils	3
Bertolt Brecht: Rechtsfindung 1934	6
Maria Arnold: Aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen	18
Anna Seghers: Die schönsten Sagen vom Räuber Woynok	22
Ernst Toller: Die Feuerkantate	35
Erich Arendt: Zwei Sonette	36

Übersetzungen:

Michail Koltzow: Spanisches Tagebuch	38
--	----

Kulturerbe:

Franz Grillparzer	62
-----------------------------	----

Essay:

Einige Bemerkungen zum Abschluß unserer Expressionismus-Diskussion	64
Peter Fischer: Wie beurteilen wir den Expressionismus	65
Alfred Durus: Abstrakt, abstrakter, am abstraktesten	71
Heinrich Vogeler: Erfahrungen eines Malers	84
Werner Ilberg: Die beiden Seiten des Expressionismus	94
Rudolf Leonhard: Eine Epoche	98
Ernst Bloch: Diskussionen über Expressionismus	103
Georg Lukács: Es geht um den Realismus	112

Kritik:

Martin Andersen-Nexö: „Die Gewehre der Frau Carrar“	139
Klara Blum: Vicki Baums neuer Roman	143
F. C. Weiskopf: Stimmen der Völker	146

An den Rand geschrieben:

A. P.: Sprach er aber	149
f.w.: Am Morgen des 13. März	149
K. K. R.: Kleine Deutsche Chronik — Tschechoslowakei	149
W. F.: — Paris	151
Herwarth Walden: Ein einzig Volk von Räufern	152
Werner Türk: Rassenhaß in Wort und Bild	155
A. Z.: Der deutsche Retter	156
W. St.: Lebensbedingte Eigenart	157
Zu unseren Beiträgen	157

<i>Antifaschistische Publizistik — März 1938</i>	158
--	-----

GRÖSSE UND ERBÄRMLICHKEIT DES EXILS

von

Lion Feuchtwanger

Während des Krieges und in den beiden Jahrzehnten hernach hatten in manchen Ländern Revolutionen stattgefunden. Diese Umwälzungen hatten zahlreiche Menschen zur Flucht aus ihrer Heimat getrieben. Es gab also Emigranten vieler Nationen.

Die deutsche Emigration war zerklüfteter als jede andere.

Es gab unter den deutschen Exilanten zahlreiche, die um ihrer politischen Gesinnung willen hatten fliehen müssen, und es gab die große Masse derjenigen, die, nur weil sie selber oder ihre Eltern in den standesamtlichen Registern als Juden geführt wurden, sich zur Auswanderung gezwungen gesehen hatten. Es gab viele Juden und Nichtjuden, die freiwillig gegangen waren, weil sie die Luft des Dritten Reichs einfach nicht mehr hatten atmen können, und andere, die für ihr Leben gern in Deutschland geblieben wären, hätte man sie dort nur auf irgend eine Art ihren Lebensunterhalt verdienen lassen. Aber eben das war einer der wesentlichsten Punkte des nationalsozialistischen Programms und eigentlich der einzige, der sich verwirklichen ließ: den politischen Gegnern, den persönlichen Feinden oder Konkurrenten der neuen Herren und den als Juden Eingetragenen die Lebensmöglichkeit zu nehmen, auf daß sie krepieren wie die Fische eines austrocknenden Gewässers. Viele der deutschen Emigranten waren eingekerkert gewesen, mißhandelt, gedemütigt, schikaniert, viele hatten Freunde und Verwandte, die in Deutschland umgekommen waren, viele arbeiteten außerhalb der Reichsgrenzen am Sturz des verhaßten Regimes. Aber es gab auch solche, die mit der neuen Herrschaft einverstanden waren, und die, nachdem sie sich plötzlich infolge irgend einer standesamtlichen Eintragung als Juden und somit minderwertig abgestempelt sahen, nur sehr gegen ihren Willen aus ihrer vielhundertjährigen Heimat vertrieben worden waren. Es gab also unter diesen Exilanten Menschen jeder Art, solche, die ihre Gesinnung und solche, die einfach ihre Geburtsurkunde oder irgend ein anderer Zufall aus Deutschland getrieben hatte; es gab freiwillige und es gab Muß-Emigranten.

Auch gab es unter den hundertfünfzigtausend aus Deutschland Verjag-

ten nicht nur Menschen jeder politischen Gesinnung, sondern auch jeder sozialen Stellung und jeden Charakters. Jetzt, ob sie wollten oder nicht, bekamen sie alle die gleiche Etikette aufgeklebt, wurden sie alle im gleichen Topf gekocht. Sie waren in erster Linie Emigranten und erst in zweiter, was sie wirklich waren. Viele sträubten sich gegen eine so äußerliche Einordnung, doch es half ihnen nichts. Die Gruppe war nun einmal da, sie gehörten dazu, die Verknüpfung erwies sich als unlösbar.

Für die meisten bedeutete die freiwillige oder erzwungene Flucht aus Deutschland Preisgabe ihrer Stellung und ihres Vermögens. Denn die Stellung mußte aufgegeben, das Geld zurückgelassen werden. Womit sonst hätte die regierende Partei die Versprechungen halten können, die sie ihren Mitgliedern gemacht hatte, bevor sie ans Ruder kam? Es lebten also die deutschen Emigranten zumeist in Dürftigkeit. Es gab Ärzte und Rechtsanwälte, die jetzt mit Krawatten hausierten, Büroarbeit verrichteten oder sonstwie, illegal, von der Polizei gehetzt, ihr Wissen an den Mann zu bringen suchten. Es gab Frauen mit Hochschulbildung, die als Verkäuferinnen, Dienstmädchen, Masseusen ihr Brot verdienten.

Wohin immer diese trüben Gäste kamen, waren sie unerwünscht. Der Erdboden und die Arbeit waren verteilt unter Nationen, unter politische und gesellschaftliche Cliquen. Infolge planloser Produktion und sinnloser Verteilung hungerte ein großer Teil der Bevölkerung des Planeten bei gefüllten Vorratskammern und standen trotz Warenhungers und Arbeiterandrangs viele Maschinen still. Länder, in denen neue, fähige Menschen willkommen gewesen wären, gab es nicht mehr. Vielmehr wurden die fremden Kömmlinge, die Brot und Arbeit wollten, überall mit scheelen Augen angesehen.

Man erlaubte ihnen nicht zu arbeiten, kaum zu atmen. Man verlangte „Papiere“ von ihnen, Ausweise. Die hatten sie nicht, oder was sie hatten, genügte nicht. Manche waren geflohen, ohne Papiere mitnehmen zu können, die Pässe der meisten liefen allmählich ab und wurden von den Behörden des Dritten Reichs nicht erneuert. So hatten es diese Exilanten schwer, bestätigt zu bekommen, daß sie waren, wer sie waren. Das war manchen Ländern ein gelegener Vorwand, sie abzuschieben. Es kam vor, daß Menschen ohne jegliches Papier eines Nachts von den Gendarmen eines Landes heimlich über die Grenze des Nachbarlandes und in der nächsten Nacht von den Gendarmen des Nachbarlandes ebenso heimlich wieder zurückgebracht wurden.

Den wenigsten bekamen die Leiden, die sie durchzumachen hatten. Denn es ist so, daß Leiden nur den Starken stärker, den Schwachen aber schwächer macht. Das alte Deutsch kennt für den Vertriebenen, für den Exilanten, zwei Worte: das Wort „Recke“, das nichts anderes bedeutet als eben Vertriebener, Geächteter, und das Wort „Elend“, das wiederum den Mann ohne Land, den aus dem Land Gestoßenen bedeutet. So bezeichnet die Weisheit der deutschen Sprache die beiden Pole, die das Wesen des Emigranten begrenzen. Unter den deutschen Emigranten wurden die meisten Elende und nicht sehr viele Recken; denn Gesinnung, Prinzipientreue sind Güter,

auf die man leichter verzichtet als auf das tägliche Brot und auf die Butter darauf, und wenn es sich darum handelt, Ballast über Bord zu werfen, muß die Moral am ehesten daran glauben. Viele von den Emigranten verkamen. Ihre schlechten Eigenschaften, im Wohlstand versteckt und behütet, drangen zutage, ihre guten schlugen um. Wer vorsichtig gewesen war, wurde feig, der Mutige verbrecherisch, der Sparsame geizig, Großzügigkeit wurde Hochstapelei. Die meisten wurden ichbesessen, verloren Urteil und Maß, unterschieden nicht mehr zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem, ihr Elend wurde ihnen Rechtfertigung für jede Zügellosigkeit und Willkür. Auch wurden sie jammerselig und zänkisch. Aus sicheren Verhältnissen ins Unsichere gestoßen, verzappelten sie sich, wurden frech und servil zugleich, streitsüchtig, anspruchsvoll, besserwisserisch. Sie wurden wie Früchte, die man zu früh vom Baum gerissen hat, nicht reif, sondern trocken und ranzig.

Je ranziger ihre Hoffnung auf Rückkehr oder zumindest auf gesicherte Verhältnisse wurde, um so tiefer ließen sie sich fallen. Manchen wurde es zu einer Schande, Emigrant zu sein, sie versuchten ängstlich, es zu verbergen, natürlich umsonst. Andere, gerade weil ihnen nichts blieb als ihr Emigrantentum, trugen es arrogant zu Schau und leiteten immer höhere Ansprüche daraus her. War nicht Hannibal Emigrant gewesen, Dante, Victor Hugo, Richard Wagner, Lenin, Masaryk? Sie vergaßen, daß auch der kleine Weißrusse Maximow zu den Emigranten gehörte, der vor dem Montmartre-Lokal „Koltschak“ als Türsteher und Zuhälter fungierte, und Herr Rosenbaum, der einem kunstseidene Krawatten als reinseidene aufzuschwindeln suchte, und Herr Zarnke, der damit umging, sich der deutschen Staatspolizei als Spion anzubieten.

Man liebte sie nicht, die deutschen Emigranten, sie mußten, diese Fremden, ihren Umgang zumeist untereinander suchen. Da entlud sich dann häufig ihr Elend und ihre Verzweiflung in läppischem, kleinlichem Gezänk, einer rieb sich am andern, man sah unbewußt im andern das eigene Bild und beschimpfte in der Kleinheit des andern die eigene Unzulänglichkeit. Alle wollten sie das Gleiche: Pässe, Arbeitserlaubnis, Geld, eine neue Heimat, am liebsten Rückkehr in die alte, befreite. Doch die Gründe, warum sie das wollten, die Zwecke, wozu und die Wege, wie sie es erreichen wollten, waren sehr verschieden, und was dem einen herrlich schien, war dem andern ein Greuel. So zerrieben sich durch die ständige Nähe selbst solche, die das gleiche innere Schicksal und die gleichen Ziele hatten, und einer erlebte Enttäuschungen am andern. Es gab Haß, manchmal Todfeindschaft unter den Emigranten. Und mehr oder minder guten Glaubens, verdächtigte einer den andern der Lässigkeit oder der Verrätereie an der gemeinsamen Sache.

Ja, Exil zerrieb, machte klein und elend; aber Exil härtete auch und machte groß, reckenhaft. Das Leben des Bodenständigen, des Seßhaften verlangt und verleiht andere Tugenden als das Dasein des Nomaden, des Freizügigen. Im Zeitalter der Maschine aber, im Zeitalter, da die Maschine den größern Teil der Bauern überflüssig macht, sind die Tugenden des Freizügigen für

die Gesellschaft zumindest ebenso wichtig wie die des Selbsthatten und geeigneter für den, der sich sein Leben täglich neu erkämpfen muß. Der Emigrant hatte weniger Rechte als die andern, aber viele Beschränkungen, Pflichten und Vorurteile der andern fielen von ihm ab. Er wurde wendiger, schneller, geschmeidiger, härter. „Walzender Stein wird nicht moosig“, heißt es bei dem alten Sebastian Franck, ein Stein, der bewegt wird, setzt kein Moos an. Was diesem deutschen Schriftsteller offenbar als Vorzug galt.

Viele engte das Exil ein, aber den Bessern gab es mehr Weite, Elastizität, es gab ihnen Blick für das Große, Wesentliche, und lehrte sie, nicht am Unwesentlichen zu haften. Menschen, von New York nach Moskau geworfen und von Stockholm nach Capstadt, mußten, wenn sie nicht umkommen wollten, über mehr Dinge nachdenken und tiefer in diese Dinge hineinschauen als solche, die ihr Leben lang in ihrem berliner Büro festhockten. Viele von diesen Emigranten wurden innerlich reifer, erneuerten sich, wurden jünger; jenes „Stirb und werde“, das den Menschen aus einem trüben zu einem frohen Gast dieser Erde macht, wurde ihnen Erlebnis.

An diese Emigranten klammerten sich viele Hoffnungen innerhalb und außerhalb der Grenzen des Dritten Reichs. Diese Vertriebenen, glaubte man, seien berufen und auserwählt, die Barbaren zu vertreiben, die sich ihrer Heimat bemächtigt.

RECHTSFINDUNG 1934

von

Bertolt Brecht

Es kommen die Herren Richter.

Denen sagte das Gelichter:

Recht ist, was dem deutschen Volke nützt.

So werden sie wohl Recht sprechen müssen,
bis das ganze deutsche Volk sitzt

Aus: „Die deutsche Heerschau“

Beratungszimmer in einem Gerichtsgebäude. Durchs Fenster sieht man den milchigen Januarmorgen. Eine kugelige Gaslampe brennt noch. Der RICHTER zieht eben den Talar an. Es klopf.

DER RICHTER: Herein.

Herein der KRIMINALINSPEKTOR.

DER INSPEKTOR: Guten Morgen, Herr Amtsrichter.

DER RICHTER: Guten Morgen, Herr Tallinger. Ich habe Sie hergebeten wegen dem Fall Häberle, Schünt, Gaunitzer. Die Sache ist mir offen ge-
standen nicht ganz klar.

DER INSPEKTOR: —?

DER RICHTER: Ich entnehme aus den Akten, daß das Geschäft, in dem der Auftritt stattfand, der Juwelierladen Arndt, ein jüdisches Geschäft ist.

DER INSPEKTOR: — ?

DER RICHTER: Und die Häberle, Schünt, Gaunitzer sind wohl immer noch Mitglieder des Sturms ??

Der Inspektor nickt.

DER RICHTER: Demnach hat also der Sturm keine Veranlassung gesehen, die drei von sich aus zu disziplinieren.

Der Inspektor schüttelt den Kopf.

DER RICHTER: Man kann doch wohl annehmen, daß von seiten des Sturms, nach dem Aufsehen, das der Auftritt im Stadtviertel erregt hat, eine Untersuchung angestellt wurde?

Der Inspektor zuckt die Achseln.

DER RICHTER: Ich wäre Ihnen dankbar, Tallinger, wenn Sie mir vor der Verhandlung einen kleinen Überblick gäben, wie?

DER INSPEKTOR (*mechanisch*): Am zweiten Dezember des Vorjahres, früh acht ein viertel, drangen in das Juweliergeschäft Arndt in der Schlettowstraße die SA-Leute Häberle, Schünt und Gaunitzer ein und verletzten nach kurzem Wortwechsel den vierundfünfzigjährigen Arndt am Hinterkopf. Es entstand dabei auch Sachschaden in der Höhe von 11 234 Mark. Recherchen der Kriminalpolizei, angestellt am siebenten Dezember des Vorjahres, ergaben . . .

DER RICHTER: Lieber Tallinger, das steht ja alles in den Akten. Ich hoffte, Sie wären in der Lage, mir einiges von den Hintergründen der Sache zu erzählen.

Er zeigt ärgerlich auf die Anklageschrift, die aus einer einzigen Seite besteht.

Die Anklageschrift ist die magerste und schlampigst gemachte, die ich je zu Gesicht bekommen habe, und ich bin in den letzten Monaten nicht verwöhnt worden! Aber das steht doch drin.

DER INSPEKTOR: Jawohl, Herr Amtsrichter.

DER RICHTER: Nun?

DER INSPEKTOR: Die Sache hat eigentlich gar keine Hintergründe, Herr Amtsrichter.

DER RICHTER: Tallinger, Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß der Fall klarliegt?

DER INSPEKTOR (*grinsend*): Nein, klar liegt er nicht.

DER RICHTER: Es sollen ja auch Schmuckstücke verschwunden sein bei dem Auftritt. Sind die wieder erfaßt worden?

DER INSPEKTOR: Nein, nicht daß ich wüßte.

DER RICHTER: — ?

DER INSPEKTOR: Herr Amtsrichter, ich habe eine Familie.

DER RICHTER: Das habe ich auch, Tallinger.

DER INSPEKTOR: Jawohl.

Pause.

DER INSPEKTOR: Der Arndt ist eben Jude, wissen Sie.

DER RICHTER: Wie schon der Name sagt.

DER INSPEKTOR: Jawohl. Im Viertel ist eine Zeitlang gemunkelt worden, daß da sogar ein Fall von Rassenschande vorgelegen haben soll.

DER RICHTER (*sieht etwas Licht*): Aha. Wer war da verwickelt?

DER INSPEKTOR: Die Tochter des Arndt. Sie ist neunzehn und gilt als hübsch.

DER RICHTER: Ist der Sache behördlicherseits nachgegangen worden?

DER INSPEKTOR (*zurückhaltend*): Das nicht. Das Gerücht verstummte dann wieder.

DER RICHTER: Wer hat es denn verbreitet?

DER INSPEKTOR: Der Hausbesitzer, ein Herr von Miehl.

DER RICHTER: Der wollte wohl das jüdische Geschäft aus seinem Haus haben?

DER INSPEKTOR: Das dachten wir. Aber er revozierte anscheinend dann wieder.

DER RICHTER: Trotzdem könnte man sich also schließlich erklären, wieso im Viertel eine gewisse Erbitterung gegen den Arndt bestand. So daß die jungen Leute in einer Art nationaler Erregung handelten . . .

DER INSPEKTOR (*bestimmt*): Ich glaube nicht, Herr Amtsrichter.

DER RICHTER: Was glauben Sie nicht?

DER INSPEKTOR: Daß die Häberle, Schünt, Gaunitzer auf der Rassenschande viel herumreiten werden.

DER RICHTER: Warum nicht?

DER INSPEKTOR: Der Name des betreffenden Ariers ist, wie gesagt, niemals aktenmäßig genannt worden. Der Mann kann weißgottwer sein. Überall, wo ein Haufen Arier ist, kann er darunter sein, nicht? Na, und wo gibt es solche Haufen von Ariern? Kurz, der Sturm wünscht nicht, daß das aufs Tapet gebracht wird.

DER RICHTER (*ungeduldig*): Und warum sagen Sie mirs dann?

DER INSPEKTOR: Weil Sie sagten, daß Sie eine Familie haben. Damit Sies nicht aufs Tapet bringen. Irgendein Zeuge aus der Nachbarschaft könnte immerhin davon anfangen.

DER RICHTER: Ich verstehe. Aber sonst verstehe ich nicht viel.

DER INSPEKTOR: Je weniger desto besser, unter uns gesagt.

DER RICHTER: Sie haben gut reden. Ich muß ein Urteil fällen.

DER INSPEKTOR (*vage*): Jaja.

DER RICHTER: Da bleibt also nur die direkte Provokation durch den Arndt, sonst ist der Vorgang ja gar nicht zu erklären.

DER INSPEKTOR: Ganz meine Meinung, Herr Amtsrichter.

DER RICHTER: Wie sind die SA-Leute denn dann provoziert worden?

DER INSPEKTOR: Nach ihrer Aussage sowohl von dem Arndt selber, als auch von einem Arbeitslosen, den er zum Schneeschaukeln angestellt hatte.

Sie wollten angeblich ein Glas Bier trinken gehen, und wie sie am Laden vorbeikamen, habe der Arbeitslose Wagner und der Arndt selber ihnen von der Ladentür aus gemeine Schimpfwörter nachgerufen.

DER RICHTER: Zeugen haben sie wohl keine, wie?

DER INSPEKTOR: Doch. Der Hausbesitzer, dieser von Miehl, sagt aus, daß er vom Fenster aus den Wagner die SA-Leute provozieren sah. Und der Teilhaber des Arndt, ein gewisser Stau, ist am selben Nachmittag noch im Sturmlokal gewesen und hat gegenüber den Häberle, Schünt, Gaunitzer zugegeben, daß der Arndt schon immer, auch ihm gegenüber, von der SA verächtlich gesprochen hat.

DER RICHTER: Ah, der Arndt hat einen Teilhaber? Arisch?

DER INSPEKTOR: Na klar arisch. Denken Sie, er hat sich nen Juden als Strohhmann genommen?

DER RICHTER: Aber dann wird sein Teilhaber doch nicht gegen ihn aussagen?

DER INSPEKTOR (*schlau*): Vielleicht doch.

DER RICHTER (*irritiert*): Wieso? Das Geschäft kann doch keine Schadenersatzforderung einbringen, wenn nachgewiesen wird, daß der Arndt die Häberle, Schünt, Gaunitzer zu ihrem Überfall provoziert hat?

DER INSPEKTOR: Woher wissen Sie denn, daß dem Stau etwas an einer Schadenersatzforderung gelegen ist?

DER RICHTER: Das verstehe ich nicht. Er ist doch Teilhaber.

DER INSPEKTOR: Na eben.

DER RICHTER: — ?

DER INSPEKTOR: Wir haben festgestellt, ich meine unter der Hand natürlich, das ist nicht offiziell, daß der Stau im Sturmlokal aus- und ein-geht. Er war selber bei der SA oder ist es noch. Darum hat ihn wahrscheinlich der Arndt als Teilhaber aufgenommen. Der Stau war auch schon mal in so eine Sache verwickelt, wo die SA jemandem einen Besuch abgestattet hat. Sie kam damals an den falschen Mann, und es hat einige Arbeit gekostet, die Sache in die Schublade zu bringen. Ich will natürlich nicht behaupten, daß der Stau selber im vorliegenden Fall . . . Jedenfalls ist er keine ganz ungefährliche Type, bitte dies als ganz vertraulich zu betrachten, weil Sie vorhin von Ihrer Familie gesprochen haben.

DER RICHTER (*kopfschüttelnd*): Ich sehe nur nicht, was der Herr Stau für ein Interesse haben kann, daß das Geschäft um über 11 000 Mark geschädigt wird?

DER INSPEKTOR: Ja, die Schmuckstücke sind ja verschwunden. Ich meine, die Häberle, Schünt, Gaunitzer haben sie jedenfalls nicht. Sie haben sie auch nicht veräußert.

DER RICHTER: So.

DER INSPEKTOR: Dem Stau kann natürlich nicht zugemutet werden, den Arndt als Teilhaber zu behalten, wenn dem ein so provozierendes Verhalten nachgewiesen wird. Und den Verlust, den er verursacht hat, muß er dem Stau natürlich ersetzen, klar?

DER RICHTER: Ja, das ist allerdings sehr klar.

Er betrachtet einen Augenblick sinnend den Inspektor, der wieder rein dienstlich ausdruckslos dreinblickt.

Ja, da wird es wohl darauf hinauslaufen, daß der Arndt die SA-Leute provoziert hat. Der Mann hat sich ja anscheinend überall mißliebig gemacht. Sagten Sie nicht, daß er auch schon dem Hausbesitzer durch die skandalösen Zustände in seiner Familie Anlaß zu Klagen gegeben hat? Jaja, ich weiß, die Sache soll nicht aufs Tapet gebracht werden, aber man kann jedenfalls annehmen, daß es auch von dieser Stelle begrüßt werden wird, wenn da in nächster Zeit ein Auszug stattfindet. Ich danke Ihnen, Tallinger, Sie haben mir wirklich einen Dienst erwiesen.

Der Richter gibt dem Inspektor eine Zigarre. Der Inspektor geht hinaus. Er begegnet unter der Tür dem STAATSANWALT, der eben hereinkommt.

DER STAATSANWALT (*zum Richter*): Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?

DER RICHTER (*der sich einen Frühstücksapfel schält*): Das können Sie.

DER STAATSANWALT: Es handelt sich um den Fall Häberle, Schünt, Gaunitzer.

DER RICHTER (*beschäftigt*): Ja?

DER STAATSANWALT: Der Fall liegt ja soweit ziemlich klar . . .

DER RICHTER: Ja, ich verstehe überhaupt nicht, warum die Staatsanwaltschaft da ein Verfahren eingeleitet hat, offen gestanden.

DER STAATSANWALT: Wieso? Der Fall hat im Viertel unliebsames Aufsehen erregt. Sogar PGs haben eine Untersuchung für angezeigt gehalten.

DER RICHTER: Ich sehe da nur einen klaren Fall jüdischer Provokation, sonst gar nichts.

DER STAATSANWALT: Ach, Unsinn, Goll. Glauben Sie nur ja nicht, daß unsere Anklageschriften, weil sie jetzt ein bißchen lakonisch aussehen, keine tiefere Beachtung mehr verdienen. Ich habe es mir ja gedacht, daß Sie schlichten Gemüts gleich auf das Nächstliegende tippen werden. Aber machen Sie da keinen Schnitzer. Sie sind schneller im hintersten Pommern, als Sie denken. Und da ist es heute nicht sehr gemütlich.

DER RICHTER (*perplex, hört mit dem Apfelessen auf*): Das ist mir ganz unverständlich. Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß Sie beabsichtigen, den Juden Arndt zu exkulpieren?

DER STAATSANWALT (*mit Größe*): Und ob ich das beabsichtige! Der Mann dachte nicht daran zu provozieren. Sie meinen, weil er Jude ist, kann er nicht vor einem Gerichtshof des Dritten Reiches sein Recht bekommen? Hören Sie, das sind reichlich eigentümliche Anschauungen, die Sie da entwickeln, Goll.

DER RICHTER (*ärgerlich*): Ich habe doch keine Anschauungen entwickelt. Ich hatte lediglich die Auffassung, daß die Häberle, Schünt, Gaunitzer provoziert worden sind.

DER STAATSANWALT: Aber sie sind doch nicht von dem Arndt provo-

ziert worden, sondern von dem Arbeitslosen da, na, wie heißt er doch gleich, der da Schnee schaufelte, ja, Wagner.

DER RICHTER: Davon steht nicht ein Wort in Ihrer Anklageschrift, mein lieber Spitz.

DER STAATSANWALT: Allerdings nicht. Der Staatsanwaltschaft ist lediglich zu Ohren gekommen, daß die SA-Leute den Arndt überfallen haben. Und da schreitet sie eben pflichtgemäß ein. Aber wenn der Zeuge von Miehl zum Beispiel in der Verhandlung aussagen wird, der Arndt sei während des Auftrets überhaupt nicht auf der Straße gewesen, dahingegen habe der Arbeitslose, na, wie heißt er doch gleich, ja, Wagner, Beschimpfungen der SA verlauten lassen, dann muß das doch zur Kenntnis genommen werden.

DER RICHTER (*fällt aus den Wolken*): Der von Miehl soll das aussagen? Aber das ist doch der Hausbesitzer, der den Arndt aus seinem Haus heraushaben will. Der sagt doch nicht für ihn aus.

DER STAATSANWALT: Was haben Sie denn jetzt wieder gegen den von Miehl? Warum soll der nicht die Wahrheit aussagen unter Eid? Sie wissen vielleicht nicht, daß von Miehl, außer daß er bei der SS ist, auch über recht gute Beziehungen beim Justizkommissariat verfügt? Ich würde Ihnen raten, ihn für einen anständigen Mann zu halten, lieber Goll.

DER RICHTER: Tu ich doch. Schließlich kann es heute nicht als unanständig betrachtet werden, wenn jemand in seinem Haus kein jüdisches Geschäft haben will.

DER STAATSANWALT (*großzügig*): Solange der Mann die Miete bezahlt . . .

DER RICHTER (*diplomatisch*): Er soll ihn doch auch schon einmal wegen was anderem angezeigt haben.

DER STAATSANWALT: Also das wissen Sie doch. Aber wer sagt Ihnen denn, daß er ihn damit heraushaben wollte? Um so mehr, als die Klage zurückgezogen wurde. Das ließe eher auf ein besonders gutes Einvernehmen schließen, wie? Lieber Goll, seien Sie doch nicht naiv.

DER RICHTER (*wird jetzt wirklich ärgerlich*): Mein lieber Spitz, das ist nicht so einfach. Der eigene Teilhaber, von dem ich dachte, er will ihn decken, will ihn anzeigen, und der Hausherr, der ihn angezeigt hat, will ihn decken. Da soll man sich auskennen.

DER STAATSANWALT: Wofür beziehen wir unser Gehalt?

DER RICHTER: Scheußlich verwickelte Angelegenheit. Nehmen Sie eine Brasil?

Der Staatsanwalt nimmt eine Brasil, sie rauchen schweigend. Dann erwägt der Richter düster:

Aber wenn vor Gericht festgestellt wird, daß der Arndt nicht provoziert hat, dann kann er glatt eine Schadenersatzforderung gegen die SA einbringen.

DER STAATSANWALT: Erstens kann er sie nicht gegen die SA einbringen sondern höchstens gegen die Häberle, Schünt, Gaunitzer, die nichts haben;

wenn er nicht überhaupt sich an den Arbeitslosen, na, wie heißt er doch, richtig, Wagner, halten muß. (*Mit Nachdruck*) Zweitens wird er sich eine Klage gegen SA-Leute vielleicht noch überlegen.

DER RICHTER: Wo ist er denn gegenwärtig?

DER STAATSANWALT: In der Klinik.

DER RICHTER: Und der Wagner?

DER STAATSANWALT: Im KZ.

DER RICHTER (*wieder etwas beruhigt*): Na ja, angesichts der Umstände wird der Arndt da tatsächlich wohl kaum gegen die SA klagen wollen. Und der Wagner wird auch nicht zu sehr auf seiner Unschuld herumreiten wollen. Aber der Sturm wird kaum zufrieden sein, wenn der Jude frei ausgeht.

DER STAATSANWALT: Der SA wird doch vom Gericht bestätigt, daß sie provoziert worden ist. Ob von dem Juden oder von dem Marxisten, das kann ihr doch gleichgültig sein.

DER RICHTER (*immer noch zweifelnd*): Nicht ganz. Bei der Auseinandersetzung zwischen dem Arbeitslosen Wagner und der SA ist immerhin der Juwelierladen beschädigt worden. Etwas bleibt doch da an dem Sturm haften.

DER STAATSANWALT: Ja, alles kann man nicht haben. Jedem können Sie es nicht recht machen; und wem Sie es recht machen wollen, das muß Ihnen schon Ihr nationales Gefühl sagen, lieber Goll. Ich kann Ihnen nur betonen, daß man in nationalen Kreisen — und ich spreche da auch von einer sehr hohen Stelle der SS — nachgerade etwas mehr Rückgrat vom deutschen Richterstand erwartet.

DER RICHTER (*tief seufzend*): Die Rechtsfindung ist jedenfalls heute nicht mehr so einfach, mein lieber Spitz. Das müssen Sie zugeben.

DER STAATSANWALT: Gern. Aber Sie haben ja da einen ausgezeichneten Satz von unserem Justizkommissar, an den Sie sich halten können: „Recht ist, was dem deutschen Volke nützt.“

DER RICHTER (*lustlos*): Jaja.

DER STAATSANWALT: Nur keine Bange. (*Er steht auf.*) Sie kennen jetzt die Hintergründe. Da sollte es nicht schwer sein. Auf nachher, lieber Goll.

Er geht. Der Richter ist sehr unzufrieden. Er steht eine Zeitlang am Fenster. Dann blättert er zerstreut in den Akten. Am Schluß läutet er. Ein GERICHTSDIENER tritt ein.

DER RICHTER: Holen Sie mir noch einmal den Kriminalinspektor Tallinger aus dem Zeugenzimmer. Machen Sie es unauffällig.

Der Diener ab. Dann tritt der INSPEKTOR noch einmal ein.

DER RICHTER: Tallinger, Sie hätten mir da beinahe eine schöne Suppe eingebrockt mit Ihrem Rat, den Fall als eine Provokation von seiten des Arndt anzusehen. Herr von Miehl soll ja bereit sein, unter Eid zu bezeugen, daß der Arbeitslose Wagner provoziert hat und nicht der Arndt.

DER INSPEKTOR (*undurchdringlich*): Ja, das heißt es, Herr Amtsrichter.

DER RICHTER: Was soll jetzt das wieder bedeuten? „Das heißt es!“

DER INSPEKTOR: Daß der Wagner die Beschimpfungen nachgerufen hat.

DER RICHTER: Und das stimmt nicht?

DER INSPEKTOR (*eingeschnappt*): Herr Amtsrichter, ob das stimmt oder ob das nicht stimmt, das können doch wir nicht . . .

DER RICHTER (*mit Charakter*): Jetzt hören Sie aber mal, Mann. Sie stehen in einem deutschen Gerichtsgebäude. Hat der Wagner gestanden oder hat er nicht gestanden?

DER INSPEKTOR: Herr Amtsrichter, ich war nicht persönlich im KZ, wenn Sie das wissen wollen. In dem Akt der kommissarischen Untersuchung, der Wagner selber soll an den Nieren erkrankt sein, heißt es, er hat gestanden. Nur . . .

DER RICHTER: Na also, er hat gestanden. Was heißt „nur“?

DER INSPEKTOR: Er war Kriegsteilnehmer und hat nämlich einen Steckschuß im Hals und soll, wie der Stau, Sie wissen, der Teilhaber des Arndt, ausgesagt hat, keinen lauten Ton herausbringen können. Wie da der von Miehl vom ersten Stock aus ihn hat Beschimpfungen rufen hören können, ist nicht ganz . . .

DER RICHTER: Naja, da wird eben gesagt werden, daß man, um jemandem wie der Götz von Berlichingen zu kommen, keine Stimme braucht. Das können Sie auch mit einer einfachen Geste andeuten. Ich habe durchaus den Eindruck gewonnen, daß die Staatsanwaltschaft der SA einen solchen Rückzug offenhalten will. Genauer gesagt: einen solchen Rückzug und keinen andern.

DER INSPEKTOR: Jawohl, Herr Amtsrichter.

DER RICHTER: Was sagt denn der Arndt aus?

DER INSPEKTOR: Daß er überhaupt nicht dabei war und sich seine Kopfverletzung durch einen Sturz von der Treppe zugezogen hat. Mehr ist aus dem nicht herauszubringen.

DER RICHTER: Wahrscheinlich ist der Mann ganz unschuldig und hineingekommen wie der Pontius ins Credo.

DER INSPEKTOR (*gibt es auf*): Jawohl, Herr Amtsrichter.

DER RICHTER: Und der SA kann es doch genügen, wenn ihre Leute freigesprochen werden.

DER INSPEKTOR: Jawohl, Herr Amtsrichter.

DER RICHTER: Sagen Sie doch nicht immer „Jawohl“ wie ein Nußknacker.

DER INSPEKTOR: Jawohl, Herr Amtsrichter.

DER RICHTER: Was wollen Sie eigentlich sagen? Seien Sie doch nicht übelnehmerisch, Tallinger. Sie müssen doch verstehen, daß ich etwas nervös bin. Ich weiß doch, daß Sie ein ehrlicher Mann sind. Und wenn Sie mir einen Rat gegeben haben, so müssen Sie sich doch dabei etwas gedacht haben?

DER INSPEKTOR (*gibt sich, gutmütig wie er ist, einen Ruck*): Haben Sie sich überlegt, ob der Herr Zweite Staatsanwalt nicht nur einfach Ihre Stellung haben will, und Sie zu diesem Zweck hereinlegt? Das hört man jetzt

viel. Nehmen wir doch mal an, Herr Amtsrichter, Sie bescheinigen dem Juden seine Unschuld. Er hat nicht die Bohne provoziert. War gar nicht zur Stelle. Bekam sein Loch im Hinterkopf rein zufällig bei einer Rauferei zwischen anderen Personen. Kehrt also nach einiger Zeit ins Geschäft zurück. Der Stau kann ihn daran gar nicht hindern. Und das Geschäft ist um 11 000 Em geschädigt. Das ist jetzt aber eine Schädigung des Stau mit, denn der kann ja jetzt die 11 000 Em nicht von dem Arndt verlangen. Also wird der Stau, wie ich die Type kenne, sich an den Sturm halten wegen seiner Preziosen. Er geht natürlich nicht selber hin, da er als Kompagnon eines Juden ein Judenknecht ist, aber er wird schon Leute an der Hand haben. Dann heißt es, daß die SA in nationaler Erregung Schmuckstücke klaut. Was dann die vom Sturm von Ihrem Urteil halten werden, können Sie sich ausmalen. Der einfache Mann kann es sowieso nicht verstehen, denn wieso kann im Dritten Reich ein Jude gegen die SA recht behalten?

Seit einiger Zeit kommt Lärm von hinten. Er wird jetzt ziemlich stark.

DER RICHTER: Was ist denn das für ein scheußlicher Lärm? Einen Augenblick, Tallinger.

Er läutet. Der GERICHTSDIENER kommt herein.

DER RICHTER: Was ist denn das für ein Krach, Mann?

DER GERICHTSDIENER: Der Saal ist voll. Und jetzt stehen sie so eingepfercht in den Gängen, daß niemand mehr durchkommt, und es sind von der SA welche drunter, die sagen, sie müssen durch, weil sie Befehl haben, der Verhandlung beizuwohnen.

Der Gerichtsdienner ab, da der Richter nur erschrocken blickt.

DER INSPEKTOR(*fährt fort*): Die Leute werden Sie dann so ziemlich auf dem Kieker haben, wissen Sie. Ich rate Ihnen gut, halten Sie sich an den Arndt, und lassen Sie die SA in Ruhe.

DER RICHTER (*sitzt gebrochen, den Kopf in der Hand. Müde*): Es ist gut, Tallinger, ich muß mir die Sache überlegen.

DER INSPEKTOR: Das sollten Sie wirklich, Herr Amtsrichter.

Er geht hinaus. Der Richter steht schwer auf und läutet Sturm. Der GERICHTSDIENER tritt ein.

DER RICHTER: Gehen Sie mal hinüber zu Herrn Landsgerichtsrat Fey und sagen Sie ihm, ich ließe ihn bitten, für einige Minuten zu mir herüberzukommen.

Der Gerichtsdienner geht. Dann kommt der LANDSGERICHTSRAT FEY, ein älterer Richter, der mit Goll befreundet ist.

DER LANDSGERICHTSRAT: Was gibts?

DER RICHTER: Ich wollte mal etwas mit dir durchsprechen, wenn du ein wenig Zeit hast. Ich habe da einen ziemlich scheußlichen Fall heute vormittag.

DER LANDSGERICHTSRAT (*setzt sich*): Ja, die SA-Sache.

DER RICHTER (*bleibt im Herumgehen stehen*): Woher weißt du denn —?

DER LANDSGERICHTSRAT: Drüben wurde schon gestern nachmittag davon gesprochen. Unangenehmer Fall.

Der Richter beginnt wieder, nervös auf und ab zu laufen.

DER RICHTER: Was sagen denn die drüben?

DER LANDSGERICHTSRAT: Du wirst nicht beneidet. (*Neugierig*) Was willst du denn machen?

DER RICHTER: Das weiß ich eben nicht. Ich dachte übrigens nicht, daß der Fall schon so bekannt ist.

DER LANDSGERICHTSRAT (*wundert sich*): Nein . . . ?

DER RICHTER: Dieser Teilhaber soll ja ein recht gefährliches Subjekt sein.

DER LANDSGERICHTSRAT: So heißt es. Aber dieser von Miehl ist auch kein Menschenfreund.

DER RICHTER: Weiß man was über ihn?

DER LANDSGERICHTSRAT: Jedenfalls genug. Er hat eben diese Beziehungen.

Pause.

DER RICHTER: Sehr hohe?

DER LANDSGERICHTSRAT: Sehr hohe.

Pause.

DER LANDSGERICHTSRAT (*vorsichtig*): Wenn du den Juden rausläßt und die Häberle, Schünt, Gaunitzer freisprichst, weil sie von dem Arbeitslosen da provoziert wurden, der sich ins Geschäft zurückflüchtete, dann kann doch die SA zufrieden sein. Der Arndt wird jedenfalls nicht gegen die SA klagen.

DER RICHTER (*sorgenvoll*): Aber der Teilhaber des Arndt. Er wird zur SA gehen und die Wertsachen reklamieren. Und dann habe ich die ganze SA-Führung auf dem Genick, Fey.

DER LANDSGERICHTSRAT (*nachdem er dieses Argument, das ihn anscheinend überrascht, bedacht hat*): Aber wenn du den Juden nicht rausläßt, dann bricht dir der von Miehl ganz bestimmt das Genick, mindestens. Du weißt vielleicht nicht, daß er diese Wechselschulden bei seiner Bank hat? Der braucht den Arndt wie der Ertrinkende den Strohalm.

DER RICHTER (*entsetzt*): Wechselschulden . . .

Es klopft.

DER LANDSGERICHTSRAT: Herein.

Herein der GERICHTSDIENER.

DER GERICHTSDIENER: Herr Amtsrichter, ich weiß wirklich nicht, wie ich für den Herrn Ersten Staatsanwalt und den Herrn Landgerichtsprä-

sidenten Schöning Sitze reservieren soll. Wenn die Herren es einem nur immer rechtzeitig sagen würden.

DER LANDSGERICHTSRAT (*da der Richter schweigt*): Machen Sie zwei Plätze frei, und stören Sie hier nicht.

Der Gerichtsdieners ab.

DER RICHTER: Die haben mir noch gefehlt.

DER LANDSGERICHTSRAT: Der von Miehl kann unter keinen Umständen den Arndt preisgeben und ruinieren lassen. Er braucht ihn.

DER RICHTER (*vernichtet*): Als Milchkuh.

DER LANDSGERICHTSRAT: So etwas habe ich nicht geäußert, lieber Goll. Ich verstehe auch nicht, wie du mir so was unterschieben kannst, wirklich nicht. Ich möchte feststellen, daß ich gegen Herrn von Miehl kein Wort geäußert habe. Tut mir leid, daß das nötig ist. Goll.

DER RICHTER (*regt sich auf*): Aber so kannst du das doch nicht auffassen, Fey. So, wie wir zueinander stehen.

DER LANDSGERICHTSRAT: Was willst du damit sagen: „wie wir zueinander stehen“? Ich kann mich doch nicht in deine Fälle mischen. Ob du es mit dem Justizkommissar oder mit der SA anlegen willst, beides muß du schon alleine machen. Heute ist schließlich jeder selbst der nächste.

DER RICHTER: Ich bin mir auch selbst der nächste, Ich weiß nur nicht, was ich mir raten soll.

Er steht an der Tür, lauschend auf den Lärm draußen.

DER LANDSGERICHTSRAT: Schlimm genug.

DER RICHTER (*gehetzt*): Ich bin ja zu allem bereit, Herrgott, versteh mich doch. Du bist ja ganz verändert. Ich entscheide so und ich entscheide so, wie man das verlangt, aber ich muß doch wissen, was man verlangt! Wenn man das nicht weiß, gibt es keine Justiz mehr.

DER LANDSGERICHTSRAT: Ich würde nicht schreien, daß es keine Justiz mehr gibt, Goll.

DER RICHTER: Was habe ich jetzt wieder gesagt? Das meinte ich doch nicht. Ich meine nur, wenn solche Gegensätze da sind . . .

DER LANDSGERICHTSRAT: Wir denken, es ist Volksgemeinschaft da.

DER RICHTER: Ja, natürlich. Ich sagte doch nichts anderes. Leg doch nicht jedes Wort auf die Goldwaage.

DER LANDSGERICHTSRAT: Warum soll ich das nicht? Ich bin Richter.

DER RICHTER (*dem der Schweiß ausbricht*): Wenn man jedes Wort jedes Richters auf die Goldwaage legen wollte, lieber Fey! Aber ich bin ja gern bereit, alles in der sorgfältigsten, gewissenhaftesten Weise zu prüfen, aber man muß mir doch sagen, welche Entscheidung im höheren Interesse liegt! Wenn ich den Juden im Laden geblieben sein lasse, verstimme ich natürlich den Hausbesitzer, nein, den Teilhaber, ich kenne mich schon gar nicht mehr aus, und wenn die Provokation von dem Arbeitslosen ausgegangen sein soll, ist es der Hausbesitzer, der . . . wie, der von Miehl will doch, daß . . . man kann mich doch nicht nach Hinterpommern versetzen, ich

habe einen Brucheinser und will nichts mit der SA zu tun kriegen, schließlich habe ich Familie, Fey! Meine Frau hat gut sagen, ich soll einfach untersuchen, was wirklich vorgegangen ist! Davon würde ich höchstens in einer Klinik aufwachen. Rede ich denn von Überfall? Ich rede von Provokation. Also, was will man? Ich verurteile natürlich nicht die SA, sondern den Juden oder den Arbeitslosen, aber wen von diesen beiden soll ich verurteilen? Wie soll ich wählen zwischen dem Arbeitslosen und dem Juden, beziehungsweise dem Teilhaber und dem Hausbesitzer? Nach Pommern gehe ich auf keinen Fall, lieber ins KZ, Fey, das geht doch nicht, sieh mich doch nicht so an, ich bin doch kein Angeklagter! Ich bin doch zu allem bereit!

DER LANDSGERICHTSRAT (*der aufgestanden ist*): Bereit sein ist eben nicht alles, mein Lieber!

DER RICHTER: Aber wie soll ich denn entscheiden?

DER LANDSGERICHTSRAT: Im allgemeinen sagt dem Richter das sein Gewissen, Herr Goll. Lassen Sie sich das gesagt sein! Habe die Ehre.

DER RICHTER: Ja, natürlich! Nach bestem Wissen und Gewissen. Aber in diesem Fall: was soll ich wählen? Was, Fey?

Der Landsgerichtsrat ist weggegangen. Der Richter starrt ihm wortlos nach. Das Telefon klingelt.

DER RICHTER (*nimmt den Hörer ab*): Ja? — Emrei? — Was haben sie abgesagt, den Kegelabend? — Von wem kam der Anruf? — Der Referendar Priesnitz? Woher weiß denn der schon . . .? — Was das bedeuten soll? Ich habe ein Urteil zu sprechen.

Er hängt ein. Der GERICHTSDIENER tritt ein. Der Lärm auf den Gängen stärker hörbar.

DER GERICHTSDIENER: Härberle, Schünt, Gaunitzer, Herr Amtsrichter.

DER RICHTER (*sucht seine Akten zusammen*): Sofort.

DER GERICHTSDIENER: Den Herrn Landsgerichtspräsidenten habe ich am Pressetisch untergebracht. Er war ganz zufrieden. Aber der Herr Erste Staatsanwalt hat sich geweigert, auf dem Zeugenstand Platz zu nehmen. Er wollte wohl an den Richtertisch. Aber da hätten Sie ja die Verhandlung von der Anklagebank aus führen müssen, Herr Amtsrichter . . .

Er lacht albern über seinen Scherz.

DER RICHTER: Das tue ich auf keinen Fall.

DER GERICHTSDIENER: Hier geht es hinaus, Herr Amtsrichter. Aber wo haben Sie Ihre Mappe mit der Anklage hinggebracht?

DER RICHTER (*völlig verwirrt*): Ja, die brauche ich. Sonst weiß ich überhaupt nicht, wer angeklagt ist, wie? Was machen wir nun mit dem Herrn Ersten Staatsanwalt?

DER GERICHTSDIENER: Aber jetzt haben Sie ja das Adreßbuch untern Arm genommen, Herr Amtsrichter. Hier ist Ihre Mappe.

Er stopft sie ihm unter den Arm. Der Amtsrichter geht, sich den Schweiß abtrocknend, verstört hinaus.

Vorhang

AUS DEM TAGEBUCH EINES JUNGEN DEUTSCHEN

von

Maria Arnold

1. Oktober. Heute habe ich mich gestellt und trete meine halbjährige Dienstzeit im Arbeitslager von Mühlhausen an. Man wird ja sehen ... Unter den Jungens ist kein bekanntes Gesicht.

5. Oktober. Ernst Hagenauer ist aus Langensalza hierhergekommen. Als er mir gestern eine Zigarette anbot, kamen wir ins Gespräch. Ihm imponiert der militärische Schneid vom Gruppenführer Köhler mächtig. „Mensch, das ist doch endlich mal was anderes als die alte Quengelei zu Hause“, meinte er ... Wir arbeiten sehr angestrengt. Es besteht eine Handwerkerkolonne und eine Landgruppe. Wöchentlich werden sie ausgewechselt. Manchmal macht es schon Spaß in Gemeinschaft zu schaufeln. Das Futter ist einfach, aber man wird satt.

15. Oktober. Gestern gab es Krach. Als Köhler, der Gruppenführer, wieder darüber sprach, daß wir hier zur Arbeit erzogen würden, fragte Karl Klinke ganz ernsthaft, wo die Lohntüte bleibe. Das gab einen Heidenlärm, er mußte für seine Unverschämtheit in Arrest, und Köhler meinte aufgebracht, es gäbe eben immer Quertreiber, die den großen Sinn dieser Zeit nicht verstehen wollten. Solche Elemente müßten ausgestoßen werden aus jeder Gemeinschaft. Seitdem hüten wir uns, mit Klinke zu sprechen, wenn Köhler dabei ist ...

22. Oktober. Die Jungens sind wirklich nicht sehr gesprächig. Eines ist aber sicher, die denken auch alle darüber nach, wie ich: was wird aus uns? Zu Hause kann man auch nichts hinter dem Ofen hervorzaubern, da ist es gar nicht so übel, hier zu marschieren. Wir turnen oft. Es ist schon eine Erleichterung, wenn man nicht mehr Zeit zum Grübeln hat. Wenn mich jetzt wieder die alte Unruhe und Wut packt, dann sage ich mir: Mensch, blase nicht Trübsal! Denke nicht lange nach. Nimm die Sache hier ernst. Selbst wenn sie dir hier auch keine silbernen Berge vorsetzen, mach mit ... Eine Uniform ist noch immer eine Uniform, vielleicht steckt sogar noch was dahinter. Ernst geht da noch viel weiter als ich. Er wiederholt alles, was Köhler sagt, als wären es ewige Weisheiten. „Gehorchen, sich einfügen, Soldaten des Führers“ sind Worte, die ihn berauschen.

30. Oktober. Jetzt wird es draußen schon unfreundlich und wir sind mehr in den Werkstätten beschäftigt. Abends stellen wir ein kleines Mundharmonika-Orchester zusammen. Als zögen Soldaten ins Feld, erklang es: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus ...“

15. November. Mit Ernst verstehe ich mich am besten. Der Müller aus Erfurt ist auch ein patentter Kerl. Neulich gerieten wir aber ein bißchen aneinander. Er meinte, das Lager sei nicht gerade so schlimm, wie man draußen immer erzähle. Aber was würde nach der Dienstzeit? Da wurde Ernst wild und fuhr ihm übers Maul: ob er vielleicht mit diesen Worten an Adolf Hitler zweifeln wolle? Hätte er nicht den Franzosen den Schandpakt von Versailles zerrissen? „Laßt ihn nur weitermachen. Es wird schon Zunder geben und dann, dann sind wir alle dabei.“ Seine Augen glänzten, als er das sagte. Müller aber liebt den Krieg nicht, sein Vater kam als Blinder vom Weltkrieg heim. Da klopfte ihm Ernst beschwichtigend auf die Schulter: „Laß man gut sein. Sei keine Memme. Zähle dir nüchtern an den Fingern ab: bevor Hitler an die Macht kam, hattest du keine Arbeit und keine Chance, welche zu bekommen. Dabei war dein Vater Kriegsoffer, und ihr müßtet euch mächtig durchkrebzen. Jetzt hast du zwar auch keine bezahlte Arbeit, aber dafür erzieht man dich zum Soldaten. Siehst du — mir gefällt das. Wenn Deutschland erst Kolonien hat, marschieren wir dort als deutsche Pioniere ein, und das Leben wird für uns endlich anders aussehen.“ Müller schob ohne Erwiderung ab. Seitdem ist er eigentümlich still und spricht selten mit uns. Nur einmal meinte er so nebenbei: wer in den Krieg gehe, wage sein Leben; ihm wolle es absolut nicht in den Kopf, daß man als junger Mensch keinen anderen Ausweg vor sich haben solle...

6. Dezember. Wir schnitzen ein paar Kleinigkeiten für das Weihnachtsfest, aber unter uns will keine rechte Stimmung aufkommen... Fast alle fahren für die Feiertage nach Hause. Da geht das Taschengeld restlos für das Fahrgeld drauf.

27. Dezember. Nun geht 1936 zu Ende. Ich habe gar keinen Wunsch für das neue Jahr. Und doch würde ich so gern Pläne schmieden wie früher, als ich noch die Schule besuchte, als ich nichts so sehnlich wünschte, wie endlich erwachsen zu sein, um zu zeigen, was ich kann, und daß ich etwas kann. Wem soll ich es denn zeigen? Wer braucht denn schon meine Modell-Zeichnungen? Wer würde sie bezahlen, damit ich leben kann? Darauf gibt es keine Antwort, auch hier im Lager nicht...

Weihnachten war wieder furchtbar. Der alte Herr kann es nicht lassen, von seiner Jugend zu erzählen. Es ist immer dieselbe Leier: „Eines Tages paßte es mir nicht mehr zu Hause. Ein strammer Junge war ich auch, was sollte ich da Vatern noch länger auf der Tasche liegen. Ich hatte nicht so viel gelernt wie du, mein Junge. Ich nahm meinen Rucksack, etwas Zehrgeld und ging fort. Noch am selben Tag klopfte ich bei einem Tischler an. Er behielt mich. Kost, Logis und ein Taler im Monat sprang heraus. Ehrlich gesagt, ich war nicht sehr anständig. Keinen geraden Zug konnte ich hobeln, aber dafür lernte ich Schrankmodelle zeichnen. Es war ja schon immer so was Künstlerisches in mir. Ich fing abends an zu zeichnen und entwarf Inneneinrichtungen. Der Meister war gut, er gab mir eine Empfehlung an ein großes Haus in der nächsten Stadt, und ich packte meinen

Rucksack. In der Stadt lief ich schnurstracks zu der angegebenen Firma, zeigte meine Entwürfe und wurde eingestellt. Schon im nächsten Jahr hatte ich ein schönes Sümmchen auf der Sparkasse, mit dem ich später mein eigenes Büro aufmachte. Mit welchem Stolz hab ich mein erstes Bier gezahlt, ein Mädchen zum Ball geführt! Als es dann mit Muttern anfang, fuhren wir jeden Sonntag irgendwo hinaus: das Leben lachte uns zu wie die Sonne. Was haben wir damals für Pläne gemacht! Freilich, das Leben wollte erobert sein, aber an Arbeit mangelte es nicht: „Wo die Hände nicht ruhen, wird ihnen die Ernte nicht verwehrt“, pflegte mein Vater selig stets zu sagen!“

Das hörte ich nun zu meinem Überdruß schon das soundsovielte Mal. Nichts daran verlockt mich. Nicht das selbstbezahlte Bier, nicht so ein blöder Ball, und erst recht nicht das Sparen, Stück um Stück zusammentragen und „Eigenes gründen“. Altmodisch sind die Eltern, die *Zeit* verstehen sie nicht! *Wo* ist denn heute das große Haus in jener fernen Stadt, das mich mit meinen Kenntnissen anstellen würde? *Wo* bleibt bei der arbeitslosen Jugend die Freude am Leben? Ich mag auch mit Ernst nicht offen über alle meine schwarzen Gedanken sprechen. Es ist gefährlich geworden, über das Leben und seinen Sinn zu grübeln. Und ich scheue die Gefahr... Es lohnt sich nicht.

6. Januar. An was könnte man sich halten? Ich möchte gern für eine Aufgabe leben. Ich spüre, Müller und noch einige im Lager glauben nicht an das, was Köhler predigt. Aber was setzen sie an seine Stelle? Ich kann mir allein hundertmal diese Frage stellen, ich finde keine Antwort.

20. Januar. Ernst spottet über meine Grübeleien. Er meint, ich sei ein schlechter Deutscher. Ich sollte nicht nachdenken, sondern mich darauf vorbereiten, daß man als Soldat doch bald gebraucht würde. „Aber man will doch als junger Mann nicht nur Krieg spielen, sondern leben, lieben, sehen, genießen, erfahren und arbeiten, ja — vor allem arbeiten!“ Da hat er laut herausgelacht und sich auf die Stirne getippt: „Menschenskind, begreife doch endlich, es gibt für uns kein friedliches Brot, kein friedliches Dach, auf uns wartet der Schützengraben.“

5. Februar. Jetzt haben wir bald unsere halbjährige Dienstzeit hinter uns, dann geht es wieder nach Hause. Mir graut davor. Wenn auch Köhler mit seinem Feldwebelton hier niemand für den „Lagergeist“ begeistern kann, ich gehe dennoch ungern nach Hause. Das Ausmarschieren, Antreten, Wegtreten, Unter-Kommando-beschäftigt-sein gibt wenigstens die Illusion einer Aufgabe.

12. Februar. Ernst sagt, er fände es „gar nicht tragisch“, daß man sich die Zukunft nicht ausmalen könne. Als ich ihn dann sehr bedrängte, gab er zu, daß auch er sich früher sehr gequält hatte. Aber was nützte das schon? Hätten nicht alle Parteien vor Hitler kapitulieren müssen? Und hätten sie nicht vorher das Maul aufgerissen, eine Menge versprochen und sich dann im Parlament daran nicht mehr erinnern können? Wem hätten sie denn

geholfen in den Zeiten der Weimarer Republik? Die Roten aber könne allenfalls ein Arbeiter ernst nehmen, er aber nicht. Wer aus einer achtbaren Bürgerfamilie komme, der möge an die alten ehrwürdigen Götter der Väter und Urahnen, die in den steinernen, kalten Hallen der Universitäten ihren Sockel behalten, vielleicht nicht mehr glauben, aber er wolle auf jeden Fall eines: *höher hinauf*. Darum müsse man die Zeichen der neuen Zeit verstehen. Wir leben im autoritären Staat, da müsse man mitmachen, mit-schwimmen. Vielleicht ertränke man nicht und lande doch einmal an einem Ufer? Da habe ich meine Hand auf Ernsts Schulter gelegt und ihn gefragt: „Im Krieg aber, für den man uns vorbereitet, sprechen tausend und eine Möglichkeit dafür, daß man nicht übrigbleibt. Wenn du aber heil herauskommst, was wird sich dann ändern?“ Da starrte er mich verlegen an, als hätte er daran noch nicht gedacht. Aber er faßte sich schnell und sagte: „Glauben muß man, nicht zweifeln. Glauben, um jeden Preis, selbst wenn du dir den Glauben *aufzwingen* mußt, sonst — bleibt nur der Strick um sich aufzuhängen.“

In dieser Nacht konnte ich kaum schlafen. Müller denkt sicher nicht so wie Ernst. Aber was denkt er?

15. März. Wir scheuern Tische und Bänke. Wir arbeiten wie die Besessenen an der Säuberung des Lagers. In drei Wochen wird der Kreisleiter der NSDAP bei uns sein zur Entlassungsfeier . . . Ich bin bedrückt. Die Nächte sind so lang. Ich gehe immer wieder mit mir zu Rate. Warum gelingt es mir nicht, das Mißtrauen von Müller zu zerstreuen und ihn zum Sprechen zu bewegen? Ich fühle eine Kraft in ihm, die mir vielleicht meine Ruhe wiedergäbe. Ob er einen Ausweg weiß, der nicht zum Schlachtfeld führt? Mir sagen die tönenden Worte der Nationalsozialisten nichts. Ich brauche keine Kolonien. Ich brauche nicht mehr Raum, mir genügt die Stube bei den Eltern oder anderswo. Aber Arbeit brauche ich. Und Luft zum Leben.

27. März. Der Saal ist festlich hergerichtet. Wir sind aufgeregt wie vor einer Schulprüfung. Endlich hören wir das Schnaufen eines Motors. Kreisleiter Vollrath ist angekommen. Köhler begrüßt ihn wie einen General. Sein Gesicht glänzt, als hätte er es mit Speck eingerieben. Schon tönt sein Kommando: „Angetreten, alles mal herhören.“ Nach einigen Worten der Einführung nimmt Vollrath das Wort. Er ist extra aus Erfurt dazu herübergekommen. „Arbeitsdienstmänner!“ rief er, und dann sagte er ungefähr so: „Dieser Abschied von der Lagergemeinschaft bedeutet keine Entlassung aus dem Dienst am Volk. Auch nach Ablegung eurer zweijährigen militärischen Dienstzeit werdet ihr wieder Abschied nehmen, aber *entlassen* seid ihr auch damit nicht. Wir erheben immer wieder Anspruch auf euch. Das Wort ‚Entlassen‘ wird es nur geben, wenn man euch ins Grab hinabsenkt!“ „Wenn man euch ins Grab hinabsenkt“, summt es in meinem Kopf. Groß weht die rote Fahne mit dem Hakenkreuz über unserem Lager, langsam färbt sich das helle Rot dunkel wie geronnenes Blut und dann: tiefschwarz senkt sich die Fahne über ein weites Feld, über unzählige, weißlich schim-

mernde Zinksärge. Sie weht nicht mehr im Winde, sie spannt sich wie ein riesiges Leichentuch, das alles begräbt...

Der Rest der Abschiedsfeier ging für mich unter in dieser furchtbaren Vision. Erst als ich mit meinem Koffer am Bahnhof stand und auf den Zug wartete, besah ich mir den hektographierten Bogen, den Gruppenführer Köhler jedem als Merkblatt in die Hand gedrückt hatte; in gotischer Schrift, mit einer kleinen Hakenkreuzgirlande umrankt, war da zu lesen:

„Lern dem Tod ins Auge blicken!
ist das Mahnwort unserer Zeit.
Wird man dich ins Feld bald schicken,
bist du gegen jede Furcht gefeit.

Und dann schieße, steche, schlage!
Das erfordert unser Sieg;
sei ein Deutscher, ohne Klage,
dafür stirb und dafür gib.“

Wenn doch der Zug unaufhaltsam weiterführe! Weiter, weiter... irgendwohin, wo es das alles nicht gibt... wo die Menschen arbeiten und glücklich sind...! Die Fahne, die Lagerfahne verfolgt mich, als wollte sie mich schon jetzt unter ihrem Leichentuch begraben...

DIE SCHÖNSTEN SAGEN VOM RÄUBER WOYNOK

Erzählt

von

Anna Seghers

„Und habt ihr denn etwa keine Träume, wilde und zarte, im Schlaf zwischen zwei harten Tagen? Und wißt ihr vielleicht, warum zuweilen ein altes Märchen, ein kleines Lied, ja nur der Takt eines Liedes, gar mühelos in die Herzen eindringt, an denen wir unsere Fäuste blutig klopfen? Ja, mühelos rührt der Pfiff eines Vogels an den Grund des Herzens und dadurch auch an die Wurzeln der Handlungen.“

Der Räuber Gruschek, der mit seiner Bande im Bormoschtal überwintert hatte, stieß auf die Spur des jungen Räubers Woynok, der immer allein raubte.

Gruscheks Leute waren den Winter über nie müde geworden von Woynok zu

erzählen, den noch keiner von ihnen je selbst gesehen hatte. Gruschek ging einen halben Tag lang der Spur nach, bis er Woynok erblickte, am zweitobersten der Prutkafälle, in der Sonne auf einem Stein. Woynok griff nach seiner Flinte; dann erkannte er Gruschek an allen Zeichen, an denen ein Räuber den andern erkennt. Er kletterte von seinem Stein herunter und begrüßte Gruschek als den älteren. Sie setzten sich auf die Erde, Gesicht gegen Gesicht, und verzehrten zusammen ihr Brot.

Gruschek betrachtete Woynok gründlich. Woynok sah noch viel jünger aus, als man ihm berichtet hatte; seine Augen waren so klar, als hätte niemals der Schaum eines einzigen unerfüllt gebliebenen unerfüllbaren Wunsches ihre bläuliche Durchsichtigkeit getrübt. Gruschek konnte in diesen Augen nichts anderes finden als sein eigenes haariges, altes Gesicht und was ihm über die Schultern sah an Berggipfeln und Wolken.

Gruschek sagte: „Ich habe vierzig Räuber. Das ist gerade die rechte Zahl. Warum raubst du immer allein?“

Woynok erwiderte: „Ich will immer allein rauben. Einmal in Doboroth hab ich mit einem entlaufenen Soldaten gemeinsame Sache gemacht. Dieser Soldat hatte ein Mädchen. Erst lief es mir nach; dann verriet es den einen von uns an den anderen und uns beide an einen dritten. Damals hat es mich etwas gekostet, lebend davonzukommen. Nein, ich will auch kein Mädchen mehr. Ich will immer allein rauben.“

Gruschek betrachtete Woynok erstaunt. Er hatte in seinem langen Leben gelernt, die Worte eines Mannes nach ihrem reinen Gewicht an Aufrichtigkeit abzuwägen. Wie hätte er sonst so lange eine Bande von vierzig Räubern zusammenhalten können, ohne daß je Verrat oder Zwist ihren Ruhm beschädigte? Nicht nur heute und morgen, immer wird Woynok zu seinen Worten stehen. Gruschek betrachtete ihn nochmals eindringlich. Eine Menge Gedanken flogen durch seinen Kopf, von denen nichts anderes verlautete als das Knacken seiner ineinandergeschlungenen Finger. Woynok hob bei diesem Knacken den Kopf. Dann lief sein Blick gleich fort von Gruscheks Gesicht zu den braunen Flocken der Eichenwälder in den tiefen Falten der Berge. Gruschek sagte: „Wenn du jemals etwas brauchst, Essen oder Kleider, Feuer oder Waffen — komm zu uns; wir werden unser nächstes Winterlager in der unteren Prutka zwischen der großen und der kleinen Wolfsschlucht in dem Spalt zwischen den beiden Paritzkafelsen halten.“

Sie nahmen Abschied voneinander. Woynok kletterte auf seinen Stein zurück. Gruschek kletterte vorsichtig den Abhang herunter. Jetzt sah es aus, als sei sein kleiner knorpliger Körper nicht von Alter gekrümmt, sondern damit er sich besser den Krümmungen der Bergabfälle anpassen könnte.

Woynok vergaß Gruschek, sobald er ihn aus den Augen verloren hatte. Er dachte nicht mehr an die Worte, die Gruschek über das Winterlager gesagt hatte und vergaß sie. Er zog die Prutkafälle aufwärts bis zu den Quellen, in die südöstliche Prutka, wo der Sommer zuerst und am stärksten hin- kommt. Hier gibt es keinen Felsen; steile Wiesen grenzen bald an den Him-

mel, bald an den dichten, fast schwarzen Hochwald. Drunten im Paritzkatal sieht man Gehöfte und Bienenstöcke und zwei Mühlen. Jetzt war die Luft so still, daß man dort oben die Pfiße des Fährmanns hörte und die Mühlen und das Klingeln von den zerbrochenen Sensen und all dem metallenen Zeug, daß die Bauern in ihre Äcker zu hängen pflegen, um das Wild zu erschrecken.

Alles, was Woynok in diesem Sommer tat, ist so oft erzählt worden, daß man es nicht wiederholen muß: wie er den Fährmann auf dem Paritzkafluß überlistete, wie er als falscher Gast in die Hochzeit des reichen Bauern auf Marjetze Upa einbrach, wie er das Kloster von St. Ignaz in Brand steckte . . . Langsam kühlte auch dieser Sommer ab. Woynok zog sich dahin zurück, woher er gekommen war. Er vernahm zuweilen das Dengeln der Sensen, aber nur wenn der Wind von der Paritzka wehte. Wehte er von der Prutka, dann rauschte nur der Wald. Woynok ruhte sich aus von all den stillen und klaren Nächten, die er ohne Lust auf Schlaf durchstreift hatte. Er wühlte sich zuerst in das Laub ein, das sich am Waldrand staute, dann in den Hochwald selbst. Der Regen prasselte bald, aber das Laub war noch warm und trocken. Woynok horchte schläfrig, bis zu den Ohren im Laub — dann war es wieder lange still, an der beharrlichen Dämmerung merkte Woynok, daß der Schnee begonnen hatte. Schlaf übermannte ihn.

Er wachte auf, als die Äste knackten. Schon war es kein gewöhnlicher Sturm mehr; er bog den Hochwald wie Binsen auseinander. Ein Winter war da, wie Woynok, jung wie er war, noch keinen erlebt hatte. Gab es doch selbst im tiefsten Wald keine Sicherheit. Woynok mußte dem Schneetreiben folgen wie alles, was keine Wurzeln hatte — aber auch Bäume wurden in diesem Winter entwurzelt.

Woynok wurde, immer zugleich um sich selbst kreisend, in die westliche Prutka in die Felsen hineingetrieben. Er bekam Kehle und Ohren voll Schnee, und dieser Schnee gefror. Er zog die Knie an und machte sich klein und leicht, als könnte er wie ein Blatt den Schneesturm überdauern. Er prallte aber hart nieder, wo es ihn hinwarf. In einer Atempause riß er die Augen auf und erblickte gerade unter sich ein Tal voll Lichter: die Stadt Doboroth. Er erschrak. Der Sturm packte ihn wieder; der hatte seine erste Stärke noch gar nicht erreicht. Woynok wurde jetzt in die Paritzka zurückgetrieben und aus der Paritzka zurück in die Prutka. Am Abend des dritten Tages bekam er noch einmal Boden unter die Füße. Er hatte sich in einen Felsspalt verfangen. Jetzt hatte er die Wahl, sich flachzumachen, um rasch zu Tod zu erstarren, oder, immer um sich selbst kreisend, weiterzufliegen; vom letzten hatte er genug.

Auf einmal wurde der Schnee vor seinen Augen rotgold, als streife er im Niederfallen eine große Helligkeit, ein Licht oder einen Brand. Woynok wußte, daß es kein solches Licht in der Prutka gab, und daß der Tod solche Farben zaubert. Er kroch trotzdem darauf zu. Da sah er unter sich in dem tiefen Spalt zwischen den Paritzkafelsen ein großes Feuer. Unbehelligt von Schneetreiben und Kälte hatte dort unten Gruschek sein Winterlager errichtet,

genau an der Stelle, die er Woynok im Frühjahr wahrheitsgemäß beschrieben hatte.

Woynoks Stimme, so schwach sie war, wurde im Lager sofort gehört. Ob der Sturm bereits nachließ oder ob Gruscheks Räuber ernstlich erwarteten, der, von dem sie in einemfort erzählten, könnte endlich Gestalt annehmen, oder ob Gruschek einfach die Richtung des Sturmes berechnet hatte und Woynoks Kraft und auf jeden Fall Wachen ausgestellt . . . jetzt drängten sich die Räuber zusammen und staunten Woynok entgegen. Woynok kletterte noch ein Stück abwärts; dann waren seine Kräfte plötzlich zu Ende. Er setzte sich auf den Schnee. Gleich darauf kletterte Gruschek herauf und setzte sich zu ihm, Gesicht gegen Gesicht. Dann ließ er Woynok ins Lager hinuntertragen und ihm heiße Plischka zu trinken geben, und seine besten eigenen Kleider ließ er vom Leib weg Woynok anziehen und für sich selbst andere bringen. Dann ließ er Fleisch herbeitragen und alle übrige Plischka. Er ließ so viel Holz aufs Feuer legen, wie man sonst für Wochen verbrauchte. Woynok saß reglos auf dem Fleck, auf dem man ihn niedergelegt hatte. Hinter seinen geschlossenen Lidern war noch immer die eintönige Wildheit des Schneetreibens. Als er schließlich die Augen aufbrachte, brannte das Feuer so hoch, wie er noch nie eins gesehen hatte. Gruschek, da seine Befehle ausgeführt waren, beobachtete Woynok, der nicht nur die Augen sofort wieder schloß, sondern jetzt das ganze Gesicht mit den Händen bedeckte. Woynok tastete in Gedanken seinen Körper ab, ob er irgendwo Schaden genommen hätte. Er bewegte die Finger und Zehen. Obwohl er nichts fand, spähte er weiter nach einem solchen Schaden, der ihm bestimmt irgendwo im Fleisch steckte, wenn er ihn auch noch nicht entdeckt hatte. Als er die Augen doch wieder öffnete, blendete Gruscheks Gesicht, das sich dem seinen fast um eine Handbreite genähert hatte, das ganze Lagerfeuer ab. Gruschek klemmte sein zottiges Hündchen zwischen die Knie. Das wurde gerade unruhig, weil die Räuber zu feiern begannen. Das unausgesetzte, klägliche I-i-i-i einer Ziehharmonika übertönte den Lagerlärm. Plötzlich ließ Gruschek das Hündchen hüpfen, stemmte die Arme in die Hüften und wiegte den Oberkörper hin und her. Dieser Anblick erfüllte Woynok mit Schrecken, und er senkte vor Scham die Augen. Gruschek stieß einen Schrei aus wie gestochen und schnellte in die Luft und schnappte in die Knie zurück. Die Räuber schrieten und klatschten. Gruschek schnellte hoch und herunter, als sei sein Alter bloß ein Betrug, und Lüge sein weißes Haar und Gaunerei seine Häuptlingswürde. Die Räuber gerieten vor Freude außer sich, weil Gruschek in ihrer Mitte Lug und Trug fahren ließ. Auch das Hündchen geriet außer sich. Es fletschte mit gesträubtem Fell seinen ausgewechselten Herrn an. Alle brüllten, daß es bis nach Doboroth zu hören war und man dort zitternd dachte: so nahe sind sie also, aber Schneesturm und Wölfe sind ihre Hüter.

„Ich will fort von hier“, dachte Woynok verzweifelt, „aber warum soll ich schon fortgehen? Ich bin ja nicht Soldaten in die Hände gefallen, ich bin ja unter Räubern. Ich will fort, solange es noch Zeit ist. Aber warum soll

ich schon fort? Ich bin ja nicht in Doboroth, sondern in Gruscheks Lager.“ Die Räuber brüllten, wobei sie die Köpfe zurückwarfen und auf die Erde stampften. Plötzlich fiel Gruschek in sich zusammen, als hätte man seine Sprungfedern durchgeschnitten. Er sah jetzt noch älter als vordem aus. Das Hündlein drückte sich froh gegen sein Knie. Auch die Räuber ließen nach. Und war es denn dieselbe klägliche Ziehharmonika, die jetzt auch alles beschwichtigte, alles einschläferte, was sie aufgestört hatte? Bald kam es Woynok vor, er sei der einzige, der noch am Feuer wach war. Jetzt war die Gelegenheit da, sich unbemerkt fortzustehlen —

„Es war einmal ein Mädchen, das wohnte mit seiner Mutter im schwarzen Walde von Doboroth.
Jede Nacht, wenn das Licht anging,
kam der Wolf bis unter das Fenster —“

„Warum soll ich mir ihre Lieder nicht anhören?“ dachte Woynok, „es sind ja Räuberlieder. Warum soll ich nicht an ihrem Feuer liegen, es ist ja ein Räuberfeuer. Warum soll ich mich nicht mit ihnen freuen, es sind ja Räuberfreuden.“

„Die Mutter sagte zu dem Mädchen: Nimm den Jäger — denn er hat seine Flinte, nimm den Händler — denn er hat seinen Kasten mit Äpfeln, Schnürsenkeln und Heiligenbildern. Nimm den Köhler — denn er hat seine Hütte, aber den Wolf kannst du nie nehmen.

Als das Jahr um war, wer saß in Revesch vor der Kirchentür? Das Mädchen. — Was hatte es in sein rot und grün gewürfeltes Tüchlein gebunden?

Der Pfarrer sagte zu dem Mädchen: Alle Art Kinder kann man taufen, aber Wolfskinder kann man nicht taufen.

Da weinte das Mädchen und ging zurück in den schwarzen Wald von Doboroth.“

Die Räuber lachten, aber Woynok war es nicht zum Lachen. Den Mädchen aus den Dörfern hat er nicht nachgetrauert, er wird ihnen nicht nachtrauern, er braucht sie nicht, und er wird sie nicht brauchen. Aber diesem Mädchen trauert er nach. Sie war hell und bleich, mit kleinen Schritten bewegte sie sich, mit niedergeschlagenen Augen; sie war braun und frech, ihre Zöpfe klatschten. Sie war, wie man sie wollte, und doch war sie gar nicht da — war das nicht zum Trauern?

Jetzt kamen die Räuber erst richtig in Zug. Klar und rein waren ihre Lieder wie die Orgel von St. Ignaz an jenem Pfingstmorgen, als sich Woynok zum erstenmal unter die Kirchgänger gemischt hatte, um alles genau zu erkunden, bevor er Feuer legte. Nie hatte er etwas begehrt, was man nicht hatte rauben können — durch Gewalt oder durch List, als Pilger verkleidet, oder den Fuß in den Türspalt geklemmt und zugleich den Flintenlauf. Nie hatte er Leiden gekannt, die man nicht aus dem Fleisch heraus schneiden oder ausbrennen konnte, oder einfach von sich abschütteln wie Läuse. Jetzt aber, minutenlang über dem Feuer, gab es unraubbare Freuden und unausbrennbare Leiden, denn sie waren gar nicht da. Woynok hielt sich ganz aufrecht, um vor

Gruscheks unausgesetztem Blick sein Unglück zu verbergen. Wie konnte Gruschek auch ahnen, daß dasselbe Lagerfeuer, das sie alle glücklich machte, nach einem geheimen, selbst ihm verborgenen Gesetz, wenn es mit Woynok zusammentraf, Trauer erzeugte? Gruschek glaubte auch später, Woynok krümmte sich nur zusammen, weil ihn schließlich doch der Schlaf übermannt hätte.

Woynok richtete sich unvermutet auf und sagte: „Ich will jetzt fortgehen.“ Gruschek verbarg seine Enttäuschung. Er schenkte Woynok alles Zeug aus Fell und Leder, womit er ihn bei seiner Ankunft bekleidet hatte. Er ließ ein paar Fleischstücke für ihn rösten und gab ihm alles, was ihm irgendwie dienlich sein konnte. Woynok bedankte sich und verabschiedete sich. Genau wie bei seiner Ankunft drängten sich die Räuber zusammen und staunten ihm nach, wie er sich vom Lager entfernte und aus der Schlucht herauskletterte in die tödliche Einsamkeit der inzwischen verstummten, inzwischen vereisten Prutka.

Kaum hatte Woynok den Spalt zwischen den Paritzkafelsen im Rücken, als er vergaß, was er erlebt hatte. Er dachte nicht mehr an Gruschek und sein Winterlager und vergaß ihn.

Woynok soll sich, nachdem er Gruschek verlassen hatte, etwas zu lang an die Westwand des kürzeren Paritzkafelsens gehalten haben. Dadurch soll mit ihm folgendes geschehen sein: Plötzlich waren die Felswände um ihm herum mit gelben Augenlichtern bespickt. Er war in die obere Wolfsschlucht geraten. Woynok wußte über die Wölfe, daß sie gar nichts in einem Stück schlingen können wie Bären und Luchse, sondern alles reißen müssen. Trotz ihrer furchtbaren Gier dürfen sie nichts sofort haben und nichts in einem. Woynok warf einzeln von sich, was er am Leibe trug, all das gute Zeug aus Fell und Leder, Stück für Stück, wodurch er den Ausgang der Schlucht zurückgewann.

Der Winter war lange und hart, aber Woynok kam die zweite Hälfte nicht mehr so hart vor. Er verbrachte die Schneeschmelze im Wald von Marjakoy, dann zog er bis zu den oberen Kiruschkafällen. Im Herbst und Frühjahr hört man sie noch in Revesch donnern. Ihr zarter und goldener Wasserstaub füllt nicht nur das ganze Kiruschkatal, sondern verdampft bis in den Sommer hinein über den Prutkabergen. Woynok zog dem Kamm des Gebirges nach, das Kiruschkatal im Rücken. Einzelne Siedlungen waren noch immer so nah, daß er zuweilen Holzschläge hörte. Unter sich aber sah er bald nichts mehr als Wälder, Wälder so dicht und undurchdringlich, daß die Kronen eine einzige grüne Ebene bildeten, auf die die Wolken Schatten warfen. Waren die Tage dunstig, dann zerschmolzen die Wälder in den Himmel. Manchmal, wenn es ganz klar war, erblickte Woynok zwischen Himmel und Waldgrenze einen schmalen, ausgezackten, ihm völlig unbekannten Gebirgskamm. Woynok hatte in diesem Frühjahr nichts unternommen, um seine Kraft für etwas Neues zu sparen: durch die undurchdringlichen Wälder bis zu diesem Gebirgskamm

vorzustoßen, wo es gewiß auch wieder Klöster und Dörfer, Brücken und Mühlen geben mußte.

Eines Nachts wachte Woynok in seiner Baumkrone auf. Er wußte nicht, was ihn geweckt haben konnte. Er kroch in eine andere Astgabel, aber er wurde sofort wieder geweckt. Tief unter ihm kratzte etwas am Baumstamm und winselte. Woynok wickelte Arme und Beine fester um die Äste. Er kannte in diesen Wäldern kein Tier, daß derart erbärmlich zu winseln pflegte. Darum beugte er sich nochmals vornüber. Dieses gesträubte winzige Tier bedeutete gar nichts, falls es in Wirklichkeit überhaupt etwas so Klägliches gab. Und auch als Traum war es lästig und kläglich. Woynok schlief weiter; ihm träumte jetzt, Gruscheks Hündchen lief so schnell um den Baum, daß seine Augen helle Kreise beschrieben. Plötzlich schnurrte es weg und war verschwunden. Jetzt schlief Woynok erst richtig. Da war es schon wieder, rutschte auf Bauch und Vorderfüßen und raunzte. Dann ging es den Baum mit Sprüngen an. Das machte Woynok im Schlaf lachen. Woynok hatte noch kaum begriffen, daß diese besessenen Sprünge gar nicht erlahmten, sondern jedesmal höher wurden, als er die Zähne von Gruscheks Hündchen schon am Fuß spürte.

Woynok war jetzt vollständig wach und kletterte herunter. Gruscheks Hündchen brachte an seinem Hals eine Botschaft: Grushek lag mit seinen Leuten hinter dem Wald von Marjakoy in einem der schluchtartigen Nebentäler des Kiruschkatala. Soldaten aus Marjakoy, Revesch und Doboroth hielten den Talausgang besetzt. Grushek war also verloren, wenn ihm nicht Woynok half, so wie Woynok im Winter verloren gewesen wäre, wenn ihm nicht Grushek geholfen hätte. Woynok verscheuchte den Hund mit einer Handvoll Eicheln. Er kletterte in seine Astgabel zurück. Wozu hatte ihm Grushek überhaupt diese Botschaft geschickt? Wozu war es nützlich für ihn, Woynok, zu erfahren, daß Grushek jetzt zugrunde ging? Grushek hatte ihn nie im geringsten gestört bei irgendeiner seiner ganz anders gearteten Unternehmungen; so daß Woynok jetzt weder Genugtuung spürte noch Erleichterung. Grushek ging eben zugrund, so wie auch er, Woynok, oft nahe genug daran war zugrund zu gehen, und vielleicht auch morgen zugrund ging. Sonderbar kam ihm nur vor, daß ihn Grushek bei dieser Gelegenheit an seinen Aufenthalt im Winterlager erinnerte. Ebenso gut hätten ihn die Wölfe hinter den Paritzkafelsen daran erinnern können, daß er rechtzeitig ihre Schlucht verlassen hatte. Woynok wünschte sich, es möchte schnell Tag werden, ein nicht zu feuchter, nicht zu dunstiger Tag, damit er den ausgezackten, ihm noch unbekannten Gebirgskamm hinter den Wäldern betrachten könnte. Er wollte an diesem, vielleicht schon in der nächsten Minute beginnenden Tag nicht nur den Gebirgsabfall hinter sich bringen, sondern bereits ein Stück in die Wälder eindringen. Er ahnte aber auch schon, daß er keineswegs seinem Wunsch folgen würde, sondern Gruscheks Hündchen in entgegengesetzter Richtung, sobald es Tag war.

Woynok soll Gruscheks Bande dadurch befreit haben, daß er an den Schwanz

des Hündchens eine Lunte band. Die Soldaten sollen später in Revesch, Doboroth und Marjakoy erzählt haben, ein ganzer Schwarm feuerschwänziger Teufelchen sei den Räubern beigeflogen. Das ist alles lang und breit in vie'len Geschichten und Liedern beschrieben worden. Für uns ist das Gespräch wichtiger, das Grushek mit Woynok führte, als beide am Abend desselben Tages, Gesicht gegen Gesicht, etwas abseits von den andern auf der Erde saßen. Grushek sagte: „Auf der ganzen Welt gibt es keine solche Bande wie die meinige — nichts, was sie nicht unternehmen könnte.“ Er brach ab, als sei es jetzt an Woynok, etwas zu äußern. Aber Woynok verhielt sich reglos und blickte nur weiter in Grusheks Gesicht. Grushek erschienen Woynoks Augen noch immer klar und durchsichtig. Fand er doch wieder nichts anderes darin als sein eigenes Gesicht. Grushek fuhr also fort: „Diese Soldaten werden gewiß mit Verstärkung wiederkommen. Ich bin alt, das ist es. Möchtest du nicht meine Bande an meiner Statt führen?“ Woynok erwiderte: „Nein.“ Grushek zeigte keine Enttäuschung. Er gab alle Anweisungen, um Woynok als Gast zu feiern. Woynok brauchte diesmal sein Gesicht nicht zu verbergen. Vielleicht, weil man doch nur ein mäßiges Sommerfeuer gerichtet hatte, vielleicht, weil ihn das alles nicht mehr überraschte — er blieb unter Grusheks unausgesetztem Blick aufrecht und unbewegt. Er legte sich erst nieder, als Grushek sich selbst ächzend neben ihm ausstreckte. Das Fest wurde zunächst noch lauter, dann fiel es plötzlich zusammen mit dem Feuer, bis auf das I-i-i-i der Ziehharmonika und die glimmende Asche, die man jeweils für den kommenden Abend bewahrte. Woynok glaubte, Grushek schliefe schon längst, doch Grushek hatte das von Woynok keinen Augenblick geglaubt. Grushek verstand sich genug auf Menschen, um zu wissen, daß man zuweilen keine Geschenke braucht, um etwas bei ihnen zu erreichen. Man braucht nicht die schönste Tochter des Großbauern von Marjetze Upa zu entführen; man braucht keine Zigeunermädchen aus Doboroth kommen zu lassen; man braucht nicht einmal etwas zu versprechen; auch Drohungen sind ganz überflüssig. Das klägliche I-i-i-i einer Ziehharmonika kann einem Herzen den Rest geben, wenn ihm alles andere vorher gegeben wurde. Plötzlich sagte Grushek: „Wirst du, Woynok, wenn ich dich jetzt selbst darum bitte, uns wenigstens aus dem Kiruschkatal herausführen?“ Woynok wartete einen Augenblick, um seine Überraschung zu verbergen, daß Grushek doch noch wach war. Dann sagte er: „Ich werde euch oberhalb der Kiruschkafälle in der Richtung auf Preth führen.“

Woynok führte Grusheks Anweisungen ohne Abweichungen und ohne Unterwürfigkeit aus, etwa so, als biete ihm Grusheks Bande endlich Gelegenheit, seine eigenen Pläne im großen zu verwirklichen. Auf dem Zug durch die Kiruschka oberhalb der Wasserfälle überfiel er mit Grusheks Räubern ein reiches Dorf, in dem gerade der Stephanstag gefeiert wurde. Sie überwältigten mühelos die betrunkene Bauernschaft. Am Abend desselben Tages, den die Mönche zu Ehren ihres Schutzpatrons ausläuteten, überfielen sie auch das Bergkloster St. Stephan. Sie brannten es bis auf den Felsen nieder. Nachts

sind dann die Mönche auf die andere Gebirgsseite gezogen und haben dort über Revesch noch vor Sonnenaufgang das neue Stephanskloster gegründet über dem Schrein mit der Pfeilspitze, den ihr Abt noch gerettet hatte.

In den Dörfern von Preth bis Doboroth verbreitete sich die Nachricht, daß Woynok in Gruscheks Bande eingetreten war. Glasig wurden die Augen der Bauernkinder, wenn sie nachts in den Bergen in einem ausgebrannten Gehöft die Räuber schreien hörten oder zu hören glaubten. Anders als je faßten dann die Bauern ihre Weiber.

Als die Regenzeit anbrach, führte Woynok die Bande tief in die westlichen Kirschkawälder. Wie hatte früher der Regen gerauscht, wenn sich Woynok ins Laub hineingewühlt hatte, der einzige lebende Mensch im Wald zwischen Revesch und Doboroth. Was war denn das für ein Regen in diesem Herbst, wenn die Lieder von ein paar Räubern, wenn die alten ächzenden Atemstöße Gruscheks genügen, um sein Rauschen zunichte zu machen?

Eines Abends erblickte Woynok in der Luft ein paar Schneeflocken. Sie wurden sofort durchsichtig und zerfielen. Woynok sah sich rundum, als sei es nun auch an den Gesichtern, durchsichtig zu werden und zu zerfallen. Er stieß dabei auch auf Gruscheks Gesicht, das wie immer genau gegen das seine gerichtet war, in gespannter Eindringlichkeit, die kein falsches Vertrauen minderte. Gruschek merkte an diesem Abend zum erstenmal, daß Woynoks Blick nicht mehr klar war, sondern wie alle Blicke getrübt von unerfüllt gebliebenen oder sogar unerfüllbaren Wünschen. Gruschek hätte gar gern diese Wünsche gekannt. Woynok hatte aber im Augenblick nur einen einzigen Gedanken. Er fragte sich, welche Vorkehrungen Gruschek bereits getroffen haben mochte, um sich und seine Leute vor ihm, Woynok, zu schützen.

Als der Winter zu Ende war — und der war eigentlich schon zu Ende als Woynok noch gespannt auf seinen Anbruch wartete — zog die Bande auf Gruscheks Vorschlag, der aber durchaus mit Woynoks Wünschen zusammenfiel, nach dem Ostabfall der Kirschka zurück. Sie schlug ihr Lager bei jenem Punkt auf, den Woynok im vorigen Frühjahr gewählt hatte, als Gruscheks Hündchen ihn aufspürte. Wie ein Vogelnest klebte das Lager an dem äußersten Gebirgsrand.

Mit Menschaugen war die Weite der Wälder nicht abzuschätzen, die schwärzer wurden, je blauer der sommerliche Himmel. Wenn wirklich das Ausgezackte hinter den Wäldern ein neuer Gebirgskamm war und nicht etwa doch ein Wolkenstreifen, dachte Woynok, dann mußte dort alles vollständig verschieden sein von dem, was es hier gab. In der Nacht, als die Räuber schliefen, entfernte sich Woynok vom Lager, um sein altes Vorhaben endlich auszuführen. Er kletterte die Bergwand hinunter und versuchte, allein in den Wald einzudringen. Der Geruch und die Dunkelheit betäubten ihn. Eine jede seiner Bewegungen schien sich in die Unendlichkeit fortzupflanzen; als zuckte der Wald zusammen über dem Splitter, der in ihn eingedrungen war. Woynok kletterte auf einen Baum, um die Richtung nachzuprüfen. Kaum, daß er sich vom Gebirgsabfall entfernt hatte. Von der Unendlich-

keit der Wälder war noch so wenig genommen wie von dem ausgestirnten Himmel. Aber ganz nahe, einen Katzensprung weg, glühte das Lagerfeuerchen auf dem Abhang.

In dieser Nacht drang Woynok nicht mehr tiefer in die Wälder ein, sondern kehrte zu Gruscheks Lager zurück. Gruschek war recht zufrieden, als Woynok tags darauf das Lager abbrechen ließ. Die Zeit der Hauptunternehmungen war angebrochen.

Woynok hatte inzwischen den Entschluß gefaßt, Gruscheks Bande zu vernichten mit Stumpf und Stiel, so wie man etwas vernichtet, was man auch im Traum nie mehr erblicken, woran man nie mehr denken will.

Woynok führte die Bande in scharfem Zickzack durch die Kiruschka und durch die Prutka. Angesenkte Dörfer ließ man zurück, ausgeplünderte Pilgerzüge, verkohlte Gehöfte. Schließlich brachte Woynok die Bande zur Rast und zum Beutesichten in die westliche Prutka, zwischen die obere und die untere Wolfsschlucht, in den Spalt zwischen den beiden Paritzkafelsen, den Ort des vergangenen Winterlagers. Jetzt war der Spalt bis auf Mannshöhe mit dem warmen trockenen Laub der Paritzka-Eichen aufgefüllt. Die Räuber wühlten sich hinein und schliefen. Woynok legte eine Lunte durch das Laub, verrammelte den Ausgang und zündete die Lunte von außen an. Dann lief er weiter — brachte in wenigen Stunden die ganze Prutka hinter sich. Er dachte nicht mehr an Gruschek und seine Bande und vergaß ihn. Auf einem Felsvorsprung hinter dem Schwesternberg, von dem die Kiruschkafälle heruntorkommen — aber die Regenzeit hatte noch nicht begonnen und die Fälle donnerten noch nicht, sondern plätscherten — legte sich Woynok schlafen. Er wachte von einem Winseln auf. Als er abwehren wollte was an ihm schnupperte, konnte er die Hand nicht bewegen. Er öffnete seine Augen und erblickte Gruscheks Hündchen. Gruschek selbst blickte auf den gefesselten Woynok hinunter und lachte und sagte: „Jetzt hast du doch fast ein ganzes Jahr in unserer Mitte gelebt, Woynok; aber du hast immer noch nicht verstanden, was eine Bande ist. Du hast den Paritzkaspalt angezündet, ich aber habe den Räubern befohlen, einer auf die Schultern des anderen zu steigen. Die untersten Sprossen dieser Leiter sind freilich verkohlt, aber die meisten von uns sind doch, überzeuge dich selbst, auf diese Weise entkommen.“

Gruschek ließ den gefesselten Woynok neben sich her durch die Prutkaberge zurücktragen. Während sein Hündlein an Woynok herumhüpfte, raunzend und winselnd in einem Gemisch von Kläglichkeit und Wiedersehensfreude, fuhr Gruschek fort, seinen Gefangenen zu belehren: „Diese Leiter mußte natürlich schnell errichtet sein. Trotzdem ist mir mein alter Kopf klar geblieben; habe mir ganz genau überlegt, wen ich zur unteren Sprosse mache, wen zur mittleren, wen zur oberen, wen ich vor allen Dingen heraufklettern lasse. Lieber Woynok, wie dir bekannt ist, haben oft handfeste Burschen aus den Prutka- und Kiruschkadörfern den Weg zu unserem Lagerfeuer gefunden. Auf den Knien haben mich diese Burschen angefleht, ich möchte ihnen erlauben, bei uns das Räuberhandwerk zu erlernen. Zuverlässige starke Bur-

schen, eine Freude, sie bloß anzusehen. Mehr als vierzig darf aber eine Bande auch nicht haben — ausarten darf das ja auch nicht. Im geheimen habe ich oft bedauert, daß ich nicht manchen ganz einfach mit diesem oder jenem meiner Leute austauschen konnte, der abgeklappert war und bereits entbehrlich. So was habe ich aber niemals verlauten lassen, natürlich nicht, man soll immer nur klare Anweisungen für notwendige Unternehmungen geben — bloße Wünsche und unausgelegene Pläne soll man für sich behalten. Darin, Woynok, sind wir beide uns ja auch einig.

Aber gestern, als deine Lunte eine Lücke in meine Bande riß, habe ich wieder an diese frischen, tatdurstigen Bauernburschen denken müssen, und da war es in meiner Macht gelegen, die Lücke dorthin zu verschieben, wo Auffrischung längst nottat. Wie du siehst, Woynok, hast du uns sogar gestern eher Nutzen als Schaden gestiftet.“

Unterdessen waren Grushek und seine Leute mit ihrem Gefangenen bei der unteren Wolfsschlucht angelangt. Dorthin hatte die Bande zunächst ihr Lager verlegt. War doch die Schlucht erst nach dem Schneefall von Wölfen bevölkert. Grushek ließ Woynoks Fesseln aufknoten. Er zeichnete ein kleines Kreuz auf die Erde und hieß Woynok sich daraufstellen. Dann befahl er den Räubern, ihre Flinten zu laden und einen Kreis um Woynok zu schließen.

Das ganze Jahr über, das Woynok in ihrer Mitte verbrachte, hatten die Räuber nie mehr über Woynok nachgedacht. Man könnte sagen, daß sie ihn vergessen hatten. Jetzt aber, nach so langer Zeit, war endlich wieder ein Raum zwischen ihm und ihnen, der Raum zwischen seiner Brust und den Mündungen ihrer Gewehre. Er war wieder der Woynok von früher, der sich höchstens einmal im härtesten Winter dem Lager nähert, auf dessen Spur man zuweilen stößt oder nur zu stoßen glaubt. Ob die Räuber doch auf Grusheks Befehl schießen werden? Aber Grushek befahl es ja gar nicht. Er schob sich in den Kreis hinein, stellte sich vor Woynok hin und sagte: „Geh zum Teufel Woynok, aber geh! Laß dir nie mehr, auch nur im Traum einfallen, unseren Weg zu kreuzen. Laß dich nie mehr in deinem Leben bei uns blicken.“

Woynok hatte noch kein Wort gesprochen, seit er auf dem Schwesternberg gefesselt aufgewacht war. Er erwiderte auch jetzt nichts. Seine Augen waren klar und durchsichtig. Schweigend verließ er den Kreis, der hinter seinem Rücken sogleich auseinanderfiel. Schon hatte er die Wolfsschlucht verlassen. Er dachte nicht mehr an Grushek und seine Bande und vergaß ihn. Ein paar Räuber liefen auf einmal an den Rand der Schlucht, aber Woynoks Spur war schon verdeckt von dem unablässigen ungeheuren Laubfall der herbstlichen Prutka.

Von diesem Tage ab begann eine neue Zeit, die man nie für möglich gehalten hätte. Sie wäre auch vordem nicht möglich gewesen, und wurde auch später nie mehr möglich. Sie dauerte etwas über ein Jahr. Während diesem Jahr weitete sich die fälschlich für eng gehaltene Welt zu dem unendlichen Raum,

die Prutka weitete sich, und es war Platz für Woynok und Gruschek. Wer hätte in diesem Jahr behaupten können, einer sei dem anderen überlegen? Wenn wirklich einer in diesem Jahr Woynok den Vorzug gab, dann konnte man aus diesem Urteil gar nicht auf Woynok schließen, sondern nur auf den Urteilenden.

Niemals war soviel in den Dörfern über Woynok und Gruschek erzählt worden; Gruschek aber verbot seinen Leuten nach jenen Ereignissen, Woynoks Namen auch nur zu erwähnen. Alle verstanden, daß das das geringste war, was Gruschek fordern durfte.

Den nächstfolgenden Winter verbrachte die Bande in einem neu entdeckten Felsspalt hinter dem Schwesternberg. Ausgeschickte Wachen hörten von einem Köhler, Woynok sei umgekommen. Nicht einmal weit weg, sondern nur ein paar Stunden weit, nicht einmal vor langem, sondern erst gestern. Er war eines kläglichen Todes gestorben. Jäger aus Doboroth waren mit neuartigen, unbekannten Fallen in die Prutkadörfer gekommen. Woynok war mit dem Fuß in eine solche Falle geraten, und sie war zugeschnappt. Erst als er die Nacht über festgeklemmt und nahezu erfroren war, hatten sich Bauern an ihn herangewagt und ihn mit Stöcken totgeschlagen. Diese Botschaft brannte zuerst den ausgeschickten Wachen, dann den Räubern auf der Zunge. Sie konnten nicht länger an sich halten und brachen Gehorsam und Schweigen. Gruschek merkte aus ihren Mienen und ihrem Flüstern, was geschehen war. Da tat er genau das, was seine Räuber von ihm erhofften. Er setzte sich zwischen ihnen nieder, rang die Hände, daß es knackte, weinte laut und klagte. Alle klagten mit ihm in schmerzhafter Erleichterung.

Über das frisch geschürte Feuer klagte man, was man von Woynok wußte, in einer Art freudiger Verzweiflung. Weil er tot war, und weil es doch immerhin seinesgleichen gegeben hatte. Alle klagten, bis sie erschöpft waren und einschliefen.

Mitten in der Nacht rief die am Rand der Schlucht aufgestellte Wache, Woynok sei gekommen. Oberhalb der Bergwand schien sich der Nebel zu verdicken. Woynok näherte sich dem Lager mit unendlicher Langsamkeit. Die Räuber krümmten sich um das niedergebrannte Feuer. Die Hand, die noch rasch ein Scheit hineinwerfen wollte, erstarrte schon vor Grauen und Kälte. Denn ein Luftzug eisiger Kälte flog von Woynok weg und flatterte um die Schlafen der Räuber. Woynok aber, der diese Kälte verbreitete, schien selbst nicht zu frieren. Er setzte sich auf die Erde nieder, außerhalb des Feuerkreises. Er glich dem Woynok von früher soviel wie ein Toter einem Lebenden gleichen kann.

Da ermannte sich Gruschek, begrüßte Woynok, setzte sich ihm gegenüber auf die Erde, Gesicht gegen Gesicht, und redete ihn an: „Lieber Woynok, warum hältst du dein Versprechen nicht? Warum bist du noch einmal zu uns gekommen?“ Woynok erwiderte nichts. Als die Räuber Gruscheks Stimme hörten, beruhigten sie sich ein wenig, sie bewunderten ihren Gruschek, wie er mit aller Art Menschen umgehen konnte, sogar mit toten, und sie wiegten

sich in Sicherheit. Gruschek fuhr fort: „Kannst du nicht einmal jetzt halten, was du versprochen hast? Was willst du denn noch bei uns? Wir haben dich nur um eine einzige Kleinigkeit gebeten, aber nicht einmal diese winzige Bitte willst du uns erfüllen.“ Woynok regte sich nicht, Gruschek fuhr fort: „Obwohl du nur ganz kurze Zeit mit uns gelebt hast, obwohl diese Zeit bei uns kein besonders gutes Andenken hinterließ, haben wir dich doch heute beklagt, als ob du dein ganzes Leben unzertrennbar mit uns verbracht hättest. Hör mal, Woynok: Woynok ist hinter dem Schwesternberg von den Bauern mit Stöcken erschlagen worden. Nie hat es noch einen solchen Räuber gegeben, nie wird es mehr einen solchen geben. Was ist Gruschek gegen Woynok? Gruschek ist alt; wenn seine Hände morgen herabsinken, dann wird seine Bande nach allen Richtungen auseinanderlaufen.“

Gruschek stemmte die Arme in die Hüfte, er wiegte seinen Oberkörper und seine trockenen Knochen knirschten.

„Warum bin ich nur hergekommen?“ dachte Woynok, „Warum habe ich noch einmal diesen furchtbaren Weg durch die Berge zurückgelegt? Ich könnte längst meine Ruhe haben, ich könnte längst zugeschnitten sein.“

Die Räuber wiegten sich rasch hin und her, wobei ihre Köpfe manchmal aneinanderstießen. Sie fürchteten sich jetzt kaum mehr, als ob sie begriffen hätten, wie wenig ein Toter gegen so viel Lebende ausmacht. Sie vergaßen ihren Gast. Doch ihre Klagen folgten so reich und dicht, daß man sich wundern mußte, wieviel selbst ein rasch geendetes Leben gefaßt hatte.

Woynok war viel zu schwach, um an das Feuer heranzurücken. Wer hätte auf den Gedanken kommen sollen, ihn hinzuziehen? Je eher die Kälte sein Herz zerknackte, dachte Woynok, desto besser, je eher sein unnützes, bis auf die Knochen eingerissenes Fleisch erstarrt war. Er hob ein wenig den Kopf. Einen Augenblick lang über dem Feuer entstand ein Leben, jung und verlockend, das reinste Räuberleben, kühn und glücklich. Woynok dauerte dieses Leben, das rasch zu Ende ging mit dem stürmischen Lied und mit dem übermäßig geschürten Feuer. Man hatte alle Scheiter auf einmal hineingeworfen.

Gruschek verstummte zuerst, er hatte bemerkt, daß der Gast fort war.

Am Morgen fanden die Räuber die frische Spur, in der Nacht ausgetreten. Gruschek tröstete sie: er kann ja nicht weit gekommen sein. Er erhob sich ächzend; er stand jetzt schon immer schwer auf von seinem Nachtlager, als ob ihn die Erde gleich behalten wollte. Er wußte aber, was er der Bande schuldig war. Er machte sich auf mit seinen besten Leuten. Sie fanden Woynok auch bald. Er hatte sich mit dem Kopf in den Schnee eingewühlt. Sie fragten Gruschek: „Soll man ihn im Lager begraben?“ Gruschek erwiderte: „Das geht zu weit.“ Sie legten Woynok dann einfach mit dem Gesicht nach oben und deckten ihn mit Schnee zu. Das war schnell getan.

DIE FEUER-KANTATE

von

Ernst Toller

I

EIN ALTES SPRICHWORT

Du soll nicht mit dem
Feuer spielen,
sagt ein altes Sprichwort.
Wer mit dem Feuer spielt,
verbrennt sich die Hände.
Doch spielen viele Menschen
gerne mit dem Feuer.
Auch verbrennen Mörder
zuweilen ihre Opfer,
um die Spuren
des Mordes zu verwischen.

II

DAS HAKENKREUZ

Die Sonne brennt
seit Millionen Jahren;
ihr Feuer erwärmt
die frierende Erde,
das Getier in den Wäldern,
die Fische im Wasser
und die sanften Blumen.
Die Menschen lobten das
himmlische Feuer
und schufen sich
ein irdisches Bild
der kreisenden Sonne:
das Hakenkreuz.
Als über Deutschland
das Hakenkreuz zu leuchten
begann,
war es ein trübes Leuchten,
und es war ein Geruch
von versengtem
Menschenfleisch.

III

DIE BÖSEN KOMMUNISTEN

Warum brennt unsere Sonne,
warum leuchtet sie nicht?
sagten die Männer,
die das Hakenkreuz
am Armband trugen.
Daran sind die bösen
Kommunisten schuld,
sie spielen nicht mit dem Feuer —
da liegt der Hund begraben.

IV

BERATUNG

Es war ein Streiten und Raufen,
welches Haus am
rötesten brennen würde
in der mondlosen Winternacht.
Und sie beschlossen,
den Reichstag anzuzünden.
Dort schlief die deutsche Freiheit
einen schweren traumlosen Schlaf.

V

FEURIO

Der Reichstag brennt!
schrien die Extrablätter,
Der Reichstag brennt!
funkten die Morseapparate.
Der Reichstag brennt!
gröhlte das Radio.
Die bösen Kommunisten
haben mit dem Feuer gespielt,
das sollen sie büßen!
In dieser Nacht

verhafteten die Führer,
die das Hakenkreuz
am Armband trugen,
Männer und Frauen
zu tausenden,
und sie wachten darüber,
daß die Feuerwehr
den Brand nicht lösche.

VI

DIE SONNE
BRINGT ES AN DEN TAG

Als am nächsten Tag
die Sonne den Himmel rötete,
sah man verkohlte Balken
und einen Haufen Asche —
aber auch die Spuren
der Brandstifter.
Und die Menschen deuteten
mit Fingern auf ihre
versengten Hände,
und es ging ein Flüstern
und Raunen
durch die Welt:
Hakenkreuz verbrennt
den Reichstag!

VII

DAS WUNDER

Wunder geschehen nicht
auf dieser Erde:
hast du ein Feuer erstickt,
und war es noch so
gewaltig,
kannst du es nicht mehr
entfachen
mit dem Atem
deines Mundes
oder
einem Blasebalg;
der Weise bedenkt,
bevor er
handelt.
Aber diesmal geschah
ein Wunder:
der Reichstag
brannte in einer Nacht —
doch er brennt,
brennt fort
in allen Nächten,
und er leuchtet
künftigen Geschlechtern!
Denn du sollst nicht
mit dem Feuer spielen.

ZWEI SONETTE

VON

Erich Arendt

EINES BERGMANNS HÄNDE

Zum Hauklotz, wo der Bauer Sebastián
für den asturischen Winter Holz geschlagen,
stieß ihn die Guardia Civil und schrie ihn an:
„Nun balle deine Faust, die du so hoch getragen!“

Vier hielten keuchend seinen Leib gepackt;
der hat mit seiner ganzen Kraft gerungen.
Mit stumpfem Beilhieb fielen abgehackt
die Hände, die im Schacht den Stein bezwungen.

Zwei Stümpfe liefen taumelnd ins Gelände.
Sie schossen lachend hinterher. Und als er schrie,
ging einer nach, mit Erde seinen Mund zu stopfen.

Er lag im Feld und weit von ihm im Blut die Hände.
Die schlossen sich zur Nacht. Im Dorfe hörten sie
die Fäuste kommen und an ihre Scheiben klopfen.

EIN BAUER SCHREIBT AUS DEM SCHÜTZENGRABEN

Jetzt schreibe ich! Du wirst es mir nicht glauben,
daß ich es bin, der schreibt. Was machst du nur?
So lange bin ich fort, schon naht die Schafeschur.
Und sage, Mutter, leben noch im Stall die Tauben?

Hier in dem Dreck, ja, denke dir, im Graben
ganz nahe an dem Feind, hab ich mit dreißig Jahr
zu schreiben noch gelernt. Und Bücher haben
wir einen Kasten voll. Die les ich ganz und gar.

Wie schön ist es in dieser dunklen Nacht,
weil ich dir schreiben kann. Ich hätte nie gedacht
die Feder wie den Peitschenschaft zu führen.

Hat schon der Mandelbaum geblüht vor unserm Haus? —
Jetzt schießt der Feind. Nun muß ich schnell hinaus.
Nur, Mutter, eines noch: ich werde nach dem Krieg studieren!

SPANISCHES TAGEBUCH

von

Michail Koltzow

Michail Koltzows „Spanisches Tagebuch“ ist eine Epopöe vom Kampfe des spanischen Volkes, wie es ein russischer Bolschewik und Schriftsteller als unmittelbarer, persönlicher und aktiver Zeuge des größten Teils der Etappen dieses tragischen und ruhmreichen Kampfes erlebt hat. Wir haben aus dem ersten Teil dieses großen, mehr als 600 Seiten umfassenden Buches einige Seiten ausgewählt, denen man den gemeinsamen Titel „Toledo“ geben könnte. Im übrigen hat dieser Roman keine Untertitel, sondern nur Daten. Miguel Martinez ist eine dem Autor nahestehende Person, ein mexikanischer Kommunist, der nach Spanien gekommen ist, um der Republik seine Bürgerkriegserfahrung zur Verfügung zu stellen.

1936 — 4. September.

Miguel Martinez lag mit anderen zusammen in der Schützenkette zu beiden Seiten der Chaussee Madrid-Lissabon, bedeutend näher an Madrid als an Lissabon. Ein Teil der Mannschaften war mit alten spanischen Flinten ausgerüstet, der Kommandeur der Kolonne besaß einen guten, kurzen Winchester. Miguel hatte nur eine Pistole. Hinter ihnen rauchte von zwei Feuersbrünsten das schöne Talavera de la Reina. Miguel sah durchs Fernglas, bemüht, einen lebendigen Marokkaner zu entdecken.

„Wozu brauchen Sie das Fernglas?“ fragte der Major, „Sie haben doch eine Brille. Vier Linsen im Fernglas und zwei Brillengläser und zwei Augen, das macht zusammen acht Augen. Wieviel Mauren sehen Sie denn?“

„Keinen einzigen. Ich glaube gar nicht mehr daran, daß es welche gibt. Ich werde Spanien verlassen, ohne einen Mauren gesehen zu haben.“

„Sie stellen immer zu hohe Anforderungen...“ der Major rieb mit der Hand die schwarzen harten Borsten in seinem Gesicht. „Ich glaube bloß, daß in zwei Stunden an der Stelle hier, wo wir liegen, ein dunkelhäutiger Kerl im Turban oder Fez stehen oder liegen wird.“

„Das wäre ja allerhand. Wissen Sie auch, daß an eben dieser Stelle, wo wir liegen, und zwar beinahe im selben Monat, im Jahre 1809 die französischen Eroberer geschlagen worden sind?“

„Na sehen Sie. Und da haben Sie kein Vertrauen zu den spanischen Waffen.“

„Vertrauen habe ich schon, aber die Franzosen hat hier der englische Feldmarschall Herzog Wellington geschlagen.“

„Er kämpfte auch nicht allein, mehr als die Hälfte seiner Truppen waren Spanier. Wir Spanier haben verlernt, allein zu kämpfen. Wir brauchen immer jemanden, der uns hilft. In Marokko haben uns die Mauren geschlagen, bis

wir uns mit den Franzosen verbündet haben. Jetzt greift die „Falanga Española“ zusammen mit Marokkanern, Deutschen und Italienern an. Wenn die Republik standhalten will, braucht sie Franzosen oder Mexiko, oder Rußland“.

„Und das sagen Sie, ein Offizier der spanischen Armee? Was kann man denn da von den Soldaten verlangen?“

Kugeln sausten dicht aufeinanderfolgend über sie hin. Die Schützenkette lag unruhig, die Zahl der Kämpfer schmolz immer mehr hin. Die einen gingen Wasser trinken, andere sich ausruhen, jener wieder ohne allen Grund — und keiner kam zurück. Der Major nahm das alles philosophisch hin — er beschränkte sich darauf, jeden Weggang laut zu registrieren: „He du, Lapparsch, hast dein Gewehr vergessen, nimm dir wenigstens die Mühe, es nach hinten mitzunehmen! Dich hat keiner beauftragt, den Rebellen Staatseigentum auszuliefern!“

Oder: „Na mach schon ein bißchen schneller, sonst holen sie dich noch in Talavera ein. Hau gleich weiter ab, nach Madrid, trink in Vallecas einen guten Vermouth auf mein Wohl!“

Oder: „Warum laßt ihr mich denn mit dem ausländischen Genossen ganz allein? Es wird uns ja langweilig hier zu zweit!“

Oder: „Wartet noch ein Stündchen, bis man uns das Fressen bringt, und dann machen wir zusammen fort.“

Miguel kochte vor Empörung und Wut. Er machte dem Major Vorwürfe: „Sie behandeln die Leute verächtlich und provokatorisch. So spricht kein loyaler Offizier. Das ist doch unerfahrenes Volk, aber keine Feiglinge. Sie denken wohl, man wird uns alle Sünden verzeihen, wenn wir hier zusammen ruhig liegenbleiben und nicht auch türmen? Sie als Kommandeur sind verpflichtet, Ihre Abteilung um jeden Preis hier festzuhalten, und wenn Sie auch ein Dutzend erschießen müssen. Oder wenn das nicht geht, dann müssen Sie in voller Ordnung und ohne Deserteure den organisierten Rückzug antreten.“ Das Feuer der Faschisten wurde stärker. Die Leute der Hundertschaft antworteten mit schnellem, hastigem Feuer. Auch der Major legte sich hin und schoß, ohne zu zielen. Er sagte: „Sie legen falsche Maßstäbe an. Hier ist nicht Europa, nicht Amerika, nicht Rußland, nicht mal Asien. Hier ist Afrika. Was bin ich denn selber? Zwei Jahre habe ich in Marokko mit Ruhr gelegen — das ist meine ganze Kriegspraxis. Ich habe dieselben Anschauungen wie die Soldaten, schön. Vielleicht sogar dieselben Interessen. Aber ich sehe sie zum erstenmal, es mögen wirklich ausgezeichnete Jungens sein. Aber wir trauen einander nicht — ich, der Kommandeur, hab Angst, daß sie mir weglaufen. Sie, die Soldaten, haben Angst, daß ich sie in eine Falle führe.“

Miguel konnte sich nicht beruhigen: „Kommen Sie, sammeln wir diese 700 Mann, machen wir einen Haken nach Süden und greifen nach oben an, senkrecht auf die Chaussee zu. Dann läuft der Gegner weg; es ist doch ganz klar, daß er mit schwachen Kräften vorrückt!“

Der Major schüttelte ablehnend den Kopf und rieb sich wieder den unrazierten Bart. „Das habe ich schon probiert, vorgestern, ich danke bestens. Man

hat mich erschießen wollen wegen Wegführung der Volksmiliz in die Umzingelung des Feindes. Irgend so ein Kerl, einer von euren Kommunisten da, Lista oder Lister, hat mich mit Mühe und Not gerettet. Sie sind oft recht ungeduldig, diese spanischen Kommunisten, diese Ihre Verwandten. Sie wollen alle alles lehren und bei allen alles lernen. Das ist weder Krieg noch Revolution, das ist eher eine Waisenschule — ich verstehe nicht, was Ihnen allen daran so gefällt. Aber, ehrlich gesprochen, wenn ich mich schon mal irgendeiner Partei anschließen muß, dann entweder der „Falanga Espagnola“ oder Ihrer Partei. Ich weiß nicht, ob aus uns Offizieren anständige Kommunisten zu machen sind, aber aus euch Kommunisten anständige Offiziere — das geht. Sie haben harte Gesichter. In Spanien kann man erreichen, was man will, wenn man nur ein hartes Gesicht hat. Wenn ich die Regierung wäre, ich würde die Leute für diesen Krieg statt auf die Offiziersschule für drei Monate in die Kommunistische Partei schicken.“

Hinter ihnen schlug eine Granate ein und eine Wolke schwarzen Rauchs zog langsam am Rand der Chaussee entlang. „Fünfundsiebzig Millimeter“ sagte der Major triumphierend. „Das gilt hier als ‚Dicke Berta‘. Jetzt werden unsere Karnickel alle weglaufen. Na und da kommen ja auch Flugzeuge. Jetzt ist alles in Ordnung, wie gestern.“

Drei Flugzeuge tauchten vom Westen her auf, sie flogen in Kampflinie über die Straße weg, ohne Bomben abzuwerfen. Die Schützenkette erhob sich und begann, mit Geschrei und hochaufgerichtet, wegzurennen.

„A tierra! A bajo!“ schrie Miguel und schwang seine Pistole. „Wer hat bloß diese idiotische Kette erfunden? Selbst in Paraguay wird doch heute so nicht Krieg geführt!“

Der unrasierte Major blickte ihn mißbilligend an: „Alles und jeden müssen Sie belehren. Alles wissen Sie. Sie fühlen sich hier auf den Herbstmanövern 1936. Aber haben Sie daran gedacht, daß die Spanier nicht einmal die Erfahrung des russisch-japanischen oder des Burenkrieges haben? Wir betrachten alles mit den Augen von 1897. Geben Sie es nur zu, Herr Kommissar — es macht auch Ihnen keinen Spaß, unter solchen ‚Junkers‘ zu liegen. Sowas hats bei Ihnen doch auch nicht gegeben?“

„Das stimmt nicht“, sagte Miguel; er fühlte sich getroffen. „Ich hab auch schon ein Luftbombardement mitgemacht, allerdings kein solches. Einmal hatte ich sogar ein Luftschiff über mir, im Weltkrieg, damals war ich ein kleiner Junge.“

Die „Junkers“ flogen jetzt einer hinter dem anderen und ließen jeder eine Bombe auf die Chaussee fallen.

„Sehen Sie sich mal die Omnibus-Passagiere an“, sagte der Major. „Die haben Angst, daß es ihnen die Chaussee kaputt haut und sie nicht zu ihren Weibern heim können. An uns haben sie gar nicht gedacht. Nu, meinewegen sollen sie zum Teufel fahren.“

Die Soldaten stürmten die Omnibusse und Lastwagen. Die Wagen sausten nach rückwärts ab, nach Talavera. Sie flohen vor den Flugzeugen und es war ihr Glück, daß die „Junkers“ zu schnell vorwärtsschossen. Nur eine einzige

Bombe platzte noch auf dem Weg — die Rebellen schonten offensichtlich ihre Munition und die Chaussee.

Talavera war ganz verstopft von Autos, Karren, Flüchtlingen, Vieh, lastbeladenen Maultieren und Eseln. An den Brücken über den Tajo und Albarche standen lange Schlangen von zurückgehenden Truppenteilen und Zivilisten. General Riquelme schickte Dynamiteros, die die Sprengung der Brücken vorbereiten sollten — sie wurden als Faschisten gefangengenommen und drei von ihnen wurden erschossen, ihre Leichen lagen auf Zeltbahnen am Ufer des Tajo. Auf einigen Häusern wehten schon (oder noch) weiße Fahnen und Lumpen. Wollüstig und puppenhaft lächelte die mit bunten Kacheln verzierte Kirche Virgen del Prado. Miguel verlor im Gedränge den Major und dann sah er ihn wieder von weitem, in der Menge auf der Brücke, wie er mit einem Omnibuschauffeur verhandelte. Als es anfang dunkel zu werden, hörte man am Rande der Stadt Schüsse fallen. Das waren die einheimischen Faschisten, die der abziehenden Volksmiliz auf den Fersen folgten.

Miguel verließ Talavera um acht Uhr abends. Er hatte den ganzen Tag lang nichts gegessen und konnte auch nichts aufreiben; die Soldaten hatten keine Verpflegung erhalten, die Intendantur hatte sich als erste verdrückt. Bald hinter der Brücke ließ er sich auf einem erhöhten Plateau an der Chaussee neben einer Gruppe müder Soldaten ins Gras fallen. Ein Soldat reichte ihm eine große dunkle Weintraube und ein Stück Brot. Kopfschmerzen quälten ihn. Er aß und dann schlief er ein.

5. September.

Als er aufwachte, fand er sich allein. Die Uhr zeigte fünf, die Sonne brannte schon mit aller Kraft, ringsum war keine Seele zu sehen, obgleich er in der Nähe Schüsse fallen hörte. Talavera lag drüben hinter der Brücke, der Kirchturm von Virgen del Prado leuchtete herüber. Vielleicht war er schon in Gefangenschaft? Um niemandem zu begegnen, verließ er die Chaussee und ging in südöstlicher Richtung über die wellige Ebene. Er riß ein paar Fotografien und Blätter aus seinem Notizbuch und vernichtete sie, seinen Ausweis hielt er zusammengelegt in der Hand, um ihn im Notfall schnell in den Mund stecken und verschlucken zu können.

Er ging am Ufer des Tajo entlang. Durst quälte ihn, aber er wagte nicht, zum Fluß hinunterzusteigen. Am andern Ufer zogen langsam, in der Richtung auf Talavera zu, zwei Reiter in Burnussen vorüber. Jetzt hatte er also Marokkaner gesehen! Miguel hob wie zum Versuch leise die Pistole an die rechte Schläfe. Dumm wäre es, wenn er sich erschießen müßte, ohne vorher die übrigen Patronen, die er im Gürtel trug, ausgenützt zu haben.

Miguel beschloß, auf alle Fälle langsam zu gehen, aufrecht und ruhig, als hätte er nichts zu fürchten. Aber die Reiter ritten weiter, ohne sich umzublicken. Sie kamen von einer Patrouille zurück und hielten ihre Aufgabe offenbar für erledigt.

Zwei Kilometer weiter kreuzte er eine Schmalspurbahn und ging einen

Feldweg entlang. Schließlich zeigte sich ein hoher zweirädriger, mit einem Maultier bespannter Karren. Ein Bauer in einem großen Strohhut führte das Tier am Zaum. Miguel steckte die Hand in die Tasche.

„Buenas dias“, sagte er gleichgültig.

„Muy buenas, Señor“, antwortete der Bauer mit neugierig lächelndem Blick. Er sagte nicht „Salud“. Vielleicht hielt er selber Miguel für einen Faschisten?

An der Front trugen beide Parteien die gleiche Kleidung, den „Mono“, und unterschieden sich nur durch kleine aufgestickte oder angesteckte Zeichen.

Miguel ging ungefähr noch drei Stunden lang; es wurde ihm in der Sonne immer heißer. Er hielt es nicht mehr aus und kroch zum Fluß hinunter, um zu trinken; das Wasser schmeckte abscheulich.

Er kam nahe an ein großes Dorf heran — die Straße, die zu ihm führte, war gepflastert, und auf dem Wegweiser stand „Cebollas“. Aber es war noch zu nahe an Talavera und er schritt weiter. Auf einmal holte ihn auf der Landstraße ein kleines Lastauto ein — es war zu spät, sich zu verstecken. Auf dem Wagen saßen drei Soldaten, sie führten Holz mit. Miguel hätte das Auto schon vorbeifahren lassen, da erkannte er die Nummer: Toledo, in schwarzer und roter Farbe. Er rief das Auto an, brachte es zum Halten, wischte sich den Schweiß von der Stirn und richtete sich im Wagen ein.

Sie fuhren auf einer großen schweren Brücke über den Tajo und rollten an einem schönen Schlößchen vorbei in das Dorf Malpica hinein. Miguel ging auf die Militärkommandantur — dort war es leer und die Türen standen sperrangelweit offen — von dort ging er zum Alcalden. Der Sergeant und der Alcalde, beides alte Männer, saßen auf der Veranda beim Frühstück: dicke Eierkuchen, Käse und weißer Wein. Sie freuten sich sehr über Miguel und bestellten gleich einen einheimischen gebratenen Fisch für ihn. Das sei ein ungewöhnlicher Fisch, sagten sie, sowas gäbs auch in Toledo nicht. Sicher selbst in Madrid in den Restaurants nicht. Das heißt, in Madrid am Ende doch. Dahin kommen ja Eßwaren aus der ganzen Welt. Jedenfalls sei der Fisch etwas ganz besonderes. Hierher nach Malpica sei einmal der russische Schriftsteller Ehrenburg gekommen. Dem habe der Fisch auch sehr gefallen. Miguel sagte, Ehrenburgs Meinung sei sehr wertvoll, denn in Rußland gäbe es große Flüsse mit prächtigen Fischen. Von Seefischen verständen die Russen nicht so viel, aber von Flußfischen ja. Miguel war ganz übel vor Hunger, er hielt es nicht aus, er nahm ein Stück Weißbrot vom Tisch und spülte es mit Wein hinunter.

Ob sie wüßten, daß die Faschisten schon so nahe seien, schon in Talavera? Der Sergeant sagte, ja, das wüßten sie, aber das wäre ihnen egal. Sie sollten bloß probieren, sich hier blicken zu lassen, in Malpica. Sie sollten bloß probieren. Malpica würde es ihnen zeigen. Die Bauern lassen sie nicht durch. In Malpica sind brave Bauern. Der Alcalde blickte ihn zustimmend an. Das ist wahr, bestätigte er. In Malpica gibts brave Bauern.

„Von welcher Partei?“

Der Alcalde erklärte, sie alle gehörten zur Republikanischen Linken, aber das sei alles in allem nicht so wesentlich. Als die Halunken aus der Partei

von Leroux im Institut für Agrarreform saßen, hatten sie das Dorf ausgeplündert, hatten die Bauern in Schulden gestürzt und viele Höfe versteigern lassen. Deswegen stimmten alle für die Republikanische Linke. Jetzt, so hieß es, sei ein Kommunist Landwirtschafts-Minister und die Schurkereien hätten aufgehört. Wenn das stimmte — so wäre der Alcalde bereit, zusammen mit dem ganzen Dorf der Partei der Kommunisten beizutreten. Seinen ehemaligen Granden würde Malpica jedenfalls nicht wieder reinlassen. „Unter sein verfluchtes Schloß haben wir Dynamit gelegt, und wir werden es in die Luft sprengen, wenn die Faschisten anrücken. Wir lassen sie nicht rein. Sie werden uns ja zusammen mit dem Granden nicht bloß das Land wieder fortnehmen. Sie werden uns und unsere Kinder umbringen. Sie werden uns wieder verbieten, in der Nähe des Dorfes Fische zu fangen. Nein, sie sollens nur probieren, hier reinzukommen!“

Der Sergeant war einverstanden, den kleinen Lastwagen bis Santa Olalla zur Verfügung zu stellen. Er wollte nur einmal nachsehen, was in San Bartolomé los sei. Er fuhr mit Miguel zu zweit hin.

San Bartolomé ist geräumt, die Faschisten beschießen es mit Schrapnells. Den Lastwagen am Fuße eines Hügels lassend, kriechen sie dort hinauf. Hier wachsen Heckenrosen mit besonders langen Dornen, die bohren sich tief durch die dünnen leinenen Alpargatas, der Stoff an den Fersen färbt sich mit kleinen Blutflecken.

Oben vom Hügel aus sieht man ganz Talavera liegen — die Häuser, die Fabriken, die Kirche, die hohen Flammen der Feuersbrünste. Neben dem Bahnhof versucht eine kleine Lokomotive mit drei Waggons, einem Flugzeug zu entkommen. Das ist ein Flieger aus dem Geschwader Andrés.

Rund um den Hügel liegt eine Hundertschaft. Sie ist friedlicher Stimmung und denkt an keinen Angriff. Warum eigentlich? Es ist doch klar, der Gegner wird diese Hügel angreifen, um seine rechte Flanke zu verstärken. Das ist doch eine Elementarforderung der Taktik.

Nein, der Sergeant ist anderer Meinung. Der Alte nimmt an, daß die Rebellen auf der Chaussee vorgehen werden und nur auf der Chausse, solange es geht. Möglich, daß der Alte recht hat.

Sie kehren um, der Alte bleibt im Dorf, Miguel fährt auf der Hauptchaussee nach Santa Olalla. Auf der Chaussee und parallel zu ihr ziehen und ziehen Truppenteile — überfüllte Lastwagen, Autocars, Fuhrwerke, Karren. Das kann man nicht Panik nennen und nicht Flucht, es ist ein phantastisches Massengewimmel — wie in Moskau im Petrowski-Park vor einem Fußballwettbewerb im Stadion.

Auf der Chaussee stehen die Kommandeure mit ihren Adjutanten und Leibwachen, stehen Agitatoren, Parteiarbeiter, sie halten die Autos an, überreden, bitten, drohen, aber sie können nichts ausrichten. Maria Teresa Leon läuft, Tränen in den Augen, eine kleine silberne Pistole in der Hand, von einem der Vorüberziehenden zum anderen, beschwört sie mit zärtlichen Worten und Flüchen, appelliert an ihre Ehre als Revolutionäre, als Männer, als Spanier. Einige hören auf sie und kehren um. Einem hochgewachsenen, hü-

schen Burschen mit kupferfarbigen, glatten, strähnigen Haaren gelingt es besser als allen anderen, die Flüchtlinge aufzuhalten. Um ihn hat sich eine Art Staudamm gebildet. Seine Helfer oder Freunde führen die Aufgehaltenen in einen Hohlweg und gruppieren sie zu so etwas wie Kolonnen.

Miguel sprach ihn an, der Bursche zeigte, um sich vorzustellen, die letzte Nummer der „Milicias Populares“, der kleinen Zeitung des Fünften Regiments der Volksmiliz; da stand eine kleine Soldatenkorrespondenz, die ihn, den Hauptmann Enrique Lister, den Kommandeur eines Bataillons an der Front von Estremadura, lobend hervorhob. Eine einfache Federzeichnung zeigte die langen, strähnigen, zurückgekämmten Haare Listers.

Miguel blieb bis zum Abend mit ihm zusammen. Er überzeugte sich, daß Lister es verstand, schweigsam und achtungsgebietend auch mit Leuten fertig zu werden, die ihn nicht kannten und ihm nicht unterstellt waren. Von ihm ging eine stille drohende Kraft aus. Er war ein Arbeiter aus Galicien, hatte an dem Aufstand in Asturien teilgenommen, war eine Zeitlang als Emigrant in der Sowjetunion gewesen und hatte dort als Häuer beim Bau der moskauer Metro gearbeitet.

Sie aßen zusammen ein Stück Käse, das Lister in der Tasche trug. Die aufgehaltenen Deserteure gaben ihnen Wein aus ihren Feldflaschen zu trinken.

„Sie wollen nicht kämpfen“, sagte Lister mürrisch. „Heute steht der Weg nach Madrid offen. Die ersten Omnibusse mit Feiglingen sind schon in der Stadt angekommen; sie sind beinahe hundertdreißig Kilometer geflohen. Mit einem einzigen Tank hätten die Faschisten heute in die Hauptstadt einziehen können.“

„Man muß sie belehren“, sagte Miguel. „Der Soldat versteht die einfachsten Sachen noch nicht. Er ist hier daran gewöhnt, zwischen steinernen Häusern oder hinter Felsen hervor zu kämpfen. Er weiß nicht, was der Kampf in der Ebene, was ein unsichtbarer Gegner ist. Wer das nicht weiß, wem man das nicht beigebracht hat, für den wird das immer schrecklich sein, auch wenn er der mutigste der Mutigen ist. Es ist schrecklich, sich im Feuer, besonders unter Flugzeugen, nackt, schutzlos, ungedeckt zu fühlen. Hier weiß man noch nicht, was das ist: Schützengräben, Heeresreserve, gezieltes Feuer.“

„Man muß den Truppen die Omnibusse wegnehmen“, sagte Lister immer noch ärgerlich. „Sie sind zu faul zu laufen, sie wollen immer nur fahren. Deshalb kleben wir auch so an den Wegen — wir sowohl, als auch die Faschisten. Wir stoßen zusammen und fahren auseinander wie die Kugeln beim Billard. Daher dann auch solche Sprünge — zwanzig Kilometer nach Westen, zwanzig Kilometer nach Osten. Zu Fuß würden wir nicht so springen. Hier steht alles auf dem Kopf. Die Artillerievorbereitung beendet den Angriff. Die Eisenbahnlinien werden gesprengt und nicht benützt. Aber die Chausseen macht man nicht gern kaputt — vielleicht kann man sie noch mal brauchen, entweder für den Angriff oder zum Abhauen.“

Die Panik legte sich langsam. Es war nur gut, daß die Rebellen in Talavera durch irgend etwas aufgehalten wurden. Wahrscheinlich waren sie auf

den Widerstand der Arbeiter gestoßen, daher auch diese Schießerei in der Stadt. Möglicherweise kam sie auch bloß von Erschießungen schutzloser Leute. Tatsache war, daß die Rebellen aus irgendeinem Grunde auf dieser verlassenen, von niemandem verteidigten, nicht einmal unterminierten Chaussee nicht weiter vorrückten.

Irgend jemand kam aus der Stadt und brachte die Nachricht, daß Truppenteile von der Guadarramafront über Arenas de San Pedro von den Bergen herunterkämen, daß die Kolonne Mangada in der Richtung Talavera einen Flankenstoß gegen die Faschisten führen werde. Dieses Gerücht bestätigte sich nicht, aber es brachte Beruhigung und hielt den Abmarsch der Truppen auf. Gegen Abend erschienen, nach drei Tagen Abwesenheit, die Feldküchen wieder. Die Soldaten begannen sich um die Lagerfeuer zu sammeln. In der Nacht fand in Santa Olalla ein Meeting statt. Es wurde bekannt, daß zwei Kommandeure, die gestern als erste aus den Stellungen vor Talavera geflohen waren, entdeckt und erschossen worden waren. Die Leute blinzelten dabei zu Lister hinüber.

Im Nachtquartier im Dorf sagte Lister zu Miguel: „Ich glaube auch, daß man lernen muß. Aber man braucht bloß einem Soldaten oder Kommandeur ein Wort davon zu sagen, so fragt er gleich: ‚Sind Sie Kommunist?‘ Sie betrachten die Kommunisten als Schulmeister. Sie sagen, jetzt sei es zu spät zu lernen, jetzt müsse man kämpfen. Es gibt bei uns Leute, die drei Tage lang eine Theorie ausknobeln, um sich von einer halben Stunde Arbeit zu befreien. Hast du nicht irgendein Buch über Taktik oder den Bau von Schützengraben?“

6. September.

In der Ferne war Toledo zu sehen, die Festung Alcazar rauchte auf der Berghöhe aus ihren zwei zerschossenen Türmen, der Tajo umgürtete die Stadt mit seinem violetten Band. Auf den alten Brücken kontrollierten Leute im Kostüm mexikanischer Banditen, mit spitzen Stroh Hüten auf dem Kopf und bunten Seidenbändern an den Flinten, die Ein- und Ausgehenden. Sie schleppten Miguels Ausweis irgendwohin; als sie ihn zurückbrachten, war der Stempel des Kriegsministeriums mit ihrer Stampiglie „Anarchisten von Toledo, CNT — FAI“ überdruckt. Eine Kanone gab alle drei Minuten einen Schuß auf den Alcazar ab, von vier Geschossen kreperte durchschnittlich eins.

Die steilen und engen Straßen waren wunderschön, doch als Miguel hinaufstieg, vergaß er völlig, daß das hier Toledo war, die Stadt der verführerischen, erregten Träume seiner Jugend, das tragische Toledo der Inquisitoren und der verwegenen, degenträgenden Raufbolde, der schönen Damen, doctores, jüdischen Märtyrer auf Scheiterhaufen, die Stätte des größten Geheimnisses der Kunst, das er kannte — der unheimlich anziehenden, länglichen, ein wenig aufgeschwemmten Jungmänner- und Greisengesichter auf den Bildern El Grecos, seiner Ritter, seiner Jünglinge in Chorhemden, der Gesichter, mit den unregelmäßigen, verschiedenen, schläfrig hypnotischen Augen. Er hatte im-

mer gedacht, wenn er einmal durch ein Wunder nach Toledo geraten sollte, würde er wie ein Pilger, ohne sich umzublicken, geradenwegs zu dem ehrwürdigen Hause gehen, das er von Albums und Fotografien her kannte, würde den kleinen vertrockneten Garten durchschreiten, der der geizigen kastilischen Erde abgerungen war, würde durch den Hof und die alte Galerie mit ihren grauen Säulen, in das bescheidene, kühle Atelier des so schwer zu verstehenden Künstlers eintreten . . .

Statt dessen stieg er in Begleitung von Soldaten unter ohrenbetäubendem Gewehrgeknatter, vorbei an statuengeschmückten Portalen düsterer kleiner Palais, vorbei an den Resten eines zerschossenen Automobils, in dessen Innerem Kinder herumkrabbelten und Unfug trieben, vorbei an Rumpelkram, Möbeln, Schränken, Klavieren, Matratzen, die aus zerschossenen Häusern auf die Straße hinausgeschleppt waren — hinauf nach dem Socodoverplatz, der dicht an der Festungsmauer des Alcazar liegt.

Die Mitte des Platzes lag im Feuer der Rebellen; unter den Bogengängen war alles zerschossen, Kugeln sprangen über Haufen von zertrümmertem Glas und ließen kleine Staubwolken aufwirbeln. An den Eingängen zum Platz waren auf drei Seiten Barrikaden errichtet, vor ihnen saßen auf weichen Samtsesseln und in Schaukelstühlen Schützen in rot-schwarzen Mützen, mit rot-schwarzen Halstüchern. Die Schießerei war losgegangen, weil eine ganze Herde von Kinooperateuren und Reportern zu den Barrikaden gekommen war. Da war ein riesiger besoffener Franzose aus Barcelona, ein richtiger Arsch mit Ohren, mit zwei Kameras und einem Gehilfen, weiter ein Amerikaner von der „Fox-Movietone“ und spanische Fotografen aus Madrid. Sie hatten die Soldaten angewiesen, sich in Pose zu setzen, anzulegen und zu schießen. Die Aufwühler in der Festung glaubten, es gäbe einen Angriff und begannen zu antworten.

An den Barrikaden und durch die Gassen schlenderten Korrespondenten, Schriftsteller, Maler. Sie nahmen Interviews mit den Anarchisten auf, zeichneten sie in ihre Skizzenbücher, ließen sich ihre Erlebnisse erzählen. Hierher kam auch André Viollis, mit ihr George Soria von der „Humanité“, der lange Frank Pitcearn vom „Daily Worker“, da war auch Louis Fischer, Jean Lurcat und ein paar große amerikanische Zeitungstiere. Sie stritten darüber, wie man die Festung nehmen könnte, und ob die Faschisten moralisch handelten, indem sie Frauen und Kinder der Arbeiter von Toledo als Geiseln in der Festung hielten. Viollis und Soria sahen hierin ein Musterbeispiel von faschistischem Zynismus. Die Amerikaner bewiesen, daß jeder andere an der Stelle der Belagerten ebenso handeln würde. „It's logical!“ riefen sie aus. Dann gingen sie alle zusammen fort, um ein Mittagessen zu finden, aber die Kinooperateure hatten im Hotel schon alles aufgefressen.

11. September.

Alle Leute hier fragen einander, wann denn endlich die Festung genommen werden wird, aber niemand hat wirklich ernstes Interesse dafür. Ein furchtbares Drama spielt sich ab und alle spielen mit wie im Rausch, mit Aus-

nahme der Leichen, die unter den Trümmern der von den Republikanern zerstörten Gebäude hervor scheußlich stinken.

Vor ein paar Tagen war Major Rojo, ehemaliger Lehrer der Kriegsschule, ein Anhänger der Regierung, zu Verhandlungen mit den aufständischen Kadetten, seinen ehemaligen Zöglingen, in den Alcazar gegangen.

Dann tauchte, in allem Ernst, das Projekt auf, den ganzen Alcazar mit Benzin zu begießen, anzustecken und dann anzugreifen . . . Man brachte Feuerspritzen, deren Reservoirs mit Benzin gefüllt waren, aus Madrid heran, begann die Festung zu bespritzen und — setzte dabei die Benzintanks und sich selber in Brand.

Heute am frühen Morgen — ein neuer Akt des Theaterstücks und wieder spielen alle leidenschaftlich mit. Die Aufrührer haben gefordert, daß man ihnen einen Geistlichen herüberschicke, es war nicht klar, ob zu Verhandlungen über einen Waffenstillstand und die Auslieferung der Geiseln oder zur Vergebung ihrer Sünden vor dem Tode.

Man brachte aus Madrid den Canonicus der Kathedrale, Pater Camarasa. Da kommt er in Begleitung einer ganzen Horde: des Oberstleutnants Barcelo, des Hauptmanns Cedilez, des Malers Quintanilla und anderer Vorgesetzter und Mitglieder, Reporter, Fotografen und einfacher Müßiggänger. Der rundliche, glattgescheitelte Priester trägt ein seidenbordiertes Jackett und einen Stehkragen; mit seinem weißen Spitzenhandtuch auf dem Arm sieht er aus wie ein Frauenarzt; er ist blaß und weiß nicht recht, wie er sich benehmen soll. In der rechten Hand trägt er ein Kruzifix, die linke hält er, weil er die Soldaten im Rücken fühlt, mit „Rot Front“ zur Faust geballt, und so geht er über die Trümmer durch eine Mauerbresche in die Festung hinein. Man sieht, wie ihn drinnen Gendarme von der Zivilgarde in schwarzen Dreispitzen in Empfang nehmen.

Die Schießerei hat aufgehört, die Leute bleiben stehen und warten, es entsteht eine Art Waffenstillstand. Dann sieht man, wie oben aus der Akademie eine Gruppe von Soldaten herunterkommt, hinter ihnen, beobachtend, drei junge faschistische Offiziere. Sie kommen durch die Mauerbresche, in der der Geistliche verschwunden ist, heraus, und bleiben fünfzehn Schritte von den republikanischen Soldaten und den Zivilisten entfernt stehen. Die beiden Parteien blicken einander schweigend und voller Interesse an, dann bittet einer von den Belagerten unsicher um eine Zigarette: „Es ist nicht auszuhalten ohne Tabak!“

Sogleich ziehen zwei von den republikanischen Soldaten Päckchen mit Zigaretten aus der Tasche. Ihrem Beispiel folgend kramen auch andere fieberhaft in ihren Taschen nach Tabak. Es ist das reinste Wettrennen; man sieht, jeder wird sich wie ein Kind ärgern, wenn er sich später nicht rühmen kann, den Rebellen eine Zigarette gegeben zu haben. Ein Sergeant mischt sich ein und erlaubt nur zwei Soldaten und sich selbst, mit Zigaretten zu den Faschisten hinüberzugehen.

Ein abgerissenes Gespräch spinnt sich: „Ergebt euch! Man hat euch betrogen! Geht zu uns, auf die Seite der Regierung über!“

„Nein. Wir führen die Befehle unserer Vorgesetzten aus.“

Die Offiziere, die ziemlich mitgenommen aussehen, brechen die Unterredung ab: „Ihr denkt wohl, ihr könnt sie für ein Päckchen Zigaretten kaufen? Da wird nichts draus.“

Ein junger Bursche aus der Festung, mit einem schmutzigen Lappen um den verwundeten Kopf, murmelt vor sich hin: „Uns ist schon egal, wer uns erschießt, die Regierung oder sonst wer.“

Der Sergeant mit erhobener Stimme: „Das ist nicht wahr! Das ist eine Lüge! Die Regierung erschießt keinen von den rebellischen Soldaten, der freiwillig die Waffen niederlegt. Wir bestrafen nur die Führer, die faschistischen Anstifter. Man betrügt euch! Nehmt doch Verstand an, Soldaten! Packt eure Gefangenenerwärter und führt sie aus dem Alcazar heraus! Wir hätten euch schon längst zusammengeschossen und hingemacht, wenn ihr nicht unsere Frauen und Kinder als Geiseln bei euch hättet. Aber ihr könnt mir glauben, noch ein zwei Tage, und dann ist unsere Geduld aus. Ihr könnt euch vorstellen, wie wir mit euch abrechnen werden, wenn wir das Leben unserer Lieben opfern müssen!“

Einer von den Rebellen schrie hysterisch: „Wozu das alles? Wozu Spanien in einen Trümmerhaufen verwandeln?“

Die republikanischen Soldaten antworteten wie aus der Pistole geschossen und im Chor: „Wer macht es denn kaputt? Das seid doch ihr, Halunken. Ihr schießt es in Trümmer, Banditen, Hunde die ihr seid!“

Eine Schimpfkanonade setzte ein, beide Seiten gerieten in Feuer, aber geschossen wurde nicht.

Pünktlich zur Mittagsstunde kam der Canonicus wieder durch die Mauerbresche heraus, wieder mit erhobener Faust, aber statt des Kruzifixes hielt er ein Couvert zwischen den Fingerspitzen. Mit ihm kam ein faschistischer Offizier, sie wurden von einem Vertreter der Republikaner in Empfang genommen, und dann war der Canonicus schon mitten in einer Menge republikanischer Soldaten. Er ging zum Postamt, wo sich der Stab Barcelos befand; dort begann eine Sitzung. Fünfundzwanzig Minuten später kam er wieder heraus und fuhr im Auto nach Madrid ab.

Ich fragte den Zivilgouverneur, einen verschwitzten und wichtigtuenden jungen Mann, nach dem Resultat der Verhandlungen.

„Bisher nichts besonders Wesentliches.“

„Und der Brief? Waren das die Bedingungen der Rebellen?“

„Das war ein Privatbrief vom Obersten Moscardo an seine Frau.“

„Von Moscardo, dem Kommandeur der Aufrührer? Ist seine Frau denn hier? In Toledo?“

„Sie ist in Madrid.“

„Im Gefängnis?“

„Nein, sie ist frei, im Sanatorium. Wundert Sie das?“

„Und der Brief wird ihr ausgehändigt werden?“

„Natürlich.“

„Was soll denn das — eine Galanterie?“

Er sah mich mit einem langen, durchdringenden Blick an: „Das ist Großmut.“

„Und die da drinnen foltern inzwischen die Frauen und Kinder toledaner Bürger, lassen sie verhungern und decken sich mit ihren Leibern gegen Bomben und Granaten!“

Er sah mich weiter durchdringend und mit einem Zug leicht idiotischer Feierlichkeit an: „Ja, die da drinnen foltern inzwischen die Frauen und Kinder toledaner Bürger, lassen sie verhungern und decken sich mit ihren Leibern gegen Bomben und Granaten! Und wir werden noch sehen, wer siegt. Sie sind hier in Spanien, Señor, Sie sind im Lande Don Quijotes.“

Die Menge vor der Post hatte sich zerstreut, die Kanone hatte wieder angefangen, die Festung zu beschießen, alle drei Minuten ein Schuß, von vier Granaten kreperte eine. Wir aßen mit den Soldaten im alten Kloster Santa Cruz, das in ein Museum und jetzt aus einem Museum in eine Kaserne und ein belagertes Blockhaus verwandelt war. Auf eichenen Gestellen standen Grabtafeln mit hebräischen Inschriften. Französische Journalisten schwatzten über den Sinn der Worte, die mir der Zivilgouverneur gesagt hatte.

„Für Kolzow ist er einfach ein Verräter. Wenn irgendwas nicht klappt, wittern die Bolschewiki gleich Schädlinge und Verräter.“

„Und Don Quijote ist in ihren Augen wahrscheinlich ein schädlicher Liberaler . . .“

„... der aus den Reihen bewußter Marxisten ausgestoßen zu werden verdient . . .“

Ich konnte mich nicht zurückhalten: „Schweigen Sie mir von Don Quijote. Wir stehen besser mit ihm als Sie. Während der Revolutionszeit sind bei uns fünf Auflagen vom Don Quijote erschienen; und bei Ihnen in Frankreich . . .? Sie sind gerührt über Don Quijote, aber in der Stunde der Todesgefahr lassen sie ihn im Stich. Wir kritisieren ihn, aber wir helfen auch.“

„Auch bei der Kritik muß man ins Wesen eindringen . . .“

„Ach, was verstehen Sie schon vom Wesen! Cervantes liebte seinen Don Quijote — aber zum Zivilgouverneur hat er nicht ihn, sondern Sancho Pansa ernannt. Der gute Sancho hat nie den hohen Heldenmut seines Herrn geteilt. Aber dieser Halunke ist weder Don Quijote noch Sancho. Er hat aus seinem Arbeitszimmer direkte Telefonverbindung mit dem Alcazar, die Linie ist nicht unterbrochen!“

Die Journalisten sprangen auf: „Telefon? Machen Sie keine Witze! Im Arbeitszimmer des Gouverneurs?“

„Erkundigen Sie sich selbst beim Obersten Barceló. Man hat das Telefon stehenlassen, für den Fall, daß die Aufrührer mitteilen wollen, wenn sie sich ergeben.“

Sie gingen aufgeregt redend aus dem Zimmer.

21. September.

Beim Morgengrauen kam jemand angelaufen: die Faschisten hatten Maqueda eingenommen. Jetzt standen sie nur noch zweiundvierzig Kilometer von hier

entfernt. Der Alcazar zieht sie an wie ein Magnet. Auch die Belagerten träumen davon, so lange durchzuhalten, bis jene ankommen. Aber das ist doch unausdenkbar! Heute muß die Festung fallen. Kein Preis ist dafür zu hoch.

Der Tag beginnt mit furchtbarem Dröhnen. Die Geschütze sind nicht zahlreich, aber in dem gewundenen Labyrinth der engen Straßen und der aneinanderklebenden hohen Steinwände überstürzt sich das Echo. Von den hohen Wänden des Tajotales rings um die Stadt hallen die Schüsse wider. Die Batterie am andern Ufer drüben arbeitet heute ausgezeichnet und fast alle Geschosse explodieren.

An den Barrikaden auf dem Socodover-Platz rattern die Gewehre und Maschinengewehre. Aber hier ist nur die Reservestellung. Die Hauptlinie ist weiter nach vorn, dicht an den Festungshügel heran verlegt.

Das Kloster Santa Cruz ist überfüllt. Heute sind hier an die dreitausend Mann. Arbeiter aus der Patronenfabrik von Toledo, zwei Züge des Fünften Regiments und die Kolonnen der Anarchisten. Die Leute sind entschlossen und zum Sturm bereit.

Die ganze südliche Mauer über der Toreinfahrt liegt wie gestern im heftigen Feuer der Aufrührer. Das Haus des Militärgouverneurs ist schon fast ganz durch Artillerie zerstört, unter seinen Ruinen hervor schießen jedoch hartnäckig zwei oder drei Maschinengewehre. Die Belagerten haben hier offenbar nur eine kleine Gruppe zur Deckung hinterlassen, im übrigen haben sie sich weiter oben auf dem Hügel im Hauptgebäude, in der Kriegsakademie, verschanzt.

Das Südtor des Klosters steht sperrangelweit offen. Von hier aus sollen gleich die Sturmkolonnen nach oben vorstoßen. Aber unter dem Hause des Militärgouverneurs hervor hält die Deckungsgruppe der Aufrührer das Tor ununterbrochen unter konzentrischem Feuer und läßt die Truppen nicht aus dem Kloster zum Angriff heraus.

Das dauert nun schon wirklich zu lange. Ein Artillerie-Unteroffizier vom Fünften Regiment findet eine Lösung.

Durch den Schutzschild gedeckt, schreibt er ein Feldgeschütz vor und beginnt mit direktem Visier, richtiger, einfach geradeaus auf die noch unversehrten Bogengänge des Hauses in das Halbdunkel zu schießen, von woher das faschistische Feuer kommt. Nach jedem Schuß rennen fünf bis zehn Mann schnell über das Pflaster und sammeln sich am Fuß des Hügels. Das gibt die Möglichkeit, das Sperrfeuer zu unterlaufen und unmittelbar an das Gebäude der Militärakademie heranzukommen.

In der dritten Gruppe laufen wir mit über das Pflaster und drücken uns an die Häuserwand gegenüber.

Jetzt beginnt der eigentliche Aufstieg. Man muß an den Mauern entlang über heiße, rauchende, in Treppen aufwärts führende Schutthaufen vorlaufen.

Die Rebellen haben diese Ruinen schon geräumt, sie sind aber noch nicht auf den Gedanken gekommen, daß in ihnen republikanische Soldaten stecken könnten.

Nach einer Viertelstunde sind wir bei diesem Hin- und Herspringen schon hundertfünfzig Schritte hinaufgekommen. Aus der Akademie schießt man über uns hinweg, nach unten, dorthin, wo um das Haus des Militärgouverneurs gekämpft wird.

Das ist ausgezeichnet. So können wir bis ganz an die Mauern herankommen. Die Soldaten sind sehr nervös, aber in bester Stimmung. Es ist wie ein Versteckspiel. Wir sind nur zu wenig. Vorläufig etwa siebzig Mann. Der größte Teil junge Soldaten aus dem Fünften Regiment, aber auch eine Reihe Arbeiter aus der Patronenfabrik. Zwei sind beim Laufen schon verwundet worden, einer sehr sonderbar, in die Achselhöhle, er krümmte sich und drückte die Wunde mit dem Oberarm zu, als hielte er ein Buch. Man kann sie jetzt nicht nach unten bringen, sondern nur verbinden. Sie jammern sehr. Unten kommen neue Gruppen herübergelaufen.

Es weiß nur niemand, wer eigentlich hier das Kommando hat. Mir scheint, es gibt überhaupt keinen Anführer.

Wir klettern mit der ersten Gruppe weiter. Auf allen Vieren oder einfach gebückt laufen wir in ein Gebäude, das da noch steht.

Ein großartiger Fleck! Das war einmal ein Wächterhäuschen, scheint es. Aber es ist abgebrannt, richtiger, es brennt noch immer; das Dach ist eingestürzt. Die Bretter, Dachsparren, Balken brennen und rauchen fürchterlich. Nie hätte ich gedacht, daß man sich in einem brennenden Hause so wohl fühlen kann! In diesem Viereck ohne Dach haben sich, dicht nebeneinander, schon an die fünfzig Mann zusammengedrängt.

Von unten kommen neue Leute angekrabbelt. Einer von den Unsern hat sich aufgerichtet, hat sich auf die Mauer des Häuschens gesetzt und winkt mit einer Flagge nach unten, um denen ein Zeichen zu geben. Ach, Idiot! Damit verrät er uns doch!

Ich weiß nicht, ob man unten im Kloster die Flagge bemerkt hat. Aber von oben her hat man sie bemerkt. Man schießt auf uns, mitten in den Haufen hinein. Das Dach ist doch fort!

Schreie, Stöhnen, da sind schon zwei tot.

Wir sitzen richtig wie im Schlachthof. Sie schießen aus Gewehren, gleich werden sie ein Maschinengewehr hierher richten! Jammern, Gedränge, und kaum einer wagt es, aus der Mausefalle hinauszuspringen. Einer ist mit dem Gesicht nach unten auf die heißen, glühenden Bretter gefallen und kehrt den Hintern nach oben — soll es ihn schon lieber am Hintern treffen! Viele folgen seinem Beispiel.

Plötzlich bekomme ich einen Schlag auf die Ohren und Augen. Ich falle rückwärts, auf Menschen — wohin soll man sonst fallen! Auf mich sind auch andere gefallen. Und etwas unaussprechlich Schreckliches, Abscheuliches. Nasses schlägt mir ins Gesicht. Blut verdeckt die Augen, die ganze Welt, die Sonne.

Aber es ist fremdes Blut auf meinen Brillengläsern. In der linken Ecke des steinernen Gevierts windet sich ein Haufen toten und lebenden Menschenfleischs. Die Explosion war kurz, sie setzt sich fort in einem endlosen Men-

schengescrei. Eine halbe Minute später, als wieder etwas Luft geworden ist, beginnen die Überlebenden sich vor den Toten und Verwundeten zu schämen. Fünf Tote und zwei Verwundete — man muß sie hinaustragen. Es ist eine Mine aus einem leichten Minenwerfer gewesen, solche haben sie im Alcazar — wie schnell sie hierher gefunden haben.

Gleich wird die zweite Mine kommen, jetzt laden sie wahrscheinlich den Minenwerfer. Die Türöffnung ist verstopft, da steckt jemand drin, aber alle springen über die Mauer. Und über die Mauer — verdammt noch mal! — werden auch die Verwundeten geworfen.

Alles rennt nach unten. Wohin denn? Es war doch bloß eine Mine. Sie kann ein, nun, zwei Mann auf einmal töten — wir sind doch selber daran schuld, warum haben wir uns wie die Heringe, wie die Esel auf einen Haufen zusammengedrängt? Weshalb denn jetzt nach unten rennen?

Man kann doch hierbleiben, sich hinlegen, auf Verstärkung von unten warten. Es ist doch schade, wir sind so gut hier heraufgekommen. Warum verlieren, was schon mit Blut bezahlt ist?

Ein nicht mehr junger Soldat mit dem Abzeichen des Fünften Regiments, ein langer kahlköpfiger Bursche, flucht aufgeregt, hält die Leute auf, tippt ihnen wie mit dem Finger mit der Pistolenmündung auf die Brust, redet ihnen zu, dazubleiben. Auch Miguel Martinez, rasend vor Empörung, zieht seine Pistole, hält die Soldaten auf, bittet, fleht, auch er tippt wie mit dem Finger mit der Pistolenmündung auf seine Brust, auf ihre Brust, er flucht in den schlimmsten Flüchen seines Landes. Aber nein, die ganze Gruppe rennt den Abhang entlang nach unten, noch weiter nach unten, noch weiter zurück. Gehts denn wirklich noch weiter hinab? Ja, es geht. Aber hier kann man doch haltmachen! Hier kann man sich doch eingraben! Nein, noch weiter hinab. Und noch und noch und noch, immer weiter hinab. Und dann über das Pflaster, das Geschütz schweigt, die Maschinengewehre schießen unter dem Haus des Militärgouverneurs hervor. Und noch weiter zurück in das Tor hinein. In das Kloster. Hier sind sie jetzt alle.

Der Sturm ist mißlungen. Die Leute trinken gierig, spülen sich die Kehle mit lauem Wasser aus den Feldflaschen, binden die Sandalenriemen fester, kleben Pflaster auf die Schrammen, schmieren die von der Mine verbrannten Stellen ein, sie erzählen, einander unterbrechend, daß man dort hinaufkommen kann, und zeigen nach oben, daß sie bis dorthin, ja, dort, gekommen sind.

Wenn die Mine nicht gewesen wäre, wären alle auch jetzt noch dort. Aber die Mine brachte alles durcheinander. Und da seien alle geflohen. Alle erzählen dasselbe: die Mine habe alles durcheinandergebracht. Niemand erinnert sich daran, daß er selbst mitgeholfen hatte, alles durcheinander zu bringen. Wenn er allein gewesen wäre, wäre wahrscheinlich keiner geflohen. Aber diese Mine hat eben alles durcheinandergebracht! Einer hat auf den andern gesehen, und dann sind sie gerannt. Um das zu verhindern, hätte man einen Anführer haben müssen. Der Anführer hatte gefehlt.

Als der kahlköpfige Soldat und Miguel Martinez versucht hatten, die Solda-

ten aufzuhalten, war es schon zu spät. Aber wenn sie auch früher damit angefangen hätten — ganz egal, sie hatten hier ja nicht das Kommando. Sie konnten überreden, aber sie konnten die Soldaten nicht zum Sturm zusammenreißen.

Aber die Leute wollen noch mal hinauf, zur Akademie. Die übt heute so eine Anziehung aus. Dieselben Leute, die vorhin den Hügel hinabgerannt sind, dürsten jetzt, eine Stunde später, schon wieder darnach, den Sturm noch einmal zu probieren.

Sie versuchen, die anderen zu überreden.

Das ganze Bataillon „Victoria“ vom Fünften Regiment ist bereit, zu einem neuen Sturmangriff vorzugehen. Die Anarchisten wollen auch mitmachen. Verhandlungen fangen an. Von den höheren Vorgesetzten ist niemand da. Barcelo ist nach Madrid abgefahren.

Endlich haben sie sich geeinigt. Das Bataillon „Victoria“ geht als erstes, ihm auf den Fersen folgen die Anarchisten. In anderthalb bis zwei Stunden soll alles zu Ende sein.

Man telefoniert mit der Batterie jenseits des Flusses. Sie beginnt wieder zu schießen. Der Artillerieunteroffizier feuert wieder in die Bogengänge des Gouverneurhauses.

Wieder in Sprüngen über das Pflaster, wieder sammeln wir uns, wieder steigen wir denselben Weg hinauf.

Jetzt sieht der Gegner uns und verfolgt uns, das Maschinengewehrfeuer wird äußerst heftig. Es gibt viele Verwundete.

Aber der Aufstieg geht schneller vonstatten als beim erstenmal. Die alten Kämpfer machen den jungen, den Neulingen, Mut.

Die alten Kämpfer, das sind wir. Wir waren ja schon einmal hier, vor einer Stunde! Wir sind sozusagen Einheimische. Wir kennen jedes Steinchen. Ja! Diesen Stein hier kenne ich. Auf ihm habe ich fünf Minuten lang gesessen. Ein gelber, staubbedeckter Stein von rechteckigen Formen. Man könnte ein Postament für eine Figur daraus machen — natürlich müßte man ihn ein bißchen behauen. Ein Stein wie jeder andere, aber wirklich, ich besinne mich auf ihn.

Sehr schnell sind wir bei dem dachlosen Hause. Aber wir gehen rechts darum herum. Die Faschisten halten es ständig unter Feuer. Ich glaube, da liegt noch ein Toter drin. Kann mir vorstellen, was aus ihm geworden ist.

Jetzt halten sich die Soldaten, die neuen und die „alten“, ganz anders. Die Nervosität und die spielerische Aufgeregtheit sind verschwunden. Es ist jetzt kein Spiel mit dem Unbekannten mehr, sondern ein konzentrierter, bewußter Angriff. Die jungen Gesichter sind aufmerksam, erregt und von einem stillen inneren Feuer erleuchtet. Das sind die Jungens, die heute als Antwort auf den Aufruf José Diaz' nach Toledo gekommen sind: „Zur Einnahme von Alcazar brauchen wir noch tausend Mann, von denen mindestens zweihundert bestimmt fallen werden.“

Wir haben vier Tragbahren bei uns und nach und nach gehen sie beladen nach unten ab.

Jetzt bleibt das letzte, oberste Stück des Abhanges vor uns. Es ist mit ziemlich frischem Gras bewachsen. Die Artillerie der Regierungstruppen hat hier fast keine Zerstörung angerichtet. Sonderbar — sie hat doch mehr als einen Monat lang ununterbrochen hierher geschossen! War da alles in Ordnung? Hat die Artillerie geschossen wie es sich gehört?

Wir kriechen, dicht an den Boden gedrückt, vorwärts. Wenn man sich doch durch die Erde schlängeln könnte wie ein Wurm! Die Schutz-Mauer der Kriegs-Akademie liegt zwanzig, fünfzehn, jetzt nur noch zehn Meter entfernt, jetzt liegt sie vor uns. Sie ist nicht viel höher als anderthalb Menschenlängen. Zwei kleine Leitern stehen daran gelehnt, es sind Leitern der Faschisten; auf ihnen sind sie auf dem Rückweg von unten, aus ihren verlorenen Besitzungen in die Akademie zurückgekllettert.

Wir ergreifen die Leitern, gleich schwingen wir uns über die Mauer. Es gibt sogar ein kleines Gedränge, jeder will als erster auf die Mauer klettern. Da ist Bartolomeo Cordon, der Kommissar des Bataillons „Victoria“, im Ledermantel, mit dem roten Stern an der Mütze, sein gebräuntes Gesicht ist mit einem jugendlichen Flaum bewachsen, er ist innerlich erregt. Die Leute gehorchen ihm, er verteilt sie, läßt sie sich hinlegen.

Die Faschisten schießen heftig, aber wir sind durch ihre eigene Mauer nicht schlecht gedeckt. Die Kugeln schlagen hinter uns am Abhang ein.

Aber es ist doch besser, noch auf die nächste Gruppe zu warten. Wir sind hier kaum mehr als hundert Mann. Wir haben kein Maschinengewehr mit uns, nur Handgranaten. Da drinnen, hinter der Mauer sind zweitausend Mann, gut bewaffnet und zum äußersten entschlossen. Man muß noch fünf oder zehn Minuten warten, bis die Anarchisten mit den Maschinengewehren heraufgekommen sind.

Wir legen uns auf den Rücken. Der grüne Abhang ist genau wie der auf dem Wladimihügel in Kiew. So habe ich als Schuliunge gelegen, unten glänzten in der Sonne die goldenen Kuppeln der Kirchen, auf der Alexanderstraße gab es Konfektionsanzüge zu kaufen, die Verkäufer zogen einen am Rockärmel, unten an der Landungsstelle wimmelte eine graue Menge von Vagabunden und Passagieren der dritten Klasse, der Dnjepr zog sich in zwei blauen Bändern talaufwärts, der gebrechliche kleine Dampfer „Nikodemus“ kroch nach Slobodka hinauf ...

Wo bleibt die zweite Gruppe? Wir blicken nach unten — da hat es eine Stokung gegeben. Die Anarchisten kommen nicht herauf. Die Aufrührer sparen nicht mit Patronen, auf der halben Höhe des Hügels liegt ihr Maschinengewehr-Sperrfeuer. Die Anarchisten-Abteilung wagt nicht, höher heraufzukommen.

Aber wir haben uns doch durchgeschlagen! Ein Arbeiter mit einem Spitzbart steht auf, schwengt ein Tuch und ruft denen da unten etwas zu. Wir alle stehen auf, schreien und locken: „Kommt herauf! Die Kommunisten sind schon hier! Nur nicht schüchtern! Man braucht euch hier!“

Man kann sehen, wie eine kleine Gruppe, fünf Mann, nach oben rennt. Einer fällt, die anderen vier kommen zu uns durch.

Wir liegen weitere zehn Minuten, wir kochen vor Wut. Na gut, dann gehen wir eben allein über die Mauer. Cordon teilt uns in drei Gruppen ein. Zwei von ihnen bekommen die Leitern, die dritte klettert über die Rücken der Genossen.

Die ersten, die oben ankommen, unter ihnen der Arbeiter mit dem Bärtchen, werfen ein paar Handgranaten hinüber; nach der Explosion stürzen wir ihnen nach.

Und dann, weiter? Nichts weiter. Hinter uns kommt keine zweite Welle, aber das ist egal.

Wir sind alle aufgestanden — und auf einmal fällt Cordon schwer zu Boden, der gelbe Ledermantel wird plötzlich purpurrot. Auch der Handgranatenwerfer mit dem Bärtchen ist verwundet, an der erhobenen Hand, die die Granate hält. Wie durch ein Wunder explodiert die Granate nicht — sie fällt aus der getroffenen Hand weich zu Boden.

Man hebt die beiden auf und trägt sie zur Seite. Cordon schreit heiser: „Animo, compañeros! Mut, Genossen!“ In dicken Tropfen rinnt Blut an ihm herunter.

Der kleine Granatenwerfer mit dem Bärtchen schwingt die blutüberströmte Hand. Er wiederholt singend: „Animo, compañeros!“

Die Soldaten sagen zu den Leuten, die die beiden fortbringen: „Tut, was ihr könnt, um Cordon bis nach unten zu bringen. Lauft nicht zu schnell! Nehmt Deckung. Wir bleiben hier. Ganz bestimmt, wir bleiben hier, bis von unten Verstärkung nachkommt. Wir sind Kommunisten. Wir sind vom Fünften Regiment.“

So liegen wir aber es kommt keine Verstärkung. Wir liegen lange und das Schießen wird nach und nach schwächer. Die Essenszeit ist gekommen. Dort unter uns, im Kloster Santa Cruz, essen die Anarchisten zu Mittag. Oben hinter uns, im Alcazar, essen die Faschisten zu Mittag. Nur wir sind schrecklich hungrig und haben unmenschlichen Durst.

Aber das ist doch einfach lächerlich — unter Feuer, im Sturm, allen voran den Abhang des Alcazar hinaufsteigen, am Fuße seiner Mauer liegen, die Sturmleiter in der Hand halten — und dann nur an kalte Beefsteaks und eine Flasche Limonade denken!

Noch anderthalb Stunden. Es ist ganz still geworden. Das Gehirn schmilzt in der Sonne. Und da auf einmal, im Übermut der Verzweiflung, klettern wir auf die Leitern, steigen einander auf die Schultern und werfen unsere Granaten, alle, so viele wir haben, in den Hof der Akademie.

Ein furchtbares Krachen, Rauch, abgerissene Zweige der alten Bäume auf dem Hof fliegen herum, Glas klirrt, ein mörderisches Maschinengewehrgeknatter antwortet. Und wir rennen nach unten, wie kleine Jungens, die an der Haustür geklingelt haben und über die Treppe fortlaufen.

28. September.

Ich kam aus Alicante zurück, auf dem Bahnhof erwartete mich Damaso; ohne nach Hause zu fahren, nahmen wir gleich die Straße, die nach Toledo

führt. Zum erstenmal trieb ich den tollen Chauffeur an, er fuhr wie die betrunkenen Nichtsnutze in den Filmkomödien, die Menge spritzte nach beiden Seiten auseinander. Sollte ich wirklich diese Stadt nicht mehr wiedersehen, den Stein gewordenen Traum ihrer Straßenschluchten, die strenge Pracht ihrer dunklen Portale und kleinen Plätze, die phantastischen Skulpturen aus dunklem Sandstein, die Kloster-Kaserne mit den hebräischen Tafeln, die Synagoge mit dem Kreuz auf der kupfernen Kuppel und dem grasüberwachsenen mauretanischen Altar? Und die Hexe Isabella Delgado, und die gefangenen Mauren, und die Arbeiter des Arsens, mit denen zusammen ich den steilen Abhang zur Festung hinaufgeklettert war? Und das Haus El Grecos — sollte ich wirklich nicht noch einmal wenigstens für einen Augenblick an seinen grauen Säulen stehen, die kalten ausgetretenen Stufen hinaufsteigen, die Stäbe des eisernen Gitters am Kamin anrühren?

Auf halbem Wege, in Illescas, sah alles ruhig aus. Weiter unten war die Chaussee zwanzig Kilometer weit fast leer, nur einzelne, ganz kleine Gruppen von Soldaten und Bauern. Es wäre dumm gewesen, sie zu fragen, ob Toledo genommen sei, es war ja offenbar auch nicht genommen — wo wären sonst die Truppen, die Stäbe, Flüchtlinge, Verwundeten hingeraten?

Der Wind saust um die Ohren, Damaso sitzt, eine düstere dunkelfarbige Statue, am Steuer, er ist bereit, mich, wenn es sein muß, in die Hölle zu fahren, ich weiß es — wenn er nur ohne umzublicken, gierig endlos geradeaus fliegen kann. Er hat heute das Radio nicht angestellt, er pfeift heute nicht einmal wie sonst im Fahren vor sich hin.

Toledo zeigt sich, auf seinem Berge, na also, das ist gut. Ich werde den Lazarettbecher des schwerverwundeten Bartolomeo Gordon mit goldnem Alicante füllen und seine durchgeschossene Brust erwärmen. Ich werde mit ihm auf das schöne Leben, auf den Sieg trinken, auf das glückliche kastilische Land. Ich werde, heute noch, im Hause El Grecos sein! Noch zwei Kehren, sechs Kilometer, und wir fahren über die Tajobrücke, zeigen unsere Ausweise vor.

Vor uns auf der Chaussee eine Menschenansammlung, Damaso bremst scharf, wir halten zwanzig Schritt vor der Gruppe, treten hinzu. In der Mitte der Gruppe ein Kommandeur in einer Lederkappe, er schimpft mit den Soldaten herum, gleich werden sie sich prügeln. Er überredet sie, vorzugehen, eine Patrouille vorzuschicken, sie wollen nicht. Er greift zum Revolver, sie — gehen mit den Flinten auf ihn los. Es ist Fernando, der Maler, er war früher im Geschwader Andrés. Sehr aufgeregt erzählt er: der Kommandeur der Kolonne ist geflohen, auf ihn, seinen Gehilfen, wollen die Soldaten nicht hören und wollen ihn umbringen. Vor einer Viertelstunde ist ein Panzerwagen aus Toledo herausgekommen, hat ein paar Schüsse abgegeben und ist zurückgefahren. Dann haben Flugzeuge, man weiß nicht was für welche, die Chaussee gesprengt.

Die Faschisten sind heute am frühen Morgen in Toledo eingezogen. Gestern Mittag hat Oberst Moscardo aus dem belagerten Alcazar heraus dem Kommandierenden der toledaner Garnison der Regierungstruppen das Ultimatum

gestellt, die Stadt vor sechs Uhr abends zu räumen. Inzwischen rückten die Rebellen von Westen her, aus Maqueda und Torijos, gegen die Stadt vor. Oberstleutnant Burillo, der an Stelle von Barcelo ernannt worden war, hatte das Ultimatum nicht beantwortet, aber der Alcazar war faktisch schon frei — die demoralisierten Kampfgruppen der Anarchisten hatten die Stellungen und Barrikaden verlassen. Kurz vor Sonnenuntergang gaben die faschistischen Geschütze die ersten Schüsse auf die Stadt ab. Eine Gruppe von Anarchisten begab sich in den Stab, in das Arbeitszimmer Burillos. Ihr Anführer fragte Burillo, was dies alles zu bedeuten habe?

„Was meinen Sie?“

„Ja, hören Sie nicht? Die faschistische Artillerie beschießt uns.“

„Gewiß. Na . . . und? Wir werden uns verteidigen.“

„Oho, das schlagen Sie sich mal aus dem Kopf! Wir haben keine Lust, uns zu Kanonenfutter machen zu lassen. Offenbar will die Regierung uns nicht helfen. Wenn Sie nicht innerhalb von fünfzehn Minuten die Schießerei der Faschisten zum Schweigen bringen, verlassen wir die Stadt. Suchen Sie sich andere Esel.“ Er hatte wirklich so gesagt: „Wenn Sie die Schießerei der Faschisten nicht zum Schweigen bringen . . .“

In der Abenddämmerung war ein Teil der Belagerten in die Stadt heruntergekommen, hatte sich mit den dort versteckten Faschisten verbündet und hatte begonnen, mit Maschinengewehren von den Dächern herunter zu schießen. Gegen acht Uhr zogen die Anarchisten ab. Burillo hatte sich entschlossen, noch die Nacht durchzuhalten, gegen Morgen verließ er — er hatte die Zügel verloren — mit den letzten noch disziplinierten Kolonnen durch das Osttor die Stadt. Der ganze Abzug erfolgte in der Richtung nach Aranjuez. Im Morgengrauen zeigten sich die ersten Marokkaner und Fremdenlegionäre auf den Straßen. Eine Abteilung von Rebellen zog zum Lazarett und machte alle Verwundeten nieder, mit Ausnahme von sechsundzwanzig Mann, die drei Tage vorher abtransportiert worden waren. In den kleinen Krankenzimmern stach man sie mit dem Bajonett ab, in die großen Säle warf man Handgranaten, auf die Betten. Der Zivilgouverneur blieb in der Stadt und schloß sich offiziell den Rebellen an. Das Telefon, das sein Arbeitszimmer mit dem Alcazar verband, hatte ununterbrochen gearbeitet.

Jemand schreit: „Achtung auf die Straße!“

Alles springt auseinander hinter die Böschung. Stille. Auf einmal schämen sich alle. Hinter der Straßenbiegung hervor tauchen die Silhouetten einer Karawane von Flüchtlingen auf: Erwachsene, Kinder, gebückte alte Frauen, mit Hausrat beladene Esel.

Woher? Aus Bargas. (Das ist ein Dorf rechts von der Straße, fünf Kilometer östlich von Toledo.) Man hat sie aus Flugzeugen bombardiert. Die schwarzen Flugzeuge, mit großen Kreuzen am Schwanz, flogen sehr tief. Viele Häuser wurden völlig zusammengeschossen. Viele Tote. Die Leute suchten Schutz in den Kellern. Als die Flugzeuge mit den Kreuzen abgezogen waren, nahmen sie, die Bauern, ihre Sachen zusammen und zogen ab. Sie waren schon unterwegs, als die ersten Granaten ins Dorf fielen.

Das bedeutet, daß die Rebellen jetzt als erstes vermutlich Bargas angreifen werden. Wir fahren auf einem Seitenwege dorthin, begleitet von guten Ratsschlägen, uns nicht gefangennehmen zu lassen.

Wir fahren langsam, machen oft halt und stellen den Motor ab, um zu lauschen. Nach drei Kilometer Fahrt werden wir in der allgemeinen Stille plötzlich angerufen. Es sind zwei Soldaten, die zurückgeblieben sind. Die Faschisten sind schon in Bargas. Die Soldaten bitten uns, einen dritten, ihren Genossen, der verwundet ist, in den Wagen zu nehmen. Er ist hier in der Nähe in einem Bauernhaus.

Drinnen brennt eine trübe Petroleumlampe. Die Kinder sitzen mit der Mutter am runden Tisch beim Abendessen. Es gibt Garbanzas — dicke Bohnen in Olivenöl, dazu Brot und Wasser mit einem Schuß Wein drin. Der Verwundete liegt auf dem Bett. Der Bauer repariert eine Radnabe.

„Ist das für den Wagen? Wollen Sie fort?“

Oh, nein. Der Bauer denkt vorläufig nicht daran fortzugehen. Er muß Korn dreschen. Diese Nabe gehört zum Rad des Göpels. Der Verwundete macht ihm keine Sorgen. Es kommt allerhand vor im Leben. Er muß jetzt dreschen. Auch der Verwundete ist ganz ruhig. Ein übriggebliebenes Stück Brot liegt neben ihm auf dem Bett.

Front und Hinterland gehen durcheinander. Dort fliehen Bewaffnete in voller Panik. Hier, mitten in der Feuerlinie, repariert man den Göpel, weidet Vieh, spielen Kinder.

Wir machen einen Umweg über Torejon de la Calsada, über Conejos und fahren auf Feldwegen nach Aranjuez. Dorthin strömten über Felder, Äcker und Fußpfade die Abteilungen, die Toledo verlassen haben.

29. September.

Die berühmte Residenz der spanischen Könige ist vollgestopft mit Soldaten. Die Schlösser und Parks sind ziemlich bescheiden — das erinnert eher an Gatschina und Pawlowsk, als an Peterhof oder Zarskoje Sselo. Großartig ist nur die riesige Platanenallee, jetzt sitzen an ihr entlang Haufen von Soldaten, einige machen an kleinen Feuern Konservenbüchsen warm. Sie sehen ganz munter aus, gar nicht wie eine geschlagene Armee. Auf dem Platz in der Stadt spielt sich eine schwierige Prozedur ab. Auf Befehl des Oberstleutnants Burillo suchen die Kommandeure der Kolonnen und Bataillone, so weit sie nicht verschwunden sind, ihre Leute zusammen. Sie stehen jeder auf einem Prellstein oder in einem Hauseingang und rufen mit mürrischer Stimme:

„Bataillon Canarias!“

„Kolonnie Agilas (Adler)!“

„Bataillon Py y Margal!“

„Schützenschule!“

„Miliz Segovia!“

„Bataillon Los Figaros!“

„Sportlergruppe!“

„Bataillon Magarita Nelken!“

„Bataillon Kropotkin!“

Die „Adler“ sammeln sich zögernd am Eingang einer Bäckerei. „Kropotkin“ zählt nur noch siebzehn Mann, „Sportlergruppe“ ist ganz verschwunden, das Bataillon „Margarita Nelken“ hat sich vollzählig eingefunden, will aber nach Madrid abfahren, das Bataillon „Figaro“ ist unterwegs auf der Suche nach einem Mittagessen, die übrigen dreißig oder vierzig Kolonnen und Gruppen haben ganz den Zusammenhalt verloren und sich in einen formlosen Haufen von Vagabunden verwandelt, die teils bewaffnet sind, teils die Waffen fortgeworfen haben.

In dem niedrigen Saal einer leerstehenden Schenke sitzt, ein Telefon vor sich, am Tisch Oberstleutnant Burillo mit seinem Schnauzbart und versucht mit stoischer Ruhe, die Truppen in Ordnung zu bringen, die Kommandeure zusammenzukriegen, die Waffen zu zählen. Der junge, blondgelockte Duran, der madridrer Komponist, jetzt Verbindungsoffizier, hilft ihm dabei. Er hat als Begleiter Burillos den wahnsinnigen Zug von Toledo nach Aranjuez mitgemacht, immer bestrebt, die fliehenden Truppen aufzuhalten und zu überreden. Eine Gruppe lärmender und schwerbewaffneter Männer kommt in die Schenke. Es ist eine Delegation vom Bataillon „Margarita Nelken“. Sie fordern vom Oberstleutnant Burillo einen Zug nach Madrid. Ihre Omnibusse haben sie bei Toledo verloren.

„Sie kriegen keinen Zug. Was haben Sie in Madrid zu suchen?“

„Heut Abend findet in Madrid ein Konzert zu Ehren unseres Bataillons statt. Wir müssen alle zusammen um sechs Uhr dort sein.“

„Nirgendswohin werden Sie fahren! Ein Konzert Ihnen zu Ehren — wohl weil Sie Toledo geräumt haben? Suchen Sie alle Soldaten zusammen, wir beziehen wieder Stellung, damit der Gegner nicht hinter uns nach Aranjuez hereinkommt!“

Die Delegierten sind verwirrt durch den festen Ton Burillos, sie wenden sich dem Ausgang zu. Aber dann flüstern sie miteinander, kommen zurück und sagen mit unverschämten Mienen: „Wem sind Sie unterstellt, Oberstleutnant?“ „Hier bin ich niemandem unterstellt und im übrigen — dem Kriegsminister.“ „Na also, ausgezeichnet. Geben Sie her, wir telefonieren nach Madrid an Margarita Nelken, die spricht mit dem Minister, der wird Sie anrufen und alles geht in Ordnung.“

„Ich gebe Ihnen das Telefon nicht. Noch ein Wort und ich lasse Sie als Rädelsführer einer Meuterei vor dem Feind erschießen! Margarita Nelken werde ich selbst erzählen, wie Abenteurer und Hallunken mit ihrem Namen Schindluder treiben.“

Sie gehen sofort hinaus, sehr erschrocken, obwohl Burillo jetzt gar nicht die Macht hat, sie verhaften zu lassen. Die einzige disziplinierte Abteilung ist auf der Straße von Toledo zurückgeblieben, sie wartet auf das Vorrücken der Aufrührer, um sie aufzuhalten. Wir fahren dorthin; unterwegs hören wir aus der Richtung des Bahnhofs Geschosse. Wir wenden dorthin — ein wütender Kampf ist im Gang, Hin- und Hergelaufe über die Schienen, Handgranaten fliegen; darüber eine Rauchwolke. Das Bataillon „Margarita Nelken“ hat beschlossen, den für Madrid bestimmten Zug im Sturm zu nehmen. Aber

da waren noch andere Liebhaber die fortwollten, sie hatten aufgepaßt und den Angriff abgewehrt. Wenn sie sich nur vor Toledo so geschlagen hätten!

Auf der nach Westen führenden Straße — zwölf Kilometer weit — keine Seele, schwüle Sommerluft, Weizenfelder, Gärten, Bauern. Sind die wahn-sinnig gewordenen Kolonnen wirklich diesen ganzen Weg entlanggezogen? Da zeigt sich endlich eine hoch in den Himmel ragende Rauch- und Feuer-säule: Toledo brennt. Die Faschisten sind vorläufig aus der Stadt nicht wei-ter vorgerückt, sie sind höchstens drei Kilometer entfernt.

Eine kleine Koloanne Volksmiliz versucht, sich hier auf den Hügeln von Al-godor zu verschanzen. Sie haben die Bauern der umliegenden Gehöfte mobili-siert, und die helfen ihnen gern, Schießscharten in die dicken Mauern leerer Ställe zu brechen, so gut es geht Gräben zu ziehen, kleine Wälle und Deckkun-gen aufzuwerfen.

Ein kleiner dunkelhäutiger Bursche mit einem roten Stern an der schwarzen Mütze tritt auf mich zu. Er hat von meinem Chauffeur gehört, daß ich Russe bin. Er blickt mir gerade ins Gesicht und seine Erregung steckt mich an.

„Sagen Sie, Sie in Rußland, haben Sie während des Bürgerkriegs auch ein-mal zurückgehen müssen?“

Gewiß, das hats auch gegeben. Denken Sie vielleicht, der Bürgerkrieg sei ein einziger siegreicher Parademarsch der Roten Armee gewesen? Auch wir haben zurück gemußt, haben Niederlagen erlitten, es hat schwere Monate, ein ganzes sehr schweres Jahr gegeben. Die weißen Garden haben uns manch-mal Städte weggenommen, haben sie manchmal belagert, und die Belagerung blieb erfolglos.“

„Ich weiß. In Toledo haben wir die Geschichte der Belagerung von Stalin-grad studiert.“

„Nicht Stalingrad — Zarizyn. Stalingrad ist niemals von den Weißen bela-gert worden und wird niemals belagert werden. Stalin hat die Verteidigung von Zarizyn geleitet, er hat die Weißen nicht hineingelassen, und zur Erinne-rung hieran haben die Arbeiter von Zarizyn ihre Stadt Stalingrad genannt.“

„Stalingrad — ist das Ihr Toledo?“

„Das läßt sich schwer vergleichen. Jedenfalls war es unvergleichlich viel schwerer, Zarizyn zu verteidigen . . .“

Er fühlt aus diesen Worten einen Vorwurf heraus. Er blickt lange und dü-ster schweigend vor sich hin. „Bei uns hier gibt es sehr verwickelte Beziehun-gen. Da, sehen Sie mal, was die ‚Claridad‘ schreibt: . . .“ Er zieht eine Zei-tung aus der Tasche. Eine Stelle ist mit kräftigen Bleistiftstrichen angemerkt: „Wir müssen mit allem Nachdruck die Aufmerksamkeit der Genossen Anar-chisten auf einige Vorgänge lenken, die sich erst gestern abend abgespielt haben, und bei denen an einer Front in der Nähe der Hauptstadt ein Teil der Soldaten zuerst sehr gut gekämpft hat, aber dann plötzlich in einem selbstgewählten Augenblick zurückgegangen ist und erklärt hat, die Leute würden sich nur ihrem eignen (anarchistischen) Komitee fügen. Mit derarti-gen Zuständen muß sofort aufgeräumt werden“. — In Ihrem Bürgerkrieg ha-ben Sie, ich weiß das, solche Abteilungen sofort umgruppiert und die Ver-

antwortlichen für das Verlassen der Front streng bestraft. Bei uns wird über solche Dinge in der Zeitung polemisiert!“

Er war sehr bedrückt. Nichts geht so, wie es soll. Alles geht nicht so wie in Rußland. Er ist Metallarbeiter aus Toledo, er möchte so gern, daß alles so ginge wie in Rußland. Ich weiß nicht, wie ich ihn trösten soll.

„Wir in Moskau und Leningrad haben die französische Revolution und unsere eigne Revolution von 1905 sehr genau studiert, aber wir haben sie im November 1917 nicht einfach kopiert. Nur Spießer glauben, daß es ‚nichts Neues unter der Sonne‘ gibt. Die spanischen Arbeiter kämpfen jetzt zusammen mit dem ganzen Volk für die demokratische Republik — in diesem Kampfe werden sie viele neue Organisationsformen schaffen“.

„Und die Kommissare?“ Er fragt, weil er selber Kommissar ist.

Um einen Umschwung in den Truppen herbeizuführen und die Disziplin zu heben, hat die Kommunistische Partei kürzlich einige Dutzend erprobter Leute mit Kampferfahrung in die Armee geschickt. Sie arbeiten schon in den Truppenteilen, vor allem dort, wo es viele parteilose Bauern, Mitglieder der sozialistischen Gewerkschaften und Kommunisten gibt. Sie eignen sich, wo sie können, gierig die Anfangsgründe der militärischen Taktik an, greifen zu alten Konversationslexika und Schulbüchern, sehen sich ein paar-mal hintereinander im Kino den „Tschapajew“ an, lernen und lehren zugleich. Die Parteikommissare versuchen die buntzusammengewürfelten Abteilungen zusammenzuschweißen. Sie bemühen sich, die Befehle der Offiziere zu kontrollieren und gleichzeitig die Soldaten zur Durchführung dieser Befehle anzuhalten. Sie wollen verdächtige Leute beseitigen und den der Republik ergebenden Kommandeuren, die von den Soldaten bei Mißerfolgen leicht des Verrats beschuldigt werden, Autorität und Vertrauen verschaffen.

Bisher hat noch niemand die Kommissare offiziell bestätigt, sie arbeiten als Gewählte und erhalten ihre Vollmachten von den allgemeinen Soldatenversammlungen. Ihre Aufgabe ist sehr schwer. Man muß in einem Zug fünf verschiedene Parteien miteinander aussöhnen und zusammenhalten . . .

Wir treten an den Rand des Hügels. Nicht weit entfernt liegt ein zweiter Hügel. Eine Gruppe von Bauern in schwarzen Satinblusen schüttet hier voller Eifer etwas wie einen Erdwall auf, so wie man sie zu Zeiten Dshingis-Khans errichtet hat. Der Kommissar betrachtet die Befestigung mit einigem Zweifel. Weder die Regierung, noch das Kriegsministerium, noch der Generalstab — niemand hilft ihm: er, der Schlosser aus Toledo, muß ganz allein, nach eigenem Ermessen, eine Befestigungslinie gegen die Armeen Franco-Mussolini-Hitlers anlegen, die die Republik angreifen. Er vertieft sich in ein vergilbtes Büchlein mit Zeichnungen, einen Leitfaden für den Bau von Dämmen an Dorfteichen. Er überlegt. Er ruft die Bauern heran. Er berät sich lange mit ihnen. Mich hat er ganz vergessen. Und nur, als er sich ganz zufällig einmal herumdreht, sagt er mit mutigem Lächeln: „Wir werdens schon lernen, kannst sicher sein, Genosse. Sehr bald.“

Aus dem Russischen von Alfred Kurella

Franz Grillparzer

1791—1873

„Drum laßt uns wahr sein, vielgeliebte Brüder“
 „Weh dem, der lügt!“

TÄTOWIERTE WILDE

Diese jetzt so perhorreszierte Darstellung der alten Deutschen zur Zeit der Einfälle der Römer als Wilde scheint nichtsdestoweniger so ziemlich richtig. Von ihren inneren Einrichtungen wissen wir zu wenig; denn was Tacitus davon sagt, unterliegt erstens dem Zweifel, ob er auch hinlänglich genaue Kenntnis davon gehabt und ist zweitens offenbar gar zu lehrhaft auf die verweichlichten Römer gemünzt, als daß es viel Gewicht haben sollte. Wohl aber kannten und schildern die Römer ihre Art der Kriegsführung, und die ist doch offenbar die von Wilden. Heftiger Angriff, rasche Flucht, furchtbares Geheul, das allein schon zeigt, daß sie ohne Ordnung und Kriegskunst fochten, da in dem Lärmen ein Befehl nicht gehört wurde. Man lese im Tacitus jenen nächtlichen Angriff auf das Lager (ich glaube des Tiberius), und man wird das Bild von tätowierten Wilden so ziemlich vor Augen haben.

SINNSPRÜCHE

Ihr habt bei Nacht und Nebel gekriegt,
 und euer Feind, er liegt besiegt;
 doch als man die Leiche beim Licht erkannt —
 da wars euer eigenes Vaterland.

Ihr seid zu jeder Zerstörung bereit,
 reißt nieder, daß Neues entstehe.
 Ihr seid damit wohl auf der Höhe der Zeit,
 doch ist drum die Zeit auf der Höhe?

Hör ich den Weltgeist euch zitieren,
 so find ich das begreiflich meist.
 Glück auf! Leihet euch die Welt den ihren,
 denn ihr habt keinen eignen Geist.

Um Recht und Folgen ängstlich nie
heißt unserer Zeiten Energie.

Auf eure Völkermission
möcht ich zu bauen schwer nur wagen:
bei Missionen wurden oft ja schon
die Missionäre totgeschlagen.

ZEITBETRACHTUNGEN

Daß die Deutschen diesen schaukelnden Träumen, dieser bild- und begriffslosen Ahnungsfähigkeit (Novalis) einen so hohen Wert beilegen, ist eben das Unglück dieser Nation. Daher kommt es, daß sie sich so gern jedem Irrtum in die Arme werfen, wenn er nur irgendeinen Halt darzubieten scheint, an den sie jenes flatternde, verworrene Gewebe anknüpfen können. Daher kommt es, daß von zehn zu zehn Jahren die ganze Nation mit einem Schlage ihr geistiges Glaubensbekenntnis ändert, und die Götzen des gestrigen Tages heute wie Schatten von Verstorbenen umherwandeln. Unmännlich! Herabwürdigend! Sie glauben, das sei etwas ihrer Natur Eigentümliches, aber andere Völker kennen diesen Zustand auch, nur werden bei ihnen die Knaben endlich Männer. (1828)

Ihr leugnet die Souveränität des Volkes, weil der Mensch in einem gegebenen Staate geboren, als Untertan auf die Welt kommt. Nun also, das Sklavenkind auf Kuba wird als Sklave geboren; ist darum die Sklaverei ein rechtliches Verhältnis? Das eine ist ein Faktum wie das andere. Und geht ihr bei einem auf die Rechtsgründe zurück, warum nicht bei dem andern? (1838)

In manchen Ländern Europas faselt man noch von der Möglichkeit einer patriarchalischen Regierung, einem blind gläubigen Zusammenleben der Staatsbürger, einer unbewußt zufriedenen Selbstbeschränkung der Ansprüche der Einzelnen. Die Möglichkeit läßt sich nicht ableugnen. Zahlt eure Staatsschulden, reduziert eure stehenden Heere auf das Drittel und eure Abgaben auf das Fünftel, mischt euch nicht in die Weltangelegenheiten, dann könnt ihr zuhause allerdings einen Versuch machen. Die bisherigen gesteigerten öffentlichen Zustände aber bildet euch nicht ein, mit herabgestimmten Mitteln, die ungeheure Last, die ihr euch selber aufgebürdet, mit schlaffen Hebeln emporhalten zu können. Ihr wollt eurem durch Bildung großgewordenen Nachbarn gleichstehen und doch in der Bildung zurückbleiben, ihr wollt tüchtige Beamte, aber keine Kenntnisse; Krieger, aber keine Charakterstärke; Erfinder, aber keine Eigentümlichkeit; Handel, aber keine Freiheit; Kredit, aber keine Wahl des Zutrauens. Vom Stumpfsinn fordert ihr die Früchte der Weisheit. (1838)

EINIGE BEMERKUNGEN ZUM ABSCHLUSS UNSERER EXPRESSIONISMUS-DISKUSSION

Unsere Expressionismus-Diskussion* schließt in diesem Heft mit einer Reihe zum Teil scharf polemischer Beiträge ab; im nächsten Heft können wir das Ergebnis kurz zusammenfassen. Aber schon heute dürfen wir sagen (und die überraschend zahlreichen, zum Teil recht erregten Zuschriften, die auffallende Menge und die Qualität vieler Diskussionsbeiträge, die fast überall, wie wir erfuhren, private und kollektive Auseinandersetzungen angeregt haben, beweisen es), daß wir im Verlauf der Debatte zu *zentralen, lebenswichtigen Problemen der deutschen antifaschistischen Literatur vorgestoßen sind*. Das ist eine erfreuliche Tatsache. Denn zentrale Probleme der Literatur sind heute (und waren es immer) mehr als bloß Probleme der „Literaturfachleute.“ Das kommt auch, wie wir glauben, besonders deutlich in der Zuspitzung der unten folgenden Polemik, vor allem bei Ernst Bloch und Georg Lukacs, zum Ausdruck.

Je mehr sich die Diskussion verschärfte und ihre Fragestellung zum Konkreten führte, desto klarer zeigte sich, daß es dabei keineswegs, wie es anfangs scheinen konnte, um einen „Fall Benn“ ging, noch weniger, wie einige Zuschriften an die Redaktion meinten, um eine „fernab liegende“ und „längst überwundene Pubertäterscheinung einiger Literaten“ oder gar — auch solche Stimmen wurden laut — um eine rein äußerliche Sprach- und Formfrage: *unsere Diskussion ist ein typisch deutsches Abbild der großen Auseinandersetzung zwischen Formalismus und Realismus*, die in der Sowjetunion, mit Recht, Literaturtheoretiker und -historiker, Kritiker, Schriftsteller und, nicht zuletzt, breite Lesermassen monatelang intensiv beschäftigte und noch weiter beschäftigt.

Formalismus (von dem der Expressionismus nur eine Teilerscheinung darstellt) und Realismus sind aber, wie gleich die Anfänge unserer Diskussion zeigten, die künstlerisch-ideologischen Widerspiegelungen bestimmter histo-

* Vergleiche Jahrgang 1937, Heft 9: „Gottfried Benn“, von Klaus Mann, „Nun ist dies Erbe zuende“ von Bernhard Ziegler; Heft 12: „Über drei Expressionisten“ von Franz Leschnitzer. Jahrgang 1938, Heft 2: „Vulgärexpressionismus“ von Herwarth Walden, „Das Erbe des Expressionismus“ von Klaus Berger; Heft 3: „Strömungen der expressionistischen Periode“ von Kurt Kersten. „Klassischer Expressionismus“ von Gustav Wangenheim, „Das kinematografische Zeitalter“ von Willy Haas, „Zur Kunstphilosophie des Films“ von Bela Balazs; Heft 4: „Das Ideal des harmonischen Menschen in der bürgerlichen Ästhetik“ von Georg Lukacs; Heft 5: „Meyerhold und Stanislawski“ von Bela Balazs.

rischer Geschehnisse, deren Ergründung und Erfassung — wie es einige Autoren auch aussprechen — für den antifaschistischen Kampf in der *Volksfront* eine Kernfrage ist. Daß wir sie von der literarischen Seite her zu beantworten suchen, bedarf in einer Zeitschrift, die sich an Schriftsteller und literarisch interessierte Leser wendet, keiner Erklärung oder gar Rechtfertigung.

Wir danken allen Mitarbeitern und Lesern, die uns durch Diskussionsbeiträge und Zuschriften unterstützt haben und bitten alle die Autoren um Entschuldigung, deren Beiträge wir (wegen der Überfülle an Material und da sie nur bereits vorgebrachte Argumente wiederholten) nicht veröffentlichen konnten.

Die Redaktion

WIE BEURTEILEN WIR DEN EXPRESSIONISMUS?

von

Peter Fischer

Die Diskussion über den Expressionismus in unseren Reihen, die dringend wurde durch Hitlers brutale Kampfansage gegen diese Kunst, stellt einen erfreulichen Klärungsprozeß dar, der zur Fundamentierung der Volksfrontideologie sehr viel beitragen kann. Die Notwendigkeit, ja Dringlichkeit einer solchen Aufgabe fühlt wohl jeder, aber die Lösung ist nicht ganz einfach, vor allem nicht so einfach, wie es letzthin Franz Leschnitzer in seinem Expressionismusartikel im „Wort“ (Dezemberheft 1937) darstellte. Nach ihm hat nämlich schon Georg Lukacs vor vier Jahren das letzte Wort darüber gesagt. Gerade gegen die Art Lukacs', die Kulturleistungen des verfallenden Kapitalismus in Bausch und Bogen abzulehnen, wandte sich ein Artikel von Bloch und Eisler im ersten Januar-Heft der „Neuen Weltbühne“. („Dialog über unser Erbe“) Aus dem Leschnitzer-Artikel entnimmt man zwar, daß er drei expressionistischen Dichtern ein positives Gedenken zollt, den Expressionismus als Ganzes aber ablehnt. Leider sagt er nicht warum, und interessanterweise geschieht die Ablehnung oft geradezu in expressionistischer Form — soweit man eben Ausdrücke wie den des Expressionismus auf andere Kunstgebiete übertragen kann.

Und hier beginnt eigentlich die Problematik.

Der Begriff Expressionismus ist in der *Malerei* entstanden und von ihr für die Dichtung übernommen worden. Aber schon bei der Musik macht dies Schwierigkeiten; und die meisten Musikforscher lehnten eine Begriffsübernahme ab.

Hinzu kommt, daß auch Hitlers Kampf vor allem gegen die bildende Kunst gerichtet ist.

Von unserer Seite ist nun die Diskussion fast nur von Literaturfachleuten geführt worden, und doch *liegt das Hauptgewicht der Frage auf dem Gebiete der Malerei*. Es ist notwendig, die Diskussion auf dieses Gebiet zurückzuführen, und mein Beitrag soll als der eines Kunsthistorikers in diesem Sinne verstanden werden.

Warum diese Betonung? Zum Teil aus den schon genannten Gründen, aber auch aus folgenden Überlegungen.

Wenn wir nach einer Basis suchen, von der aus wir den Expressionismus beurteilen können, so müssen wir feststellen: es genügt heute nicht, daß jeder ehrliche Deutsche Hitlers Kampf gegen die moderne Kunst verurteilt, daß viele ein persönliches Verhältnis zur expressionistischen Kunst haben, daß viele diese Bilder lieben — all das genügt nicht zur Begründung unseres Standpunktes! Hier brauchen wir eine tiefere Begründung unserer Stellungnahme, tiefer aber heißt wissenschaftlich, heißt dialektisch-materialistisch.

Unsere Frage: wie stehen wir zum Expressionismus? wird also gewandelt in die: welche historische Bedeutung hatte der Expressionismus, welche Rolle spielte er in der gesellschaftlichen Kultur, und welche Werte brachte er? Kurz: was an ihm ist kunstgeschichtlich wesentlich und wertvoll? Damit rückt unsere subjektive Frage ins Objektive. Erst in dieser Sphäre hat sie bindende Gültigkeit und bleibt nicht momentanes politisches Manöver.

Unser Urteil über den Expressionismus soll also wissenschaftlicher Natur sein. Können wir uns aber schon auf eine umfangreiche marxistische Expressionismusforschung stützen, Detailuntersuchungen wie zusammenfassende Arbeiten, so daß eine leidlich abgerundete und zuverlässige Bewertung möglich wäre?

Schon diese Frage beleuchtet die ganze Problematik. Wir haben weder eine marxistische Expressionismusforschung noch überhaupt eine marxistische Kunstgeschichte! Aber — wir haben in der bürgerlichen Forschung eine ausgiebige Literatur über den Expressionismus. Das haben wir, und das ist der Fundus, von dem wir ausgehen und aus dem wir schöpfen müssen. Zwar besitzt auch die bürgerliche Forschung kein abschließendes Standardwerk, fast alles sind noch Kampfschriften, die um die Anerkennung des Expressionismus kämpfen, oder bloße Interpretationen des expressionistischen Kunstwillens oder nur kompilatorische Arbeiten in den Handbüchern. Trotz dieses Gesamtcharakters der bürgerlichen Forschung gehen doch einige darüber hinaus, vor allem Hamann in seiner dreifachen Durcharbeitung der Entwicklung der Malerei. Hier ist Material geboten, auf dem man aufbauen kann.

Ich skizzierte zunächst die Schwierigkeiten, um zu zeigen, was es eigentlich heißt, diese Probleme anzupacken. Und hier ist Blochs Pessimismus berechtigt. Die Frage danach, wie wir zum Expressionismus stehen, zieht, ernsthaft aufgefaßt, die Frage nach einer dialektisch-materialistischen Kunstgeschichtsforschung nach sich. Nur aus ihr heraus sind solche Fragen zu lösen. Diese Schwierigkeiten sollen nicht entmutigen, nur muß man sehen, was man vor

sich hat. Und hilft uns die Expressionismusfrage mit zu einer marxistischen Kunstforschung — um so besser.

Beginnen wir, nach dieser Einleitung, nun mit der Analyse des Expressionismus selbst.

Es gab eine bürgerliche Kunst, das Tafelbild, und es gab eine bürgerliche Kunstaufgabe, die des Erfreuens und Erbauens in den privaten Mußestunden (siehe Hamann). Darum diente das Bild als Zimmerschmuck. Diese Aufgabe erfüllte die Kunst des Biedermeier noch vollkommen. Sie ist noch nicht bedrängt von der billigen Drucktechnik der späteren Zeit und fundamentierte auf der gesunden Bescheidenheit und Gediegenheit, dem Klassengefühl der aufkommenden Industriebourgeoisie. So sei diese Kunst als Prototyp gesunder bürgerlicher Kunstpflege hingestellt.

Und der Expressionismus? Er entsteht in der allgemeinen Krise des Kapitalismus, beginnt vor dem Kriege, erfährt aber seine Hauptauswirkung nach ihm. Er ist also eine Kunstrichtung, die alles andere als eine harmonische Kunstfunktion einer harmonischen Klasse darstellt. Das war noch die Kunst des Biedermeier. Was aber hatte sich inzwischen abgespielt?

Herrschte im Biedermeier die Kleinbourgeoisie vor, eine Schicht, die zahlenmäßig noch recht groß war und die ein gesundes und gediegenes Klassengefühl besaß, so werden in der Weiterentwicklung zum Monopolkapitalismus immer größere Massen proletarisiert — die damit vom Bildkauf und von der Kunstbetätigung ausscheiden — auf der anderen Seite werden die noch Besitzenden immer kulturloser, da bei den fortschreitenden Krisen sich nur noch skrupellose Ausbeuter halten können. So finden wir die tragische Situation, daß im späten Kapitalismus die Schichten, denen ökonomisch die Kunstpflege zukommt, ausfallen wegen Kulturlosigkeit. Man kann die Entwicklung so zusammenfassen:

„Der weitere Gebrauch des Tafelbildes stellt kein gesellschaftliches Bedürfnis mehr dar, sondern lediglich eine Verwendung entsprechend dem auch sonst herrschenden Historismus. Das heißt, die Kreise, die sich in ihren Wohnungen Originalbilder aufhängen können, und die es im Biedermeier noch aus eigenem Geschmack taten, werden immer mehr — entsprechend der Entwicklung des Kapitalismus — von kulturlosen Spekulanten und Börsenjobbern ersetzt. Von ihnen wird das Originalbild aufgehängt, nicht aus eigener Geschmackskultur, sondern weil man es früher so tat, aus Historismus, und weil sie teuer sind, aus Tradition, Protzendum also. Jene anderen aber, die Bilder aus eigenem Geschmacksbedürfnis aufhängen, werden immer seltener, durch den Proletarisierungsprozeß werden sie als Käufer vom Markt verdrängt. Gesellschaftlich spielen sie nur noch die Rolle eines Hemmschuhs der Entwicklung, so daß die Kunstmaler langsam aussterben und nicht plötzlich.“*

Der Künstler kommt durch diese tragische Konstellation in eine gesellschaftliche Isoliertheit, die besonders schlimm wird durch die Überbetonung des Persönlichkeitswerts beim Künstler in der herrschenden bürgerlichen Ideologie und durch das Fehlen eines tragenden und zur Gestaltung drängenden Klassengefühls.

* Aus einer früheren Arbeit: „Kunstgeschichte als Klassengeschichte“.

Wir können zusammenfassen:

1. Die gesellschaftliche Isoliertheit des Künstlers.
2. Das Fehlen eines starken Klassengefühls, das zur Gestaltung drängt.
3. Die gesellschaftliche Kunstaufgabe verliert ihre gesellschaftliche Begründung und ihren Sinn, sie führt nur noch ein fadenscheiniges Dasein aus Tradition.

Auf der anderen Seite ist der Künstler als Mensch ganz unmittelbar in die Krisen, Spannungen und Probleme des zugrundegehenden Kapitalismus eingespant, die sich vor allem zeigen:

1. Im politischen Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie. Zyklus von Kriegen und Revolutionen.
2. Spannung zwischen der bürgerlichen Ideologie mit ihrem Individualismus und der Maschinenproduktion, die zum Kollektiven und Versachlichen drängt.
3. Dies führt in der Formenwelt zu dem Massenerscheinen der Maschinenprodukte im Alltag, zur Ausbildung der modernen Kulturlandschaft mit ihren Fabriken, Schächten, Straßen, Schienensträngen, Kanälen, Brücken und Telegrafmasten. Und nicht zuletzt das Entstehen der modernen Städte, jener unglückseligen Schöpfungen von Mietskasernen, aus denen man planlos und nur dem Profite folgend, Städte baut, in einer Zeit, die vergessen hat, daß Städtebau auch Kunst ist.

Wenn in dieser Situation der Expressionismus erscheint, so folgt aus dem bisher Gesagten, daß er nicht aus dem Kundengeschmack entsteht. Zunächst fehlt überhaupt das Publikum, ein Liebhaberkreis bildet sich erst später. Und die bürgerliche Kunstaufgabe, die das Tafelbild als Zimmerschmuck verwendete, und die noch bis zum Impressionismus reichte, bedingt ebenfalls nicht den Expressionismus. Er ist kein gesellschaftlich geförderter Zimmerschmuck für die bürgerliche Wohnung! Dieser Stil steht der bürgerlichen Wohnung fremd gegenüber, meist noch mehr: er bekämpft sie in ihrer Behaglichkeit, bekämpft die Gute-Stuben-Tradition, in der so viel modrige Rückständigkeit des Bürgertums Zuflucht und Schutz gefunden hat. Man muß das Kämpferische am Expressionismus sehen, seinen Kampf gegen Engelreigen und Makarttum in formaler Beziehung, der ideologisch das Bürgertum trifft.

Es würde natürlich zu weit führen, den Expressionismus hier aus den gesellschaftlichen Verhältnissen lückenlos abzuleiten. Es muß hier genügen, ihn in seinen wesentlichsten Zügen zu charakterisieren und seine Bedeutung für die Weiterentwicklung hervorzuheben.

Zu diesen vielen ideologischen und gesellschaftlichen Spannungen und Problemen, in die der Künstler hineingestellt ist, gehört vor allem auch, daß für die neuen Maschinenprodukte, Fabriken, Mietskasernen und Bahnhöfe kein entsprechender Stil existiert. Hier Abhilfe zu schaffen versuchte der Jugendstil rein ästhetisch, indem er neue Ornamente schuf. Das ist eine halbe Reform — sie vergaß die neue Struktur der Maschinenprodukte zu berücksichtigen. Gegenüber dem ästhetisch-reformistischen Charakter ist das Zerschla-

gen und Bekämpfen aller bisherigen Formentradition durch den Expressionismus geradezu eine Formenrevolution. Sie ist laut, lärmend und brutal, noch nie ist mit so viel Unbekümmertheit und so gründlich die ästhetische Tradition der Bürger zertrümmert, zerschlagen und lächerlich gemacht worden.

In formaler Beziehung ist der Expressionismus ganz unbürgerlich. Allerdings ist er nicht nur negativ-kritisierend, seine lauten und schrillen Formen bauen, da sie die gegenständliche Erkennbarkeit zerschlagen und im Dienste eines expressiven Ausdrucks stehen, auf den unmittelbaren Bildmitteln: Linie, Fläche und Farbe auf. Damit wird ein primitiv-expressives Schaffen erreicht, werden Ausdrucksformen gefunden, die zum unmittelbaren Aufnehmen dieser elementaren Malmittel führen. Wer dies sehen gelernt hatte, bekam die Augen geöffnet für die Kunst der Exoten, die ähnlich unmittelbar und ursprünglich gestalten, und noch mehr, auch die Kunst der Asiaten und der älteren eigenen Kunstperioden, die ebenfalls nicht naturalistisch sind. So wird jetzt erst ein Verständnis der Gotik möglich und noch später des Barock oder der romanischen Malerei und Plastik. Der Begriff der Weltkunst wird so mit neuem Inhalt gefüllt, nicht mehr kompilatorisch, sondern verstehend. Aber dies ist nur die *eine* Auswirkung, die unseren Kunstbegriff unerhört erweitert und die Kunstforschung vor neue, riesige Aufgaben stellt. Sie ist in ihrer kunstpädagogischen Wirkung auch die Voraussetzung, um jetzt endgültig aus den Historismen herauszukommen und um den ornamentlosen, sachlichen Stil schön zu finden, der sich inzwischen, vor allem in der Architektur, herausgebildet hat. Das muß man sehen! Und *hier* liegen die eigentlichen Verdienste des Expressionismus. Ohne ihn ist unser heutiges Verstehen und Schätzen der Weltkunst nicht möglich, ohne ihn ist unsere moderne Architektur und damit eine unserer besten Kulturleistungen, nicht denkbar.

Diese Tatsachen allein würden genügen, um den Expressionismus gesellschaftlich zu rechtfertigen. Aber sie stehen nicht einmal allein. Wenn auch das Pädagogische der wesentliche Sinn dieser Kunst ist, so haben die Besten in ihr doch auch noch die alte Bildaufgabe mitgelöst und sind als Zimmerschmuck für ein besonderes Publikum geblieben. Was für ein unerhörter malerischer Reiz liegt nicht bei Cézannes und von Gogh vor oder bei den Späteren; wieviel überzeugte Liebhaber hat nicht der weiche Lyrismus Franz Marcs gefunden oder die schwere Farbigkeit Noldes oder der dumpfe Zwang der Barlachschen Figuren oder die fast akademische Schönheit Hofers: da ist so unendlich viel malerische Kultur und Schönheit bei vielen Expressionisten, daß selbst in der Weiterentwicklung der alten Bildkultur viel geleistet wurde.

Natürlich hat auch die Reaktion dran teil, vor allem im Inhaltlichen. Da treten Neuromantik auf, Neureligiosität, metaphysische und mystische Dinge, mit großem ideologischen Beiwerk behangen — überhaupt sind viele Bilder ideologisch überbelastet. (Man denke an Kandinsky!) Und dann der Individualismus. Aber all dies tritt nicht so wesentlich hervor, hat kein großes gesell-

schaftliches Sich-auswirken. Beide Erscheinungen, das Individualistische bis zum Geniehaften und die Neureligiosität sind überdies fast nur auf Deutschland beschränkt und selbst dort nicht ganz durchgängig. Der Konstruktivismus kennt diesen Individualismus nicht, ebensowenig der Kubismus, und in Frankreich und Italien suchen wir auch vergebens nach ihm. Und die expressionistische Spätblüte, die interessanterweise Deutschland nicht berührt — der Surrealismus — behält zwar im Themenkreis das Überwirkliche, Überwache; aber dies wird jetzt entmythisiert, ins Gebiet der Wissenschaft hinübergezogen, ist mehr wissenschaftliches Experiment als künstlerisches und höchst „sachlich“ sezierend.

Und wenn auch die Neureligiosität und die wilden Geniegebärden nicht im Sinne eines unmittelbaren Fortschritts lagen, nicht den wissenschaftlichen Sozialismus vorbereiteten — was die Kollwitz auf ihre Art schon tat — nicht in der Gradlinigkeit der Entwicklung lagen, so muß man auch ebenso klar sehen, daß sie darum nicht reaktionär im politischen Sinne waren. Das Antirationale des Expressionismus liegt einmal nur innerhalb des großen Formenkampfes gegen den bürgerlichen Geschmack und stellt darin einen Ausdruck des Geniemilieus dar, welches gegen die „vernünftige Ruhe und Ordnung“ des Bürgertums kämpft. Das muß man beachten, sonst versteht man nicht, wieso eine tiefere Reaktion, wie die des Nationalsozialismus, den Expressionismus auch in diesen Momenten ablehnt.

Überhaupt steckt in dem, was wir oben Verselbständigung der Malmittel nannten — Fläche, Farbe, Linie — die entscheidende Tat des Expressionismus. Hier steht er nicht im Gegensatz zur Sachlichkeit, sondern als ein Vorbereiter, wie Hamann seinerzeit in der sehr guten Schrift „Kunst und Kultur der Gegenwart“ nachgewiesen hat. Wir erwähnen diese Arbeit absichtlich aus der Fülle der Literatur über den Expressionismus. Keine ist wieder so aktuell wie diese. Sie ist die erste Verteidigungsschrift für den Expressionismus in der nachexpressionistischen Periode, als jeder versuchte, ihn als passé zu bezeichnen, als vorbei und abgetan. Hier weist Hamann nach, daß gerade die modernsten Kräfte der Sachlichkeit, wie sie in der Architektur sinnvoll geworden sind, in der expressionistischen Malerei ausgebildet wurden. Sie waren in ihr viel stärker als in der später Mode gewordenen „Neuen Sachlichkeit“. Die Entwicklungslinie geht von der expressionistischen Malerei zur Architektur, für sie hat sie Verständnis geschaffen, für sie liefert sie die neuen Kompositionsweisen, die Ornamente, den Blick für die Kuben und ihre Wertigkeit, die Linien und Flächen als Eigenwert. Und als Entscheidendes: die traditionsfreien, nur der Sachlogik und Sachfunktion folgenden Ausdrucksformen; das heißt aber, vor allem für die Architektur: Befreiung von Säulenstatik und Stuck-Ornamentik.

Die negativen und gefährvollen Seiten im Expressionismus hängen eng mit seinem Überindividualismus und seiner formalen Ausdrucksweite beziehungsweise Freizügigkeit zusammen. (Hinter ihr steht die gesellschaftliche Isoliertheit und das Fehlen einer festen gesellschaftlichen Kunstaufgabe und eines verpflichtenden Formenkanons.) So setzt sich der Künstler in seinen

Werken mit den Zeitproblemen auseinander; das bedingt für jeden Künstler eine individuelle Lösung, eine einmalige, die typisch ist für die Künstlerpersönlichkeit.

Man hat den Begriff Experiment mit dem Expressionismus in Verbindung gebracht (Eisler), auch von dieser Seite hat dies Berechtigung. Der fast genieartige Persönlichkeitsstempel muß da sein! Nachmalen, gar Schulbetrieb, wird sofort sinnlos. Man kann keine Expression, keinen Ausdruck, nachahmen. Das ist nun die Krise für tausende von nachschaffenden oder noch lernenden Künstlern; und hier liegt eine große Gefahr. Andererseits können sich unter der Ausdrucksweite auch Stümper und Schwindler einmischen, aber hier wird die Zeit sieben.

Die ideologische Überladenheit vieler Bilder hatten wir schon kritisch erwähnt. Aber man kritisiere nicht, daß die Künstler eine Sprache reden, die die Masse nicht versteht. Wenn die Gesellschaft den Künstlern keine Aufgaben gibt, ihnen nichts mehr abkauft und der so isolierte Künstler sich dann, allein auf sich angewiesen, künstlerisch mit den Zeitproblemen auseinandersetzt und dann eine Formensprache entsteht, die die Massen nicht mehr unmittelbar verstehen, dann liegt die Schuld — und damit die Möglichkeit und der Ansatzpunkt zu einer Verbesserung — nicht beim Künstler, sondern bei der Gesellschaft! Nicht der Künstler ist schuld an seiner gesellschaftlichen Isoliertheit, sondern die gesellschaftlichen Verhältnisse; werfen wir den Künstlern nicht ihre Abseitigkeit und Abstraktheit vor, auch sie ist Zeitausdruck und gesellschaftlich bedingt.

Verändern wir die Gesellschaft, dann wird sich auch die Kunstaufgabe und -pflege so verändern, daß der Künstler wieder ein Publikum bekommen, und daß er eine allen verständliche Sprache reden wird. Das gilt für die gesamte Kunst, was nicht heißt, daß einzelne Künstler eine Zwischenlösung finden und mit dem Stillerbe des Expressionismus eine inhaltlich schon für die neue Gesellschaft kämpfende Kunst schaffen.

Aber die Mehrzahl braucht — eine neue Gesellschaft!

ABSTRAKT, ABSTRAKTER, AM ABSTRAKTESTEN

von

Alfred Durus

EINIGE ZITATE ALS EINLEITUNG

„Die kapitalistische Produktion ist gewissen geistigen Produktionszweigen, wie der Kunst und Poesie, feindlich.“ *Karl Marx*: „Theorien über den Mehrwert“ 1861-63.

„Lange Zeit hindurch war meine Stimmung so unglücklich, mein ganzes Sein von Zweifeln so hin- und hergeworfen, daß ich Ihnen den Anblick eines so zerrissenen Daseins

ersparen wollte. Wie ein Ahasver, ohne Ruh und Rast, schweifte ich umher, wenn auch nicht mit den Beinen, so doch mit dem Geiste. Tausendmal sagte ich mir: sei ein Mann, arbeite und konzentriere dich in der Arbeit. Jawohl, das ist leicht gesagt, doch schwer getan. Du brauchst nur zu wollen, sagte mir schon mancher, und du wirst Berge umstürzen. Wer wollte nicht? Der, der weiß, was er will, hat die halbe Arbeit getan. *Wollen und nicht wissen was*: da haben Sie das Geständnis, welches sich nun doch meiner geängstigten Seele abringt.“ *Hans von Marées in einem Brief an Konrad Fiedler, in den sechziger-siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.*

„Die heutige Isolierung der seltenen echten Künstler ist für den Moment durchaus unabwendbar.“
Franz Marc im „Blauen Reiter“, 1912.

„Wohin sind wir gekommen, ... welche Hohnmoral haben wir in den Knochen, daß solche Verdammte [wie Marées] gezwungen werden, sich selbst lebendigen Leibes zu verzehren!“
Julius Meier-Gräfe: „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst.“

„Der ganze Kunstbetrieb unserer Zeit gleicht aufs Haar einem pompreichen Begräbnis.“
Derselbe: „Delacroix der Literat.“

„... Die Teilung der Arbeit wird erst wirklich Teilung von dem Augenblick an, wo eine Teilung der materiellen und geistigen Arbeit eintritt. Von diesem Augenblick an kann sich das Bewußtsein wirklich einbilden, etwas anderes als das Bewußtsein der bestehenden Praxis zu sein, wirklich etwas vorzustellen, ohne etwas Wirkliches vorzustellen — von diesem Augenblicke an ist das Bewußtsein imstande, sich von der Welt zu emanzipieren und zur Bildung der „reinen“ Theorie, Theologie, Philosophie, Moral etc. überzugehen.“
Karl Marx und Friedrich Engels: „Die deutsche Ideologie.“ 1845-46.

„Setze den Menschen als Menschen und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du Liebe nur gegen Liebe austauschen, Vertrauen gegen Vertrauen etc. Wenn du die Kunst genießen willst, mußt du ein künstlerisch gebildeter Mensch sein ... Wenn du liebst, ohne Gegenliebe hervorzurufen, d. h. wenn dein Lieben als Lieben nicht die Gegenliebe produziert, wenn du durch eine *Lebensäußerung* als liebender Mensch dich nicht zum *geliebten Menschen* machst, so ist deine Liebe ohnmächtig, ein Unglück.“
Karl Marx: „Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844.“

„Mit den paar Bildern, die mir bleiben, habe ich was zu leben, ich habe keine übertriebenen Ansprüche, ich habe weder ein Auto, noch ein Schloß, noch eine Villa, wie alle großen Maler von heute ... Arbeiten, für wen denn? ... Wo sind die Liebhaber von früher? Wohin geht denn jetzt ein Bild? ... Arbeiten um des Späßes willen, Handelsware zu fabrizieren? Das ekelt mich alles an, glauben Sie mir!“

Äußerung von *Pablo Picasso*, veröffentlicht von *Adolphe Basler* in „Fünfzehn Jahre Lügen“ („Kunst und Künstler“, Januar 1928.)

WOLLEN UND WISSEN

„Wollen und nicht wissen, was“ — gesteht Hans von Marées, dieser zu Großem berufene, doch auf halbem Wege stehengebliebene deutsche Maler in einem Brief an seinen Freund Konrad Fiedler. Dieser Außenseiter, Vereinssamte, Verfluchte — es hat seine eigene Bewandnis, daß Marées durch Expressionisten zu ihrem Schutzheiligen auserkoren wurde — dieser tra-

gischste Künstler aller Zeiten! Alternd hat er sich selbst als Aussätzigen empfunden. Sein Leben wurde der Kunst als Opfer dargebracht, ohne die Genugtuung, seine künstlerischen Träume seien in Erfüllung gegangen. Im Höhenflug seiner Gedanken und seiner künstlerischen Zielsetzungen überragte er die anderen deutschen Künstler seiner Zeit, selbst solche vom Range eines Menzel und Leibl. Als deutscher Maler des 19. Jahrhunderts mußte er aber scheitern, nicht wegen der Geringfügigkeit, sondern wegen der Größe seines Strebens, das in den Rahmen der deutschen Kleinkrämerei nicht hineinpaßte. Unter den gegebenen Bedingungen wollte er Menschenunmögliches, „unzeitgemäß“ *Großes: in machtvollen Fresken eine Verherrlichung der Harmonie menschlichen Zusammenlebens* — in der Art eines Pollajuolo oder eines verspäteten (und gleichzeitig auf höherer Stufe: eines verfrühten) Botticelli.

Zum Wandbild gehören aber vor allem große Verhältnisse. Unter anderem eine Gesellschaft, die Kunst richtig zu schätzen und einzuschätzen versteht. Wie wären aber ein Aufblühen des Fresko und die deutsche Misere zu vereinbaren gewesen? Der deutschen Kläglichkeit war Marées im Wege: eine unliebsame Störung, ein Holzklötz, der auf den Scheiterhaufen geworfen werden mußte. Soziale Aufträge für seine Wandbilder blieben aus; das Schaffen von Fresken durch ihn ward auch sonst illusorisch, da das Fehlen großer Inhalte (als Widerspiegelung großer gesellschaftlicher Geschehnisse) den Künstler in die Einöde formalistischer Spekulationen trieb. Marées hatte in seinem Leben nur einmal Möglichkeit, Fresken auszuführen: in den siebziger Jahren, für die Zoologische Station in Neapel. Später mußte er damit vorlieb nehmen, „Phantasie-Fresken“, Skizzen für nicht realisierbare Wandbilder zu „schaffen“ und in seinem Atelier aufzustapeln — Holztafeln, die weder Fisch noch Fleisch, weder richtige Tafelbilder, noch richtige Fresken waren.

Konnte die neuzeitliche *deutsche Geschichte* einen Künstler vom Range Marées' begeistern? Konnte sie zum Stoff seiner Malerei werden? Marées, ein freiwilliger Emigrant, floh aus Deutschland nach Italien — aus dem Regen sozusagen in die Traufe. Schließlich floh er aus der Wirklichkeit in imaginäre Räume und Zeiten und verlor sich da.

Auch der große französische Geschichtsmaler Delacroix war ein Flüchtling aus der kapitalistischen Alltagswirklichkeit. Auch er floh die „graue Wirklichkeit der Dinge“, wenn er sich „in die Höhen der Kunst flüchtete“. Die Flucht in die Höhen der Kunst ist aber unterschiedlich. Höhen können wirkliche Höhen, können aber auch Hügelchen sein.

Delacroix malte in seiner Flucht aus dem gleichgültigen bürgerlichen Alltag „Die Freiheit auf den Barrikaden“ und erfüllte auch seine anderen geschichtlichen Bilder, sein „Gemetzelt auf Chios“, den „Tod des Sardanapals“, die „Enthauptung des Dogen Marino Falieri“, den „Tasso im Kerker“ mit dem revolutionären Pathos und dem heroischen Geist der Freiheit. Ein großer revolutionärer Romantiker. Ein Ungehemmter in der Entfaltung und Ausübung seiner Kunst,

Delacroix hatte das Glück, als *Franzose* und eine Generation *vor* Marées geboren worden zu sein. Die Stoffe für seine Monumentalmalerei brauchte er nicht zu suchen und nicht zu erklügeln wie Marées. Die große französische Revolutionsgeschichte hatte den historisch empfänglichen Maler mit außerordentlichen Stoffen überhäuft. Doch woher hätte der Deutsche Marées ähnliche Stoffe holen sollen? Wo gab es *die deutsche* Geschichte, welche seinen Sinn für Geschichte hätte entwickeln können? Ist es etwa Zufall, daß es eine große deutsche Geschichtsmalerei bis auf den heutigen Tag nicht gegeben hat? Daß ein großer geschichtlicher Wurf in der deutschen bildenden Kunst bis jetzt nur der Kollwitz in ihrem graphischen Zyklus über den deutschen Bauernkrieg gelang? Ja, wenn Marées, väterlicherseits übrigens französischer Herkunft, in Frankreich das Licht der Welt erblickt hätte, wären ihm wahrscheinlich später manche Leiden und Schwierigkeiten erspart geblieben.

Die Fresken, welche Marées, 40jährig, in Neapel ausgeführt hatte, sind noch vollblütige realistische Gestaltungen. Sein Ruderer-Bild darüber hinaus eine Symphonie menschlicher Arbeit von ganz hohem Rang. Monumentalität und erlesene Schönheit dieser Fresken zeigen, was die Menschheit Marées hätte verdanken können, wenn der Künstler nicht den festen Boden der Wirklichkeit unter seinen Füßen verloren hätte. Während die Skizzen zu Wandbildern sich in seinem Atelier häuften, der Auftrag für ihre Ausführung aber vergeblich auf sich warten ließ, riß die Verbindung des Künstlers mit der Wirklichkeit ab, und es entstanden naive Wunschträume von Menschenglück in paradiesischer Nacktheit. Bilder wie „Das goldene Zeitalter“, „Hesperiden-Land“ — Gemälde, die in der Musik ihrer Farben und dem Linienrhythmus prachtvoll gebauter Menschenkörper noch Reste eines ursprünglich großen Gestaltungsvermögens bewahrt haben; trotz formalistischer Schrullen, trotz ihrer inhaltsarmen Weite und ihrer einförmigen und eintönigen Monumentalität.

ISMEN

Nichts wäre verfehlter als die Annahme, der Expressionismus und die anderen „Ismen“ wären eine unterschiedslose Konkursmasse künstlerischen Bankrotts. Die „Ismen“ waren widerspruchsvolle Bewegungen; in ihnen hatte sich ungehobenes Gold mit Unrat gemengt. Die „Ismen“ hatten — neben Wichtern — ihre Helden, für die sich der Formalismus und die „für den Moment durchaus unabwendbare“ Isolierung des Künstlers zur tiefmenschlichen Tragik steigerte; es gab aber auch in reichlicher Zahl Scharlatane, die aus der Tragik der anderen Kapital schlugen. Es wäre eine Besudelung der Lauterkeit und der gescheiterten (teils auch noch nicht voll entfalteten) Größe solcher Künstler wie Franz Marc, Kokoschka, Lionel Feininger, Boccioni, Picasso und Marc Chagall, wenn man sie mit den Kunstschreierlein und -schreiberlein Lothar Schreyer, William Wauer und Rudolf Bauer in einem Atem nannte (mit Kunst vortäuschenden Unkünstlern, die nicht nur und nicht einmal in erster Linie in puncto „Vulgärexpressionis-

mus“ gesündigt hatten). Kurt Schwitters in Ehren! Zwischen ihm und Lothar Schreyer ist noch immer ein Unterschied wie zwischen Himmel und Erde.

Den Formalismus von Franz Marc, Oskar Kokoschka und Picasso kann man durchaus auf einen Nenner mit dem Formalismus Marées' bringen: alle diese Einsamen, in ihrem menschlichen Dasein Ver-Rückten, alle diese Formalisten wehren sich gegen die Verkehrung und Entwürdigung der Kunst durch den Kapitalismus (auch gegen die Verrückung der eigenen Kunst). Sie verachten den Formalismus, sind unglücklich in Anbetracht der Unzulänglichkeiten ihrer Kunst und möchten ihre formalistische Belastung über Bord werfen, wenn sie nur wüßten, *wie*. Ringer, vereinsamte Kämpfer, Geschlagene und Unterlegene auf einsamen Höhen!

Doch nicht unbedingt und endgültig Geschlagene, keine Zerstampften und Zertretenen! Majakowski überwand die überschwengliche Misere des Futurismus. Johannes R. Recher die nicht minder überschwengliche des Expressionismus, und Picasso ist auf dem besten Wege dazu, der tierisch-ernsten Misere des Kubismus und der weniger ernsten des Surrealismus den Garaus zu machen. Der norwegische Künstler Edward Munch, ein Vorläufer des Expressionismus, hat sich im letzten Jahrzehnt zu einem der stärksten Realisten der Gegenwart entwickelt. Je tiefgründiger der Künstler, desto schwieriger und langwieriger kann sich der individuelle Entwicklungsprozeß vom Formalismus zum Realismus gestalten. Zwischenetappen müssen realistisch in Betracht gezogen werden. Eine über-eifrige „Beschleunigung“ der Bewegung könnte nur schaden.



Oskar Kokoschka: *Utinam delectet*

DAS VULGÄRE GLEICHHEITSZEICHEN

Nicht minder schädlich ist es aber, wenn verspätete kritiklose Verteidiger des Expressionismus, in Verkennung der Tatsachen, versuchen, zwischen dem Expressionismus und dem sozialistischen Realismus ein Gleichheitszeichen zu setzen. Kurt Kersten hat in seinem Artikel „Strömungen der expressionistischen Periode“ richtig darauf hingewiesen, daß eine Kunstrichtung wie

der Expressionismus im Lande des siegreichen Sozialismus eine reaktionäre Rolle spielen würde.

Der Expressionismus war aber *von Anfang an*, schon im Vorkriegsstadium seiner Entwicklung, eine Verkehrung der eigentlichen Aufgaben der Kunst. Damals waren in ihm allerdings noch widerspruchsvoll fortschrittliche und reaktionäre Elemente enthalten. Fortschrittlich war der Kampf frühexpressionistischer Künstler der dresdener „Brücke“ (Schmidt-Rottluff, Kirchner, Pechstein, Heckel, Otto Müller) und des münchener „Blauen Reiters“ (Franz Marc, Macke, Kandinsky, Klee) gegen die kapitalistische Mechanisierung und Verdinglichung der Kunst, gegen den formalistischen Akademismus und Naturalismus. Reaktionär war aber ihr Eintreten für Mystik und Neu-Religiosität im Namen einer angeblichen Erneuerung des künstlerischen Inhaltes. Reaktionär war ferner ihr Empiriekritizismus, ihre „Bombardierung“ der Wissenschaft und des menschlichen Erkenntnisvermögens. All dies verwandelte ihren vermeintlichen Kampf gegen den Formalismus in einen formalistischen Scheinkampf.

Ein schwerer Fehler dennoch ist, wenn jemand — auf Grund äußerlicher Gemeinsamkeiten einer irrationalistischen Ideologie und auf Grund folgender Hypothese: der Faschist Gottfried Benn wäre der konsequente Expressionist — tolldreist behauptet: der Expressionismus münde in seiner Konsequenz in den Faschismus. Der Expressionismus war politisch und ideologisch eine äußerst widerspruchsvolle Bewegung und enthielt die Möglichkeit, *sowohl* nach links *als auch* nach rechts zu schwenken. Die expressionistische Kunst, wie jede Kunst, bestand im übrigen nicht nur aus einer Ideologie. Die künstlerische Praxis und die Theorie des Expressionismus befanden sich nicht selten in einem widerspruchsvollen Verhältnis. August Macke hat im Jahre 1912 im „Blauen Reiter“, wo eines der Evangelien des Expressionismus verkündet wurde, folgendes geschrieben:

„Die Freuden, die Leiden der Menschen, der Völker, stehen hinter den Inschriften, den Bildern, den Tempeln, den Domen und Masken, hinter den musikalischen Werken, den Schaustücken und Tänzen. *Wo sie nicht dahinterstehen, wo Formen leer, grundlos gemacht werden, da ist auch nicht Kunst.*“ (Hervorhebung von mir. A. D.)

Dies gehörte mit zur blauerittenen antiformalistischen Theorie der frühexpressionistischen Malerei. Doch ausgefallene Absichten einer Gestaltung „des Geistes ohne Körper“ und einer „Darstellung der reinen Ideen, die dem Weltbau zugrunde liegen“, haben die Kunstpraxis des „Blauen Reiters“ schon damals künstlerisch ausgehöhlt und im extrem-formalistischen Sinne beeinflußt. Kandinsky hat seiner körper- und gegenstandslosen Kunst, mit der er eine geistliche Beschwörung des reinen Geistes unternahm, schon in der Vorkriegszeit den unfreiwilligen Todesstoß versetzt. Macke, dem realistischen Sehen und Weltempfinden mehr zugeneigt als Kandinsky, benutzte beim Malen, wie Pechstein und Schmidt-Rottluff, grellgrüne, dunkelblaue und chromgelbe Gläser, um sich auf diese Weise von den Farben der Natur zu „emanzipieren“. Mit solchen „Experimenten“ sollte die Malerei denaturalisiert werden,

Der große Wurf der kristallisierten Tierleiber im „Turm der blauen Pferde“ von Franz Marc ist heute noch ehrfurchtgebietend. Seine noch nicht aufgelösten Tierbilder in ihrer Märchenstimmung werden durch Beobachtung und Naturnähe geadelt. Der Maler schämt sich hier noch nicht dessen, daß er malen kann. Doch im späteren Werk von Franz Marc, etwa in den „Tierchicksalen“, sehen wir nur noch verschwommene, entfernt tierähnliche Gebilde, die im Bildraum wie in einem phantastischen Aquarium wirr umherschwimmen, schwirren, schweben und „kreisen“. Mystische „Tierseelen“, lassen sie sich nicht mehr voneinander unterscheiden: man weiß nicht recht, handelt es sich im einzelnen um Seeschlangen, Aale, Kühe, Känguruhs, Kamele oder Chamäleons.

MYSTIK

Wir sehen da, wie ein ursprünglich hochbegabter Maler als Opfer einer Krisenzeit, weltanschaulich und künstlerisch verunglückt. Die Leugnung der Existenz der materiellen Welt, der Kampf gegen Denken und Vernunft, die objektive Unrichtigkeit des Weltbildes führt ihn auf Irrwege. Ein mit dem Leben und der Natur entzweiter Maler versucht zwar die Gehaltlosigkeit seiner Kunst mit mystischen „Ideen“ zu verschleiern; die Mystik drückt die-

Franz Marc: Die Kühe



ser Malerei aber erst recht den Stempel der Unfruchtbarkeit auf, den einer „toten Blüte am lebendigen Baum der menschlichen Erkenntnis“.

Die Expressionisten des „Blauen Reiters“ und der „Brücke“ übertrugen die intuitivistische Philosophie von Bergson in die bildende Kunst und mengen sie mit neo-christianischen Ideen von „fleischlicher Sünde“, „Abtötung des Fleisches“, indem sie betonten: das *abstrakte* sei das „natürliche Sehen, das primär-intuitive Gesicht“.

Das *Abstrakte* wird gegen das Leben, der Geist gegen den Körper, die geheimnisvolle und irrationell schummrige „Intuition“ gegen den Verstand und die Vernunft zu Felde geführt! Der Künstler wird aufgerufen, in seiner Kunst dem Leben als einem „Jammertal“ entgegenzutreten. Welch eine Armseligkeit des Künstlers, welch eine Verarmung der Kunst! Man bedenke: ein Künstler, seiner Berufung nach Künder der Lebensfreude, sieht im Leben und in der Menschheit einen Feind seiner Kunst. So schreibt Emil Nolde:

„Die Menschen sind Feinde des Künstlers, seine nächsten die schlimmsten.“

Man überlege: welch ein abgrundtiefer Pessimismus der weltanschauliche Grundzug eines Malers sein muß, der die Malerei als einen bloßen „Rettungsversuch aus dem Schmerz der Gestaltlosigkeit“ und die Wirklichkeit, das Dasein als „flammend Leid“ betrachtet. Der beabsichtigte mystische Rettungsversuch aus diesem „Schmerz der Gestaltlosigkeit“, aus diesem „Leid“, bewirkt erst recht das völlige Versinken des Malers in einer Chaotik, in einer tief pessimistischen, schmerzdurchwühlten, malerischen Gestaltlosigkeit.

ABSTRAKTION GEGEN ABSTRAKTION

Die „Ismen“, mögen sie noch so verschieden sein, mögen sie sich gegenseitig noch so in den Haaren liegen, treffen sich in ihrer Abkehr vom Leben, in ihrer fortschreitenden Loslösung von der Wirklichkeit, im Prozeß eines immer Abstrakter-und-abstrakter-werdens, in einer antirealistischen, und antimaterialistischen Einstellung, in der Grundtendenz: den Menschen, die Gegenstände, Dinge und Körper der materiellen Welt aus der Kunst zu drängen.

Abstraktere verachteten weniger Abstrakte, weil in den Bildern der letzten Gegenständliches etwa, vielleicht, möglicherweise doch noch zu erkennen war. Und da es immer Noch-Abstraktere gab, rümpften die Abstraktesten die Nase über die Kunst der noch immer nicht genügend Abstrakten. Zuguterletzt trumpte der Suprematist Malewitsch auf, malte ein schwarzes Quadrat auf weißem Grund und behauptete: dies sei kein gewöhnliches pechschwarzes Quadrat mehr, sondern die „Empfindung der Gegenstandslosigkeit“. Die Beantwortung der Frage, ob diese gegenstandslose Empfindung eines geistlosen Quadrates und eines geistesabwesenden Malers noch etwas mit *Kunst* zu tun habe, wurde dem freundlichen Betrachter überlassen. Malewitsch war freilich nicht der letzte Formalist und sein schwarzes Quadrat nicht das



Paul Klee: Fünf Nachtigallen

letzte formalistische „Bild“. Abstrakter konnte die Malerei allerdings nicht mehr werden. Die Lehre von Mach, Avenarius und Bogdanoff karikierend, schlug sich Malewitsch an die Brust — die Brust war menschlich, merkwürdigerweise noch nicht quadratisiert und, leidergottes, noch kein Komplex von bloßen Empfindungen — Malewitsch ließ sich nicht abschrecken; er rief aus:

„Der Suprematist betrachtet nicht und betastet nicht — er empfindet...“

Nun — was empfindet er? Er empfindet ... *Mystik und mystifizierte Empfindung!* So hat Malewitsch unter anderem die quadratisierte „Empfindung einer mystischen Welle aus dem Weltall“ (!) gemalt, ferner die „Empfindung eines mystischen Willens“! Und *wie?* In beiden Fällen erschien auf der Malfläche — zweifelsohne durch zufällige Lagerung und Streckung der Quadrate — das *Kreuz*. Ein *christliches* oder ein *abstrakt-mystisches* Kreuzfigürchen? Diese Frage fällt leider aus dem Rahmen der suprematistisch angewandten Geometrie.

Ebenso wie die andere Frage, die zur Blütezeit des Konstruktivismus, vor etwa anderthalb Jahrzehnten, durch zwei recht jugendliche Konstruktivisten aufgeworfen wurde: „Wer ist größer, Kandinsky oder Malewitsch?“ Malewitsch — erwiderte der Klügere — denn in der Kunst von Kandinsky gebe es noch gewisse Krümmungen, die mit Regenwürmern, Fröschen, Eidechsen und sonstigen Weichtieren verwechselt(!) werden könnten; in der Kunst von Malewitsch hingegen sei eine derartige Täuschung völlig ausgeschlossen, da gebe es in der Regel Quadrate und nur ausnahmsweise Kreise und Dreiecke:

„Eindeutige Formen, die außer sich selbst nichts auf dieser Welt darstellen wollen.“

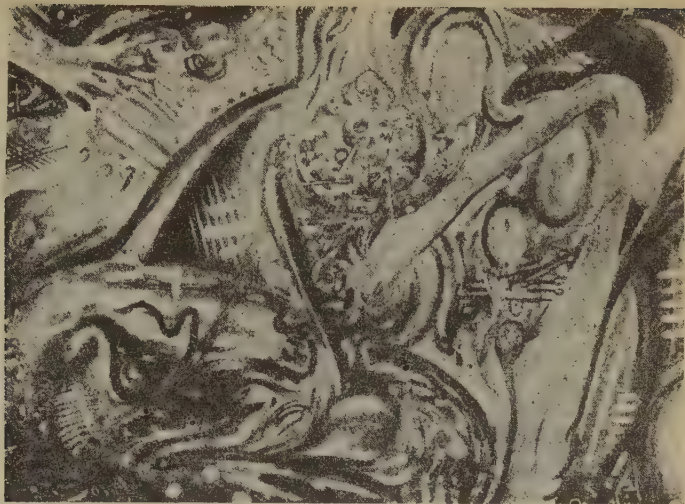
Als Adolf Behne, deutscher abstrakter Kunstkritiker und Theoretiker, dies hörte, sagte er: Ich lasse mich nicht aus dem Konzept bringen, ich bin der Abstrakteste, ich kann es noch schöner! Und er entdeckte in seinem Buch „Von Kunst zur Gestaltung, Einführung in die moderne Malerei“, im Jahre 1925 — Spaß beiseite! — den „*Befreiungskampf der Farbe gegen die Gegenstände*“. Passen wir mal auf:

„Die *eigentliche* Aufgabe des Bildes, den *reinen Willen der Farbe nach Gleichgewichtsordnung* zu erfüllen, wird durchkreuzt, erschwert, ja oft unmöglich gemacht durch den Zwang, gleichzeitig bestimmte Gegenstände wiederzugeben. Darf also das Bild gleichzeitig Abbild sein? Um wirklich vollkommen Bild zu sein, darf es nicht Abbild sein.“

Ist es nicht zu schön, um wahr zu sein: „Der reine Wille der Farben nach Gleichgewichtsordnung“ werde durchkreuzt *durch die aktive Beziehung des Künstlers zum Leben, zur lebendigen Wirklichkeit!* So wird — exklexerplex! — nicht ohne Humor mit Hintergründen und tieferer Bedeutung, von deren Existenz ihr Urheber nicht unbedingt etwas zu wissen braucht, einer völligen Sterilisierung der Kunst, einer vom Leben ganz und gar losgelösten *Unkunst* das Wort geredet — einer ungeborenen und ungegorenen, im Keimzustand schon sterilisierten, einbalsamierten und mumifizierten „Kunst“. Diese künstliche Sterilisierung der Kunst schnappt über in nihilistische Ansichten ultralinker Kunstgegner und führt in der Konsequenz nicht nur zur Leugnung der sozialen Rolle der Kunst, sondern der *Existenzberechtigung der Kunst überhaupt*. Die Kunst wird so aus einem sozial höchst bedeutenden Ergebnis der menschlichen Arbeit zu einem sozial nutzlosen Parasitentum herabgewürdigt.

Hören wir nun die dickaufgetragene soziale Demagogie als Begleitmusik zu

Rudolf Bauer:
Presto I



dieser Apologetik des Formalismus, welche der Kunst einen extremen Parasitismus zuschreiben möchte:

„Warum überhaupt noch Gegenstände, Dinge, Objekte unserer Umwelt malen . . . ? Warum nicht den Entschluß fassen, dieses Gegenständliche, das doch offenbar eine Fessel ist, ganz abzuwerfen . . . ? Es lehrt uns die Geschichte des Bildes, daß die Freiheit kommen muß.“

Doch es wird noch bunter, unser Humorist überschlägt sich, indem er erklärt:

„Um einen Freiheitskampf handelt es sich tatsächlich, um einen Freiheitskampf, der die genaue Parallele ist zum politischen und ökonomischen Freiheitskampf der Menschheit.“

Und der Endeffekt? Dieser:

„Die Farben als arbeitende Schichten des Bildes wurden ausgebeutet im Interesse einer höheren Klassen — der Gegenstände.“

Hoch die Farben als ausgebeutete Klasse! Nieder mit den heimtückischen Gegenständen, diesen elenden Ausbeutern!

WIRKLICHKEITSKRISE

Wir dürfen uns nicht damit begnügen, den Expressionismus als Kunstrichtung *isoliert* zu betrachten, sondern müssen fähig sein, ihn in Bewegung, im allgemeinen Prozeß der Verwicklung der krisengeschüttelten Kunst des monopolistischen Kapitalismus zu sehen.

Der Expressionismus führte im Rahmen der Kunstentwicklung der Nachkriegszeit logisch, stufenweise zum Konstruktivismus, Suprematismus und Neo-Plastizismus. Und Behne, früher ein „führender Theoretiker“ des Expres-

sionismus, wurde später logisch zu einem Hauptschrittmacher des Konstruktivismus, Suprematismus und Neo-Plastizismus: *ubi formalismus — ibi Behne!*

Die immer schärfere Formen annehmende ökonomische und allgemein geistige Krise des monopolistischen Kapitalismus äußert sich in der Kunst als „Wirklichkeitskrise“, als zunehmende Entfernung der Künste von der erfahrbaren Wirklichkeit. Der Vorkriegsexpressionismus und Vorkriegskubismus hatten die Nabelschnur zur Wirklichkeit noch nicht ganz durchgeschnitten, hatten die „Wirklichkeitskrise“ der Kunst erst vorbereitet. Im Nachkriegsexpressionismus und -Kubismus „vollendete“ sich aber die *Entgegenständlichung* der Welt. Zertrümmerten früher Kubisten die Dinge und malten die Welt in Scherben, Menschen als Leichen und Wohnhäuser als Särge, so malen sie später Menschen nicht einmal mehr als Leichname, sondern bilden nur noch „Verhältnisse“ aus „Urformen“, „Sehkategorien“: aus Kreisen, Dreiecken, Vierecken und Vielecken. Konstruktivisten übertrumpfen hierin die Kubisten. Bis schließlich neoplastizistische Maler, unter Führung der Holländer Doesburg und Mondrian, selbst auf die „Mannigfaltigkeit“ von Kubus, Konus und Zylinder, Kreis, Dreieck und Rechteck verzichten und sich auf die einzige Form des Quadrates beschränken. In Konsequenz dieser „Quadratur des Bildes“ enthüllte der Formalismus klipp und klar die ihm zutiefst innewohnende *Kunstfeindlichkeit*.

BILDMASCHINE UND GEISTESKRANKE

Da kam der deutsche abstrakteste Kunsttheoretiker, wies auf die Quadrate von Dixel, Burchartz und Peter Röhl und dozierte:

„Cézanne baute sein Bild auf aus drei einfachen, regelmäßig wiederkehrenden Grundelementen — *die Heutigen aus dem einen Ziegel in Normalformat*. Die starken Tendenzen zur Normalisierung, zur Serienarbeit, zur Ausnutzung der Maschine im Interesse der Verbilligung des Produktes, spiegeln sich auch im modernen Bilde. Warum in aller Welt soll ausgerechnet das Bild nicht an dem Fortschritt der Kultur teilnehmen und von ihm Nutzen ziehen? Wir sehen, daß die Reduzierung der Farbflächen auf regelmäßige Rechtecke eine Art Normalisierung der Bildelemente bedeutet.“

Ausgerechnet Backsteine! Normalisierung des Bildes — Patent Doesburg-Mondrian-Behne! Ein *circulus vitiosus*. Der Prozeß begann mit dem Kampf der Maler der „Brücke“ und des „Blauen Reiter“ gegen die Mechanisierung der Welt durch den Monopolkapitalismus und endete mit dem *Einheitsquadrat und der Bildmaschine*. Cézanne würde sich im Grabe umdrehen, wenn er hörte, was aus seinem Ausspruch „Die Welt besteht aus Kugeln, Kegeln und Zylindern“ geworden ist!

Zwischendurch wurde durch so und so viele Maler der Kosmos, das Exotische, Primitive, Dämonische, Urweltliche, Urzuständliche, das Über-, Unter- und Zwischenbewußte immer wieder beschworen. Die „Bildnerei der Geisteskranken“ als gesellschaftlicher Normalzustand wurde aktuell. Und es konnte einen das hilflose Stammeln, Wimmern und Plärren minderbe-

gabter Exklexkubofuturokonstruktivisten an arme Kindlein erinnern, die nichts dafür können, daß ihre Mutter sie schwachsinnig zur Welt gebracht hat. In dieser Lage ließ sich schließlich jede Minderwertigkeit in „Kunst“ übertragen. Galt doch Können als Sünde und Stümpern als Trumpf!

Emil Utitz gibt in seinem lesenswerten Buch: „Überwindung des Expressionismus“* eine vorzügliche Charakteristik dieser Situation:

„Der Erwachsene trachtete, wieder zum Kinde zu werden und wurde nicht kindlich, sondern kindisch. Als Bestreben herrschte eine Streckung der Pubertät vor, um nicht in die verachtete Wirklichkeit zurückgeworfen zu werden. Und das Kinderland der Menschheit suchte man auf fernen Inseln, durchkreuzte ferne Ozeane, um irgendwo am äußersten Rande der Zivilisation das versunkene Paradies zu entdecken. Aber — paradox und doch natürlich — meistens wurde das Primitiv-Dämonische zu etwas Exotisch-Sensationellem, zu etwas Lärmendem und Grellem. Es zeigen sich äußerste Entwertungstendenzen der realen Wirklichkeit, indem man nicht Sohn der Gegenwart, vielmehr Urenkel dunkelnder Vergangenheit sein wollte, mystisch vereint mit ihrem Wesen.“

Schön und gut. Was war, das war.

ABER HEUTE — ?

Ist denn der Expressionismus und mit ihm der ganze Komplex des Exklexkubofuturokonstruktivismus wirklich schon mausetot? Die Aussprache über Expressionismus in der Zeitschrift „Das Wort“ bewies das Gegenteil. Tendenzen eines Neoexpressionismus sind in unseren Reihen zweifellos da. Der Kapitalismus in seinem Verfallsstadium erzeugt aus sich heraus täglich, stündlich, jede Minute den *Formalismus* in Leben und Kunst. Dies gehört ins Gebiet seiner Lebens- und Kunstfeindlichkeit.

Wir aber müssen uns wehren und dürfen nicht aus irgendwelchen Ressentiments und aus einer fatalistischen Einstellung die Lage als unabwendbar betrachten. Erst der Totengräber des Kapitalismus wird die Wurzeln des Formalismus in Leben und Kunst endgültig ausreißen!

Wir aber müssen das Ergebnis vorbereiten.



Kurt Schwitters: Arbeiterbild

* „Charaktereologische Studien zur Kultur der Gegenwart“, 1927, Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart.



1894

ERFAHRUNGEN EINES MALERS

Zur Expressionismus-Diskussion

von

Heinrich Vogeler

Gar kein Zweifel: die gesellschaftlichen Einflüsse bestimmen, im großen wie im kleinen, den Stil einer Epoche und des einzelnen Kunstschaffenden. Aber gesellschaftliche Einflüsse sind überaus kompliziert. Man kommt nicht mit Etiketten aus: USP-Ideologie, Formalismus, Mystik, Verfallserscheinung usw. Wie schon Franz Leschnitzer in seinem Diskussionsartikel andeutet (leider nur andeutet) und wie es Gustav Wangenheim zu detaillieren versucht, kommt man nur weiter mit der ganz konkreten *Untersuchung im Einzelfall*. Erst die Fülle

der untersuchten Einzelfälle ergibt brauchbares historisches Material.

Die Deklarationen, Aufrufe und Prinzipienklärungen der verschiedenen künstlerischen Gruppierungen sind auch nur eine — recht skeptisch zu wertende — Hilfe. Nicht jeder lebt (und noch weniger schafft) ganz und gar nach der richtigen oder falschen Theorie, die er abstrakt aus einer Ideologie ableitete. Sonst müßten, nach Bernhard Ziegler, alle revolutionären Künstler Realisten und alle faschistischen Expressionisten sein. Und das wäre, im Interesse des Klassenkampfes, eine feine Sache.

Ich will, um konkret zu bleiben, im folgenden den Weg eines Malers nachzuzeichnen versuchen, wobei es vielleicht von Nutzen ist, die einzelnen gesellschaftlichen Einflüsse auch in ihrer privatesten Sphäre aufzudecken.

Es war einmal ein Maler, der sich schon in seinen Jugendjahren von dem akademischen Leben und der Stadt aufs Land zurückzog. Er kaufte sich einen kleinen Bauernhof, ging hinter dem Pflug, arbeitete mit dem Spaten und verwandelte ein ödes Stück Heideland in einen traumhaften Fruchtgarten. Seine künstlerische Tätigkeit wurzelte ganz in dieser eigenen Schöpfung: ein kleinbürgerlicher Romantiker, der das Gefühl hatte, daß ihn die-

ser kleine Besitz unabhängig und frei mache. Die Erlebnisse seiner Jugend waren: der Garten, der Frühling, die Liebe zu einer Frau. Alle seine Empfindungen kleidete er, da es schöne und ruhige Empfindungen waren, in die schönen und ruhigen *Formen vergangener Zeiten*. (Die Kunst der Minnesänger war ihm nah.) Seine große Verbundenheit mit der Natur verlieh seinen Bildern einen gefälligen Reiz. Bald war er der Liebling des Bürgertums. Seine Kunst hatte ja nichts zu tun mit den unruhewollen Häßlichkeiten der Gegenwart. Deshalb ging es ihm materiell recht gut. Zufrieden war er aber keineswegs. Eine immer größere Unruhe erfaßte unseren Romantiker. Aber nicht das Leben selbst scheuchte ihn auf, sondern die künstlerische Widerspiegelung des Lebens in der Literatur: er las, zuerst widerstrebend, gequält, dann erschüttert und zuletzt voller Gier — Maxim Gorki. Erst ihm *glaubte* er, daß es außer seiner guten Traumwelt noch eine andere Welt gab, in der gute Menschen unter Unmenschlichem *schuldlos* litten.

Dem Maler, der damals stark im Kunstgewerbe beschäftigt war, bot sich Gelegenheit, Werkstätten für diese Arbeit im großen aufzubauen. Als Idealist wollte er damit aber erst beginnen, wenn er allen Arbeitern seines Unternehmens die besten Wohnstätten und Lebensbedingungen bieten konnte. Deshalb reiste er zunächst nach England und studierte die propagandistische Arbeitersiedlung Port Sunlight bei Liverpool. Daneben untersuchte er jetzt aber auch schon die entsetzlichen Wohnhöhlen in Glasgow und Manchester. Das Resultat: auf seinen Hof zurückgekehrt, entwarf er auf dem Papier seine künftige Arbeitersiedlung mit den besten sozialen Einrichtungen und begab sich mit diesen Plänen zu seinen Geldgebern in die Hansastadt. Die lachten ihn natürlich aus. Hinzu kam, daß in dieser Zeit alle seine Illusionen vom Ewigkeitswert der Liebe und Ehe zerstört wurden. Konnte der Künstler, dem nun alle bisherigen, vorwiegend gefühlsmäßigen Grundlagen seines Schaffens entzogen waren, so weiter arbeiten wie bisher? Natürlich nicht. Aber er versuchte es, der bekannte „Frühlingssänger junger Liebe“. Doch er erschrak sehr als er das künstlerische Ergebnis seiner nunmehr leer gewordenen Träume erkannte: er steckte tief im *kunstgewerblichen Formalismus, im Jugendstil*.

Er riß sich zusammen. So entstand, unter heftigen inneren Kämpfen, die Radierung „Neugeburt“: Lichtstrahlen teilen die kleine Welt der Kupfer-

Melusine, 1910

(Kunstgewerbli. Jugendstil)





Neugeburt, 1918. (Expressionistischer Einfluß)

mit aller Macht in die Wirklichkeit zurück, denn seine Radierung war, wie er glaubte, eine Bilanz — ein Schlußstrich unter Vergangenes. Er begann nun ein intensives Zusammenleben mit seinen Kindern. Wieder ganz „privat“. Alle Bilder, die nun entstanden, trugen *realen* Charakter: das Spiel in dem märchenhaft schönen Garten, mit den Vögeln das Waldes, den Blumen und den Tieren des Hauses waren die Inhalte dieser Malerei, in der man, trotz der Motive, ein Streben nach Monumentalem erkennen konnte.

Da traf den Mann, der das Private so gern vom Gesellschaftlichen gelöst gewußt hätte, der letzte schwere Schlag: die Kinder wandten sich der Mutter zu, die sich von ihm getrennt hatte. Damit *versiegte die letzte Quelle* seiner romantischen, individualistischen Isolierung. Ohne daß damit aber der Anschluß an das Gesellschaftliche schon gegeben gewesen wäre! So einfach geht es leider im Leben nicht zu.

Der Krieg brach aus. Freiwillig, aber ohne eine Spur von Begeisterung, zog der Romantiker ins Feld, alles auf eine Karte setzend: Tod oder Leben! Der Krieg dauerte lange. Da hatte nichts mehr Bestand: die letzten

platte auf und beleuchten ausdrucksmäßig Wesentliches — eine Hand kommt aus den Wolken, mit erweckender Gebärde berührt sie eine junge Mutter, in deren Schoß ein eben geborenes Kind liegt; unter schweren Wolken, die wegziehen, schleppt sich ein Mann in die Ferne, fast erdrückt unter der Last eines Kreuzes: *erlebte Vorgänge auf der Grundlage völlig abstrakter Formen*. Zum erstenmal finden sich *expressionistische* Ausdrucksmittel in der Kunst dieses Malers: *es war der leidenschaftliche Versuch, sich von allem Vergangenen der bürgerlichen Kunst zu lösen, ein Versuch, das Alte zu zerschlagen*. Ein Versuch von der *Form* her, denn der *Inhalt* war ja immer noch das individualistisch Private, abstrakt vom Gesellschaftlichen Losgelöste. Eine Revolte ohne Perspektive, ohne Ziel.

Doch dieser Versuch hatte ein Gutes: er brachte unsern Maler

Begriffe von bürgerlicher Ehre, Moral und Religion wurden — unser Maler erlebte es voller Erschütterung — für ihn und hunderttausende andere unwiderbringlich vernichtet. Ringsum Chaos. Kein Lichtblick. Er glaubte, nie wieder künstlerisch schaffen zu können.

1917. Flugblätter und Dekrete der siegreichen revolutionären Arbeiter im russischen Soldatenrock liegen vor unserm Maler. Er, der deutsche Unteroffizier, reißt sich die Augen: so etwas kann man sagen? So etwas kann man zur Tat werden lassen? Nationalisierung des Grund und Bodens, Nationalisierung der Produktionsmittel! Sein, ehe er begonnen war, schon gescheiterter Versuch, kunstgewerbliche Werkstätten aufzubauen, fällt ihm ein, der spöttisch lachende Geldmann: „Tja, wenn Ihre Sache Profit brächte...“ Und unser Unteroffizier sagt sich: „Das sind ja alles ganz einfache Dinge, hier lösen sich mit einem Schlag tausend Fragen, das ist der Ausweg aus dem Chaos!“ Der Maler in ihm ergänzt: „Das sind die Grundbedingungen für einen schöpferischen Prozeß von unübersehbarem Ausmaß!“ Aber der leitende Offizier der Operationsabteilung reißt ihn jäh aus allen Träumen: „Unteroffizier, Sie haben ein Plakat für die neue Kriegsanleihe zu malen!“ Folgende Skizze entsteht: eine Bäuerin in Holzschuhen steht gestützt auf einen Spaten und schaut erwartungsvoll geradeaus in die Ferne: daneben in steiler Bauernhandschrift nur die Worte: „Die Heimat ruft!“ Der Major, den Doppelsinn wohl spürend, brummt: „Sie scheinen mir ein sehr unsicherer Kantonist zu sein“, bewilligt dennoch vierzehn Tage Heimaturlaub zur Ausführung der Arbeit. In Brest-Litowsk ist eben über den Frieden verhandelt worden. Der Maler, in Urlaub, sitzt in seiner kleinen Bibliothek. Alles in ihm drängt zur Aktion. Er schreibt:

DAS MÄRCHEN VOM LIEBEN GOTT

*Brief des Unteroffiziers ** an den Kaiser,
im Januar 1918, als Protest gegen den
Frieden von Brest-Litowsk*

Schon lange, als das Jahr 1917 dem Ende zugeing, sah man in Deutschland die seltsamsten Erscheinungen am Himmel und unter den Menschen. Das Merkwürdigste aber war, daß am Spätnachmittag des 24. Dezember auf dem Potsdamer Platz in Berlin von vielen Menschen der liebe Gott gesehen worden ist. Ein alter, trauriger Mann verteilte Flugblätter. Oben stand: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“, und darunter in lapidarer Schrift die zehn Gebote. Der Mann wurde von Schutzleuten aufgegriffen, vom Oberkommando der Marken

Bildnis der Tochter, 1914



wesen Landesverrat standrechtlich erschossen. Einige Aufnehmer des Flugblattes, die die Worte des alten Mannes verteidigten, kamen ins Irrenhaus. Gott war tot . .

Und weiter schrieb der Maler und schrieb und entlastete sein Gemüt von dem ganzen Dreck und Elend, von dem verlogenen Schein der letzten grausigen Jahre. Eine nie gefühlte Freiheit kam über ihn, jene schwingende Lebenserhöhung, in der der Tod nur die vollendete Erfüllung sein kann. Nach drei Tagen wurde der Unteroffizier, der seinen Protest gegen den brestlitowsker Gewaltfrieden an den Kaiser und, in doppelter Ausfertigung, über seinen Stabs-Chef an die Oberste Heersleitung gesandt hatte, verhaftet und in eine Anstalt für Geisteskranke gebracht.

Dort war er ein gefaßter, ruhiger Gast und begann bald künstlerisch zu arbeiten, um sich auch in malerisch gestalteter Form aussprechen zu können. Es entstand der Entwurf zu einer Radierung „Der Zusammenbruch“. Das Blatt ist nicht frei von Mystik: aufsteigende Leuchtkugeln, die das Kriegselend beleuchten, verwandeln sich in die sieben Schalen vom Zorn Gottes aus der Offenbarung des Johannes. Das Blatt trug wieder mit seinen harten, überspitzten, abstrakten Formen alle Merkmale des *Expressionismus*. Der leitende Professor der Anstalt verbot dem Künstler die Arbeit mit dem Hinweis: „Sie sind bei uns, um sich zu zerstreuen!“ „Wenn wir irren, müssen wir uns . . konzentrieren!“ war die Antwort des vernünftigen Irren.

Nach zwei Monaten wurde unser staatlich geprüfter Geisteskranker heimgeschickt und unter Polizeiaufsicht gestellt. Dort studierte er, beginnend mit den französischen Utopisten, den Sozialismus. Er nahm, die Theorie durch die Praxis ergänzend, die Verbindung mit revolutionären Arbeitern der nahen Hansastadt auf — sie lasen den „Kaiserbrief“, druckten ihn als Flugblatt und verbreiteten ihn in vielen tausend Exemplaren. Das spornte den Maler zu weiterer Aktivität an. Sein kleiner Bauernhof wurde an Sonntagen zum Sammelpunkt der russischen und belgischen Kriegsgefangenen, die wochentags bei den Großbauern arbeiteten; Kleinbauern und Tagelöhner kamen hinzu und vor allem revolutionäre Arbeiter aus der Stadt. Wurde das Schaffen des Malers jetzt *realistisch*? Nein, er kam vorderhand nicht vom Expressionismus los. Die Strahlenmotive kehrten immer wieder: sie teilten — heute weiß er: abstrakt, formal, schematisch — die in Dämmer versackende Welt in Licht- und Untergangserscheinungen auf. Ein Ölgemälde, „Frauen im Kriege“: weibliche Gestalten (blau und violett) flüchten mit verzweifelten, exaltierten Bewegungen durch den in Zinnober und Gelb brennenden, hohen Kreuzwald eines galizischen Friedhofs. Dann das verzweifelte Ringen eines Menschen um eine entschwebende Figur: in der Ferne reitet die Romantik fort. Alles ist kantig, eigenwillig, abstrakt. Eine Radierung „Werden“ zeigt plötzlich weiche Linienführung, sie ist überreich an Formen: ein Weib, das wie aus Pflanzen wächst, überrauscht von waldenden Gewässern, umgeben von eilenden Tieren — Fischen, Wölfen, Pferden. Nichts ist starr, alles in Bewegung, alles verliert sich in phantastische, abstrakte Formen.

Zusammenbruch
1918
(Expressionismus)



November 1918. „Parole Heimat!“ rufen die Matrosen. In der Hansastadt wird die Räteregierung aufgerichtet. Während einer mächtigen Demonstration der Werftarbeiter in der Kreisstadt wird der Maler in den dortigen Arbeiter- und Soldatenrat gewählt. Bei jeder neuen politischen Aktion ist er gezwungen, Stücke seines immer noch vorhandenen bürgerlichen Gepäcks abzuwerfen (man schleppt davon viel mehr mit sich, als man gemeinhin annimmt). Immer klarer wurde ihm die Klassenscheidung. Nicht nur abstrakt, theoretisch, sondern praktisch — spürbar, greifbar, ganz real. Wo blieben nun die Vorbedingungen für expressionistische Phantasien? Es

galt, auf Plakaten die Situation in der realsten Form darzustellen: einfach und groß, jedem Arbeiter, jedem Bauer verständlich. Zu malerischen Experimenten war keine Zeit. Unseres Malers Expressionismus ist — schein- tot.

1919. Die Gegenrevolution marschiert. Der Maler muß fliehen, sich zeitweilig verbergen. Er wird in Westfalen vorübergehend verhaftet, kann aber dann auf seinen Bauernhof zurückkehren. Aus allen Teilen Deutschlands kamen inzwischen politische Flüchtlinge auf den Hof. Einige Arbeiter und Arbeiterinnen blieben. Mit ihnen gründete der Maler eine Arbeitskommune. Das alte, vielfach umgebaute kleine Bauernhaus bot für scharf verfolgte, verantwortliche revolutionäre Führer schwer auffindbare Schlupfwinkel und doppelte Böden, wo man zu rechter Zeit verschwinden konnte. Dreimalige plötzliche Überfälle der Reichswehr waren daher trotz stundenlangen Suchens und Verhörs (durch die mitgebrachte Kriminalpolizei) erfolglos. Nur der Maler wurde verhaftet und eingesperrt. Nach seiner Rückkehr war er mit seiner Arbeitskommune noch weniger zufrieden als je. Mit der Verschärfung des Klassenkampfes in der Umwelt trat der utopische Charakter seiner „sozialistischen Insel“ deutlicher hervor. Einige Mitarbeiter, obwohl damals Mitglieder der jungen Kommunistischen Partei, entpuppten sich als waschechte Syndikalisten. Sie waren gegen die Diktatur des Proletariats, also gegen die Sowjetunion. Sie waren der Ansicht: dort müsse man die Gewehre zerbrechen, nach der Revolution habe mit einem Schlage die herrschafts- und klassenlose Gesellschaft zu beginnen. Doch in dem Maler war die bolschewistische Propaganda — das große Fronterlebnis — lebendig: er intensivierte die Verbindung mit den revolutionären Werftarbeitern, die eine Art Patenschaft über die Siedlung übernahmen. An allen freien Tagen erschienen sie in großen Gruppen, brachten oft ihre Familien mit. Diese Zusammenkünfte wurden für alle Teilnehmer zu fruchtbarer ideologischer Schulung; im Mittelpunkt der Diskussionen stand der Sowjetstaat der Arbeiter und Bauern und seine Probleme. Können wir uns nach all dem vorstellen, daß der Künstler weiterhin romantischen Ideen nachgegangen hätte? Nein. Und er tat es auch nicht. Wurde er nicht täglich durch die enge Verbindung mit revolutionären Werktätigen zur Selbstkritik getrieben? Er wurde es. Mußte der neu erwachsene Inhalt seines Lebens nicht mit Macht die Einengung durch rein intellektuelle, formalistische Konstruktionen sprengen? Er mußte es. Aber das ging nicht so einfach ab, nicht ohne Umwege, nicht ohne Widersprüche.

Alles trieb unsern Maler jetzt wieder zu seiner Kunst. Es galt, das revolutionäre Leben, den Kampf, die Not, die internationale Solidarität — ihrer weltgeschichtlichen Größe und Bedeutung entsprechend — in ganz realen Formen darzustellen, die jeder Bauer, jeder Arbeiter versteht. Die als Halle ausgebaute Viehdiele bot große Wandflächen für die Malerei. Der hartnäckige Kampf zwischen realistischer und expressionistischer Darstellung blieb noch an vielen Stellen unverkennbar. Was wurde dargestellt? Das schöpferische Leben befreiter Kinder, der schwere Kampf der Eltern, die Öffnung

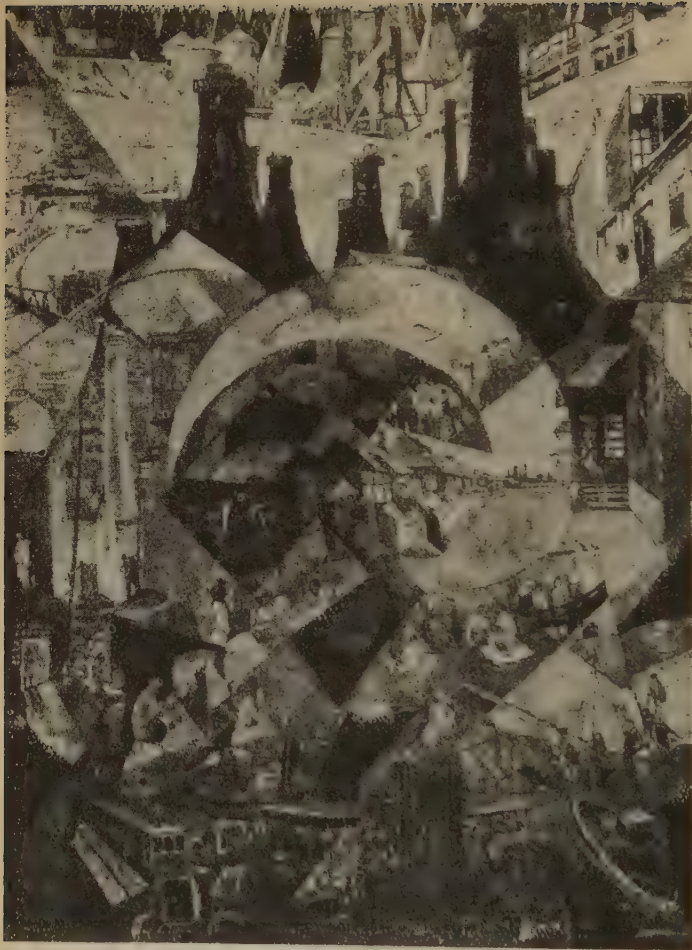
der Gefängnisse und Befreiung der Gefangenen, die Tätigkeit der kapitalistischen Justiz, die Erschießung der revolutionären Matrosen in der Französischen Straße in Berlin, die internationale Solidarität und das Weitertragen der Revolution in alle Länder. Den Grad der revolutionierenden Wirkung, die von dieser Kunst *trotz* expressionistischer Züge ausging, mag man daran ermessen, daß die damalige Regierung (Ebert) die Bilder durch Vorhang und Schloß größtenteils den Blicken der Zuschauer entziehen ließ, und daß die Faschisten sie später zerstörten.

Untragbar wurden inzwischen die inneren Verhältnisse der utopischen Kommune. Endlich rückten die anarchistischen Elemente mit ihren Familien ab; als aber der kleine Bauernhof jetzt von zwei oder drei Getreuen weiter versorgt wurde, erschienen sie noch einmal mit einer Gruppe handfester Burschen und einem Gespann: sie beraubten den Hof seiner Produktionsmittel, die der Arbeitskommune zum größten Teil von Ruhrarbeitern geschenkt worden waren. Doch der frühere Romantiker konnte jetzt schon befreit lächeln; ihm waren alle sentimentalischen Weltbeglückergefühle ausgetrieben worden, das Leben hatte ihn eines besseren belehrt. Er versammelte noch einmal seine Freunde von der Weserwerft und übergab ihnen den ganzen Besitz als Geschenk für die Kinder der politischen Gefangenen. Das war 1923. Er selbst fuhr in das Land seiner Sehnsucht, in die Sowjetunion, um weiter zu lernen. Er lebte mit Studenten einer moskauer Universität zusammen, wanderte im Hohen Norden, in Zentral-Asien und am Kaspischen Meer. Die gewaltigen Eindrücke des großen Werdens, die Umwandlung aller menschlichen Verhältnisse von Grund auf trieben ihn natürlich zur künstlerischen Gestaltung. Zu einer Gestaltung, die bei aller Einfachheit und Größe (denn es galt, dem deutschen Arbeiter und Bauer verständlich zu bleiben) auch die Schwierigkeiten und Widersprüche erhellen sollte.

Also zur *sozialistischen-realistischen Gestaltung*? Ja, dahin *trieb* es den Maler. Anders konnte es ja nicht sein. Aber —

Aber: er wollte auf jedem seiner Bilder die *Totalität des Geschehens* sinnfällig machen und glaubte das zu tun, indem er möglichst viele Teile eines Komplexes *addierend* zusammenfaßte: so blieb er in der zusammenfassenden Komposition an ... *expressionistischen Formen* hängen! (Nicht jede Jugendkrankheit heilt schnell.) Symbole wie Sowjetstern, Hammer und Sichel wurden zu wesentlichen Kompositionselementen; die einzelnen, summierten Teile des Gesamtkomplexes waren jedoch ganz reale Darstellungen der neuen Wirklichkeit. Dieser Widerspruch (abstrakte Symbole — sinnliche Realität) mußte noch überwunden, zur künstlerischen (und damit weltanschaulich-politischen) Einheit geführt werden. Denn der Kampf gegen jegliche Art von Formalismus ist ein wesentlicher Bestandteil aller schöpferischen Kräfte im sozialistischen Aufbau.

Vielen starken expressionistischen Künstlern war es leider nicht vergönnt, den lichtvollen Ausweg aus der Enge und aus dem Verfall der bürgerlichen Kunst zu erleben, weil sie nicht das Glück hatten, auf ihrem Wege zu der Klasse zu stoßen, der die Zukunft gehört. Manch einer fiel auch schon im



*Baku im Jahre
1926*
(Realistische
Details, expres-
sionistische
Komposition)

Weltkrieg als sinnloses Opfer, wie Franz Marc, der gewiß unter andern gesellschaftlichen Einflüssen zu ganz Großem berufen gewesen wäre ... Wie steht nun unser Maler, dessen Werdegang wir hier zu umreißen versuchten, heute zum Expressionismus? Wie muß er, seinen Erfahrungen gemäß, zu ihm stehen?

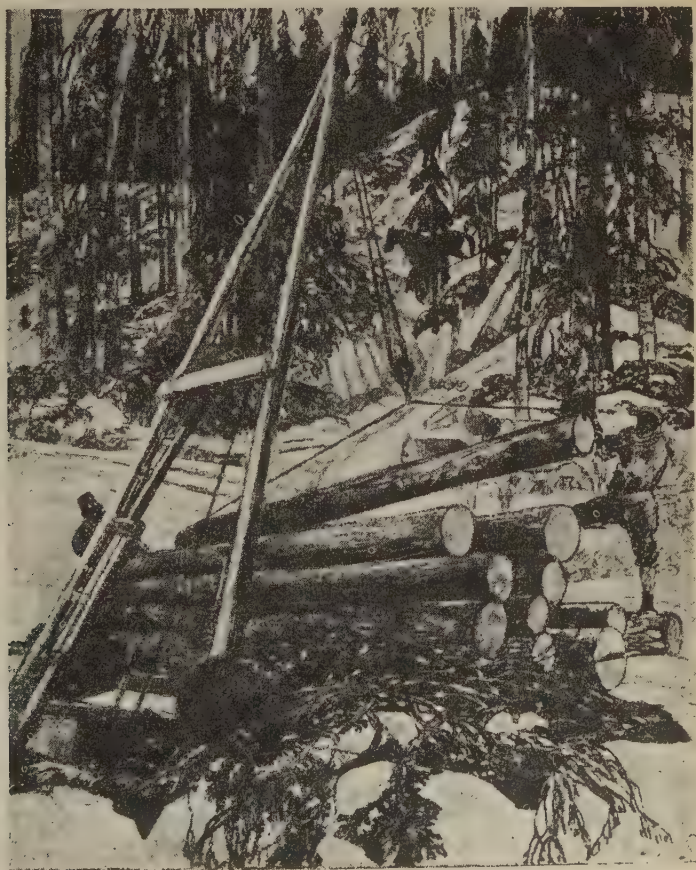
Für ihn bedeutet der Expressionismus die letzte Stufe der bürgerlichen Kunst, den Weg zur völligen Negierung der Realität, zum Nihilismus, zum Abstrakten. (Kunst aber ist sinnlich!) Er war der Totentanz der bürgerlichen Kunst. (Auch ein Totentanz kann ästhetisch reizvoll sein.) Durch willkürliche, rebellische — wenn auch *subjektiv* revolutionär gemeinte! — Formveränderung und Formsprengung glaubten die Expressionisten, oder

doch die Mehrzahl der Expressionisten, *objektiv* revolutionär zu sein. Darin liegt ihr oft tragischer Irrtum. Denn die übernommene inhaltliche Verarmung der bürgerlichen Kunst blieb, ja, sie verarmte noch mehr, weil positives Erbgut wahllos mit zerschlagen wurde. Das „Wesen der Dinge“ glaubte der Expressionismus zu geben, doch er gab: die *Verwesung*.

Hier liegt aber auch sein *historischer* Wert: er öffnet die Augen. Man erkennt die ganze Hoffnungslosigkeit der bürgerlichen Kunst in ihrer letzten Etappe; an ihrem Ende steht die *rein formalistische Disziplinierung der Abstraktion*.

Ein paar Beispiele.

In *Emil Noldes* Kunst offenbart sich das Knochenlose, das Unorganische der Erscheinungen. Seine Menschen sind wie aus Papier geschnitten und wollen mit ihren aufgestrichenen bunten Farben bäuerliche Kraft vortäuschen. Unter dieser Oberfläche lebt jedoch nichts mehr. *Rudolf Bauer* versucht



Waldarbeit in
Karelien, 1934
(Beginnender
Realismus)

mit seinem „Presto I“ Musik zu geben. Aber erschüttert wenden wir uns ab, denn die Formen und Farben zerren in uns Erinnerungen hoch an die „Helden des Weltkriegs“: aufgerissene Leiber mit heraushängenden Eingeweiden! *Paul Klee* gelingt es, das greisenhaft Kindische der untergehenden bürgerlichen Gesellschaft zum Ausdruck zu bringen. *Kokoschka* gibt typische Verwesungserscheinungen. Seine zeichnerischen Ausdrucksmittel knittern, zittern und splintern, als sei der Organismus des Dargestellten todkrank und in Auflösung begriffen. *Kurt Schwitters* persifliert die inhalts- und zukunftsleere Revolte der expressionistischen Bewegung dadurch, daß er aus dem Müllhaufen der zusammengebrochenen Wirklichkeiten alte Räder, Draht und Schrauben klaubt, um sich mit diesen „Realitäten“ ein eigenes „Weltbild“ zusammenzunageln. Dann kam die letzte Opposition jener „permanenten“ Revoluzzer, die alle Realitäten verneinten und im vollkommenen Formalismus landeten.

Eine Anzahl expressionistischer Maler erkannte jedoch die ganze Ausweglosigkeit der letzten Etappe der bürgerlichen Kunst. Einige ließen ihre Farben trocknen, lernten von der revolutionären Arbeiterschaft und nahmen teil an der kulturellen und politischen Aufklärung der fortschrittlichen Intelligenz. Andere stellten ihre Kunst in den Dienst der Masse und bereiteten den Boden vor, auf dem eine neue Kunst wachsen wird, die tief verwurzelt ist mit den schöpferischen Kräften des revolutionären Proletariats. Vom Expressionismus haben wir, nach meinen Erfahrungen, keinerlei kulturelles Erbe zu übernehmen.

DIE BEIDEN SEITEN DES EXPRESSIONISMUS

von

Werner Ilberg

Walden sei Dank, daß es ihn noch gibt, ich wußte es gar nicht. Und siehe, er lebt in altneuer Frische, um einige wesentliche Erkenntnisse reicher als zur Zeit des expressionistischen Suchens. Seine ironische, erfrischende und klare Darlegung zeigt neben anderem eines: daß er Achtung hat vor den Träumen seiner Jugend, und daß er heute weiß, was er und mit ihm viele seiner Weggenossen damals nicht wußten — dies nämlich: welche Funktion dem Expressionismus aufgegeben war.

„Der Künstler hat... nichts mit der Metaphysik zu tun. Sie ist... immer nur nicht verstandene oder nicht erkannte Physik.“

Dies aber ist genau die Situation des Expressionismus gewesen. Er wollte etwas; was, war ihm nicht klar. Es mußte etwas Neues kommen; was, war nicht vorauszusehen. Es mangelte an Erkenntnissen, insbesondere so weit es sich um sozialpolitische handelte. Gerade darum der wuchtige Drang, das „Wesen der Dinge“ zu erkennen, es darzustellen. Mit den herkömmlichen Mitteln war da nicht auszukommen. Der Expressionismus „mußte zerstören, um zu schaffen“. Das eine war das Ziel: die Dinge erkennen, du zu ihnen sagen, die kalte Welt des aus allen Bindungen, aller Sicherheit gerissenen Menschen möglichst kraß darstellen und eine neue, wärmende, aus der Phantasie heraufholen. Mittel waren: das Sezieren, das Zerstören, die Auflösung alles Bestehenden. Das künstlerische Experiment trat an die Stelle fehlender gesellschaftlicher Erkenntnisse.

Der Expressionismus war der durchaus geglückte Ausdruck seiner Zeit, die nach ihrer Auflösung schrie. Wir waren ja dicht genug dran, ihr den Todesstoß zu geben. Da es aber dazu nicht kam, da die Ärzte am Krankenbett des fetten Patienten ihm immer neue Heiltränke einflößten, so daß er sich noch einmal aufzurichten vermochte, wenn auch nur in Scheinkraft—darum konnte der Expressionismus nicht über die Destruktion hinaus zu neuer Synthese kommen. Er blieb in der Zersetzung stecken. (Dieses negative Urteil bezieht sich selbstverständlich nur auf den Sinn und Inhalt der ganzen Richtung; es schließt nicht aus, daß dem Expressionismus, insbesondere auf dem Gebiet der Malerei, großartige Kunstwerke gelungen sind.)

Um eben dieser Zersetzung willen hassten ihn die Faschisten. Sie wissen genau, daß er einreißen half, um für eine gemäßigere Welt Platz zu schaffen. Um eben dieser Nur-Zersetzung willen aber lehnt ihn Ziegler ab. Für sich betrachtet sind jene Satzungenetze, die er zitiert, jeden Sinns bar. Aber eines spricht doch klar aus jedem Wort: der Überdruß am Alten, die Vereinsamung in einer sinnlos gewordenen Welt, die Sucht nach menschlicher Erneuerung. Gerade dies ist der *Sinn der scheinbaren Sinnlosigkeit*. Aus mangelnder sozialer Einsicht begann man zu stammeln (wie etwa August Stramm).

Der Expressionismus ist *der Punkt, an dem der Weg sich gabelt*. Die besten seiner Vertreter verließen die Klasse, die sie geboren hatte und schlossen sich der zukunftssträchtigen an. Die anderen wählten den Weg zurück. Es stand in keinem Stern geschrieben, daß Herr Benn dem Herrn Hitler in die Arme fallen mußte; andere Lebensumstände im Verein mit einem anderen Lauf der Geschichte in der Nachkriegszeit im Westen hätten ihn möglicherweise, zeitweilig, bei uns landen lassen. Es ist nicht nur die Anbiederung Benns, nicht nur die Charakterlosigkeit dieses Individuums—in seinem und anderer Weg zum Faschismus offenbart sich das Gesetz, daß Teile des Kleinbürgertums—als bestimmte gesellschaftliche Produkte—gern dem Stärkeren oder für stärker Gehaltenen nachlaufen. Das Streber-

tum spielt dabei nur eine sekundäre Rolle; Strebertum weiß sich unter allen gegebenen Umständen Geltung zu verschaffen.

Nicht „ideologische Wirrheit“ war also das *wesentlichste* Charakteristikum des Expressionismus (wie Klaus Mann meint) sondern das dumpfe Bewußtsein, daß es so nicht weiterging, daß etwas Neues kommen, daß das Alte aufgelöst werden mußte, weil es auflösungsbedürftig war. Darin lag die revolutionäre Seite des Expressionismus. Seine Künstler machten den begreiflichen Irrtum, dieses Negative für etwas Absolutes zu halten, für das Neue schlechthin. Daraus ist ihnen keinerlei Vorwurf zu machen. Das entsprach ihrer Situation, denn das Chaos, aus dem das Neue geboren werden soll, ist ja in der Tat gegenüber dem festgefügtten Überlebten ein Neues. Es ist nur in der Ordnung, daß den Angehörigen jener Generation „etwas davon in den Knochen steckengeblieben ist“ (Ziegler).

Dies war der Weg, auf dem es möglich gewesen wäre, weiterzukommen. Die besten Voraussetzungen dafür wären, so meine ich, in der Sowjetunion gegeben gewesen. Warum es nicht geschah, vermag ich trotz aller Diskussionen darüber nicht zu erkennen. Es wäre von unterrichteter Seite zu untersuchen, ob die zeitweilige, heute wohl überwundene Stagnation im Schaffen der Sowjetkünstler (oder das, was uns im Westen, die wir die Sowjetliteratur nur aus vielleicht unzulänglichen Übersetzungen und in sicherlich recht willkürlicher Auswahl kennenlernen, als Stagnation erscheinen mag) nicht gerade auch daraus zu erklären ist, daß die richtige Fortsetzung von dieser Weggabelung aus nicht gefunden wurde, und warum dem so ist.* Warum es in Westeuropa nicht geschah, dafür wurde, so scheint mir, in Heft 2 des „Wort“ (Bloch, zitiert im Waldenschen Artikel und Klaus Berger) die zutreffende Analyse gegeben. Es besteht keinerlei Grund für uns, uns heute als Splitterrichter einer historisch notwendigen Epoche aufzuspielen, obwohl sie auch eine reaktionäre Seite hatte.

Diese doppelte Rolle des Expressionismus zeigt sich äußerlich darin, daß sich die *verschiedensten*, sozial entgegengesetzten Kreise in ihm bestätigt fanden. Wer akzeptierte ihn? Auf der Seite des Fortschritts revolutionäre Werktätige, relativ geschult, mit klarem Klassenbewußtsein. Jugendbewegte, die vom Weg nicht die geringste Ahnung hatten, fanden sich bestätigt, weil der Expressionismus das Alte auflöste. Wir haben alle Ursache, zu dieser seiner Seite *ja* zu sagen. So wenig nach einer Revolution der Staatsapparat unzerbrochen übernommen werden kann, so wenig kann die Welt der Kunst übernommen werden, ohne daß es zuvor Scherben gegeben hätte. Nur daß das Demolieren auf kulturellem Gebiete im Falle Expressionismus als Wetterzeichen *vor* der fälligen Revolution kam.

* Wir glauben, daß der Artikel von Béla Balázs „Meyerhold und Stanislawski“ im vorigen Heft die Fragen Werner Ilbergs schon zum Teil, wenn auch mehr auf dem Gebiete des Theaters als der Literatur, beantwortet hat. Im Artikel „Es geht um den Realismus“ von Georg Lukasc (S. 112) wird ebenfalls auf diese Fragen eingegangen.

Die obersten Schichten des kulturell gerade noch interessierten Bürgertums sowie der Staat des Nachkrieges hatten *andere* Gründe für ihr vorübergehendes Jasagen. Die Beispiele der Ablehnung, die Walden anführt, sind interessanterweise alle aus der Vorkriegs- und Kriegszeit; in der Weimarer Republik gab es einige Jahre, in denen der Expressionismus fast so etwas wie ein Hätschelkind der gebietenden Kreise war. Das Bürgertum, das nicht gewillt war, ökonomische Zugeständnisse zu machen, machte sie auf dem ungefährlicheren und billigeren Gebiet der Produktion und Konsumtion von Kunst: es gab den Hungernden Kulturbonbons an Stelie ausreichender Lebensmittel. Dem gleichen Zweck dienten damals Volkshochschulen, weltliche Schulen, akademische Pädagogien, etc. (wenn damit die Bedeutung dieser Institutionen auch selbstverständlich nicht erschöpft ist). Der Expressionismus gab dem Bürgertum die Möglichkeit, sich fortschrittlich zu gebärden und sich gar revolutionär zu nennen. Schließlich lag das Suchen nach Neuem durchaus in der Linie der Entwicklungstheorie der Sozialdemokratie: dem Versprechen des friedlichen Hineinwachsens in den Sozialismus.

Nichts aber wäre verkehrter, als aus dieser, vom Künstler aus gesehen, *ungewollten* Reaktion zu folgern: „Die ganze Richtung paßt mir nicht!“ Die meisten expressionistischen Künstler waren subjektiv revolutionär; und was wichtiger ist: die Auflösung des Bestehenden, Akademischen, die Zersetzung des Hergebrachten war es tatsächlich, *wenigstens eine Zeitlang*, auch objektiv.

In der Verkennung dieser Tatsache scheint mir die Übernahme und — mehr oder weniger — Anerkennung uns feindlicher Werturteile zu liegen: weil die Faschisten Zersetzung, Destruktion, Einreißen mit Bolschewismus gleichsetzen, darum wehren wir uns offenbar dagegen, mit dieser Bewegung auch nur von weitem identifiziert zu werden.

Unsere Erkenntnisse reichen heute noch nicht aus, um über die kommende Entwicklung der Kunst etwas aussagen zu können, wir können nur im Nachhinein die Bedeutung einer kulturellen Bewegung feststellen. Darum sind auch wir auf das *Experiment* angewiesen. Darum sollen wir ja sagen zu den experimentierenden Pionieren jener Epoche, wie es Walden tut.

In unserer Zeit, in der die Klassenverhältnisse sich in nie erlebtem Tempo ändern, kann es leicht geschehen, daß eine ursprünglich fortschrittliche Bewegung, wenn sie stehenbleibt, der Reaktion dienen muß. Das ist die Situation des Expressionismus etwa von 1923 an, der Zeit des Erstarkens der Reaktion, des Abschlusses der Periode der Revolutionen in Mitteleuropa. Von da an wurde der Expressionismus zu einem der vielen Surrogatmittel, die auch über den wahren Charakter der Weimarer Republik hinwegtäuschen sollten. Er wurde zum fortschrittlichen Dekor. *Unter Hitler aber tritt sein ursprünglicher Charakter wieder in den Vordergrund*: die Zersetzung des Überlieferten, Erstarrten, Konservativen wird für den Faschismus untragbar. Die Reaktion des Reaktionärs Hitler zeigt uns, daß er den Aufruf zu etwas Neuem, Besserem aus den Werken der Expressionisten herausfühlt.

Im Gegensatz zu uns hatten die Expressionisten einen starken Erneuerungswillen auf künstlerischem Gebiet, aber nur geringe Kenntnisse auf politischem. Es ist zu verzeichnen, daß es bisher niemand von uns vermocht hat, seine Zeit wirklich auszudrücken. Gewiß, die wahre deutsche Literatur befindet sich in der Emigration, aber noch ist es nicht einem von uns gelungen, das erlösende Wort zu finden, auf das gewartet wird. In unseren *Anschaungen* sind wir die Erben von Marx und Lenin, aber wessen Erben sind wir in *künstlerischer* Hinsicht? Es fehlt der Stil, der uns, unsere Zeit, unser Wollen so ausdrückte, daß wir von einem eigenen Stil reden könnten. Es fehlt der zwingende, der mitreißende Ausdruck für unser Wollen. Ihn aber haben die Expressionisten damals gehabt. Sie konnten nicht über ihren eigenen Schatten springen, aber sie haben wenigstens Licht und Schatten geworfen. Eine vielversprechende Kunstbewegung hat nicht alles gehalten, was erwartet werden durfte. Sie wurde abgebrochen, oder sie verschlammte im Dreck des Hitlerismus.

Es wäre nun zu untersuchen, welche ihrer Formelemente noch brauchbar sind. Es muß das Echte vom Manierierten gesondert werden. Aber das müßte die Aufgabe einer weiteren Diskussion sein.

EINE EPOCHE

von

Rudolf Leonhard

Das Kind mit dem Bade auszuschütten, ist eine verständliche Reaktion, aber es ist eben doch nur eine Re-Aktion, eine Aktion des Schrecks und der Furcht, und eine falsche Aktion. Selbst wenn man mit dem Kinde Gottfried Benn gleich das ganze Bad Expressionismus ausschüttet, selbst wenn man es mit einer so meisterhaften Analyse Gottfried Benns tut, wie die Zieglers es ist, selbst wenn man es in so humaner und anständiger Haltung tut wie Klaus Mann, selbst wenn man es in so offener, so klarer, so aufrichtiger, so erschütternder Erschüttertheit tut, wie Bernhard Ziegler es getan hat.

Der Fall Benn ist gar nicht der Fall Expressionismus. Er ist die Entwicklung eines Expressionisten, sein groteskes, bejammernswertes, klägliches — oder wie man es sonst nennen will — Schicksal.

Ziegler selbst spricht vom „Salto ins Lager Hitlers“ — eben, es ist ein *Salto* vom Expressionismus zur Hitlerbarbarei, nicht eine logische, strenge, notwendige *Entwicklung*. Daß einige Expressionisten — wieviele sind es denn

überhaupt? oder vielmehr: wie wenige sind es! — zu Hitler gegangen sind, beweist so wenig gegen den Expressionismus, wie es gegen die sozialistischen Parteien beweist, daß Überläufer aus ihnen Faschisten geworden sind; oder so wenig es gegen Hegel beweist, daß nicht nur Marx, sondern auch Stahl mit den preußischen Konservativen von ihm herkommt, oder gegen Georges Sorel, der sich zu Lenin bekannt hat, daß sich auch Mussolini auf ihn beruft. Wenn der Geist, dessen Kind der Expressionismus war, wirklich in den Faschismus führte, führen müßte, dann hätte er nicht viele ins Lager des radikalen Sozialismus geführt, so viele, nicht nur unsern lieben und so wichtigen Freund Bernhard Ziegler; oder sagen wir, um vorsichtig zu sein: dann hätte er nicht so viele und so wichtige nicht verhindert, zum Sozialismus und zu dessen radikalen Konsequenzen zu kommen.

Der Fall Benn beweist nichts, denn er ist der Fall *Nihilismus*. Ganz falsch war es und ist es, Benn als einen Renegaten anzusprechen; Renegat ist er nicht, weil er nie zu uns gehört hat. Er hat es immer ausdrücklich und nachdrücklich abgelehnt, sich zu uns zu bekennen; vielleicht gehörte er in unser Lebensklima, er hatte wohl Freundschaften, aber er legte immer Wert darauf, sich zu distanzieren und ein interessanter Sonderfall zu bleiben; jede Aktivität in unsern Reihen oder auch nur an unserer Seite, auch jede „nur literarische“, auch jede im gewiß unklaren und verworrenen Sinne des Expressionismus, hat er verweigert. Als er sich einmal herbeiließ, neben Wolfenstein und andern vorzulesen, mußte der Abend die Marke „Die feindlichen Brüder“ tragen. Es bleibt fraglich, ob Benn „der konsequenteste Expressionist“ war; um diese Feststellung zu erlauben, hätte der Expressionismus doktrinär fester sein müssen; aber Nihilist war er ganz und gar, in jeder Zeile, in jedem Gespräch, in seiner ganzen Lebenshaltung. Und es ist ihm, in höchster Konsequenz des Nihilismus, geschehen, was dem Nihilisten geschehen muß: in ihm hat sich der Nihilismus gegen sich selbst gewendet; sein Weg war der Gang ins Nichts, genauer, da ein „Nichts“ nicht sein kann und nicht ist, in die blutigste, barbarischste und dümmste Verneinung aller wirklichen, aller traditionellen und neuen Werte. Noch einfacher ausgedrückt: Benn hat, da der Nihilismus schließlich auch sich selbst verneinen muß, praktisch sich selbst nicht aushalten kann, seine finster gepflegte und stolz und glänzend gehütete Einsamkeit sattbekommen, er hat, in einer intellektuellen Torschlußpanik, die für ihn letzte Gelegenheit zum Schein einer Gemeinschaft, zu einer auch nur äußerlichen, wenigstens äußerlichen Vergesellschaftung seines mit so viel Stolz unrettbaren und verwesenden Ichs zu erwischen gesucht, er, der immer Beteiligung und Aktivität mit mokanter Großartigkeit für banausisch banal erklärt hatte, lief mit und wurde aktiv — als es und wo es falsch war.

Das kann man, statt als Konsequenz des Expressionismus, in gewisser Weise sogar als Verrat — nein, nicht als Verrat, weil ja das Bekenntnis gefehlt hatte — als Bruch des Expressionismus ansehen. Denn der Expressionismus war ja auch — er war noch *andres* — eine *Restituierung der Werte*, eine unnnihilistische, ganz positive Restaurierung der Werte, we-

nigstens der vitalen Werte, nach und gegenüber der völligen Auflösung aller Erscheinungen, also auch aller wertbaren und zu wertenden Erscheinungen, in die wogende Flut von Reizen, von Punkten und Farbflecken, in deren akzentloser, unkontrollierbarer individueller Wiedergabe der Impressionismus sich totgelaufen hatte.

Denn dieser Gegensatz zum unerträglich, unmöglich gewordenen Impressionismus ist der eine Grund des Expressionismus. Der Expressionismus war ein heute längst abgeschlossenes, aber, da er war, historisch notwendiges historisches Phänomen; ihn ableugnen, heißt die Geschichte leugnen, heißt unsre historischen Anschauungen, die Kenntnisse unsrer historischen Bedingungen, unsre Anschauung der historischen Bedingungen verleugnen. Und es ist doch kein Satz richtiger als der Hegelsche Satz: „Alles, was ist, ist vernünftig“; da dieser Satz ja nicht nur dieses oder jenes Bestehende rechtfertigt, sondern alles Bestehende, das Seiende und seinen werdenden Gegensatz, die Bewegung, die Entwicklung, da er schließlich besagt: was nicht mehr vernünftig ist, kann nicht mehr bestehen, muß verfallen, wird aufhören zu bestehen, wird von dem Neuen, nunmehr Vernünftigen verdrängt werden. Der Expressionismus war; also war er *einmal*, war er *damals vernünftig*. Die historische Notwendigkeit des Expressionismus, die einfach schon durch seine historische Existenz bewiesen ist, zu verkennen, heißt den Fehler der auf den Tod erschrockenen bürgerlichen Kunstkritiker wiederholen, die — bis sie sich, wie alles, den Expressionismus assimilierten, und ihn dabei verfälschten — zu glauben schienen oder zu glauben vorgaben, es sei plötzlich zwischen Dublin und Nishni-Nowgorod, mit der „Achse“ über Paris, Barcelona, München und Berlin, eine Verschwörung aller jungen Leute aus- und aufgebrochen, die keinen anderen Inhalt hätte als den, sie und ihren bürgerlichen Anhang zu epatieren, zu verblüffen, zu bluffen und zu ärgern. Und unsre heutige Literatur nicht an diese letzte — und nur noch in Anführungszeichen „bürgerliche“ — Literatur anknüpfen wollen, sondern einen beliebigen Punkt in der verfallenden Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts als Anknüpfungspunkt vorschlagen, wie es vor Bernhard Ziegler schon Bogdanoff getan hat, ist der Verzicht auf eins der wichtigsten Ergebnisse gerade unserer Geschichtsbetrachtung: *daß nämlich im vergehenden Alten schon der Keim des Neuen, im Zerfall schon die Keime der neuen Gestaltung gegeben sind.*

Der Expressionismus war, vielleicht, auch, Zersetzung — nicht des bürgerlichen Erbes, aber der bürgerlichen Erbbewahrung, Erbverwaltung, der weiteren Produktion auf nicht mehr gesicherter Grundlage; er war *mehr*: er war Keim, Vorzeichen des Neuen, Vortrieb zu dem, was wir heute wollen, zum Kommenden und Sicherem. Vielleicht war der Weg durch den Expressionismus wirklich „ein Ritt über den Bodensee“; dann *mußten* wir eben über den Bodensee reiten, um aus dem Sumpfe des Vorkriegs und aus der Flammenhöhle des Krieges herauszukommen.

Dies ist nämlich die zweite historische Gegebenheit der expressionistischen Epoche: er ist die Reaktion — gewiß wieder nur die Re-Aktion, wie er auch

nur die Re-Aktion gegen den Impressionismus war, aber doch auch die Antithese zur Entartung der im Krieg versinkenden bürgerlichen Welt — der intellektuellen, schon entbürgerlichten, aber noch nicht zu einem neuen Klassenbewußtsein vorgedrungenen Jugend. Er fand zu dieser Funktion in der vor dem Krieg und während des Krieges angebahnten künstlerischen Entwicklung die Ausdrucksmittel vor, und er verwandte sie nun zu einer manchmal utopisch begründeten, aber sehr aufrichtigen und immer wirk-samen schöpferischen Kritik der Erscheinungswelt, nun auch der sozialen, in Hinsicht der neu zu schaffenden Welt. Hier, nur hier, in dieser noch vielfach an Irrtümern reichen, aber fruchtbaren Beziehung des Expressionismus zu der im unpolitisch gebliebenen Untertanendeutschland so notwendigen, wenn auch engen und bald vertrocknenden Bewegung des Aktivismus, liegt die Gemeinsamkeit mit Blüher und andern, die Ziegler zu unrecht dem Expressionismus in die Schuhe schiebt; liegt aber auch die Gemeinsamkeit mit der Freideutschen Jugendbewegung — aus der ja auch viele zum Faschismus und viele zum Kommunismus gekommen sind. In dem „Rang-Richtung-Streit“ wurde der Flügel, der den Vorrang des Ranges über die Richtung behauptete, von Blüher geführt, der Gegenflügel, der sie leugnete — weil Rang „sich von selbst verstehe“ und die Frage unkonkret und falsch gestellt sei — von Rudolf Leonhard, den Herwarth Walden wahrscheinlich nie als Expressionisten anerkannt hat, den aber andere Kritiker und das vorhitlersche Meyersche Konversationslexikon dazu stempelten. Es gab, wie es Aktivisten verschiedenster, auch expressionistischer Herkunft gab, Expressionisten verschiedenster, auch fraglicher, Provenienz; und Hans Blüher, der sich dann als Hanswurst von Rang entpuppte, war gewiß keiner.

Es hatte in Deutschland nicht *eine* romantische Schule gegeben, sondern *zwei*. Die erste, die Jenenser, bestand aus festen und starken Denkern, auch Sozialdenkern, von denen freilich manche abglitten; vor denen stand die entsetzlich schwere Aufgabe, dem Bürgertum, das vor seinem Siege erschrak, den Platz anzuweisen; und wir sind einmal von Jean Cassou darauf aufmerksam gemacht worden, daß Marx nicht nur das Erbe der deutschen idealistischen Philosophie, sondern auch das Erbe dieser Schlegel und Görres angetreten habe. Die zweite, die Heidelberger, versagend vor der ungelösten Aufgabe, versank im Mondschein und Gespenstertaumel vor den Ruinen der Burgen, die ihre Väter anderswo gestürmt hatten; und auch sie noch hatte historische und philologische Verdienste (und manchem, ja vielem von dem, was sie an deutschem Volksgut in „Des Knaben Wunderhorn“ und sonst rettete, manchem, was sie an indischem und sonstigem Gute gewann, stand die Lyrik des Expressionismus gar nicht fern). So gab es auch zwei Expressionismen, *mindestens* zwei. Der eine hatte nach der Formaauflösung, Gegenstandszerstörung, Erscheinungszersetzung des Impressionismus die Kunst wieder festgemacht, gewiß erst in der Primitivität des harten Form- und Sachdranges, in der primitivsten Form, der mathematischen. (Bernhard Ziegler vergißt ganz den Expressionismus der

bildenden Künste, und wie selbstverständlich dessen Ergebnisse für jede Ecke auch der industriellen Gebrauchskunst geworden sind, bis zum politischen Plakat!) Der andre besorgte, nach der Objektraserei des Krieges, die Restituierung der Objekte an den Menschen, ja die *Restituierung des Menschen*; wenn es auch, in der Not des überschwänglichen Gefühlsdranges, manchmal nur die des Subjektes, aber doch die des Subjektes im Sinne Fichtes, also im unindividualistischen, im gütigen, allgemeinen Sinne, war. Hierin und hiermit war der Expressionismus ein *Humanismus*; er war es überhaupt. Und er war, wie der Katholizismus es ist, wie der Marxismus es ist, eine rein menschliche, humane, antinaturalistische Lehre. Und hier ist die Basis für das Weitere, für den Pendelschwung nach der andern Seite: der nachexpressionistische Realismus konnte nicht der lamentierende, weiche, vor dem Gesetz der Auswahl schwache Naturalismus sein, er konnte, über die oft mißverständliche und nicht immer aufrichtige „neue Sachlichkeit“ hin, sachgerechter, härter, schneidender, er konnte revolutionär, er konnte der klare, sozial bestimmte Realismus werden.

Was heute zur Verurteilung des Expressionismus führen, ihm aber eben doch nicht ungeschehen machen und ihm seinen historischen Sinn nicht rauben kann, sind die Flüche, die auf allen deutschen Schulen lasten: die deutsche Tendenz, von der mangelhaften Erde zu fliehen, der fehlende Mut zum Rationalismus, deren Fehler darin wurzelt, daß aus guten — das heißt aus schlechten — historischen Gründen das Deutschland der Religionsspaltung und ander Übel keinen Voltaire, sondern nur, neben der verschütteten Wirkung Lessings, einen Nicolai hatte, die feige Angst vor der Banalität, das heißt vor der unmißverständlichen Behandlung unsrer eignen Angelegenheiten, das Vorurteil der Tiefe, die nur Tragik, Wolkigkeit, Halbdunkel und Trübe für „ewige“ Werte hält, die aber immer und in jeder Form und Formlosigkeit, und Sommer, Sonne, Nahrung, Gemeinsamkeit und Revolution für flach; kurz, es sind die Ausläufer der deutschen Unterdrücktheit, es ist die *Fortdauer der deutschen Misere*. Was der Expressionismus geleistet hat, ist die Festsetzung des Menschen und die Härtung der Dinge zur *Ermöglichung des neuen Realismus*. Und geleistet hat er, wie jeder Humanismus, die Erstreckung, die Erweiterung des Menschlichen; wie der eine die Antike, die, welche er brauchte, wie der der großen Romantik Asien, den Norden und, für Deutschland, Spanien und Altengland in unser Lebensgut einbezogen hat, so haben uns die Expressionisten, die expressionistischen Humanisten um Ägypten und um die Kunst der Naturvölker — ja, um die Totempfähle von den Fidschiinseln! — und um die Kenntnis der kindlichen Produktivität an Habe und an Möglichkeiten reicher gemacht, mindestens das; es gibt keinen Grund dafür, daß es nun keiner gewesen sein will.

Was ist uns „in den Knochen steckengeblieben“? Dies alles, und unsere Knochen, also unsre eigne Geschichte. Die überaus kluge deutsche Sprache nennt Kunstrichtungen „Schulen“; man muß, wenn man alt genug ist und genug gelernt hat, das Examen machen, aber erst muß man in die Schule

gegangen sein. Der junge Dichter, der heute — anders als in einer kurzen Periode seiner ebenfalls nach einem „biogenetischen Grundgesetz“ verlaufenden geistigen Entwicklung — expressionistisch dichten würde, wäre ein kompletter Narr; der, der es 1919 nicht getan hat, hat diese Zeit damals nicht ganz, hat nicht ganz in dieser Zeit gelebt.

Nun kann ich, da Bernhard Ziegler sich und uns katechisiert, gewissenhaft und zuversichtlich seine Fragen beantworten.

Die erste, die nach der Antike: *nein*, wir sehn sie nicht so, als „edle Einfalt und stille Größe“; weil diese ganz undialektische Anschauung, undialektisch genommen, falsch ist, wie beide es sind ohne die Berichtigungen Fustel de Coulanges und ohne die Sicherungen der Erkenntnismethode von Karl Marx. Die zweite, die nach dem Formalismus: *ja*, wir sehn ihn als den Hauptfeind — als einen der Hauptfeinde jeder wahrhaft großen Kunst an, da wir darüber klar sind, daß es Form ohne Inhalt in der Realität so wenig gibt und in der Kunst so wenig geben kann wie Inhalt ohne Form (und wie Flüssigkeit ohne Behälter) da nur beide zusammen die reale und die künstlerische „Erscheinung“ machen, vielmehr die untrennbare Einheit beider sie macht, und daß der Inhalt die Form nicht nur bestimmt, sondern erzeugt, daß er es ist, der die Form formt.

Die dritte, die nach Volksnähe und Volkstümlichkeit: *ja* unbedingt *ja* — wenn sie echt sind und nicht eine romantische Maske oder eine faschistische Fratze, wenn sie wirklich und in jedem Sinne „naturwüchsig“ sind, und wenn das „Volk“ die Realität der lebendigen Massen ist und nicht das Spiel eines Rokoko, die Illusion der Romantiker oder die Fälschung der Faschisten.

Es ist nicht die Schuld eines peinlich zu tragenden expressionistischen Erbrechts in meinen Antworten und Bernhard Zieglers Fragen, wenn ich nicht mit weniger Vorbehalten — kürzer, scheinbar mit mehr Enthusiasmus, in Wahrheit mit weniger Präzision — antworten kann. Es gibt wohl keine Frage in der Bibel und in der Welt, auf die man nur mit Ja oder Nein antworten kann.

DISKUSSIONEN ÜBER EXPRESSIONISMUS

von
Ernst Bloch

Merkwürdig, daß sie wieder beginnen. Vor kurzem schien dies undenkbar, der „Blaue Reiter“ war tot. Jetzt melden sich nicht nur Stimmen, die sich seiner mit Achtung erinnern. Fast wichtiger ist, daß sich andere über eine vergangene Bewegung so akut ärgern, als wäre sie eine heutige und stünde

ihnen im Weg. Sie ist gewiß keine heutige, aber hat sie noch nicht ausgelebt?

Ziegler stellte das so dar, als spuke sie nur in einzelnen älteren Herzen fort. Ehemals waren diese jugendbewegt, nun bekennen sie sich zum klassischen Erbe, leiden aber noch an gewissen Resten. Man sieht einen besonders prägnant erscheinenden Expressionisten — Benn — im Faschismus enden und schließt daraus: „Dieses Ende ist gesetzmäßig.“ Die übrigen Expressionisten waren nur nicht konsequent genug, es zu finden;

„heute läßt sich klar erkennen, wes Geistes Kind der Expressionismus war, und wohin dieser Geist, ganz befolgt, führt: in den Faschismus“.

Danach wäre also das neuerwachte Interesse nicht nur ein privates, sondern ein kulturpolitisches, antifaschistisches: die „Menschheitsdämmerung“ von ehemals war eine Prämisse Hitlers. Hier passierte nur Ziegler das Mißgeschick, daß Hitler einige Wochen bevor Zieglers Ahnenforschung veröffentlicht wurde, in seiner münchener Rede und Ausstellung die Prämisse gar nicht wiedererkannte. Im Gegenteil, wie bekannt: rascher und sinnfälliger wurde eine falsche Herleitung, ein eilig negatives Werturteil selten ad absurdum geführt.

Wurde es auch grundsätzlich, das heißt auf eine uns angemessene Weise ad absurdum geführt? Die Übereinstimmung, in der sich Ziegler, zu seinem Schreck, mit Hitler fand, ist gewiß tödlich, aber der Betrüger in München hätte ja einen Grund dafür haben können (man sieht freilich nicht, welchen) die Spuren des Faschismus zu verwischen. Um die grundsätzliche Frage daher zu klären, ist es angezeigt, den chronologischen Unfall des Ziegler-Artikels, aber auch den Artikel selbst nicht einzeln zu pointieren, sondern jene „Vorarbeit“ des Ganzen aufzusuchen, auf die Leschnitzer in seinem lyrischen Diskussionsbeitrag bereits hingewiesen hat: wir meinen den vier Jahre alten Aufsatz von Lukacs: „Größe und Verfall‘ des Expressionismus“ (Internationale Literatur, 1934, Heft 1); darin ist das Konzept für die neueste Grabrede auf den Expressionismus. Wir beziehen uns in folgendem wesentlich auf diesen Aufsatz; denn er liegt den Beiträgen Zieglers, auch Leschnitzers gedanklich zugrunde. Lukacs ist zwar in den Schlußformulierungen bedeutend vorsichtiger, er betont, daß die *bewußten* Tendenzen des Expressionismus keine faschistischen waren, daß er schließlich „nur als *untergeordnetes Moment* in die faschistische ‚Synthese‘ einverleibt werden“ konnte (S. 173). Aber das Fazit bemerkt auch, daß „die Faschisten — mit einem gewissen Recht — im Expressionismus ein für sie brauchbares Erbe erblicken“.

Goebbels findet hier für das Seine „gesunde Ansätze“, denn

„der Expressionismus als schriftstellerische Ausdrucksform des entwickelten Imperialismus (!) beruht auf einer irrationalistisch-mythologischen Grundlage; seine schöpferische Methode geht in die Richtung des pathetisch-leeren, deklamatorischen Manifestes, der Proklamierung eines Scheinaktivismus... Die Expressionisten *wollten* zweifellos alles eher als einen Rückschritt. Da sie sich aber weltanschaulich nicht vom Bo-

den des imperialistischen Parasitismus lösen konnten, da sie den ideologischen Verfall der imperialistischen Bourgeoisie kritiklos und widerstandslos mitmachten, ja zeitweilig seine Pioniere waren, muß ihre schöpferische Methode nicht entstellt werden, wenn sie in den Dienst der faschistischen Demagogie, der Einheit von Verfall und Rückschritt gepreßt wird.“

Man erkennt: die Auffassung, daß Expressionismus und Faschismus Kinder des gleichen Geistes seien, hat hier ihren grundsätzlichen Ausgangspunkt. Die Antithese: Expressionismus und — sage man — klassisches Erbe ist bei Lukacs genau so starr wie bei Ziegler, aber sie besteht weniger aus Werturteilen, sie ist begrifflich fundiert.

Freilich nicht ebenso sachlich, dem Stoff nach; hier liegt manches im Argen. Wer Lukacs' Aufsatz zur Hand nimmt (was sehr ratsam, das Original lehrt immer am besten), der merkt zunächst, daß in keiner Zeile ein expressionistischer Maler vorkommt. Marc, Klee, Kokoschka, Nolde, Kandinsky, Groß, Dix, Chagall sind nicht vorhanden (um von musikalischen Parallelen, vom damaligen Schönberg zu schweigen). Das überrascht desto mehr, als nicht nur die Zusammenhänge zwischen Malerei und Literatur damals die engsten waren, sondern die expressionistischen Bilder viel bezeichnender für die Bewegung sind als die Literatur. Zudem hätten sie eine wünschenswerte Erschwerung des vernichtenden Urteils abgegeben; denn einige dieser Bilder bleiben dauernd bedeutsam und groß. Aber auch die literarischen Gebilde sind weder in einer quantitativ noch qualitativ zureichenden Weise beachtet; der Kritiker begnügt sich mit einer sehr geringen, wenig charakteristischen „Auswahl“. Gänzlich fehlen Trakl, Heym, Else Lasker-Schüler; der frühe Werfel wird nur hinsichtlich des pazifistischen Tenors weniger Verszeilen zur Kenntnis genommen, ebenso Ehrenstein und Hasenclever. Während von den frühen, oft bedeutenden Gedichten Johannes R. Bechers nur versichert wird, daß es dem Autor gelungen sei, die expressionistische Methode „allmählich wegzuerwerfen“, werden Auchdichter wie Ludwig Rubiner durchaus zitiert, jedoch wiederum nur zu dem Zweck, um an ihnen zu erhärten, was — abstrakter Pazifismus sei. Hier tritt bezeichnenderweise auch ein Zitat aus René Schickele an, obwohl Schickele niemals ein Expressionist war, sondern eben nur ein abstrakter Pazifist (wie damals viele brave Dichter und Männer, Hermann Hesse und hundert andere). Was aber ist nun das Material, an dem Lukacs seine Expressionismus-Auffassung kenntlich macht? Es sind Vorworte oder Nachworte zu Anthologien, „Einleitungen“ von Pinthus, Zeitschrift-Artikel von Leonhardt, Rubiner, Hiller und dergleichen mehr. Es ist derart nicht die Sache selbst, mit ihrem konkreten Eindruck an Ort und Stelle, mit ihrer nachzuerfahrenden Wirklichkeit, sondern das Material ist selber schon ein indirektes, ist Literatur über den Expressionismus, die nochmals literarisiert, theoretisiert und kritisiert wird. Gewiß zum Zweck, „die gesellschaftliche Basis und die aus ihr entspringenden weltanschaulichen Voraussetzungen dieser Bewegung“ klarzustellen, aber mit der methodischen Begrenztheit, daß ein Begriff von Begriffen, ein Essay über Essays und Mindestes gegeben wird. Von daher auch die fast ausschließliche Kritik bloßer

expressionistischer Tendenzen und Programme (meist solcher, die erst die Literatoren der Bewegung formuliert, wo nicht hineingetragen haben). Sehr viele richtige und feine Konstatierungen finden sich in diesem Zusammenhang; Lukacs charakterisiert den Abstrakt pazifismus, den Boheme-Begriff der „Bürgerlichkeit“, den „Fluchtcharakter“, die „Fluchtideologie“, dann wieder die bloß subjektive Revolte im Expressionismus, auch die abstrakte Mystifizierung des „Wesens“ der expressionistisch dargestellten Dinge. Aber bereits die subjektive Revolte dieser Bewegung ist kaum genügend erfaßt, wenn Lukacs — an Hand der „Vorworte“ — lediglich die „fanfarenhafte Überheblichkeit“, die „blecherne Monumentalität“ ankreidet. Wenn er inhaltlich lediglich „kleinbürgerliche Ratlosigkeit und Verlorenheit im Getriebe des Kapitalismus“ vorfindet, „das ohnmächtige Aufbegehren des Kleinbürgers gegen sein Zermürbt- und Zertretenwerden durch den Kapitalismus“ (S. 168). Wäre selbst nichts sonst zum Vorschein gekommen, hätten die Expressionisten während des Weltkriegs wirklich nichts anderes zu melden gehabt als Frieden, Ende der Tyrannei, so wäre das noch kein Grund, ihren Kampf, wie Lukacs tut, als bloßen Scheinkampf zu bezeichnen, ja ihm zu attestieren, daß er eine bloße

„pseudokritische, abstrakt-verzerrende, mythisierende Wesensart der imperialistischen (von mir hervorgehoben. E. B.)_Scheinoppositionen“ darstellte (S. 159.)

Es ist wahr, Werfel und andere seiner Art haben ihren Abstrakt pazifismus nach Kriegsende zu einer Kindertrompete verwandelt; die Parole „Gewaltlosigkeit“ wurde dadurch, der Revolution gegenüber, zu einer objektiv gegenrevolutionären. Aber das hebt den Umstand nicht auf, daß diese Parole während des Krieges selbst und vor seiner möglichen Umwandlung in den Bürgerkrieg eine durchaus revolutionäre, auch objektiv-revolutionäre war, daß sie von den Durchhaltepolitikern auch so verstanden worden ist. Übrigens haben viele Expressionisten auch der „bewaffneten Güte“ ein Wort gesungen: der Peitsche Christi, die die Wechsler aus dem Tempel trieb; so völlig begriffslos war diese Menschenliebe nicht. Gar die Mitteilung, daß der Expressionismus den „gemeinsamen weltanschaulichen Boden des deutschen Imperialismus“ nicht verlassen habe, daß er infolgedessen dem Imperialismus durch bloße „apologetische Kritik“ auch noch genützt habe, ist nicht nur einseitig und schief, sondern überdimensioniert schief und ein Schulbeispiel für den abgelaufenen, gerade von Lukacs bekämpften Soziologismus und Schematismus. Doch wie gesagt, das alles gehört gar nicht recht zum eigentlich *gestaltenden* Expressionismus, wie er uns als Phänomen doch einzig interessiert. Es gehört wesentlich zum „Ziel-Jahrbuch“ und ähnlicher mit Recht verschollener Diatribe; dort ist alles klar. Aber in den nach wie vor rätselhaften Subjektausbrüchen, in den archaisch-utopischen Hypostasen der damaligen Kunst ist, wie nicht erst versichert zu werden braucht, bedeutend mehr als die „USP-Ideologie“ anzutreffen, auf die Lukacs den Expressionismus reduzieren möchte. Die Subjektausbrüche ins Gegenstandslose sind zweifellos noch bedenklicher, als sie rätselhaft sind; ihr Material aber ist durch bloße „kleinbürgerliche Ratlosigkeit und Verlorenheit“ kaum genügend um-

schrieben. Es ist ein anderes Material, zum Teil aus archaischen Bildern, zum Teil aber auch aus revolutionärer Phantasie, aus kritischer und häufig konkreter. Wer Ohren gehabt hätte zu hören, hätte in diesen Ausbrüchen ein revolutionär Produktives wahrnehmen können, auch wenn es ungeregt und ohne Obhut war. Auch wenn es noch soviel „klassisches Erbe“, das heißt zur damaligen Zeit: klassischen Schlendrian „zersetzt“ hat. Dauernder Neuklassizismus oder der Glaube, daß alles, was nach Homeros und Goethe hervorgebracht wurde, unrespektabel sei, ist allerdings keine Warte, um die Kunst der vorletzten Avantgarde zu beurteilen und in ihr nach dem Rechten zu sehen.

Was überhaupt wird, bei solcher Haltung, an neueren künstlerischen Versuchen nicht abgekanzelt? Sie werden ohne weiteres der kapitalistischen Fäulnis zugeordnet und das nicht nur, wie selbstverständlich, zu einem bestimmten Teil, sondern hundertprozentig, in Bausch und Bogen. Avantgarde innerhalb der spätkapitalistischen Gesellschaft gibt es dann nicht, antizipierende Bewegungen im Überbau sollten nicht wahr sein. So will es eine Schwarz-Weiß-Zeichnung, die den wirklichen Umständen schwerlich gerecht wird, den propagandistischen erst recht nicht. Sie rechnet fast alle Oppositionen gegen die herrschende Klasse, die nicht von vornherein kommunistisch sind, der herrschenden Klasse zu. Sie rechnet sie auch dann zu, wenn die Opposition, wie Lukacs im Fall Expressionismus ausdrücklich eingesteht, subjektiv gutwillig war und den Tendenzen des späteren Faschismus entgegengesetzt fühlte, malte, schrieb. Im Zeitalter der Volksfront scheint eine Fortsetzung dieser Schwarz-Weiß-Technik weniger als je angebracht; sie ist mechanisch, nicht dialektisch. Der gesamten Abkanzlung und schlechthin negativistischen Kritik liegt die Theorie zugrunde, daß seit der Beendigung des Weges Hegel-Feuerbach-Marx von der Bourgeoisie überhaupt nichts mehr zu lernen sei, außer Technik und gegebenenfalls Naturwissenschaft; alles andere ist bestenfalls „soziologisch“ interessant. Daher werden selbst so eigentümliche und bisher unerhörte Erscheinungen wie der Expressionismus von vornherein als pseudo-revolutionär gerichtet. Daher werden den Nazis die Expressionisten als Vorläufer zugebilligt, ja zugetrieben, Streichers Ahnentafel sieht sich völlig unwahrscheinlich, höchst verwirrend aufgebessert. Ziegler macht eine Klimax aus Namen, die durch Abgründe voneinander getrennt sind, er freilich trennt sie nur durch Kommata und setzt hintereinander, als Brüder des gleichen „nagenden“ Geistes:

„Bachofen, Rhode, Burckhardt, Nietzsche, Chamberlain, Bäumler, Rosenberg“ (Das Wort, 1937, Heft 9. S. 47).

Lukacs bezweifelt aus den angegebenen Gründen jetzt selbst an Cézanne die malerische Substanz, und von den großen Impressionisten insgesamt (also nicht nur von den Expressionisten) spricht Lukacs wie vom Untergang des Abendlandes. Er läßt in seinem Aufsatz nichts von ihnen übrig als

„die Inhaltsleere . . . die in der Häufung wesensloser nur subjektiv bedeutsamer Oberflächenzüge künstlerisch zum Vorschein kommt“ (S. 171).

Riesig steigt dagegen der Klassizismus auf, bei Ziegler sogar die Winkelmann-

Antike, die edle Einfalt, stille Größe, die Kultur des unzerfallenen Bürgertums, die Welt vor hundert und noch mehr Jahren; sie allein ist das Erbe. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß die Zeit des Klassizismus nicht nur die Zeit des aufsteigenden deutschen Bürgertums war, sondern auch der Heiligen Allianz; daß der Säulenklassizismus, der „strenge“ Herrenhaus-Stil dieser Reaktion Rechnung tragen; daß selbst die Winkelmann-Antike keineswegs ohne feudale Gelassenheit ist. Es ist wahr: die *laudatores temporis acti* halten bei Homeros und Goethe nicht ausschließlich an. Lukacs verehrt Balzac aufs höchste, macht Heine als nationalen Dichter kenntlich und ist gegebenenfalls von Klassik so fern, daß er Möricke, der allen Freunden früherer Dichtung als einer der echten deutschen Lyriker gilt, im Heine-Aufsatz einen „niedlichen Zwerg“ genannt hat. Überall sonst aber ist hier Klassik das Gesunde, Romantik des Kranke, Expressionismus das Allerkrankste, und dieses nicht nur wegen des chronologischen Descrescendo dieser Gebilde, sondern freilich auch wegen des *unzerfallenen, objektiven Realismus*, der der Klassik eignet. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Punkt einzugehen; gerade wegen seiner Wichtigkeit erforderte er die gründlichste Behandlung, doch müßten dazu alle Probleme der dialektisch-materialistischen Abbildlehre zur Sprache kommen. Hier nur soviel: Lukacs setzt überall eine geschlossen zusammenhängende Wirklichkeit voraus, dazu eine, in der zwar der subjektive Faktor des Idealismus keinen Platz hat, dafür aber die ununterbrochene „Totalität“, die in idealistischen Systemen, und so auch in denen der klassischen deutschen Philosophie, am besten gediehen ist. Ob das Realität ist, steht zur Frage; wenn sie es ist, dann sind allerdings die expressionistischen Zerbrechungs- und Interpolationsversuche, ebenso die neueren Intermittierungs- und Montageversuche, leeres Spiel. Aber vielleicht ist Lukacs' Realität, die des unendlich vermittelten Totalitätszusammenhangs, gar nicht so — objektiv; vielleicht enthält Lukacs' Realitätsbegriff selber noch klassisch-systemhafte Züge; vielleicht ist die echte Wirklichkeit auch Unterbrechung. Weil Lukacs einen objektivistisch-geschlossenen Realitätsbegriff hat, darum wendet er sich, bei Gelegenheit des Expressionismus, gegen jeden künstlerischen Versuch, ein Weltbild zu zerfallen (auch wenn das Weltbild das des Kapitalismus ist). Darum sieht er in einer Kunst, die Zersetzungen des Oberflächenzusammenhangs auswertet und Neues in den Hohlräumen zu entdecken versucht, selbst nur subjektivistische Zersetzung; darum setzt er das Experiment des Zerfallens mit dem Zustand des Verfalls gleich. An dieser Stelle läßt, zuguterletzt, sogar der Scharfsinn nach. Zweifellos haben die Expressionisten den spätbürgerlichen Verfall benutzt und sogar weitergetrieben. Lukacs nimmt ihnen übel, daß

„sie den ideologischen Verfall der imperialistischen Bourgeoisie kritiklos und widerstandslos mitmachten, ja zeitweilig seine Pioniere waren“.

Aber erstens stimmt das sehr wenig, was den flachen Sinn des „Mitmachens“ angeht; Lukacs selbst erkennt den Expressionismus an als einen

„ideologisch nicht unwesentlichen Bestandteil der deutschen Antikriegsbewegung (S. 154).

Sodann aber, was das „Mitmachen“ im produktiven Sinn angeht, das eigentliche Weitertreiben des *kulturellen* Verfalls: gibt es zwischen Aufgang und Niedergang keine dialektischen Beziehungen? Gehört selbst das Verworrene, Unreife und Unverständliche ohne weiteres, in allen Fällen, zur bürgerlichen Dekadenz? Kann es nicht auch — entgegen dieser simplistischen, sicher nicht revolutionären Meinung — zum Übergang aus der alten in die neue Welt gehören? Mindestens zum Ringen um diesen Übergang; wobei lediglich immanent-konkrete Kritik, aber keine aus allwissenden Vor-Urteilen weiterhelfen kann. Die Expressionisten waren „Pioniere“ des Zerfalls: wäre es besser, wenn sie Ärzte am Krankenbett des Kapitalismus hätten sein wollen? Wenn sie den Oberflächenzusammenhang wieder geflickt hätten (etwa im Sinn der neuen Sachlichkeit oder des Neuklassizismus) statt ihn immer weiter aufzureißen? Ziegler wirft den Expressionisten sogar „Zersetzung der Zersetzung“ vor, also ein doppeltes Minus, ohne in seinem Haß zu bedenken, daß daraus gemeinhin ein Plus wird: für den Untergang des Klassizismus hat er überhaupt keinen Sinn. Erst recht keinen für die seltsamen Inhalte, die gerade im Einsturz der Oberflächenwelt sichtbar wurden, und für das Problem der Montage. Ihm ist das alles „kläglich geleimtes Gerümpel“, und eines, das er den Faschisten nachträgt, obwohl sie es gar nicht haben wollen und ganz seiner Meinung sind. Der Expressionismus hatte gerade in dem Bedeutung, worin ihn Ziegler verurteilt: er hat den Schlendrian und Akademismus zersetzt, zu dem die „Kunstwerte“ verkommen waren. Er hat statt der ewigen „Formanalyse“ am objet d'art auf den Menschen und seinen Inhalt verwiesen, der zum möglichst echten Ausdruck drängt. Daß sich Schwindler gerade dieser ungesicherten und leicht imitierbaren Direktheit bemächtigt haben, daß die allzu subjektivistischen Durchbruchs- und Ahnungsinhalte nicht immer, ja sogar selten, kanonisch waren, unterliegt keinem Zweifel. Aber eine gerechte und sachliche Wertung muß sich an die wirklichen Expressionisten halten und nicht, der leichteren Kritik zuliebe, an Zerrbilder oder gar nur an die Zerrbilder der eigenen Erinnerung. Der Expressionismus war als Erscheinung bisher unerhört, aber er fühlte sich durchaus nicht traditionslos; im Gegenteil, er suchte, wie der „Blaue Reiter“ beweist, durchaus seine Zeugen in der Vergangenheit, er glaubte Korrespondenzen bei Grünewald, in der Primitive, sogar im Barock zu treffen, er betonte eher zu viel Korrespondenzen als zu wenig. Er sah literarische Vorgänger im Sturm und Drang, hochverehrte Vorbilder in den Visionsgebilden des jungen und des greisen Goethe, in „Wanderers Sturmlied“, der „Harzreise im Winter“, in Pandora und dem späten Faust. Der Expressionismus hatte auch gar keinen volksfremden Hochmut, wieder im Gegenteil: der „Blaue Reiter“ bildete murnauer Glasbilder ab, er öffnete zuerst den Blick auf diese rührende und unheimliche Bauernkunst, auf Kinder- und Gefangenenzeichnungen, auf die erschütternden Dokumente der Geisteskranken, auf die Kunst der Primitive. Er pointierte die nordische Ornamentik, das heißt das wild verschlungene Schnitzwerk, wie es sich auf Bauernstühlen und Bauerntruhen bis ins achtzehnte Jahrhundert erhalten hat, als ersten „orga-

nisch-psychischen Stil“. Er pointierte dies Wesen als geheime Gotik und setzte es dem menschenleeren, dem kristallinen Herren-Stil Ägyptens und gar des Klassizismus entgegen. Daß der kunstwissenschaftliche Fachausdruck „nordische Ornamentik“, ja selbst die Feierlichkeit, womit dies Wesen expressionistisch begrüßt worden ist, nichts mit Rosenbergs Nordschwindel gemein hat und nicht seine „Anfänge“ darstellt, braucht kaum versichert zu werden. Um so weniger, als die nordische Schnitzkunst voll von orientalischen Einflüssen ist; der Teppich, das „Liniengeschöpf“ der Ornamentik überhaupt, war dem Expressionismus ein anderer Zuschuß. Und noch eins, das Wichtigste: der Expressionismus war bei aller Lust an „Barbarenkunst“ aufs Humane gezielt, er umkreiste fast ausschließlich Menschliches und die Ausdrucksform seines Inkognito. Davon zeugen, vom Pazifismus ganz abgesehen, selbst noch die expressionistischen Karikaturen und Industrialisierungen; das Wort „Mensch“ wurde damals genau so häufig gebraucht wie heute von den Nazis sein Gegenteil: die schöne Bestie. Es wurde auch mißbraucht: da gab es auf Schritt und Tritt „entschlossene Menschlichkeit“, die Anthologien hießen „Menschheitsdämmerung“ oder „Kameraden der Menschheit“ — lauter verblasene Kategorien, aber zuverlässig keine vorfaschistischen. Der echtrevolutionäre, materialistisch klare Humanismus hat allen Grund, diese verblasenen Kategorien abzulehnen; niemand verlangt auch, daß er den Expressionismus als Muster oder seinerseits als „Vorläufer“ nimmt. Aber es besteht auch kein Anlaß, ein neuklassizistisches Interesse durch verjährten Kampf mit entwertetem Expressionismus interessant zu machen. Was kein Vorläufer ist, kann deshalb — in seinem Ausdruckswillen und seiner Zwischenzeiten-Existenz — jungen Künstlern näherstehen als der Klassizismus. Denn Klassizismus ist wohl Kultur, aber abgezogen, abstrakt-gebildet gewordene; er ist Kultur, gesehen durch kein Temperament.

Immerhin regt die frühere Glut, auch als solche, noch auf. Ist also der Expressionismus noch nicht verjährt, hat er noch nicht ausgelebt? Mit dieser Frage wäre man, fast unfreiwillig, an den Anfang unserer Betrachtungen zurückgekehrt. Die ärgerlichen Stimmen reichen gewiß noch nicht zur Bejahung aus, auch Zieglers drei andere Probleme am Schluß seines Artikels verbreiten hierüber kein Licht. Ziegler fragt, zum Zweck einer anti-expressionistischen Selbstprüfung:

„Die Antike: ‚Edle Einfalt und stille Größe‘ — sehen wir sie so?“

Zweitens:

„Der Formalismus: Hauptfeind einer Literatur, die wirklich zu großen Höhen strebt — sind wir damit einverstanden?“

Drittens:

„Volksnähe und Volkstümlichkeit: die Grundkriterien jeder wahrhaft großen Kunst — bejahen wir das unbedingt?“

Es ist klar, daß auch derjenige, der diese Fragen verneint, erst recht der andere, der sie als unrichtig gestellt ansieht, deshalb noch keine „Reste des Expressionismus“ in sich bergen muß. Hitler — diese Erinnerung läßt sich

bei so summarisch gestellten Fragen leider nicht vermeiden — Hitler hat ja die erste und dritte Frage bereits vorbehaltlos bejaht und ist trotzdem nicht unser Mann. Aber lassen wir die „edle Einfalt und stille Größe“, eine rein historisch-kontemplative Frage und eine kontemplative Haltung vor Historischem. Bleiben wir bei den Fragen „Formalismus“ und „Volksnähe“, so unscharf diese Probleme im vorliegenden Zusammenhang auch gestellt sein mögen. Zuverlässig aber ist Formalismus der geringste Fehler der expressionistischen Kunst gewesen (die man nicht mit der kubistischen verwechseln darf). Sie litt eher an zu wenig Formung, an einer roh oder wild oder durcheinander hinausgeschleuderten Ausdrucksfülle; das Ungestaltete war ihr Stigma. Dafür freilich auch die Volksnähe, die Folklore, ganz im Gegensatz also zu der Meinung Zieglers, der Winkelmanns Antike und den Akademismus, der aus ihr gezogen wurde, als eine Art Naturrecht in der Kunst vorstellt. Volkstümlich im schlechten Sinn ist freilich auch der Kitsch; der Bauer des neunzehnten Jahrhunderts vertauschte seinen gemalten Schrank gegen ein Fabrik-Vertiko, die uralten bunten Glasbilder gegen einen Öldruck, und hielt sich für arriviert. Aber diese übelsten Früchte der Kapitalisierung wird man kaum als volkshaft ansprechen wollen; sie sind erweisbar auf anderem Boden gewachsen und verschwinden mit ihm. Nicht so sicher ist der Neuklassizismus ein Gegenmittel gegen den Kitsch und ein Element wirklicher Volksnähe; dafür ist er selber viel zu sehr das „Höhere“, das unecht Aufgesetzte. Wogegen die Expressionisten allerdings, wie schon bemerkt, auf Volkskunst durchaus zurückgingen, Folklore liebten und ehrten, ja malerisch zuerst entdeckt haben. Besonders Maler aus Völkern von junger Selbständigkeit, tschechische, lettische, jugoslawische Maler fanden um 1918 im Expressionismus eine Ausdrucksweise, die ihrer heimischen Folklore unendlich viel näher lag als die meisten Kunststile bisher (vom Akademismus zu schweigen). Und wenn expressionistische Kunst in vielen Fällen (nicht in allen, man denke an Grosz oder Dix oder Becher) dem Betrachter unverständlich bleibt, so kann das bedeuten, daß Angestrebtes nicht erreicht wurde, es kann aber auch bedeuten, daß der Betrachter weder die Auffassungsgabe unverbildeten Volks noch die Aufgeschlossenheit entgegenbringt, die für das Verständnis jeder neuen Kunst unentbehrlich ist. Ist der Wille des Künstlers für Ziegler maßgeblich, so war der Expressionismus geradezu ein Durchbruch zur Volksnähe. Ist die erreichte Leistung maßgeblich, so darf Verständnis nicht für jedes einzelne Stadium des Prozesses verlangt werden: Picasso malte als erster „geleimtes Gerümpel“, zum Entsetzen sogar des gebildeten Volks; Heartfield ist so volkshah, daß mancher Gebildete nichts von Montage wissen will. Und wenn der Expressionismus heute noch zu Erregungen Anlaß gibt, jedenfalls nicht undiskutabel geworden ist, dann scheint auch die „USP-Ideologie“, die heute zuverlässig ohne Unterbau ist, nicht die einzige im Expressionismus gewesen zu sein. Seine Probleme bleiben so lange denkwürdig, bis sie durch bessere Lösungen, als es die expressionistischen waren, aufgehoben sind. Eine Abstraktion jedoch, die die letzten achtzig Jahre unserer Kulturgeschichte überschlagen möchte, sofern sie keine rein proletarische ist, gibt diese besseren

Lösungen kaum. Das Erbe des Expressionismus ist noch nicht zu Ende, denn es wurde noch gar nicht damit angefangen.

ES GEHT UM DEN REALISMUS

von

Georg Lukács

Zu ihrer Zeit hat die revolutionäre Bourgeoisie einen heftigen Kampf für die Sache ihrer Klasse geführt, mit allen Mitteln, auch mit dem der schönen Literatur. Was hat die Reste der Ritterschaft zum allgemeinen Gelächter gemacht? Cervantes' „Don Quijote“. Der „Don Quijote“ war die stärkste Waffe in den Händen der Bourgeoisie in ihrem Kampfe gegen den Feudalismus, gegen die Aristokratie. Das revolutionäre Proletariat braucht wenigstens einen einzigen kleinen Cervantes (*Heiterkeit*) der ihm eine ebensolche Waffe geben könnte. (*Heiterkeit, Beifall*). . . G. Dimitroff, Rede an dem antifaschistischen Abend im moskauer Haus der Schriftsteller.

Die Expressionismus-Debatte des „Wort“ bietet für den verspäteten Teilnehmer eine gewisse Schwierigkeit; viele haben den Expressionismus leidenschaftlich verteidigt. In dem Augenblick aber, als man konkret sagen sollte, *wer* nun der vorbildliche expressionistische Schriftsteller sein sollte, ja wer überhaupt verdient, Expressionist genannt zu werden, gehen die Meinungen so schroff auseinander, daß es keinen einzigen nicht umstrittenen Namen gibt. Man hat sogar — gerade beim Lesen der leidenschaftlichsten Verteidigungsreden — zuweilen das Gefühl: gab es überhaupt Expressionisten?

Da wir hier nicht über die Bewertung einzelner Schriftsteller, sondern um Prinzipien in der Entwicklung der Literatur streiten werden, ist die Entscheidung dieser Frage für uns nicht allzu wichtig. Für die Literaturgeschichte gibt es zweifellos einen Expressionismus als Richtung, mit seinen Dichtern und Kritikern. Ich werde mich in den folgenden Bemerkungen auf die prinzipiellen Probleme beschränken.

1

Zuerst eine kleine Vorfrage: handelt es sich hier um den Gegensatz von moderner Literatur und Klassik (oder gar Klassizismus) wie dies einzelne Schriftsteller besonders dann hervorheben, wenn sie meine kritische Tätigkeit zum Gegenstand ihrer Angriffe machen? Ich glaube, diese Fragestellung ist von Grund aus unrichtig. Dahinter steckt eine Identifikation der Kunst der

Gegenwart mit der Entwicklungslinie bestimmter literarischer Richtungen, einer Linie, die von dem sich auflösenden Naturalismus und Impressionismus über den Expressionismus zum Surrealismus führt. Besonders ausgeprägt und apodiktisch wird diese Theorie in dem von Peter Fischer angezogenen Artikel Ernst Blochs und Hanns Eislers in der „Neuen Weltbühne“ formuliert. Wenn diese Autoren über moderne Kunst sprechen, so erscheinen als Repräsentanten der modernen Kunst *ausschließlich* Vertreter der oben genannten Entwicklungslinie.

Wir wollen vorerst kein Werturteil fällen. Wir fragen bloß: stimmt diese Theorie als Grundlage zur Geschichte der Literatur unserer Zeit?

Jedenfalls gibt es auch eine andere Auffassung. Die Entwicklung der Literatur ist — besonders im Kapitalismus, besonders zur Zeit seiner Krise — eine außerordentlich komplizierte Erscheinung. Grob und vereinfacht ausgesprochen, kann man aber doch innerhalb der Literatur unserer Zeit drei große Kreise unterscheiden, die sich selbstverständlich innerhalb der Entwicklung einzelner Schriftsteller oft überschneiden:

erstens die teils offen antirealistische, teils pseudorealistische Literatur der Verteidigung und Apologetik des bestehenden Systems; über sie werden wir hier nicht sprechen;

zweitens die Literatur der sogenannten Avantgarde (über wirkliche Avantgarde später) vom Naturalismus bis zum Surrealismus. Was ist ihre Grundtendenz? Hier können wir, vorwegnehmend, nur so viel sagen: die Haupttendenz ist eine immer stärkere *Entfernung vom Realismus*, eine immer energischere *Liquidierung* des Realismus;

drittens die Literatur der bedeutenden Realisten dieser Periode. Diese Schriftsteller sind in den meisten Fällen literarisch auf sich gestellt, sie schwimmen gegen den Strom der Literaturentwicklung und zwar gegen den Strom *beider* oben genannten Gruppen der Literatur. Zur vorläufigen Bezeichnung dieses zeitgenössischen Realismus genügt es, wenn ich die Namen Gorki, Thomas und Heinrich Mann, Romain Rolland etc. nenne.

In den Diskussionsartikeln, die leidenschaftlich die Rechte der modernen Kunst gegen die Anmaßung der angeblichen Klassizisten verteidigen, werden diese Gipfelgestalten unserer heutigen Literatur nicht einmal *erwähnt*. Sie existieren für die „avantgardistische“ Geschichtschreibung und Beurteilung der heutigen Literatur nicht. Im interessanten, gedanken- und materialreichen Buch Ernst Blochs, „Erbschaft dieser Zeit“, wird, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, der Name Thomas Mann bloß einmal genannt; der Verfasser spricht über seine (und Wassermanns) „soignierte Bürgerlichkeit“. Womit für Ernst Bloch dieses Problem erledigt ist.

Durch solche Auffassungen wird die ganze Debatte auf den Kopf gestellt. Es ist höchste Zeit, sie wieder auf die Füße zu stellen und das Beste der heutigen Literatur gegen seine verständnislosen Verächter zu verteidigen. Der Streit geht also nicht um Klassik contra Moderne, sondern um die Frage: welche Schriftsteller, welche literarischen Richtungen repräsentieren den *Fortschritt* in der heutigen Literatur? Es geht um den *Realismus*.

Es wird mir insbesondere von Ernst Bloch vorgeworfen, daß ich mich in meinem alten Aufsatz über den Expressionismus* allzuviel mit den Theoretikern dieser Richtung beschäftige. Er wird mir vielleicht verzeihen, wenn ich diesen „Fehler“ auch diesmal wiederhole und *seine* kritischen Bemerkungen über die moderne Literatur zum Gegenstand einer Untersuchung mache. Denn ich glaube nicht, daß die theoretischen Formulierungen von künstlerischen Tendenzen unwichtig sind — auch wenn sie theoretisch Unrichtiges aussagen. Gerade in solchen Fällen sprechen sie sonst sorgsam verdeckte „Geheimnisse“ der Richtung aus. Und da Bloch ein Theoretiker ganz anderen Kalibers ist als die Picard, Pinthus etc. ihrer Zeit gewesen sind, ist es verständlich, daß ich seine Theorien etwas eingehender behandle.

Bloch richtet seinen Angriff gegen meine Auffassung der „Totalität“. (Ich lasse die Frage beiseite, wie weit er meine Auffassung richtig interpretiert. Es handelt sich nicht um die Frage, ob ich recht habe oder ob Bloch mich richtig interpretiert, sondern um die Sache selbst.) Er sieht das feindliche Prinzip in dem „*unzerfallenen objektiven Realismus*, der der Klassik eignet“. Ich setze, nach Bloch,

„überall eine geschlossen zusammenhängende Wirklichkeit voraus... Ob das Realität ist, steht zur Frage; wenn sie es ist, dann sind allerdings die expressionistischen Zerbrechungs- und Interpolationsversuche, ebenso die neueren Intermittierungs- und Montageversuche leeres Spiel.“

Bloch sieht nun in dieser zusammenhängenden Wirklichkeit nur ein Überbleibsel der Systeme des klassischen Idealismus in meinem Denken und stellt seine eigene Auffassung folgendermaßen dar:

„vielleicht ist eine echte Wirklichkeit auch Unterbrechung. Weil Lukacs einen objektivistisch-geschlossenen Realitätsbegriff hat, darum wendet er sich bei Gelegenheit des Expressionismus gegen jeden künstlerischen Versuch, ein Weltbild zu zerfallen (auch wenn das Weltbild das des Kapitalismus ist). Darum sieht er in einer Kunst, die Zersetzungen des Oberflächenzusammenhangs auswertet und Neues in den Hohlräumen zu entdecken versucht, selbst nur subjektivistische Zersetzung; darum setzt er das Experiment des Zerfallens mit dem Zustand des Verfalls gleich.“

Hier liegt eine geschlossene, bis aufs Weltanschauliche zurückgehende theoretische Begründung der modernen Kunstentwicklung vor. Bloch hat vollständig recht: bei einer grundlegenden theoretischen Aussprache über diese Fragen

„müßten alle Probleme der dialektisch-materialistischen Abbildlehre zur Sprache kommen“.

Dazu ist verständlicherweise hier der Ort nicht, obwohl ich persönlich eine solche Diskussion außerordentlich begrüßen würde. Für unser jetzt zu behandelndes Problem geht es um eine viel einfachere Frage. Nämlich um die, ob der „geschlossene Zusammenhang“, die „Totalität“ des kapitalistischen Systems, der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer prozessierenden Einheit von

* „Internationale Literatur“, Heft I, Jahrgang 1934

Ökonomie und Ideologie objektiv, unabhängig vom Bewußtsein, in der Wirklichkeit ein Ganzes bildet.

Unter Marxisten — und Bloch hat sich in seinem letzten Buch energisch zum Marxismus bekannt — dürfte darüber kein Streit sein. Marx sagt:

„Die Produktionsverhältnisse jeder Gesellschaft bilden ein Ganzes.“

Wir müssen hier das Wort *jeder* unterstreichen, denn Bloch bestreitet gerade in bezug auf den Kapitalismus unserer Zeit diese „Totalität“. Der Gegensatz zwischen uns scheint also zwar unmittelbar, formell, kein philosophischer zu sein, sondern ein Gegensatz in der ökonomisch-gesellschaftlichen Auffassung des Kapitalismus selbst; jedoch, da die Philosophie eine gedankliche Widerspiegelung der Wirklichkeit ist, folgen daraus auch philosophisch wichtige Gegensätze.

Selbstverständlich ist der zitierte Satz von Marx historisch zu verstehen, das heißt: die Totalität der Ökonomie ist selbst etwas historisch Wandelbares. Aber diese Wandlungen bestehen wesentlich in der Ausbreitung und Verstärkung des objektiven Zusammenhanges zwischen allen einzelnen ökonomischen Erscheinungen, also darin, daß die „Totalität“ immer übergreifender und inhalterfüllter wird. Besteht doch nach Marx die entscheidende historisch progressive Rolle des Kapitalismus gerade darin, den *Weltmarkt* auszubilden, wodurch die ganze Weltwirtschaft zu einem *objektiv zusammenhängenden Ganzen* wird. Die primitiven Wirtschaften produzieren eine sehr geschlossen aussehende Oberfläche; man denke etwa an ein urkommunistisches Dorf oder auch an eine frühmittelalterliche Stadt. Diese „Geschlossenheit“ beruht aber gerade darauf, daß ein solches Wirtschaftsgebiet mit sehr wenigen Fäden an seine Umgebung, an die Gesamtentwicklung der menschlichen Gesellschaft geknüpft ist. Im Kapitalismus dagegen verselbständigen sich die Momente, die Teile der Ökonomie in einer bis dahin noch nicht vorhandenen Weise (man denke nur an die Verselbständigung des Handels, des Geldes im Kapitalismus, die sich sogar bis zur Möglichkeit von Geldkrisen, die aus der Geldzirkulation entspringen, steigert, etc.). Die Oberfläche des Kapitalismus sieht infolge der objektiven Struktur dieses Wirtschaftssystems „zerrissen“ aus, sie besteht aus sich objektiv notwendig verselbständigenden Momenten. Dies muß sich selbstverständlicherweise im Bewußtsein der Menschen, die in dieser Gesellschaft leben, also auch im Bewußtsein der Dichter und Denker widerspiegeln.

Die Verselbständigung der Teilmomente ist mithin eine objektive Tatsache der kapitalistischen Ökonomie. Jedoch bildet sie *nur einen Teil*, ein Moment des Gesamtprozesses. Und die Einheit, die Totalität, der objektive Zusammenhang aller Teile, trotz der objektiv vorhandenen und notwendigen Verselbständigung, äußert sich am prägnantesten gerade in der Krise. Marx analysiert den dialektischen Zusammenhang dieser notwendigen Verselbständigung der Momente:

„Da sie nun doch zusammengehören, so kann die Verselbständigung der zusammengehörigen Momente nur gewaltsam erscheinen, als zerstörender Prozeß. Er ist gerade die

Krise, worin ihre Einheit sich betätigt, die Einheit des Unterschiedenen. Die Selbständigkeit, die die zueinander gehörigen und sich ergänzenden Momente gegeneinander annehmen, wird gewaltsam vernichtet. Die Krise manifestiert also die Einheit der gegeneinander selbstständigen Momente.“

Das sind die grundlegenden objektiven Momente der „Totalität“ des gesellschaftlichen Zusammenhanges im Kapitalismus. Und jeder Marxist weiß, daß die grundlegenden ökonomischen Kategorien des Kapitalismus sich in den Köpfen der Menschen *unmittelbar stets verkehrt widerspiegeln*. Das heißt in unserem Fall so viel, daß die in der Unmittelbarkeit des kapitalistischen Lebens befangenen Menschen zur Zeit des sogenannten normalen Funktionierens des Kapitalismus (Etappe der selbstständigen Momente) eine Einheit erleben und denken, zur Zeit der Krise (Herstellung der Einheit der selbstständigen Momente) jedoch die Zerissenheit als Erlebnis ansehen. Infolge der allgemeinen Krise des kapitalistischen Systems verfestigt sich dieses letztere Erlebnis für längere Zeiten in sehr breiten Kreisen jener, die sich zu den Phänomenen des Kapitalismus unmittelbar erlebend verhalten.

3

Was hat das alles mit Literatur zu tun?

Nach einer expressionistischen oder surrealistischen Theorie, die die Beziehung der Literatur zur objektiven Wirklichkeit leugnet, gar nichts; für eine marxistische Theorie der Literatur sehr viel. Wenn die Literatur tatsächlich eine besondere Form der Widerspiegelung der objektiven Wirklichkeit ist, so kommt es für sie sehr darauf an, diese Wirklichkeit so zu erfassen, wie sie tatsächlich *beschaffen ist*, und sich nicht darauf zu beschränken, das wiederzugeben, was und wie es unmittelbar *erscheint*. Strebt der Schriftsteller nach einer solchen Erfassung und Darstellung der Wirklichkeit, wie sie tatsächlich *beschaffen ist*, das heißt, ist er wirklich ein *Realist*, so spielt das Problem der objektiven Totalität der Wirklichkeit eine entscheidende Rolle — ganz einerlei, wie diese vom Schriftsteller gedanklich formuliert wird. Lenin hat die praktische Bedeutung der Totalitätskategorie wiederholt energisch in den Vordergrund gestellt:

„Um einen Gegenstand wirklich zu kennen, muß man alle seine Seiten, alle Zusammenhänge und ‚Vermittlungen‘ erfassen und erforschen. Wir werden das niemals vollständig erreichen, aber die *Forderung der Allseitigkeit* wird uns vor Fehlern und Erstarrung bewahren.“ (Von mir hervorgehoben. G. L.)

Die literarische Praxis jedes wirklichen Realisten zeigt die Wichtigkeit des objektiven gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs und die zu seiner Bewältigung notwendige „Forderung der Allseitigkeit“. Die Tiefe der Gestaltung, die Breite und die Dauer der Wirksamkeit eines realistischen Schriftstellers hängt weitgehend davon ab, wie weit er — *gestalterisch* — darüber im klaren ist, was ein von ihm dargestelltes Phänomen *wirklich vorstellt*. Diese Auffassung von der Beziehung des bedeutenden Schriftstellers zur Wirklichkeit schließt keineswegs — wie Bloch meint — die Erkenntnis aus,

daß die Oberfläche der gesellschaftlichen Wirklichkeit „Zersetzungen“ zeigt und sich entsprechend im Bewußtsein der Menschen widerspiegelt. Wie wenig ich dieses Moment der Wirklichkeitsauffassung außer acht gelassen habe, zeigt das Motto meines alten Aufsatzes über den Expressionismus. Das als Motto gesetzte Zitat von Lenin beginnt wie folgt:

„... Das Unwesentliche, Scheinbare, an der Oberfläche Befindliche verschwindet öfter, hält nicht so ‚dicht‘, sitzt nicht so ‚fest‘ wie das ‚Wesen‘.“

Es kommt aber nicht nur auf die Anerkennung der Existenz dieses Moments des Gesamtzusammenhanges an, sondern auch — und heute vor allem — darauf, dieses Moment *als Moment* des Gesamtzusammenhanges zu erkennen und es nicht gedanklich und gefühlsmäßig zur alleinigen Wirklichkeit aufzubauschen. Es kommt also auf die Erkenntnis der richtigen dialektischen Einheit von Erscheinung und Wesen an; das heißt: auf eine künstlerisch gestaltete, nacherlebbare Darstellung der „Oberfläche“, die gestaltend, ohne von außen hinzugetragenen Kommentar, den Zusammenhang von Wesen und Erscheinung in dem dargestellten Lebensausschnitt aufzeigt. Wir unterstreichen den *gestalteten* Charakter des Zusammenhanges zwischen Wesen und Erscheinung, denn wir halten die bei politisch linksstehenden Surrealisten sehr beliebte „Einmontierung“ von Thesen in Wirklichkeitsfetzen, die mit ihnen innerlich nichts zu tun haben, im Gegensatz zu Bloch, *nicht* für eine künstlerische Lösung dieses Problems.

Man vergleiche einmal die „soignierte Bürgerlichkeit“ Thomas Manns mit dem Surrealismus von Joyce. Im *Bewußtsein* der Helden *beider* sind jene Zerrissenheit, Diskontinuität, jene Unterbrechungen und „Hohlräume“ gestaltet, die Bloch sehr richtig als charakteristisch für den Bewußtseiszustand vieler Menschen in der imperialistischen Periode findet. Blochs Fehler liegt bloß darin, daß er diesen Bewußtseiszustand unmittelbar und vorbehaltlos mit der Wirklichkeit selbst, das in diesem Bewußtsein vorhandene Bild in seiner ganzen Verzerrtheit mit der Sache selbst indentifiziert, statt durch Vergleich des Bildes mit der Wirklichkeit das Wesen, die Ursachen, die Vermittlungen etc. des verzerrten Bildes konkret aufzudecken.

Auf diese Weise macht Bloch theoretisch dasselbe, was die Expressionisten und Surrealisten künstlerisch machen. Sehen wir nun die Darstellungsweise von Joyce an. Damit dessen Bild in den Augen des Lesers nicht durch mein ablehnendes Verhalten in eine falsche Beleuchtung gerate, führe ich das an, was Bloch selbst über ihn sagt:

„ein Mund ohne Ich ist hier mitten im fließenden Trieb, ja, darunter, trinkt ihn, lallt ihn, packt ihn aus. Völlig folgt die Sprache diesem Zerfall nach, sie ist nicht fertig und schon gebildet, gar genormt, sondern offen und verwirrt. Was sonst in Zeiten der Ermüdung, in Pausen des Gesprächs oder bei träumerischen, auch fahigen Menschen spricht, sich verspricht, wortspielt: hier ist es außer Rand und Band. Die Worte sind arbeitslos geworden, aus ihrem Sinnverhältnis entlassen, bald geht die Sprache wie ein zerschnittener Wurm, bald schießt sie zusammen wie bewegtes Trickbild, bald hängt sie wie Schnürboden in die Handlung herein.“

Dies ist die Beschreibung, nun die endgültige Bewertung:

„Eine taube Nuß und der unerhörteste Ausverkauf zugleich; eine Beliebtheit aus lau-

ter zerknüllten Zetteln, Affengeschwätz, Aalknäueln, Fragmenten aus Nichts, und der Versuch zugleich, Scholastik im Chaos zu gründen; ... Hoch-, Breit-, Tief-, Querstap-
pelei aus verlorener Heimat; ohne Wege, mit lauter Wegen, ohne Ziele, mit lauter Zie-
len. Montage vermag jetzt viel, leicht beieinander wohnten früher nur die Gedanken,
jetzt auch die Sachen, wenigstens im Überschwemmungsgebiet, im phantastischen Ur-
wald der Leere.“

Wir mußten dieses lange Zitat anführen, weil die surrealistische Montage in Blochs historischer Einschätzung des Expressionismus eine sehr wichtige, ja entscheidende Rolle spielt. An einer früheren Stelle seines Buches unterscheidet auch er, wie alle Verteidiger des Expressionismus, zwischen dessen oberflächlichen und echten Vertretern. Und die Tendenzen des echten Expressionismus leben nach Bloch weiter. Er sagt:

„Aber auch heute noch ist kein großes Talent ohne *expressionistische Herkunft*, mindestens ohne deren höchstgesprenkelte, höchstgewittrige Nachwirkung. Den letzten ‚Expressionismus‘ stellten die sogenannten Surrealisten; eine kleine Gruppe nur, aber wieder ist Avantgarde bei ihnen und: Surrealismus ist erst recht — Montage . . . sie ist die Beschreibung des Durcheinanders der Erlebnismöglichkeit mit eingestürzten Sphären und Zäsuren.“ (Von mir hervorgehoben. G. L.)

Hier sieht der Leser sehr deutlich, was der Verteidiger des Expressionismus Bloch als die Linie der Literaturentwicklung unserer Zeit ansieht, wie bewußt er alle bedeutenden Realisten der Periode aus der Literatur geradezu ausschließt.

Thomas Mann verzeihe mir, daß ich ihn in diesem Zusammenhang als Gegenbeispiel heranziehe. Man stelle sich Tonio Kröger oder Christian Buddenbrook oder die Hauptgestalten des „Zauberberg“ vor. Man stelle sich weiter vor, sie wären, wie Bloch fordert, rein aus ihrem Bewußtsein und nicht mit einer von ihnen unabhängigen Wirklichkeit kontrastiert gestaltet. Es ist klar, daß sie in ihrem Bewußtsein, so wie es unmittelbar ist, so wie der Prozeß ihrer Assoziationen sich vollzieht, in einer Weise vor uns stehen würden, die an „Zerrissenheit der Oberfläche“ derjenigen von Joyce nichts nachgeben würde; man würde in ihr ebensoviele „Hohlräume“ finden wie bei Joyce. Man sage nicht, daß diese Werke *vor* jener Krise entstanden sind — die objektive Krise etwa in Christian Buddenbrook führt zu einer tieferen Zerrissenheit der Seele als bei den Helden von Joyce. Und der „Zauberberg“ ist mit dem Expressionismus gleichzeitig. Wenn also Thomas Mann bei den unmittelbar genommenen fotografierten und dann zusammenmontierten Gedanken- und Erlebnisfetzen dieser Menschen stehengeblieben wäre, so hätte er leicht ein ebenso „künstlerisch fortschrittliches“ Gemälde geschaffen wie es der von Bloch bewunderte Joyce tut.

Warum bleibt Thomas Mann bei so modernen Themen künstlerisch doch „altmodisch“, „herkömmlich“, gibt sich nicht „avantgardistisch“? Eben weil er ein *wirklicher Realist* ist, was in diesem Fall zuallererst so viel bedeutet, daß er — als gestaltender Künstler — genau weiß, *wer* Christian Buddenbrook, *wer* Tonio Kröger, *wer* Hans Castorp, Settembrini oder Naphta ist. Er

braucht es nicht im Sinne einer abstrakt-wissenschaftlichen sozialen Analyse zu wissen: hier mag er sich irren, so wie vor ihm auch Balzac, Dickens oder L. Tolstoi geirrt haben — er weiß es aber im Sinne des schaffenden Realisten; er weiß, wie Denken und Empfinden aus dem gesellschaftlichen Sein herauswachsen, wie Erlebnisse und Empfindungen Teile eines Gesamtkomplexes der Wirklichkeit sind. Dabei zeigt er als Realist, *wohin* dieser Teil im Gesamtkomplex des Lebens gehört, *woher* er aus dem gesellschaftlichen Leben kommt, *wohin* er geht, usw.

Wenn also Thomas Mann etwa Tonio Kröger nicht nur als einen „verirrten Bürger“ bezeichnet, sondern gestaltend zeigt, wie und warum er ein „verirrter Bürger“ ist, trotz seines unmittelbaren Gegensatzes zum Bürgertum, trotz seiner Heimatlosigkeit im bürgerlichen Leben, trotz seiner Ausgeschlossenheit aus dem Leben der Bürger, ja *gerade darum* — so hat er sich nicht nur gestalterisch, sondern auch im Verständnis für die Entwicklung der Gesellschaft turmhoch über jene „Ultradikalen“ erhoben, die sich einbilden, daß ihre antibürgerlichen Stimmungen, ihre — oft bloß ästhetische — Ablehnung des kleinbürgerlichen Muffs, ihre Verachtung der Plüschmöbel oder der Pseudorenaissance in der Architektur sie bereits — objektiv — zu unversöhnlichen Feinden der bürgerlichen Gesellschaft gemacht habe.

4

Die einander rasch ablösenden modernen literarischen Richtungen der imperialistischen Periode vom Naturalismus bis zum Surrealismus gleichen einander darin, daß sie die Wirklichkeit *so* nehmen, wie sie dem Schriftsteller und seinen Gestalten *unmittelbar* erscheint. Diese unmittelbare Erscheinungsform wechselt im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung. Und zwar sowohl objektiv wie subjektiv, je nachdem wie die von uns bereits geschilderten objektiven Erscheinungsformen der kapitalistischen Wirklichkeit wechseln und je nachdem, wie Klassenumschichtung und Klassenkampf verschiedene Widerspiegelungsformen dieser Oberfläche hervorbringen. Dieser Wechsel bedingt vor allem das rasche Sich-Ablösen und das erbitterte Sich-Bekämpfen der verschiedenen Richtungen.

Aber sie bleiben alle, gedanklich wie gefühlsmäßig, bei dieser ihrer *Unmittelbarkeit* stehen, graben nicht nach dem Wesen, das heißt nach dem wirklichen Zusammenhang ihrer Erlebnisse mit dem wirklichen Leben der Gesellschaft, nach den verborgeneren Ursachen, die diese Erlebnisse objektiv hervorbringen, nach jenen *Vermittlungen*, die diese Erlebnisse mit der objektiven Wirklichkeit der Gesellschaft verbinden. Sie schaffen im Gegenteil — mehr oder weniger bewußt — gerade aus dieser Unmittelbarkeit heraus spontan ihren künstlerischen Stil.

Der Gegensatz aller modernen Richtungen zu den in dieser Zeit sehr spärlich vorhandenen Traditionen der alten Literatur und Literaturtheorie kulminiert zugleich in einem leidenschaftlichen Protest gegen die Anmaßung einer Kritik, die ihnen angeblich verbietet, so zu schreiben, „wie ihnen der

Schnabel gewachsen ist“. Die Vertreter dieser verschiedenen Richtungen übersehen dabei, daß die wirkliche Freiheit, die Freiheit von den reaktionären Vorurteilen der imperialistischen Periode (und zwar nicht nur auf künstlerischem Gebiet) auf dem Boden der Spontaneität, des Befangenbleibens in der Unmittelbarkeit, unmöglich erreicht werden kann. Denn die spontane Entwicklung des imperialistischen Kapitalismus produziert und reproduziert ununterbrochen gerade diese reaktionären Vorurteile auf einer sich stets erhöhenden Stufenleiter (gar nicht zu sprechen davon, daß die imperialistische Bourgeoisie diesen Reproduktionsprozeß bewußt fördert). Und es gehört eine harte Arbeit, ein Verlassen und Überwinden der Unmittelbarkeit, ein Wägen und Messen aller subjektiven Erlebnisse an der gesellschaftlichen Wirklichkeit — sowohl des Inhalts wie der Form dieser Erlebnisse — ein tieferes Erforschen der Wirklichkeit dazu, um die reaktionären Beeinflussungen der imperialistischen Umwelt in den eigenen Erlebnissen zu entdecken und kritisch über sie hinauszugehen.

Diese harte Arbeit haben die bedeutenden Realisten unserer Zeit künstlerisch, weltanschaulich und politisch ununterbrochen getan und tun sie heute noch. Man vergegenwärtige sich nur die Entwicklung Romain Rollands, Thomas und Heinrich Manns. So verschieden diese Entwicklungen in jeder Hinsicht voneinander sind — dieser Zug ist ihnen allen gemeinsam.

Wenn wir das Stehenbleiben auf dem Niveau der Unmittelbarkeit bei den verschiedenen modernen Richtungen feststellen, so wollen wir damit die künstlerische Arbeit, die die ernstesten Schriftsteller vom Naturalismus bis zum Surrealismus geleistet haben, nicht leugnen. Sie haben ja aus ihren Erlebnissen einen Stil, eine konsequent durchgeführte, oft artistisch reizvolle und interessante Ausdrucksweise geschaffen. Aber diese ganze Arbeit erhebt sich, wenn man ihre Beziehung zur gesellschaftlichen Wirklichkeit ins Auge faßt, weder weltanschaulich noch künstlerisch über das Niveau der Unmittelbarkeit.

Und darum ist der künstlerische Ausdruck, der hier entsteht, abstrakt. *eingleisig*. (Es ist dabei vollständig gleichgültig, ob eine die betreffende Richtung begleitende ästhetische Theorie für oder gegen die „Abstraktion“ in der Kunst ist. Seit dem Expressionismus wird übrigens die Abstraktion immer stärker auch theoretisch betont.) Es gibt vielleicht Leser, die jetzt meinen, daß in unseren Darlegungen ein Widerspruch vorliege: es scheint, als ob Unmittelbarkeit und Abstraktion einander vollständig *ausschließen*. Es ist aber eine der größten gedanklichen Errungenschaften der dialektischen Methode — schon bei Hegel — daß sie die innere Zusammengehörigkeit von Unmittelbarkeit und Abstraktion aufgedeckt und nachgewiesen hat, daß *auf dem Boden der Unmittelbarkeit nur ein abstraktes Denken zustande kommen kann*.

Marx hat auch hier die Hegelsche Philosophie auf die Füße gestellt und in der Analyse der ökonomischen Zusammenhänge wiederholt konkret nachgewiesen, *wie* diese Zusammengehörigkeit von Unmittelbarkeit und Abstraktion in der Widerspiegelung ökonomischer Tatsachen zum Ausdruck kommt. Wir müssen uns hier auf die ganz kurze, hinweisartige Beleuchtung eines sol-

chen Beispiels beschränken. Marx zeigt, daß die Zusammenhänge der Geldzirkulation und ihres Agenten, des Geldhandelskapitals, die äußerste Abstraktion des kapitalistischen Gesamtprozesses, das Auslöschen aller Vermittlungen darstellen. Nimmt man sie so wie sie erscheinen, in scheinbarer Unabhängigkeit vom Gesamtprozeß, so erhalten sie die Gestalt einer rein gedankenlosen, vollständig fetischisierten Abstraktion: „Geld heckendes Geld“. Aber gerade darum fühlen sich die Vulgär-Ökonomen, die an der Unmittelbarkeit der Erscheinungsoberfläche des Kapitalismus stehenbleiben, gerade in der Welt dieser fetischisierten Abstraktion in ihrer Unmittelbarkeit bestätigt, sie fühlen sich hier so wohl wie der Fisch im Wasser und protestieren leidenschaftlich gegen die „Anmaßung“ der marxistischen Kritik, die von den Ökonomen eine Berücksichtigung des gesellschaftlichen Gesamtprozesses der Reproduktion fordert. Ihr

„Tiefsinn besteht hier wie immer nur darin, die Staubwolken der Oberfläche zu sehn, und dies Staubige anmaßlich als etwas Geheimnisvolles und Bedeutendes auszusprechen“,

wie Marx über Adam Müller sagt. Aus solchen Erwägungen heraus habe ich in meinem alten Aufsatz den Expressionismus als ein „Wegabstrahieren von der Wirklichkeit“ charakterisiert.

Selbstverständlich: ohne Abstraktion keine Kunst — wie könnte sonst das Typische entstehen? Aber das Abstrahieren hat — wie jede Bewegung — eine *Richtung*, und auf *diese* kommt es hier an. Jeder bedeutende Realist bearbeitet — auch mit den Mitteln der Abstraktion — seinen Erlebnisstoff, um zu den Gesetzmäßigkeiten der objektiven Wirklichkeit, um zu den tiefer liegenden, verborgenen, vermittelten, unmittelbar nicht wahrnehmbaren Zusammenhängen der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu gelangen. Da diese Zusammenhänge nicht unmittelbar an der Oberfläche liegen, da diese Gesetzmäßigkeiten sich sehr verschlungen, sehr ungleichmäßig; bloß tendenzartig durchsetzen, entsteht für den bedeutenden Realisten eine ungeheure, eine doppelte künstlerische wie weltanschauliche Arbeit: nämlich erstens das gedankliche Aufdecken und künstlerisch-gestalterische Zeigen dieser Zusammenhänge; zweitens aber, und unzertrennbar davon, das künstlerische Zudecken der abstrahiert erarbeiteten Zusammenhänge — das Aufheben des Abstrahierens. Es entsteht durch diese *doppelte* Arbeit eine neue, gestaltet vermittelte Unmittelbarkeit, eine gestaltete Oberfläche des Lebens, die, obwohl sie in jedem Moment das Wesen klar *durchscheinen* läßt (was in der Unmittelbarkeit des Lebens selbst nicht der Fall ist) doch als Unmittelbarkeit, als Oberfläche des Lebens erscheint. Und zwar als die ganze Oberfläche des Lebens in allen ihren wesentlichen Bestimmungen — nicht nur ein subjektiv wahrgenommenes und abstrahierend übersteigertes und isoliertes Moment aus dem Komplex dieses Gesamtzusammenhangs.

Das ist die *künstlerische Dialektik von Wesen und Erscheinung*. Je vielfältiger, reicher, verschlungener, „schlauer“ (Lenin) sie ist, je stärker sie den lebendigen Widerspruch des Lebens, die lebendige Einheit des Widerspruchs von Reichtum und Einheit der gesellschaftlichen Bestimmungen faßt, desto größer und tiefer wird der Realismus.

Was bedeutet im Gegensatz dazu das „Wegabstrahieren von der Wirklichkeit“? Die undurchsichtige, zerrissen widergespiegelte, chaotisch erscheinende, unverständene, nur unmittelbar erlebte Oberfläche wird bei mehr oder weniger bewußter Ausschaltung und Ignorierung der objektiven Vermittlungen ohne gedankliche Erhebung über dieses Niveau *als solche fixiert*.

In der Wirklichkeit gibt es nirgends einen Stillstand. Die gedankliche und künstlerische Arbeit muß sich entweder zu der Wirklichkeit *hin* oder von ihr *weg* bewegen. Diese letzte Bewegung entstand bereits — scheinbar paradoxerweise — im Naturalismus. Milieutheorie, zur Mythologie fetischisierte Vererbung, eine Ausdrucksform, die die Äußerlichkeiten des unmittelbaren Lebens abstrakt fixierte, und anderes verhinderten bereits hier einen künstlerischen Durchbruch zur lebendigen Dialektik von Erscheinung und Wesen; oder genauer ausgedrückt: das Fehlen eines solchen Durchbruchs bei den naturalistischen Schriftstellern hat diese Ausdrucksweise hervorgebracht. Beides steht in lebendiger Wechselwirkung.

Darum mußten die fotografisch und phonographisch so treu abgebildeten Lebensoberflächen des Naturalismus doch tot bleiben, ohne innere Bewegung — zustandhaft. Darum glichen die äußerlich so verschiedenen naturalistischen Dramen und Romane einander bis zur Verwechselbarkeit. (In diesem Zusammenhang müßte man eine der größten Kunsttragödien unserer Zeit behandeln: die Gründe, warum Gerhart Hauptmann nach seinen blendenden Anfängen doch kein großer Realist wurde. Dazu ist hier kein Raum. Wir beschränken uns auf den Hinweis, daß für den Dichter der „Weber“ und des „Biberpelz“ der Naturalismus eine Hemmung und keine Förderung war; daß die Überwindung des Naturalismus sich bei ihm ohne Hinausgehen über seine weltanschaulichen Grundlagen vollzog).

Die künstlerischen Schranken der naturalistischen Ausdrucksweise wurden rasch erkannt. Aber sie wurden nie von Grund aus kritisiert. Der einen abstrakten Unmittelbarkeit wurde immer wieder eine andersgeartete, scheinbar entgegengesetzte, aber ebenso abstrakte Unmittelbarkeit gegenübergestellt. Es ist für die Kunsttheorie und Kunstpraxis dieser ganzen Entwicklungslinie charakteristisch, daß die Vergangenheit sich dem Wesen nach stets auf die unmittelbar vorangegangene Richtung *beschränkt*: für den Impressionismus auf den Naturalismus usf. Damit bleiben Theorie wie Praxis in diesem ganz äußerlichen, ganz abstrakten Gegensatz *befangen*. Diese Betrachtungsweise reicht noch in unsere Debatte hinein. Rudolf Leonhard leitet die historische Notwendigkeit des Expressionismus ebenfalls auf diese Weise ab:

„Denn dieser Gegensatz zum unerträglich, unmöglich gewordenen Impressionismus ist der eine Grund des Expressionismus“,

sagt er und führt diese Anschauung klar durch, ohne aber auf die anderen Gründe näher einzugehen. *Scheinbar* steht der Expressionismus in einem ganz schroffen, ganz ausschließenden Gegensatz zu den früher aufgetretenen literarischen Richtungen. Er betont ja als Zentralpunkt seiner Gestaltungs-

weise gerade das Herausheben des Wesens; das nennt Leonhard den „un-nihilistischen“ Zug im Expressionismus.

Aber dieses Wesen ist nicht das objektive Wesen der Wirklichkeit, des Gesamtprozesses. Dieses Wesen ist gerade das rein Subjektive. Ich will mich hier nicht auf die verpönten alten Theoretiker des Expressionismus berufen. Wenn Ernst Bloch den eigentlichen und uneigentlichen Expressionismus voneinander unterscheidet, betont er gerade das subjektive Moment:

„der Expressionismus im *Original* war vielmehr Bildsprengung, war aufgerissene Oberfläche auch vom *Original* her, nämlich vom Subjekt, das gewalttätig aufriß und verschränkte.“

Gerade diese Bestimmung des Wesens macht es notwendig, daß es bewußt, stilisierend, abstrahierend vom Zusammenhang, von den Vermittlungen abgetrennt, isoliert für sich genommen wurde. Der konsequente Expressionismus leugnet jede Beziehung zur Wirklichkeit, sagt allen Inhalten der Wirklichkeit einen subjektivistischen Krieg an. Ich will mich hier in die Diskussion, ob und wie weit Gottfried Benn als typischer Expressionist aufgefaßt werden darf, nicht einmischen; ich finde aber, daß jenes Lebensgefühl, das Bloch in seinen Darlegungen über Expressionismus und Surrealismus so pittoresk und faszinierend beschreibt, in Benns Buch „Kunst und Macht“ am schroffsten, am aufrichtigsten und plastischsten zum Ausdruck gekommen ist:

„... es gab in Europa zwischen 1910 und 1925 überhaupt kaum einen anderen als den antinaturalistischen Stil. Es gab ja auch keine Wirklichkeit, höchstens noch ihre Fratzen. Wirklichkeit, das war ein kapitalistischer-Begriff... Der Geist hatte keine Wirklichkeit.“

Auch Wangenheim in seiner reichlich eklektischen Verteidigung des Expressionismus kommt — freilich nur deskriptiv und nicht zu Ende gedacht — zu ähnlichen Feststellungen:

„Nicht allzuviel konnte glücken, weil keine Wirklichkeit ihm (dem Expressionismus G. L.) entsprach... Den Boden einer neuen Welt wollte manch ein Expressionist erreichen, indem er, jeden Boden unter den Füßen verlierend, in die Luft sprang und sich an Wolken hängte.“

Klar und entschieden finden wir dagegen Tatbestand und Konsequenzen bei Heinrich Vogeler formuliert. Aus der richtigen Erkenntnis der expressionistischen Abstraktion kommt er zu der richtigen Folgerung:

„Er (nämlich der Expressionismus G. L.) war der Totentanz der bürgerlichen Kunst... Das ‚Wesen der Dinge‘ glaubte der Expressionismus zu geben, doch er gab die Verwesung.“

Als notwendige Folge einer wirklichkeitsfremden oder gar feindlichen Einstellung entsteht in steigendem Maße in der „avantgardistischen“ Kunst eine immer größere Inhaltsarmut, die sich im Laufe der Entwicklung zu einer prinzipiellen Inhaltslosigkeit, zu einer prinzipiellen Inhaltsfeindlichkeit steigert. Wieder hat Gottfried Benn diesen Zusammenhang am klarsten ausgesprochen:

„... auch der Begriff des Inhalts selbst ist fragwürdig geworden. Inhalte — was soll das noch, das ist ja alles ausgelaugt, ausgelaufen, Staffage — Bequemlichkeiten des Her-

zens, Versteifungen des Gefühls, kleine Herde lügenverfallener Substanzen —, Lebenslügen, Gestaltloses ...“

Diese Beschreibung kommt — wie der Leser selbst beurteilen kann — der Blochschen Beschreibung der Welt des Expressionismus und des Surrealismus außerordentlich nahe. Freilich ziehen Benn und Bloch aus diesen Feststellungen ganz entgegengesetzte Konsequenzen. Bloch sieht an einzelnen Stellen seines Buches ziemlich klar die Problematik der heutigen Kunst, die sich aus der von ihm beschriebenen Einstellung zur Welt ergibt:

„So kommen wichtige Dichter in den Stoffen nicht mehr unmittelbar unter, sondern sie zerbrechen. Die herrschende Welt verbreitet ihnen keinen darstellbaren Schein mehr, der auszufabeln wäre, sondern nur Leere, mischbaren Bruch, darin.“

Bloch untersucht darauf den Weg in der revolutionären Periode der Bourgeoisie bis zu Goethe und fährt nun folgendermaßen fort:

„auf Goethe aber folgte, statt des weiteren Erziehungsromans, der französische der Desillusion; und heute gar in der *perfekten Nicht-Welt*, (Von mir hervorhoben. G. L.) Gegen-Welt oder auch Trümmer-Welt des großbürgerlichen Hohlraums ist ‚Versöhnung‘ konkreten Dichtern weder eine Gefahr noch möglich. Kein anderes Verhalten hier als ein dialektisches (! G.L.): entweder als Material für dialektische Montage oder als ihr Experiment. Selbst die Welt des Odysseus wurde beim musischen Joyce zur Wandelgalerie des alles zersprengenden, allzersprungenen Heute im kleinsten Kreis- und Querlauf. Ein Querlauf, weil den Menschen etwas fehlt, nämlich die Hauptsache ...“

Wir wollen hier mit Bloch nicht um Kleinigkeiten streiten. Also weder um den rein individuellen Gebrauch des Wortes Dialektik, noch um die falsche Konstruktion, die den Desillusionsroman unmittelbar an Goethe anschließen läßt. (Meine frühere „Theorie des Romans“ ist an diesem historischen Irrtum Blochs mitschuldig.) Es kommt hier auf Wichtigeres an. Nämlich darauf, daß Bloch — freilich mit verkehrten Vorzeichen der Bewertung — den Gedanken ausspricht, daß Fabel und Komposition der Literaturwerke von der Beziehung des Menschen zur objektiven Wirklichkeit abhängig ist. So weit ist alles richtig. Indem aber Bloch das historische Recht des Expressionismus und Surrealismus nachweisen will, untersucht er nicht mehr die objektiven Beziehungen zwischen Gesellschaft und handelnden Menschen unserer Zeit, die, wie der „Jean Christophe“ zeigt, sogar einen Erziehungsroman zulassen, sondern er konstruiert sich aus dem isoliert genommenen Bewußtseinszustand einer bestimmten Intellektuellenschicht den objektiven Zustand der heutigen Welt zurecht, die ihm dann ganz konsequent — und leider der Bennschen Konzeption sehr verwandt — als „Nicht-Welt“ erscheint. Für Dichter, die so zur Wirklichkeit stehen, ist selbstverständlich keine Handlung, kein Aufbau, kein Inhalt, keine Komposition im „herkömmlichen Sinne“ möglich. Für Menschen, die die Welt so erleben, sind tatsächlich Expressionismus und Surrealismus die einzig möglichen Ausdrucksweisen ihres Weltgefühls. Diese philosophische Rechtfertigung des Expressionismus und des Surrealismus krankt „nur“ daran, daß Bloch, statt an die Wirklichkeit zu appellieren, einfach und unkritisch die expressionistische und surrealistische Attitüde zur Wirklichkeit in eine farbenreiche Begriffssprache umsetzt.

Trotz dieses scharfen Gegensatzes in allen Bewertungen halte ich die Feststellung bestimmter Tatsachen bei Bloch für *richtig und wertvoll*. Er ist nämlich im Aufzeigen der notwendigen Entwicklungslinie, die über den Expressionismus zum Surrealismus führt, der konsequenteste von allen „Avantgardisten“. Er hat auch in dieser Hinsicht das Verdienst, die *Montage* als notwendige künstlerische Ausdrucksform dieser Entwicklungsetappe erkannt zu haben. (Sein Verdienst wird noch dadurch gesteigert, daß er die Montage nicht nur in der gegenwärtigen Kunst des „Avantgardismus“, sondern auch in der bürgerlichen Philosophie unserer Zeit mit großem Scharfsinn nachweist.)

Aber gerade dadurch tritt die *antirealistische Eingleisigkeit dieser ganzen Entwicklung* bei ihm klarer hervor als bei anderen Theoretikern dieser Richtung. Diese Eingleisigkeit ist — und darüber spricht Bloch nicht — bereits im Naturalismus vorhanden. Die künstlerische „Verfeinerung“, die der Impressionismus gegenüber dem Naturalismus bringt, „reinigt“ die Kunst noch mehr von den komplizierten Vermittlungen, von den verschlungenen Wegen der objektiven Wirklichkeit, der objektiven Dialektik von Sein und Bewußtsein in den gestalteten Menschen und Fabeln. Der Symbolismus ist bereits klar und bewußt eingleisig. Denn die Heterogenität zwischen der sinnlichen Hülle des Symbols und dem Symbolgehalt geht bereits auf dem schmalen, einspurigen Weg der subjektiven Assoziation ihrer symbolhaften Verbindung.

Die Montage bedeutet den Gipfelpunkt dieser Entwicklung, und darum begrüßen wir die Entschiedenheit, mit welcher Bloch sie künstlerisch und philosophisch in den Mittelpunkt des „avantgardistischen“ Dichtens und Denkens stellt. Wo die Montage in ihrer Originalform, als Fotomontage, frappant und mitunter agitatorisch stark wirken kann, stammt ihre Wirkung *gerade daher*, daß sie ganz heterogene, sachlich miteinander nichts zu tun habende, isolierte und herausgerissene Stücke der Wirklichkeit überraschend zusammenstellt. Die gute Fotomontage hat die Wirkung eines guten Witzes. In dem Moment aber, wo diese — beim einzelnen Witz berechnete und wirksame — eingleisige Verbindung mit der Prätension der Gestaltung der Wirklichkeit (auch wenn diese als das Unwirkliche gefaßt wird) des Zusammenhangs (auch wenn er als Zusammenhanglosigkeit formuliert wird) der Totalität (auch wenn sie als Chaos erlebt wurde) auftritt, *muß* der Enderfolg eine tiefe Monotonie sein. Die Einzelheiten mögen in den buntesten Farben erglänzen, das Ganze ergibt ein trostloses Grau in Grau, so wie die Pfütze schmutziges Wasser bleibt, auch wenn ihre Bestandteile die verschiedenartigsten Farben aufweisen.

Diese Monotonie ist die notwendige Folge des Aufgebens der objektiven Wirklichkeitswiderspiegelung, des künstlerischen Ringens um die Gestaltung der reich verschlungenen Vielheit und Einheit der Vermittlungen und ihrer Aufhebung in den Gestalten. Denn dieses Weltgefühl läßt keine Komposition, kein Crescendo und Decrescendo, keinen Aufbau von innen, aus der wirklichen Natur des gestalteten Lebensstoffes zu.

Wenn nun diese künstlerischen Tendenzen dekadente genannt werden, so entsteht sehr oft ein Schrei der Entrüstung über die „schulmeisterliche Anmaßung von eklektischen Akademikern“. Es sei mir deshalb gestattet, mich auf einen Fachmann in Angelegenheiten der Dekadenz zu berufen, den meine Opponenten auch in anderen Fragen als hohe Autorität schätzen, auf Friedrich Nietzsche. „Womit kennzeichnet sich jede *literarische decadence*?“ fragt er. Und antwortet:

„Damit, daß das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverain und springt aus dem Satz hinaus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen — das Ganze ist kein Ganzes mehr. Aber das ist das Gleichnis für jeden Stil der *decadence*: jedesmal Anarchie der Atome, Disgregation des Willens... Das Leben, die *gleiche* Lebendigkeit, die Vibration und Exuberanz des Lebens in die kleinsten Gebilde zurückgedrängt, der Rest *arm* an Leben. Überall Lähmung, Mühsal, Erstarrung *oder* Feindschaft und Chaos: beides immer mehr in die Augen springend, in je höheren Formen der Organisation man aufsteigt. Das Ganze lebt überhaupt nicht mehr; es ist zusammengesetzt, berechnet, künstlich, ein Artefact.“

Diese Charakteristik Nietzsches ist eine ebenso gute Beschreibung der künstlerischen Tendenzen dieser Richtungen wie die von Bloch oder Benn. Und Herwarth Walden, der jede kritische Auslegung des Expressionismus als Vulgarisation ablehnt, der in jedem angeführten Beispiel aus Theorie und Praxis des Expressionismus einen nichts beweisenden „Vulgärexpressionismus“ sieht, müssen wir höflich bitten, zu folgender Anwendung dieser Nietzscheschen Theorie der Dekadenz als Theorie der allgemein gemachten sprachlichen Formgebung Stellung zu nehmen:

„Warum soll nur der Satz zu begreifen sein und nicht auch das Wort? ... Und weil die Dichter gerne herrschen wollen, machen sie gleich einen Satz über das Wort hinweg. Aber das Wort herrscht. Das Wort zerreißt den Satz, und die Dichtung ist Stückwerk. Nur Wörter binden. Sätze sind stets aufgelesen.“

Diese „vulgärexpressionistische“ Sprachtheorie stammt nämlich von Herwarth Walden.

Natürlich sind diese Prinzipien niemals, selbst bei Joyce nicht, hundertprozentig konsequent durchgeführt. Denn ein hundertprozentiges Chaos existiert nur im Kopfe der Irren, ebenso wie schon Schopenhauer richtig gesagt hat, daß man einen hundertprozentigen Solipsismus nur im Irrenhaus finden kann. Da aber das Chaos die weltanschauliche Grundlage der avantgardistischen Kunst bildet, müssen alle zusammenhaltenden Prinzipien aus einem stofffremden Material stammen. Daher die montierten Kommentare, daher der Simultanismus etc. Alles dies kann nur Surrogat sein, alles dies bedeutet nur die Steigerung der Eingleisigkeit dieser Kunst.

5

Daß alle diese Richtungen entstanden sind, ist aus der Ökonomie, aus der gesellschaftlichen Struktur, aus den Klassenkämpfen der imperialistischen Periode verständlich. Darum hat Rudolf Leonhard vollständig recht, wenn er im Expressionismus ein *notwendiges historisches Phänomen* erblickt. Er

hat aber nur zur Hälfte recht, wenn er in Anwendung des berühmten Hegelschen Satzes so fortfährt:

„Der Expressionismus war; also war er einmal, war er damals vernünftig.“

So einfach ist die „Vernunft der Geschichte“ selbst bei Hegel nicht, obwohl dessen Idealismus in den Vernunftbegriff zuweilen eine Apologie des Seienden hineinträgt; und so einfach ist die „Vernünftigkeit“ (die historische Notwendigkeit) für den Marxismus erst recht nicht. Die Anerkennung der historischen Notwendigkeit im Marxismus ist *weder* eine Rechtfertigung des Bestehenden (auch nicht zur Zeit seines Bestehens) *noch* der Ausdruck einer fatalistischen Notwendigkeit in der Geschichte. Wir können dies am besten wieder an einem ökonomischen Beispiel veranschaulichen. Ohne Frage war die ursprüngliche Akkumulation, die Trennung der kleinen Produzenten von ihren Produktionsmitteln, die Schaffung des Proletariats etc. mit allen unmenschlichen Greueln eine historische Notwendigkeit. Trotzdem wird es keinem Marxisten einfallen, die englische Bourgeoisie dieser Zeit als — Hegelsche Trägerin der Vernunft zu verherrlichen. Und noch weniger wird es einem Marxisten einfallen, hierin die fatalistische Notwendigkeit einer Entwicklung über den Kapitalismus zum Sozialismus zu erblicken; Marx hat wiederholt dagegen protestiert, daß man sogar für das Rußland seiner Zeit den Weg über die ursprüngliche Akkumulation zum Kapitalismus *fatalistisch* als den einzig möglichen betrachtet; und heute, unter den Bedingungen des verwirklichten Sozialismus in der Sowjetunion, ist die Vorstellung, daß die primitiven Länder über ursprüngliche Akkumulation zum Kapitalismus und erst über diesen zum Sozialismus kommen können, geradezu ein Programm der Konterrevolution. Wenn wir also mit Leonhard die historische Notwendigkeit der Entstehung des Expressionismus bejahen, so beinhaltet dies keineswegs die Anerkennung seiner künstlerischen Richtigkeit, die Anerkennung, daß er ein *notwendiger Baustein* für die Kunst der Zukunft sei.

Darum können wir uns nicht mit Leonhard einverstanden erklären, wenn er im Expressionismus „die Festsetzung des Menschen und die Härtung der Dinge zur *Ermöglichung des neuen Realismus*“ erblickt. Hier hat Bloch gegenüber Leonhard vollständig recht, wenn er im Surrealismus, in der Herrschaft der Montage die notwendige und konsequente Fortsetzung des Expressionismus sieht. Und unser lieber Wangenheim, der in der Expressionismusdebatte eine Möglichkeit sucht, die formalistischen Tendenzen seiner früheren Produktion, die seinen urwüchsigen Realismus so oft gehemmt, ja unterdrückt haben, sub titulo einer breiten und undogmatischen Auffassung des Realismus zu retten und aufzubewahren, muß notwendigerweise zu ganz eklektischen Konsequenzen gelangen. Er will im Expressionismus ein unverlierbares wertvolles Erbe für den sozialistischen Realismus retten. Zu begründen versucht er diese Rettung aber folgendermaßen:

„Grundsätzlich: das Theater des Expressionismus, auch wenn es stark wirkte, reflektierte die Welt in Splintern. Das Theater des sozialistischen Realismus, in aller Vielfalt seiner Formen, spiegelt Einheitlichkeit.“

Und *darum* soll der Expressionismus ein wesentlicher Baustein des sozialistischen Realismus sein? Dafür gibt es auch bei Wangenheim kein einziges ästhetisches oder logisches Argument, nur ein biographisches: den Versuch, mit seiner früheren formalistischen Manier nicht radikal zu brechen.

Aus der historischen Bewertung des Expressionismus, die in meinem alten Aufsatz bereits klar ausgesprochen wurde, formuliert nun Bloch folgende Anklage gegen mich:

„Avantgarde innerhalb der spätkapitalistischen Gesellschaft gibt es dann nicht, antizipierende Bewegungen im Überbau sollten nicht wahr sein.“

Diese Anschuldigung stammt daher, daß Bloch den Weg der heutigen Kunst *ausschließlich* in jenem sieht, der zum Surrealismus und zur Montage führt. Wird die Avantgarderolle dieser Richtungen bestritten, so wird nach Bloch die Möglichkeit einer *jeden* ideologischen Vorwegnahme der gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen zwangsläufig in Frage gestellt.

Das stimmt aber nicht. Der Marxismus hat stets diese vorwegnehmende Funktion der Ideologie anerkannt. Wenn wir auf dem Gebiet der Literatur bleiben wollen, so sei daran erinnert, was Paul Lafargue über die Bewertung Balzacs durch Marx sagt:

„Balzac war nicht nur der Historiker der Gesellschaft seiner Zeit, sondern auch der Schöpfer *prophetischer Gestalten*, die unter Louis Philippe sich noch im embryonalen Zustande befanden und erst nach seinem Tode, unter Napoleon III., sich vollständig entwickelten“ (Hervorhebung vor mir. G. L.)

Gilt aber diese Marxsche Auffassung auch für unsere Gegenwart? Selbstverständlich gilt sie. Nur finden wir solche „prophetischen Gestalten“ *ausschließlich* bei den bedeutenden *Realisten*. In den Romanen, Novellen und Dramen Maxim Gorkis gibt es solche Gestalten in Fülle. Wer die letzten Ereignisse in der Sowjetunion aufmerksam und mit ungetrübtem Blick verfolgte, wird sehen, daß Gorki in seinem Karamora, seinem Klim Samgin, Dostigajew etc. eine Reihe von Typen, die uns ihr wirkliches Wesen *erst jetzt* vollständig enthüllt haben, „prophetisch“ im Sinne von Marx vorweggenommen hat. Wir können ähnliche Beispiele auch in der deutschen Literatur finden. Man denke an die früheren Romane Heinrich Manns, etwa an den „Untertan“, an den „Professor Unrat“ und an noch andere mehr — wer wollte leugnen, daß hier eine Reihe von widerwärtigen und kleinlich-bestialischen Zügen der deutschen Bourgeoisie und des demagogisch irregeführten Kleinbürgertums, die sich erst unter dem Faschismus vollständig *entfaltet* haben, „prophetisch“ vorwegnehmend gestaltet wurden? Und man sehe sich von diesem Standpunkt die Gestalt seines Henri IV. an. Sie ist eine wirklich lebenswahre, historisch echte Figur; gleichzeitig ist sie aber eine Vorwegnahme jener humanistischen Züge, die bei den Kämpfern der antifaschistischen Front erst im Laufe der Entwicklung, erst im Prozeß der Besiegung des Faschismus *entfaltet* hervortreten werden.

Nehmen wir ein Gegenbeispiel, ebenfalls aus unserer Zeit. Der ideologische Kampf gegen den Krieg war ein Hauptthema der besten Expressionisten. Was ist aber aus dieser Dichtung als Vorwegnahme des um uns wütenden,

die ganze gesittete Welt, bedrohenden neuen imperialistischen Kriegen vorhanden? Ich glaube niemand wird bestreiten, daß diese Dichtungen heute vollständig veraltet und auf die Gegenwart absolut unanwendbar sind. (Dagegen hat der Realist Arnold Zweig in seinem „Sergeant Grischa“, in seiner „Erziehung vor Verdun“ den Zusammenhang von Krieg und Hinterland, die soziale und individuelle Fortsetzung und Steigerung der „normalen“ kapitalistischen Bestialität im Kriege so gestaltet, daß er dadurch eine ganze Reihe der *wesentlichen* Momente des neuen Krieges vorwegnahm.)

In alledem liegt nichts Geheimnisvolles oder Paradoxes — es ist gerade das Wesen jedes echten und bedeutenden Realismus. Da ein solcher Realismus von Don Quijote über den Oblomow bis zu den Realisten unserer Tage auf das Schaffen von Typen ausgeht, muß er in den Menschen, in den Beziehungen der Menschen zueinander, in den Situationen, in denen die Menschen handeln, solche *dauernden* Züge suchen, die als *objektive Entwicklungstendenzen* der Gesellschaft, ja der ganzen Menschheitsentwicklung, durch lange Perioden hindurch wirksam sind.

Solche Schriftsteller bilden eine wirkliche ideologische Avantgarde, denn sie gestalten die lebendigen, aber unmittelbar noch verborgenen Tendenzen der objektiven Wirklichkeit so tief und so wahr, daß ihre Gestaltung von der späteren Wirklichkeitsentwicklung bestätigt wird. Und zwar nicht bloß im Sinne der simplen Übereinstimmung einer gelungenen Fotografie mit dem Original, sondern gerade als Ausdruck einer vielfältigen und reichen Erfassung der Wirklichkeit, als Widerspiegelung ihrer unter der Oberfläche verborgenen Tendenzen, die erst in einer späteren Entwicklungsstufe voll entfaltet und für alle wahrnehmbar in Erscheinung treten. Im großen Realismus wird also eine nicht unmittelbar evidente, aber objektiv desto wichtigere dauerhafte Tendenz der Wirklichkeit gestaltet. Nämlich der Mensch in seinen sehr vielfältigen Beziehungen zur Wirklichkeit, und zwar gerade das *Dauernde* in dieser reichen Vielfältigkeit. Und es wird darüber hinaus eine solche Tendenz der Entwicklung erkannt und gestaltet, die zur Zeit ihrer Gestaltung erst im Keim existierte und noch nicht alle ihre objektiven und subjektiven Bestimmungen gesellschaftlich und menschlich entfalten konnte. *Solche Tendenzen zu erfassen und zu gestalten ist die große historische Sendung der wirklichen Avantgarde in der Literatur.* Ob ein Schriftsteller wirklich zur Avantgarde gehört, das kann nur die Entwicklung selbst bezeugen, indem sie erweist, daß er *wichtige* Eigenschaften, Entwicklungsrichtungen, soziale Funktionen von Menschentypen *richtig* erkannt und dauernd wirksam gestaltet hat. Es bedarf nach den bisherigen Ausführungen hoffentlich keiner erneuten Argumentation, daß eine solche wirkliche Avantgarde der Literatur *nur die bedeutenden Realisten* bilden können.

Es kommt also nicht auf das noch so aufrichtige subjektive Erlebnis an, sich als Avantgardist zu fühlen und bestrebt zu sein, an der Spitze der Kunstentwicklung zu marschieren, auch nicht auf die erstmalige Erfindung noch so blendender technischer Neuerungen — sondern es kommt auf den

sozialen und menschlichen Inhalt des Avantgardismus an, auf die Breite, Tiefe und Wahrheit dessen, was „prophetisch“ vorweggenommen wird.

Kurz: nicht das Leugnen der Möglichkeit einer antizipierenden Bewegung im Überbau ist hier der Streitpunkt, sondern der: *wer* hat die Entwicklung antizipiert? *Worin* hat er sie antizipiert? *Was* hat er antizipiert?

Wir haben oben an einigen Beispielen, die leicht vermehrt werden könnten, gezeigt, was die bedeutenden Realisten unserer Zeit künstlerisch, Typen schaffend, antizipiert haben. Wenn wir nun die Gegenfrage stellen: *was* hat der Expressionismus antizipiert? so können wir — auch von Bloch — nur die Antwort erhalten: den Surrealismus — also eine andere *literarische* Richtung, deren *prinzipielle* Unfähigkeit, gesellschaftliche Entwicklungen in der Menschengestaltung zu antizipieren, aus der Charakteristik, die ihre größten Verehrer gegeben haben, klar hervorgegangen ist. Mit dem Schaffen „prophetischer Gestalten“, mit einer wirklichen Vorwegnahme späterer Entwicklungen hat der „Avantgardismus“ nichts zu tun, hat er nie etwas zu tun gehabt.

Wenn also auf diese Weise das *Kriterium* des Avantgardismus in der Literatur geklärt ist, so sind auch die konkreten Fragen unschwer zu beantworten. Wer ist nun Avantgardist in unserer Literatur? „Prophetische“ Gestalter vom Typus Gorkis oder der verstorbene Hermann Bahr, der vom Naturalismus bis zum Surrealismus vor jeder neuen Mode als Tambourmajor einherstolztierte, um jede Richtung, ein Jahr bevor sie aus der Mode kam, zu „überwinden“? Herr Bahr ist selbstverständlich eine Karikatur, und es liegt mir ganz fern, die überzeugten Verteidiger des Expressionismus mit ihm gleichzustellen. Er ist aber die Karikatur von etwas Wirklichem: nämlich vom formalistischen, inhaltslosen, vom großen Strom der gesellschaftlichen Gesamtentwicklung abgerissenen Avantgardismus.

Es ist eine alte Wahrheit des Marxismus, daß man jede menschliche Tätigkeit danach zu beurteilen hat, was sie *objektiv* im Gesamtzusammenhang repräsentiert, und *nicht* danach, was das handelnde *Subjekt* selbst über seine eigene Tätigkeit *meint*. Es ist also einerseits nicht notwendig, in jeder Hinsicht bewußt „Avantgardist“ sein zu wollen (man denke nur an den Royalisten Balzac), andererseits kann selbst der glühendste Wille, die glühendste Überzeugung, die Kunst zu revolutionieren, etwas „radikal Neues“ geschaffen zu haben, wenn es beim bloßen Willen, bei der bloßen Überzeugung bleibt, keinen Schriftsteller zum Antizipator zukünftiger Entwicklungstendenzen machen.

6

Man kann diese alte Wahrheit auch sehr populär ausdrücken: der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Jeder von uns kommt zuweilen, wenn er seine eigene Entwicklung ernst nimmt und sie deshalb rücksichtslos und objektiv kritisiert, zur Erkenntnis dieser alten Wahrheit. Ich will in ihrer Anwendung bei mir selbst anfangen. Winter 1914-15: subjektiv ein leiden-

schaftlicher Protest gegen den Krieg, gegen seine Sinnlosigkeit und Unmenschlichkeit, gegen seine Vernichtung von Kultur und Gesittung. Eine verzweifelt pessimistische Gesamtstimmung. Beurteilung der kapitalistischen Gegenwart, als Fichtes „Epoche der vollendeten Sündhaftigkeit“. Das subjektive Wollen ist also ein vorwärtsstrebender Protest. Das objektive Produkt: „Die Theorie des Romans“ — ein in jeder Hinsicht reaktionäres Werk voll von idealistischer Mystik, falsch in allen seinen Einschätzungen der historischen Entwicklung. 1922: aufgeregte, von Revolutionsungeduld erfüllte Stimmung. Noch höre ich die Kugeln des roten Krieges gegen die Imperialisten um mich pfeifen, noch zittert die Erregung der Illegalität in Ungarn in mir; mit keiner Faser meines Wesens will ich zugeben, daß die erste große revolutionäre Welle vorüber ist, daß der entschlossene revolutionäre Wille der kommunistischen Avantgarde nicht imstande ist, den Kapitalismus zu stürzen. Also subjektive Grundlage: revolutionäre Ungeduld. Objektives Produkt: „Geschichte und Klassenbewußtsein“ — reaktionär wegen seines Idealismus, wegen seiner mangelhaften Auffassung der Widerspiegelungstheorie, wegen seines Leugnens der Dialektik in der Natur usw. Selbstverständlich bin ich nicht der einzige in dieser Periode, dem dies passiert ist. Es ist im Gegenteil ein sehr massenhaftes Geschehen. Und jene Auffassung in meinem alten Expressionismusaufsatz, der so viele Diskussionsteilnehmer in Opposition gebracht hat, nämlich die enge Verknüpfung des Expressionismus mit der USP-Ideologie, beruht in ihrem Wesen gerade auf der obengenannten alten Wahrheit.

In unserer Debatte über Expressionismus werden Revolution (Expressionismus) und Noske einander — gut expressionistisch — gegenübergestellt. Hätte aber in der Wirklichkeit Noske ohne die USP, ohne ihre schwankende, zaudernde, die Machtergreifung der Räte verhindernde, die Organisation und Bewaffnung der Reaktion und anderes dulgende Tätigkeit siegen können? Die USP war eben der parteimäßige, organisierte *Ausdruck* dafür, daß selbst die gefühlsmäßig radikalen Massen der deutschen Arbeiter ideologisch noch nicht für die Revolution gerüstet waren. Die langsame Loslösung des Spartakusbundes von der USP, seine ungenügende prinzipielle Kritik an ihr, drücken eine wichtige Seite jener Schwäche und Zurückgebliebenheit des subjektiven Faktors der deutschen Revolution aus, die Lenin von Anfang an am Spartakusbund so scharf kritisiert hat.

Natürlich ist diese ganze Lage nicht einfach; auch in meinem alten Aufsatz habe ich sehr scharf zwischen Führern und Massen in der USP *unterschieden*. Die Massen waren instinktiv revolutionär. Sie waren auch objektiv revolutionär, indem sie in den Kriegsbetrieben streikten, indem sie die Front zersetzten, indem ihr revolutionärer Enthusiasmus zum Januarstreik führte: aber bei alledem waren sie unklar und schwankend, sie ließen sich von der Demagogie ihrer Führer fangen. Die Führer waren zum Teil (Kautsky, Bernstein, Hilferding etc.) bewußt gegenrevolutionär, wirkten objektiv, in Arbeitsteilung mit der alten SPD-Führung, zur (von ihr selbst zugegebenen) Rettung der bourgeoisen Herrschaft. Die subjektiv ehrlich revolutionär gesinnten Führer aber waren in der Krisenzeit unfähig, dieser Sabotage der Re-

volution einen wirksamen Widerstand entgegenzustellen; sie gerieten trotz ihrer subjektiven Ehrlichkeit, trotz ihres Widerstrebens ins Schlepptau der rechten Führer, bis endlich ihr Widerstand zu einem Bruch, zur Zerreißung der USP und damit zu ihrem Untergang heranreifte. Wirklich revolutionär sind in der USP jene Tendenzen gewesen, die nach Halle zur Auflösung der USP, zur Aufhebung der USP-Ideologie gedrängt haben.

Und die Expressionisten? Sie sind Ideologen. Sie stehen *zwischen* Führern und Massen. Subjektiv zumeist mit ehrlichen, wenn auch zumeist sehr unreifen, sehr unklaren und verworrenen Überzeugungen. Zugleich aber tief erfüllt nicht nur von jenen Schwankungen, denen auch die unreifen revolutionären Massen unterworfen waren, sondern auch von allen möglichen reaktionären Vorurteilen der Epoche, die sie für die verschiedenartigsten antirevolutionären Parolen (abstrakter Pazifismus, Ideologie der Gewaltlosigkeit, abstrakte Kritik des Bürgertums, anarchistische Schrullen etc.) mehr als zugänglich gemacht haben. Und als Ideologen *fixieren* sie nun diesen bestimmten ideologischen Übergangszustand gedanklich wie künstlerisch. Und zwar vom revolutionären Standpunkt gesehen einen in mancher Hinsicht viel rückständigeren ideologischen Übergangszustand als es jener war, in dem sich die schwankenden USP-Massen befanden. Aber die revolutionäre Bedeutung eines solchen ideologischen Übergangszustandes besteht gerade darin, daß er sich im *Fließen* befindet, daß er vorwärtsdrängt, daß er sich *nicht* fixiert. Die expressionistische gedankliche wie künstlerische Fixierung dieser Übergangsideologie verhinderte für die Expressionisten selbst und für jene, die unter ihrem ideologischen Einfluß standen, das Weiterschreiten in revolutionärer Richtung. Diese schädliche Wirkung, die jede Systematisierung von schwankenden Übergangsideologien hat, erhält eine besonders reaktionäre Note im Expressionismus. Erstens durch die hochtrabende Prätension des Führertums, des Verkündens in der Form von ewigen Wahrheiten, was ein Wesenszeichen des Expressionismus in den Revolutionsjahren gewesen ist. Zweitens infolge der spezifisch antirealistischen Tendenz im Expressionismus, wodurch eine Kontrolle und Überwindung der falschen Tendenzen durch eine künstlerisch tief erfaßte Wirklichkeit verhindert wurde. Indem der Expressionismus, wie wir gesehen haben, am Standpunkt der Unmittelbarkeit festhält, diesem künstlerisch und weltanschaulich eine Scheintiefe, eine Scheinvollendung verleihen will, steigert er alle Gefahren, die mit der Fixierung einer solchen Übergangsideologie notwendig zusammenhängen.

Soweit also der Expressionismus wirklich einen ideologischen Einfluß gehabt hat, hat er den revolutionären Klärungsprozeß der von ihm Beeinflussten mehr gehindert als gefördert. Auch diese seine Wirkung läuft in gleicher Linie mit der USP-Ideologie: nicht zufällig zerbrechen beide an derselben Wirklichkeit. Es ist eine expressionistische *Vereinfachung* der Wirklichkeitszusammenhänge, wenn gesagt wird, daß Noskes Sieg den Expressionismus zerschlug. Der Expressionismus ging einerseits zugrunde mit dem Ende der ersten Welle der Revolution, an deren Ergebnislosigkeit die USP-Ideologie sehr stark mitschuldig ist; andererseits geht er an der *Klärung des revolutionären*

nären Bewußtseins der Massen zugrunde, die über die revolutionären Phrasen der unreifen Anfangszeit immer energischer hinauszugehen beginnen. Man vergesse nicht, daß nicht nur die Niederlage der ersten revolutionären Welle in Deutschland den Expressionismus entthront hat, sondern auch die wirkliche Konsolidierung des Sieges der proletarischen Revolution in der Sowjetunion. Je fester die Herrschaft des Proletariats wurde, je umfassender und tiefer der Sozialismus die Ökonomie der Sowjetunion durchdrang, je breiter und tiefer die Massen der Werktätigen von der Kulturrevolution erfaßt wurden, desto stärker und hoffnungsloser wurde die „avantgardistische“ Kunst in der Sowjetunion vom immer bewußter werdenden Realismus zurückgedrängt.* Die Niederlage des Expressionismus ist also letzten Endes das Produkt der Reife der revolutionären Massen. Gerade der Entwicklungsweg solcher Dichter wie Majakowski, oder bei uns Becher, zeigt, daß hier der wahre Grund zum Sterben für den Expressionismus zu suchen und zu finden ist.

7

Ist unsere Diskussion eine rein *literarische*? Ich glaube, nein. Ich glaube, der Kampf zwischen literarischen Richtungen und ihrer theoretischen Begründung würde nicht so breite Wellen schlagen, kein so großes Interesse hervorrufen, wenn die letzten Folgen dieser Diskussion nicht für eine politische Frage, die uns alle angeht, die uns alle in gleichem Maß bewegt, als wichtig empfunden würde: für die Volksfront.

Bernhard Ziegler warf in einer *sehr* zugespitzten Form die Frage der *Volkstümlichkeit* in die Diskussion. Man spürt überall die Erregung, die diese Fragestellung verursacht, und dieses starke Interesse ist unbedingt etwas Positives. Bloch will nun am Expressionismus auch die Volkstümlichkeit retten. Er sagt:

„Der Expressionismus hatte auch gar keinen volksfremden Hochmut, wieder im Gegenteil: der ‚Blaue Reiter‘ bildete murnauer Glasbilder ab, er öffnete zuerst den Blick auf diese rührende und unheimliche Bauernkunst, auf Kinder- und Gefangenenzeichnungen, auf die erschütternden Dokumente der Geisteskranken, auf die Kunst der Primitive.“

Durch eine solche Auffassung von Volkstümlichkeit wird aber alles verwirrt. Volkstümlichkeit ist keine ideologisch wahllose, artistische, feinschmeckerische Rezeption von „primitiven“ Erzeugnissen. Wirkliche Volkstümlichkeit hat mit alledem nichts zu tun. Sonst wäre ja jeder Protz, der Glasmalerei oder Negerplastik sammelt, jeder Snob, der im Wahnsinn eine Befreiung des Menschen von den Fesseln des mechanischen Verstandes feiert, auch ein Vorkämpfer der Volkstümlichkeit.

Es ist freilich heute nicht leicht, zu einer richtigen Vorstellung vom Volkstümlichen zu gelangen. Denn die an und für sich ökonomisch progressive

* Wir verweisen als Beispiel für diesen Vorgang auf den Aufsatz „Meyerhold und Stanislawski“ von Béla Balázs in unserem vorigen Heft, Die Redaktion

Zersetzung der alten Lebensformen des Volkslebens durch den Kapitalismus schafft im Volke selbst eine Unsicherheit der Weltanschauung, der Kulturbestrebungen, des Geschmacks, des moralischen Urteils — schafft Möglichkeiten der demagogischen Vergiftung. Und ein einfaches und wahlloses Heranziehen alter Erzeugnisse der Volksproduktion ist *keineswegs*, unter allen Umständen, in allen Zusammenhängen fortschrittlich und ein Appell an die lebendigen, trotz aller Hemmungen vorwärtstreibenden Instinkte des Volkes. Aus denselben Gründen bedeutet auch die weite Verbreitung eines Literaturerzeugnisses oder einer literarischen Richtung an und für sich noch *kein* Kriterium für Volkstümlichkeit. Sowohl rückständig Traditionelles (wie etwa die „Heimatkunst“) wie schlecht Modernes (Kriminalroman usw.) haben eine Massenverbreitung erlangt, *ohne* in irgendeiner Hinsicht wirklich volkstümlich zu sein.

Bei allen diesen Vorbehalten ist es aber doch nicht ganz unwesentlich, *was* aus der *wirklichen Literatur* unserer Zeit, und *wie weit* es in die Massen gedungen ist. Welcher Schriftsteller aus der ganzen „Avantgarde“ der letzten Jahrzehnte kann aber in dieser Hinsicht mit Gorki, mit Anatole France, Romain Rolland oder Thomas Mann verglichen werden? Die Millionenaufgaben eines künstlerisch so hochstehenden und kompromißlosen Buches wie die „Buddenbrooks“ muß uns allen zu denken geben. Das Aufrollen des ganzen Problemkomplexes der Volkstümlichkeit ist hier ein „zu weites Feld“ wie der alte Briest bei Fontane zu sagen pflegt. Wir werden uns auf zwei Momente beschränken, ohne die Prätension zu erheben, auch diese irgendwie erschöpfend zu behandeln.

Also erstens die Beziehung zum Erbe. In jeder lebendigen Beziehung zum Volksleben bedeutet das Erbe den bewegten Prozeß des Fortschritts, ein wirkliches Mitnehmen, Aufheben, Aufbewahren, Höherentwickeln der lebendigen, schöpferischen Kräfte in den Traditionen des Volkslebens, den Traditionen der Leiden und Freuden des Volkes, den Traditionen der Revolutionen. Eine lebendige Beziehung zum Erbe zu besitzen, bedeutet, ein *Sohn seines Volkes* sein, getragen sein vom Strom der Entwicklung seines Volkes. So ist Maxim Gorki ein Sohn des russischen, Romain Rolland des französischen, Thomas Mann des deutschen Volkes. Inhalt und Ton ihrer Schriften — bei aller individuellen Originalität, bei allem Abstand von einem künstlichen, artistischen, sammlerischen, geschmäcklerischen Primitivismus — stammen aus dem Leben, aus der Geschichte ihres Volkes, sind ein organisches Produkt der Entwicklung ihres Volkes. Darum ist bei aller künstlerischen Höhe in ihren Schriften ein Ton angeschlagen, der in den breitesten Massen des Volkes nachklingen kann und auch nachklingt.

In schroffem Gegensatz dazu steht der „Avantgardismus“ zum Erbe; er steht zur Geschichte seines Volkes wie zu einem großen Ramschverkauf. Blättert man in den Schriften von Bloch, so wird von Erbe und Erben nur in solchen Ausdrücken gesprochen: „Brauchbare Erbstücke“, „plündern“ usw. Bloch ist ein viel zu bewußter Denker und Stilist, als daß diese Worte zufällige Entgleisungen seiner Feder sein könnten; sie drücken vielmehr ein all-

gemeines Verhalten zum Erbe aus. Das Erbe ist für ihn eine tote Masse, in welcher man beliebig herumwühlen, aus welcher man beliebige, momentan brauchbare Stücke herausreißen, und welche man nach momentanem Bedürfnis beliebig zusammenmontieren kann.

Diese Gesinnung hat Hanns Eisler in einem mit Bloch zusammen geschriebenen Artikel sehr prägnant ausgedrückt. Er war — mit Recht — begeistert über die „Don Carlos“-Demonstration in Berlin. Statt aber darüber nachzudenken, was Schiller wirklich war, was seine wirkliche Größe, wo seine Schranken gewesen sind, was er für das deutsche Volk bedeutet hat und heute noch bedeutet, welchen Schutt der reaktionären Vorurteile, zusammengetragen durch die Ideologen der Reaktion, man wegschaffen muß, um die volkstümlich-fortschrittliche Wirkung Schillers zu einer Waffe der Volksfront, der Befreiung des deutschen Volkes zu machen — statt dessen stellt er in bezug auf das Erbe für die Schriftsteller der Emigration folgendes Aktionsprogramm auf:

„Worin besteht aber unsere Aufgabe außerhalb Deutschlands? Es ist klar, daß wir *einzig* helfen müssen, klassisches *Material*, das für solchen Kampf geeignet ist, *auszusondern* und zu *präparieren*.“ (Hervorhebungen von mir. G. L.)

Eisler schlägt also vor, die Klassiker zu einem antifaschistischen „Büchermann“ zu zerpflücken und dann die „geeigneten Stücke“ zusammenzumontieren. Fremder, hochmütiger, ablehnender kann man sich zu der glorreichen literarischen Vergangenheit des deutschen Volkes nicht verhalten.

Das Leben des Volkes ist aber objektiv etwas Kontinuierliches. Eine Lehre wie die der „Avantgardisten“, die in den Revolutionen nur Risse, nur Katastrophen sieht, die alles Vergangene vernichten, jede Kontinuität mit der großen und glorreichen Vergangenheit zerreißen will, ist die Lehre Cuviers und *nicht* die von Marx und Lenin. Sie ist ein anarchistisches Pendant zur Evolutionslehre des Reformismus. Dieser sieht *nur* eine Kontinuität, jene sehen *nur* Risse, Abgründe und Katastrophen. Die Geschichte ist aber die *lebendige dialektische Einheit von Kontinuität und Diskontinuität, von Evolution und Revolution*.

Es kommt also hier, wie überall, auf den *richtig erkannten Inhalt* an. Lenin sagt über die marxistische Auffassung des Erbes:

„Der Marxismus erlangte seine weltgeschichtliche Bedeutung als Ideologie des revolutionären Proletariats dadurch, daß er die wertvollsten Errungenschaften des bürgerlichen Zeitalters durchaus nicht ablehnte, sondern, im Gegenteil, sich alles Wertvolle der mehr als zweitausendjährigen Entwicklung des menschlichen Denkens und der menschlichen Kultur aneignete und verarbeitete.“

Es kommt also alles darauf an, klar zu erkennen, *wo* dieses wirklich Wertvolle zu suchen ist.

ist die Frage des Erbes richtig, das heißt in engem Zusammenhang mit dem Volksleben und seinen fortschrittlichen Tendenzen gestellt, so leitet sie organisch zu unserm zweiten Problemkomplex hinüber, zur Frage des Realismus. Die modernen Auffassungen der Volkskunst haben, stark beeinflusst von den „avantgardistischen“ Kunsttheorien den urwüchsigen Realismus in

der künstlerischen Betätigung des Volkes sehr in den Hintergrund des Interesses gedrängt. Auch in dieser Frage ist es uns hier nicht möglich, das Problem in seiner ganzen Breite aufzurollen; wir müssen uns darauf beschränken, auf einen wichtigen Punkt hinzuweisen.

Wir sprechen hier über Literatur zu Schriftstellern. Und wir müssen daran erinnern, daß infolge des tragischen Ablaufs der deutschen Geschichte die volkstümlich-realistische Richtung in *unserer* Literatur lange nicht so mächtig gewesen ist wie in England, Frankreich oder Rußland. Gerade das muß uns aber anspornen, unsere intensivste Aufmerksamkeit auf die vorhandene volkstümlich-realistische Literatur der deutschen Vergangenheit zu richten, ihre lebensfördernden produktiven Traditionen aufrechtzuerhalten. Und wenn wir uns in diese Richtung orientieren, so sehen wir, daß *trotz* aller „deutschen Misere“ diese volkstümlich-realistische Literatur so gewaltige Meisterwerke hervorgebracht hat, wie etwa den „Simplizissimus“ von Grimmelshausen. Es mag den Eiserler überlassen werden, den Montagewert der zerschlagenen Stücke dieses Meisterwerkes abzuschätzen — für das lebendige deutsche Schrifttum wird es als ein lebendiges und aktuelles Ganzes in seiner Größe (und mit seinen Grenzen) weiterleben.

Denn nur dann, wenn man die Meisterwerke des Realismus aus der Vergangenheit und Gegenwart als *Ganze* betrachtet, aus ihnen lernt, für ihre Verbreitung sorgt, ihr richtiges Verständnis fördert, kommt der aktuelle, kulturelle und politische Wert der großen realistischen Gestaltung zum Ausdruck: seine unerschöpfliche *Vielseitigkeit* im Gegensatz zur — im besten Falle witzigen — *Eingleisigkeit* des „Avantgardismus“. Zu Cervantes und Shakespeare, zu Balzac und Tolstoi, zu Grimmelshausen und Gottfried Keller, zu Gorki, zu Thomas und Heinrich Mann hat der Leser aus den breiten Massen des Volkes von den verschiedensten Seiten seiner eigenen Lebenserfahrung her Zugang. Die breite und dauernde Wirkung des großen Realismus beruht ja gerade darauf, daß die Möglichkeit dieses Zugangs — man könnte sagen — durch unendlich viele Türen gegeben ist. Der Reichtum der Gestaltung, die tiefe und richtige Auffassung dauernder, typischer Erscheinungsweisen des menschlichen Lebens bringt die große progressive Wirkung dieser Meisterwerke hervor: ihre Leser klären im Prozeß des Aneignens ihre eigenen Erlebnisse und Lebenserfahrungen, erweitern ihren menschlichen und sozialen Horizont und werden durch einen lebendigen Humanismus dazu vorbereitet, die politischen Losungen der Volksfront in sich aufzunehmen und deren politischen Humanismus zu begreifen; durch das vom realistischen Kunstwerk vermittelte Verständnis der großen progressiven und demokratischen Entwicklungsepochen der Menschheit wird für die revolutionäre Demokratie neuer Typs, den die Volksfront vertritt, in der Seele der breiten Massen ein fruchtbarer Boden bereitet. Je tiefer die antifaschistische Kampfliteratur in diesem Boden verwurzelt ist, desto tieferbegründete Typen der Vorbildlichkeit und des Hassenswerten wird sie schaffen — *desto stärker wird ihre Resonanz im Volke sein.*

Zu Joyce oder zu anderen Vertretern der „avantgardistischen“ Literatur

führt nur eine ganz enge Pforte: man muß einen bestimmten „Kniff heraushaben“, um überhaupt zu verstehen, was dort gespielt wird. Und während bei dem großen Realismus der leichtere Zugang auch eine reiche menschliche Ausbeute ergibt, können die breiten Massen des Volkes aus der „avantgardistischen“ Literatur nichts lernen. Gerade weil in dieser Literatur die Wirklichkeit, das Leben fehlt, zwingt sie (politisch gesprochen: sektierisch) ihren Lesern eine enge und subjektivistische Auffassung vom Leben auf, während der Realismus durch seine gestaltete Fülle Antwort auf die vom Leser selbst gestellten Fragen gibt — Antworten des Lebens auf Fragen, die das Leben selbst gestellt hat! Das schwer erkämpfbare Verständnis für die Kunst der „Avantgarde“ gibt dagegen so subjektivistische, verzerrte und entstellte Stimmungsnachklänge der Wirklichkeit, die der Mann aus dem Volke unmöglich in die Sprache seiner eigenen Lebenserfahrungen rückübersetzen kann.

Die lebendige Beziehung zum Volksleben, die fortschrittliche Weiterentwicklung der eigenen Lebenserfahrungen der Massen — das ist ja gerade die große soziale Sendung der Literatur. Es ist kein Zufall, daß der junge Thomas Mann, als er die Problematik und Lebensabgerissenheit der westeuropäischen Literatur in seinen Werken herb kritisierte und durch eine tiefe gestalterische Kritik auf die richtige Stelle im Literaturzusammenhang gestellt hat, die russische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts eine „heilige“ nannte. Gemeint war hier gerade diese lebenerweckende, volkstümliche Fortschrittlichkeit.

Volksfront bedeutet: Kampf um wirkliche Volkstümlichkeit, vielseitige Verbundenheit mit dem ganzen, historisch gewordenen, historisch *eigenartig* gewordenen Leben des eigenen Volkes, bedeutet Richtlinien und Losungen zu finden, die aus *diesem* Volksleben die fortschrittlichen Tendenzen zu neuem, politisch wirksamem Leben erwecken. Dieses lebendige Verständnis für die historische Eigenart des Volkslebens schließt natürlich eine *Kritik* an der eigenen Geschichte nicht aus — im Gegenteil: eine solche Kritik ist die *notwendige Folge* einer wirklichen Kenntnis der eigenen Geschichte, eines wirklichen Verständnisses des eigenen Volkslebens! Denn die fortschrittlich demokratischen Tendenzen konnten sich bei keinem Volk vollendet und reibungslos durchsetzen, insbesondere nicht in der Geschichte des deutschen Volkes. Die Kritik muß aber von dem richtigen und tiefen Verständnis der wirklichen Geschichte ausgehen. Und da die stärksten Hemmungen des Fortschritts und der Demokratie (sowohl auf politischem, wie auf kulturellem Gebiet) gerade die *imperialistische Periode* mit sich brachte, ist eine scharfe Kritik der politischen, kulturellen und künstlerischen *Verfallserscheinungen dieser Periode* ein notwendiger Bestandteil des Durchbruchs zur wirklichen Volkstümlichkeit. Zu den wesentlichen Verfallserscheinungen auf dem Gebiet der Kunst gehört der — bewußte oder unbewußte — *Kampf gegen den Realismus* und die dadurch entstandene *Verarmung und Isolierung von Literatur und Kunst*.

Wir haben in unseren Betrachtungen gesehen, daß dieser Verfallsprozeß keineswegs ein fatalistisch hinzunehmender ist, daß sich überall lebendige

Kräfte geregt haben und auch heute regen, Kräfte, die diesen Verfall nicht nur politisch und theoretisch, sondern auch mit dem Mittel der *künstlerischen Gestaltung* bekämpfen. Unsere Aufgabe ist es, uns auf diese positiven Kräfte des wirklichen, tiefen und bedeutenden *Realismus* zu orientieren.

Die Emigration, die Kämpfe der Volksfront in Deutschland und in anderen Ländern haben diese fruchtbaren Tendenzen notwendig *verstärkt*. Es könnte genügen, wenn wir uns hier auf Heinrich und Thomas Mann berufen, die, von verschiedenen Ausgangspunkten kommend, weltanschaulich und literarisch gerade in diesen Jahren noch höher gewachsen sind als früher. Es handelt sich aber hier um eine *breite Entwicklungstendenz* in der antifaschistischen Literatur. Man braucht nur die „Söhne“ Feuchtwangers mit seinem „Jüdischen Krieg“ zu vergleichen, um zu sehen, wie energisch er bemüht ist, bestimmte Tendenzen eines vom Volk abgeschlossenen historischen Subjektivismus zu überwinden und sich die Probleme des wirklichen Volkslebens anzueignen und zu gestalten. Vor nicht allzulanger Zeit hielt Alfred Doebelin im pariser SDS einen Vortrag, dessen Bekenntnis zur politisch-historischen Aktualität der Literatur und zur Vorbildlichkeit des Realismus Gorkischen Typs von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Entwicklung unserer Literatur ist. Und Brecht hat in der dritten Nummer des „Wort“ einen kleinen Einakter („Der Spitzel“) veröffentlicht, in welchem er den Kampf gegen die Unmenschlichkeit des Faschismus bereits in einer bei ihm neuen, vieltönigen und abgestuften realistischen Weise führt; er gibt dort ein lebendiges, durch *Menschenschicksale* vermitteltes Bild vom Schrecken des faschistischen Terrors in Deutschland, zeigt, wie dieser alle menschlichen Grundlagen des Zusammenlebens, das Vertrauen zwischen Mann, Frau und Kind auflöst, wie die faschistische Unmenschlichkeit auch das, was sie zu schützen vorgibt, die Familie, in ihren elementaren Grundlagen zersetzt und zerstört. Und neben den eben Genannten ist es noch eine ganze Anzahl — gerade der bedeutendsten und talentiertesten — Schriftsteller, die diesen Weg beschritten haben oder zu beschreiten beginnen.

Doch soll mit dieser Feststellung nicht behauptet werden, daß der Kampf gegen die antirealistischen Traditionen der imperialistischen Periode bereits *abgeschlossen* ist. *Unsere Diskussion beweist im Gegenteil*, daß diese Traditionen noch sehr starke Wurzeln bei wichtigen, politisch fortschrittlich gesinnten, treuen Anhängern der Volksfront haben. Eben deshalb war eine solche kameradschaftlich-rücksichtslose Diskussion von *großer Bedeutung*. Denn nicht nur die Massen, sondern auch die Ideologen (die Schriftsteller und Kritiker) lernen durch eigene Erfahrungen im Klassenkampf. Es wäre ein großer Fehler, jene lebendige und wachsende Tendenz zum Realismus nicht zu sehen, die, gerade infolge der Erfahrungen des Kampfes in der Volksfront, auch jene Schriftsteller ergreift, die *vor* der Emigration zu diesen Fragen noch ganz anders standen.

Den innigen, vielseitigen, vielseitig vermittelten *Zusammenhang zwischen Volksfront, Volkstümlichkeit der Literatur und wirklichem Realismus* nachzuweisen, war die Aufgabe dieser Betrachtungen.

„DIE GEWEHRE DER FRAU CARRAR“

Ein deutscher Emigrantendichter über den spanischen Volkskampf

Bertolt Brecht:

„Die Gewehre der Frau Carrar“
Malik-Verlag, London.

Es ist eine Lieblingssünde der Demokratie gewesen, daß sie in mißverstandennem Humanismus zu weit ging und überall etwas Gutes sehen wollte, selbst bei den ärgsten Feinden der Entwicklung und des Fortschritts. „Alles verstehen, heißt alles verzeihen“ ist ein gefährliches Wort; man war bestrebt, die Reaktion zu „verstehen“, mehr heinahe, als man versuchte, sich selbst zu verstehen — mehr jedenfalls, als gut war. Daher die schicksalsschwangere Vorstellung, daß auch die Reaktion etwas mit Gesinnung zu tun habe. Man hat gelegentlich — beinahe gerührt — über die Ideologie des deutschen und italienischen Faschismus gesprochen, über die hochgesinnten Führer, die es so gut meinten — auch wenn sie vor allem mal Frauen und Kinder massakrierten. Diese Nachsicht von Seiten des Fortschritts, diese Großzügigkeit, die nichts anderes als Unsicherheit ist, hat der Reaktion die Arbeit leicht gemacht. Eine ganz leichte und oberflächliche Drapierung mit fortschrittlichen Phrasen genügte; der Wolf brauchte die Pfoten nur ein bißchen in Mehl zu tauchen und die Stimme zu verstellen, gleich war er die gute alte Ziegengroßmama persönlich ... Es ist an der Zeit, sich klarzumachen, daß die Reaktion nichts mit Gesinnung zu tun hat, selbst wenn sie noch so edeltönende Programme aufstellt, sondern daß sie Egoismus in seiner rein animalischen Gestalt ist, unangefochten von allen Rücksichten auf Begriffe wie Entwicklung, Freiheit, Menschlichkeit. Und es schadet nichts, wenn wir gleichzeitig den Begriff Heroismus korrigieren. Es spricht gegen jedes menschliche Anstandsgefühl, in jemandem einen Helden zu sehen, der auf Francos Seite kämpft, also kämpft, um ein Volk zu unterdrücken. Je „tapferer“ er ist, je mehr er mordet, als desto tierischer muß er allen rechtlich Denkenden gelten. Der Iltis mordet auch, wenn man ihn in den Hühnerhof läßt — und weit über das hinaus, was er nötig hat; wir nennen das nicht Tapferkeit, sondern Blutdurst. Landsknecht kann man werden, indem man das Leben billig ansetzt — und das der andern noch geringer achtet als das eigene! Zum Heldenmut gehört, das Leben hoch über alles andere zu setzen, das Leben anderer so hoch, daß man sein eigenes dafür opfert. Heroismus ist unzertrennlich von Aufopferung, unzertrennlich vom Glauben an das Recht der guten, friedlichen Kräfte in der Welt. Daran sollte man bei uns denken, wenn unsere Freiwilligen aus Spanien zurückkommen, anstatt sie polizeilich zu verfolgen. Richtiger wäre es, wenn ihr demo-

kratisches Vaterland sie feierte und ihnen eine Ehrengabe reichete. Sie haben uns alle rehabilitiert, der lauen Demokratie die Ehre gerettet.

Haltung braucht die Menschlichkeit heute, nicht Oxfordsche schlappe Händedrucke nach rechts und links. Steht denn nicht seit altersher geschrieben: Du sollst dich nicht mit dem Vieh mischen! Wir müssen uns dazu bekennen und müssen — stolz — die Konsequenzen daraus ziehen, daß wir für den Fortschritt der Menschheit gekämpft haben. Es hat weder mit Selbstzufriedenheit noch Selbstüberschätzung zu tun, Haltung zu zeigen!

Sollte jemand im Zweifel darüber sein, wo die geistigen Qualitäten zu finden sind, braucht er nur einen Blick auf die deutsche Emigrantenliteratur zu werfen und sie mit der Literatur zu vergleichen, die hübsch zu Hause geblieben ist und dem Faschismus dient. Oder einen Blick auf die Wissenschaft! Es genügt dem deutschen Geistesleben zur Ehre, daß es sich heute außerhalb der deutschen Grenzen befindet.

Vor kurzem arrangierte die freiheitliche „Borups Hochschule“ in Kopenhagen, die so manchen Abend der geistige Brennpunkt von Dänemarks Hauptstadt gewesen ist, für ihre deutschstudierenden Schüler eine Aufführung von *Bertolt Brechts* neuem Drama „Die Gewehre der Frau Carrar“, mit der hervorragenden Schauspielerin *Helene Weigel* in der Hauptrolle. Alle übrigen Rollen waren mit Amateuren, hiesigen deutschen Emigranten, besetzt. Der Abend wurde ein großes Erlebnis. Die deutschen Emigranten sind Menschen, die vieles mitgemacht haben; und bereits vom russischen Theater und Film her wissen wir, daß Menschen, die selber in der großen Auseinandersetzung gestanden haben, auf einer Bühne, die diese Auseinandersetzung widerspiegelt, ihren Mann stellen werden. Diese Tatsache sagt uns das eine oder andere über die Beziehung der Kunst zum wirklichen Leben.

Helene Weigel machte den Abend zu einem großen Erlebnis, nicht, indem sie „Star-Komödie“ spielte; ihre Fähigkeit, sich ins Ganze einzufügen, ist schlechterdings hervorragend. Aber sie war das Stück selber, nicht nur seine Hauptfigur, sondern auch seine Idee. Denn sie war die Mutter. Und das Stück handelt von der Mutter, der Lebensspenderin, von ihrem verzweiferten Kampf gegen die Kräfte, die das Leben, das sie spendete, vernichten wollen, von ihrem Sichklammern an ihre Brut — bis sie versteht, daß die einzige Aussicht, friedliches Leben zu verteidigen, ist, es an die Front zu werfen und selbst das Gewehr zu nehmen und in den Kampf für den Frieden zu gehen, mit eben diesem Leben als Einsatz. Helene Weigel ist eine Künstlerin jenes neuen Typs, den die proletarischen Kämpfe nach dem Weltkrieg in Ländern wie Deutschland und Rußland hervorgebracht haben, und den wir in Skandinavien noch nicht erreichten: knapp, stark, elementar wie die vier Elemente selbst, die Sachlichkeit bis zu ihrer höchsten Potenz erhoben, zu sublimen Dichtung.

Und Bertolt Brecht, der echte Sohn unserer revolutionären Zeit, ist ja einer von denen, die am stärksten diesem neuen Typus Stoff zum Arbeiten gegeben

haben, die dem, was der innerste Kern unserer Zeit ist, dichterische Form gaben. Als seine Stimme zu Beginn der zwanziger Jahre durchbrach, konnte jeder, der nach einem neuen Lebenszeichen in dem geschlagenen Deutschland aushorchte, hören, daß hier die Nachkriegszeit eine Stimme bekommen hatte. Es war das niedergetretene deutsche Volk — niedergetreten vor allem im Innern — das zu Wort kam in Brechts wunderbarer „Ballade vom toten Soldaten“ und in den anderen Gedichten seiner „Hauspostille“, bitter, sarkastisch, aber voll von Reinheit in ihrem so weiten Blick in die Zukunft. Das Gedicht über den deutschen Soldaten, der sich müde von vier Jahren Krieg hinlegt, um den Heldentod zu sterben, aber von der kaiserlichen Militärkommission wieder ausgegraben, für kv. erklärt und im Triumph von neuem zur Schlachtbank geführt wird — die halb verwesene Leiche taumelnd „wie ein besoffener Aff“ — dieses Gedicht machte viele Verzweifelte in Deutschland wieder aufhören.

Brecht hat die nicht enttäuscht, die bereits damals auf ihn als auf einen neuen Kämpfer sahen. War er böse mit dem anscheinend abdankenden imperialistischen Deutschland, so wurde er erbarmungslos mit ihm, als es, makabrer denn je, im Dritten Reich wieder auferstand. Kaum einer hat wie Brecht so zudringliche Fragen an den Faschismus und seine Koryphäen gestellt: seine scheinbar unschuldig fragenden Gedichte, in denen er — wie es scheint, mit der Neugierde eines Kindes — an dem Flitterkram der faschistischen Ideologie zupft, wirken auf die Auguren des Dritten Reichs wie eine Züchtigung mit Skorpionen. Nur wenige der kämpfenden Dichter des Antifaschismus sind heute so gehaßt und gefürchtet wie er.

Dafür hat er einen guten Namen in den Reihen der freiheitlich Gesinnten in der ganzen Welt, und unser demokratisches Land sollte stolz darauf sein, ihn zu beherbergen. In jedem Fall müssen die dänischen Arbeiter stolz darauf sein, ihn in ihren Reihen zu haben — und sie müssen das zeigen, indem sie an seiner Produktion teilnehmen. Es sind Vitamine darin, die nicht am wenigsten unsere Arbeiter heute gebrauchen können.

Das Stück „Die Gewehre der Frau Carrar“ handelt vom spanischen Bürgerkrieg und stößt vor bis zu den ihm zugrunde liegenden Problemen. In imponierender Kürze ist hier, in einer armen Fischerhütte, eingefangen, was für den größten Teil der Menschen heute das größte Problem bedeutet: der Kampf zwischen den aufbauenden Kräften des Friedens und den niederreißenden des Raubkriegs, zwischen der Arbeit und ihren blutigen Schmarotzern. Und das Stück enthält *mehr* als das. So einfach und gradlinig es aufgebaut ist mit seinen schlichten Werktagsworten und Werktagsmenschen, seinem einen Akt und seinen wenigen Personen, zeigt es die ganze Misere der Demokratie im Kampf gegen die Reaktion: ihren aufgeweichten Humanismus. Defaitismus, dieses große Unglück, wird zurückgeführt auf die edelsten Beweggründe. Frau Carrars Liebe zu ihren Jungen enthält symbolisch all die Zärtlichkeit und Fürsorge, die der arbeitende Mensch dem Leben gegenüber nährt, das er geschaffen hat; des einfachen Volkes Liebe zum Frieden und sein Haß

gegen den Krieg ist personifiziert und potenziert in Frau Carrars Gestalt. Und ihr Schicksal ist der friedliebenden Menschheit Schicksal. Sie will dem Krieg um jeden Preis entgehen, sie will den Kopf in den Sand stecken, will „neutral“ sein und wiederholt ihr „Der Mensch soll nicht töten“ so lange, bis man ihr den ältesten Sohn als Leiche in die Stube trägt. Sie hatte ihm nicht erlauben wollen, in den Kampf für die Freiheit zu gehen, und da hat ihn die Reaktion ihr hinterrücks abgeschlachtet.

Es ist Brecht gelungen, in diesem Stück, das einfach und fast altmodisch, ohne Firlefanzereien irgendwelcher Art, gebaut ist, nicht nur die Misere einer Demokratie, die ihr jämmerliches Leben zu hoch anschlägt, zu demonstrieren, sondern auch die Renaissance des Freiheitsdurstes zu gestalten, die heute ohne Zweifel vor der Tür steht. Das Stück endet mit einer Schilderung des Erwachens der Lebensspenderin und Lebensbewahrerin zu einer noch größeren Lebensbewahrerin: zu einer *Kämpferin für das Leben*. Frau Carrar hat ihren Mann dem Freiheitskampf geopfert; sie hat ihn selbst ausgeschickt, am Kampf der asturischen Minenarbeiter teilzunehmen. Er endete mit einer Niederlage, und der Mann wurde ihr als Leiche zurückgebracht. Sie glaubt, genug geopfert zu haben: jetzt, meint sie, muß man schauen, wie man weiterkommt, man muß die Wirklichkeit narren, die Gewehre eingraben, sich tot stellen! Die Arbeiter werden diesen Zug aus ihrer eigenen gelegentlichen Stellung zum Kampf um die Befreiung wiedererkennen. Und sie werden verstehen, daß Frau Carrars spätes — aber nicht zu spätes — Erwachen zur Erkenntnis dessen, was geschehen muß, wenn nicht Kultur und Demokratie ganz vernichtet werden sollen, das Erwachen widerspiegelt, das jetzt in der ganzen Welt eine glückliche Tatsache ist. Frau Carrar holt die Gewehre wieder hervor, bewaffnet ihren Sohn, den letzten, bewaffnet sich selbst — die Demokratie erwacht und geht zur *Offensive* über.

Brechts Stück ist einfach und geradezu wie ein Märchen von H. C. Andersen. Es enthält auf die gleiche Weise all das Wesentliche — das ganze Dasein, wie wir es heute erleben. Irgendein Andersensches Idyll ist sein Stück aber trotz seiner Schlichtheit nicht. Brecht, als der bedeutende Dichter, der er ist, besitzt die Fähigkeit, scheinbare Kleinigkeiten zu großen Symbolen umzuschaffen. Da ist die schäbige Mütze, die den Umschwung herbeiführt. Ihretwegen hat der Sohn das Leben lassen müssen. Die Reaktion erkennt ihre Gegner an der Arbeitskleidung. Die Mütze ist verschwitzt und blutbefleckt. Es ist ihr Anblick, der Frau Carrar aus einer „Hühnermutter“ zu einer Kämpferin macht. Es liegt ein großes Gewicht darin: die Mütze — Lenins Kopfbedeckung! Und die der Arbeiter der ganzen Welt! In diesem Zeichen beginnt der Kampf gegen die Mächte der Finsternis, die die menschliche Kultur, die schöne Kultur des Werktags vernichten wollen.

Martin Andersen-Nexö
Deutsch von Margarete Steffin

VICKI BAUMS NEUER ROMAN

Vicki Baum:

Liebe und Tod auf Bali

Querido Verlag, Amsterdam

Wenn ein erfolgreicher, sehr erfolgreicher Unterhaltungsschriftsteller, anstatt bequem zu werden, von Buch zu Buch immer ernster, immer arbeitssamer, immer härter mit seinem Stoff ringt; wenn er nicht ohne gelegentliche Rückfälle die billigen Effekte, die er so geschickt und so lohnend handhaben konnte, zu vermeiden anfängt; wenn man sieht, wie er die Wirklichkeit, der er früher nur manchmal einen klugen Seitenblick zuwarf, nun gewissenhaft zu ergründen und zu gestalten bemüht ist, — dann empfindet man Achtung und Freude. Achtung vor einer Begabung, die der billige Erfolg nicht abgestumpft, sondern nachdenklich und selbstkritisch gemacht hat. Freude über diese Entwicklung, die, auch allgemein gesehen, ein Anzeichen für den Aufstieg unserer Literatur ist, weil sie die Dekadenzerscheinung der Trennung von ernster und Unterhaltungsliteratur überwinden hilft und zeigt, daß ein unterhaltendes Buch deswegen doch nicht oberflächlich und daß ein tiefes Buch nicht langweilig sein muß.

Diese Freude und Achtung empfindet man gesteigert beim Lesen der neueren Romane Vicki Baums, obwohl auch diese durchaus nicht frei von gelegentlicher Verflachung, Vertuschung, Verzeichnung der Wirklichkeit sind, von gelegentlichen Rückfällen in die alte Spannungsschablone. Sahen wir in der „Karriere der Doris Hart“ und im „Großen Ausverkauf“ die plastisch und schonungslos gestaltete Wirklichkeit noch oft genug mit den Papierblumenkränzen billiger Wunschträume behängt, so sahen wir im „Großen Einmal-eins“, wie Vicki Baum ihre schriftstellerischen Fähigkeiten entwickelt hat, wie klug ihre Menschenkenntnis, wie fein ihr Spott, wie straff und eigenartig ihre Komposition geworden ist — aber wir sehen diese Fähigkeiten an die Darstellung eines belanglosen Parasitenpaares verschwendet. Und auch in ihrem neuesten Buch, das sich eine schwerere Aufgabe stellt als alle bisherigen und sehr viel Fleiß und gründliches Studium — die unentbehrlichen Zeichen eines wahren Talentes — verrät, auch hier finden wir Vertuschungen der Wirklichkeit, die in diesem starken und kenntnisreichen Werk den Leser peinlicher stören als je zuvor.

„Liebe und Tod auf Bali“ ist ein Kolonialroman aus Holländisch-Indien. Bis zum Jahre 1906 wird die Insel Bali von einheimischen Fürsten regiert. Mit ein paar Kanonenschüssen erobern die Holländer die märchenhaft schöne, märchenhaft ertragreiche Insel, während der junge Fürst an der Spitze seiner (halbnackten, mit Speeren bewaffneten) Truppen mit philosophischem Stolz den Tod sucht.

Vicki Baum hat sich die Arbeit nicht leicht gemacht. Sie schildert den Alltag und den Festtag des balinesischen Bauern, des kastenlosen Sudra, unverkennbar wie jemand, der es verstanden hat, ganz nahe an dieses Volksleben her-

anzugehen und es mit eindringlicher Gewissenhaftigkeit und liebevoller Aufmerksamkeit zu studieren. Vor den Augen des Lesers entsteht ein durchaus konkretes Bild, leuchtend in seiner südlichen Fülle von Farben und Formen: das Reisfeld der Balinesen, seine Nahrungssorgen, die tropischen Blüten, die er zum Zeichen der Verliebtheit hinter sein Ohr steckt, sein leidenschaftliches Interesse für Hahnenkämpfe, die noch heute der Lieblingssport des Balinesen sind, seine uralten phantasievollen Riten, seine Schönheit und seine Anspruchslosigkeit, sein Aberglaube und seine Sehnsucht nach Fortschritt, sein Stolz und seine Höflichkeit. Die Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Gesellschaftsschicht zu Gesellschaftsschicht sind klar und packend gestaltet. Realistisch in ihrer nationalen, sozialen und persönlichen Eigenart treten die drei Hauptfiguren hervor: der einfache und gefühlstarke Bauer Pak, der schöne, ehrgeizige, phantasievolle Priester-Tänzer Raka und der junge Fürst mit seinem zutraulichen Freundesherzen und seinem naiven Despotismus, mit seiner tiefen Brahmanenphilosophie und seiner dekadenten Harems- und Opiumwirtschaft, mit seiner vollendet taktvollen Gastfreundschaft und seinem empfindlichen nationalen Ehrgefühl.

So liebevoll Vicki Baum den Balinesen zeichnet, so weit ist sie davon entfernt, ihn zu idealisieren. Sie verschweigt nicht, daß die Haremsdame ihre Sklavin prügelt. Sie verschweigt nicht, daß der Fürst den Liebhaber eben dieser Haremsdame blenden läßt und sich dabei noch äußerst großmütig vorkommt, wenn er ihm das Leben schenkt. Sie zeigt die Haltung der stolzen Inder gegenüber den Chinesen, eine Haltung, die gewissen europäisch-antisemitischen Belangen verdammt ähnlich sieht . . .

Die Bruchstelle aber, die die realistische Geschlossenheit des Romans leider zerstört, ist Vicki Baums Stellung zu den holländischen Eroberern.

Idealisiert sie also die holländischen Kolonialbeamten? Sie denkt nicht daran. Sie ist viel zu begabt, zu klug, zu spottlustig, um so etwas Plumpes zu tun. Die ganze Heuchelei der weißen Herren, die ihre Macht- und Profitinteressen mit salbungsvollen Reden über Humanität und Zivilisation drapieren, kommt in ihrer Schilderung deutlich zum Ausdruck, die barbarische Grobheit, mit der sie die Höflichkeit der Eingeborenen erwidern, die Schamlosigkeit ihres bewaffneten Überfalls auf ein wehrloses Volk, nachdem sich die jungen Offiziere vorher von einigen rosafarbenen und himmelblauen Damen der vornehmen Kolonialgesellschaft als Helden feiern ließen. Ohne jede Anstrengung — es sei denn, daß übergroße Frechheit eine gewisse seelische Anstrengung erfordert — wird die Kolonisierung der Insel Bali vollzogen, während das eingeborene Fürstengeschlecht den Tod der Schande vorzieht und sich selbst ausrottet.

Soweit ist alles klar. Aber nun fühlt sich Vicki Baum veranlaßt, in ihrem Vorwort zu erklären, die Holländer hätten seither — seit der Eroberung Balis im Jahre 1906 —

„ein bewundernswürdiges Stück Koloniarbeit geleistet. Kaum irgendwo in der Welt wird man es noch einmal finden, daß Eingeborene unter weißer Herrschaft so glücklich, unverändert, ungestört und frei ihr eigenes Leben führen dürfen wie in Bali.“

Es wird mancher, in dem nicht wach wird, was er einst bei Multatuli las, einwenden, daß dies ja relativ wahr sein möge, daß der holländische Kolonialimperialismus wahrscheinlich in Wirklichkeit um einige Grade weniger unmenschlich sein könne als der gewisser anderer Weltmächte. Es wird mancher einwenden, daß eine solche belanglose Höflichkeitsgeste im Vorwort den einheitlich realistischen Aufbau des Romans nicht zerstöre.

Aber sie zerstört ihn doch! Wieder erleben wir, was wir schon mehrmals bei Vicki Baum erlebten: das eben noch so klare und kluge Abbild der Wirklichkeit verschiebt sich, wird verzerrt und zerfließt in einer lauwarmen Lösung von ungerechter, ja *antihumanistischer Versöhnlichkeit*. Plötzlich liegt das Hauptgewicht der Schuld nicht mehr auf der Tatsache, daß Bali überhaupt kolonisiert wurde, sondern daß man diese Kolonisierung nicht mit der nötigen . . . Behutsamkeit, mit dem nötigen psychologischen Verständnis vorgenommen hat! Indessen, so erklärt Vicki Baum, hätten die Holländer gelernt, wie mit den Balinesen umzugehen sei.

Nur ein Vulgärhistoriker wird die wichtige Rolle der Behutsamkeit, der verständnisvollen Sorgfalt in der Menschheitsgeschichte leugnen. Aber glücklich kann sie den Menschen erst dann machen, wenn vorher einige andere, nicht ganz unwesentliche Dinge beseitigt sind: Ausbeutung bleibt Ausbeutung, ob grob oder fein. Das spürt der Balinese bestimmt, wenn er ein realer Mensch und nicht das idealisierte Wunschbild eines Kolonialbeamten ist.

Und so wird denn auch folgerichtig der sonst so prächtig gezeichnete Bauer Pak an zwei winzigen aber verderblichen Stellen des Buches zu einem exotisch-kitschigen Wunschbild. Plötzlich findet er das Leben so süß, so paradiesisch, er ist so zufrieden, so still, so selig, frei von Begierden — ein ideales Kolonisierungsobjekt. Aber eben noch hat sein Herz stürmisch nach Freiheit geschlagen. Eben noch hat er mit den Zähnen geknirscht über den Frondienst, den er dem Fürsten leisten mußte. Den stammverwandten Unterdrücker hat er nur nurend ertragen und von dem weißen fühlt er sich plötzlich, ach, so innig beglückt? Dieser Widerspruch kann Vicki Baum, der klugen Menschenkennern, nicht entgangen sein. Das ist der Zusammenhang der Dinge, dem *kein* Schriftsteller entrinnen kann: eine kleine Schwäche, ein kurzes höfliches Kopfneigen vor einer Unmenschlichkeit — und die künstlerische Einheit einer hochbegabten und fleißigen Arbeit ist zum Teufel.

Wer wie Vicki Baum, redlich und unbestochen vom Riesenerfolg, die Wirklichkeit zu gestalten bemüht ist, beweist eine beträchtliche Fähigkeit zur Selbstkritik. Und das heißt: Charakterstärke. Sie hat, bei ihrem Talent, jenes höfliche Kopfneigen nicht nur nicht notwendig um zur großen Literatur und damit noch größerem Erfolg zu kommen — es hindert sie.

Klara Blum

STIMMEN DER VÖLKER

„Stimmen der Völker. Die schönsten
Verse aller Zeiten und Länder.“
Herausgegeben von Alfred Wolfenstein,
Querido-Verlag, Amsterdam

Wer die Verhältnisse auf dem freien deutschen Büchermarkt kennt, wird den Mut zu schätzen wissen, den der Querido-Verlag durch die Herausgabe der großen Gedichtanthologie „Stimmen der Völker“ bewiesen hat. Und wer Zeuge der Verluderung bester deutscher Literaturtraditionen durch die Gleichschaltung ist, wird Alfred Wolfenstein Dank wissen für die Fortführung jener glanzvollen Tradition deutscher Nachdichtung und poetischer Übersetzung, zu deren Trägern Goethe und Herder, Schlegel und Tieck, Rückert und Chamisso, Klaußner und Rilke gehörten.

„In verehrungsvollem Anklang“ hat Wolfenstein den Titel seiner Anthologie gewählt — in verehrungsvollem Anklang nicht nur an Herders Arbeit, sondern auch an ihre Bestimmung: „Verständigung der Völker durch Dichtung“ und „Humanität durch die Magie der Kunst“, so charakterisiert Wolfenstein die Absichten seiner Anthologie.

Jede Anthologie ist einseitig und ungerecht. Die eine mehr, die andere weniger. Das liegt schon im Wesen eines Auswahlbandes. Je weiter die örtlichen und zeitlichen Grenzen gesteckt werden, desto größer werden die Gefahren der Einseitigkeit und Ungerechtigkeit, desto mehr Raum wird der Sichtung- und Auswahlwillkür des Anthologisten gegeben.

Es wäre ein müßiges Unternehmen, Wolfenstein vorzuhalten: dieser oder jener Dichter fehle in seiner Anthologie, dies oder jenes Gedicht sei nicht das beste oder typischste des betreffenden Poeten. Wolfenstein sagt im Nachwort:

„Es handelt sich ja nicht um irgendeine Vollständigkeit, auch gewiß nicht um eine in Gedichten geschriebene Literaturgeschichte; es soll ebensowenig die historische Entwicklung eines Volkes in seinen Gedichten gegeben werden wie die literarhistorische eines Dichters. Da oftmals Einzelnes einen ganzen Dichter und Einiges ein ganzes Volk darstellen soll, so geht es überhaupt um kein wissenschaftliches Werk, sondern um die Intensität einer künstlerischen Gesamtwirkung in dieser Auswahl aus unzähligen Gedichtwerken.“

So sehr wir die Souveränität des Anthologisten respektieren wollen, so kommen uns doch einige seiner Entscheidungen anfechtbar vor (nicht zuletzt von seinem eigenen Standpunkt aus, weil sie den von ihm verkündeten Absichten widersprechen). So zum Beispiel erscheint es nicht recht verständlich, warum Majakowski nur durch ein einziges und noch dazu nach einer fremden Rohübersetzung verdeutschtes Gedicht vertreten ist. Auch ist nicht einzusehen, weshalb in der Abteilung „Tschechen und Slowaken“ die slowakischen Dichter völlig fehlen. (Die Volkslieder zählen hier nicht mit; auf sie soll ja auch — laut Vorrede — weniger Gewicht gelegt werden als auf die „persönliche Formung der Dichter“.) Ganz und gar unerklärlich ist uns, wie sich die

programmatische Erklärung, daß „die vollen lyrischen Persönlichkeiten vor denjenigen bevorzugt“ werden sollen, „deren Hauptleistung anderswo liegt“ mit der Tatsache vereinen läßt, daß unter die repräsentativen deutschen Lyriker der Gegenwart Stefan Zweig aufgenommen wurde.

Doch mag Alfred Wolfenstein auf all diese Einwände antworten, daß sie relativ sind, berechtigt oder unberechtigt, je nachdem, ob man die Auswahlfreiheit und das Auswahlrecht des Anthologisten weit oder eng auslegt. Aber auch die weiteste Auslegung seines Auswahlrechtes befugt den Herausgeber einer Anthologie nicht zur Verstümmelung und Veränderung eines Gedichtes, wie dies im Falle der „Romanze von der Guardia Civil“ des Frederico Garcia Lorca geschehen ist. Hier wurde durch Weglassung jener Strophen, die das Wüten der Guardia schildern, der Sinn des Gedichts verwandelt; das Blut ist verschwunden und nur der Mondschein geblieben, Haß und Grauen wurden wegetuschiert, und so entstand statt einer sozialen Romanze eine romantische Idylle. Wie konnte Wolfenstein, der sonst so viel Verständnis und Einfühlungsgabe beweist, dem von Francos Horden gemeichelten Lorca dieses Unrecht antun?

Ein Wort über die Übersetzungen, die das Gros der Gedichte darstellen. Sie sind sehr verschiedenartig. Und außerordentlich lehrreich ist ein Vergleich der Übersetzertemperaturen und -qualitäten. Liest man zum Beispiel nacheinander Friedrich Adlers brave Übersetzer-Schularbeit und Hölderlins kongeniale Nachdichtungen; Kerrs eigenwillige, melodiose Verdeutschung eines italienischen Sterbeliedes und Paul Eisners philologisch-getreue Übertragungen aus dem Slowakischen oder Russischen. . . so werden einem die besonderen Gesetze und Grenzen der Übersetzungstätigkeit klar. Ich möchte sie etwa so formulieren: der beste Übersetzer ist nicht der ausgezeichnete Kenner der fremden Sprache und Literatur, auch nicht der virtuose Beherrscher schwierigster Versmaße, sondern der in Temperament und Stil *verwandte* Nachdichter. Gedichte übersetzen heißt: *sich in den Autor des Originals versetzen*. Und das kann man nur, wenn eine gewisse Verwandtschaft des Talents, des literarischen Temperaments, der Anschauung besteht. Sehr oft wird der „richtige“ Übersetzer Zeilen vertauschen, Worte oder Zeilen weglassen und dabei dem Original doch mehr gerecht werden, als der um eine wortgetreue Übertragung bemühte. Es soll hier keineswegs die „freie Übersetzung“ (oft zu Unrecht als „Nachdichtung“ ausgegeben) als die einzig gute angepriesen werden; nein, die möglichst genaue Wiedergabe des Originals bleibt als eine der Hauptforderungen bestehen, aber wichtiger als Reim und Wort sind Sinn, Pulsschlag, Ton und Farbe des Gedichts. Gelingt es dem Übersetzer nicht, gerade *die* in seiner Nachdichtung wiedererstehen zu lassen, so nützen ihm alle Reimkünste nichts, so ist seine philologische Akribie nutzlos vertan. Und noch auf eines kommt es an: die Übersetzung darf nicht als Übersetzung wirken: erst wenn der Leser den Eindruck hat, ein *deutsches Originalgedicht* vor sich zu haben, ist dem Nachdichter seine Aufgabe *ganz geglückt*. Deshalb erscheint es mir auch falsch, eine für die fremde Sprache charakteristische Reim- und

Versart ins Deutsche übernehmen zu wollen. Franz Leschnitzer erwähnte in einem Artikel über Majakowskiübersetzungen in dieser Zeitschrift als besonderes Formproblem:

„stellenweise ausschließliche Ersetzung des in der deutschen Lyrik üblichen Reimes durch jene volltönende Assonanz, deren Verwendbarkeit ein Spezifikum der russischen Literatur bedeutet.“

Und er rühmte die Nachbildung dieser Assonanzen in der Übersetzung. Meiner Meinung nach besteht die Aufgabe des deutschen Übersetzers jedoch *nicht* in der Übernahme eines Spezifikums der *russischen* Lyrik, sondern in der Anwendung eines — dem Russischen möglichst analogen — Spezifikums *deutscher* Lyrik. Denn nur so wird die Übertragung zur Nachdichtung, zu einem Bestandteil der deutschen lyrischen Literatur, — würdig, mit dem strengen Goetheschen Maß gemessen zu werden:

„Ein Gedicht soll vortrefflich sein oder gar nicht existieren“!

Was bleibt noch über die Anthologie Alfred Wolfensteins zu sagen? Daß sie herrliche Gedichte enthält, viele altbekannte aber auch einige neuentdeckte? Daß sie Anregung und Trost, Freude und Genuß bringt, wie sie der Freund lyrischer Gedichte liebt und sucht? Es ließe sich viel und viel Lobendes darüber schreiben. Das beste Lob, das dieser Anthologie und ihrem Herausgeber zuteil werden kann, liegt jedoch in der Feststellung, daß bewiesen wird, was zu beweisen geplant war: wie nahe verwandt in ihren besten Gedanken, Wünschen und Gefühlen die Völker sind, deren Stimmen in diesem Buch gesammelt wurden.

F. C. Weiskopf

Kleine kritische Nachschrift: Die kurzen Dichter-Charakteristiken, die im letzten Teil den Schaffensproben moderner deutscher Lyriker vorangestellt sind, wären besser unterblieben. Was fängt denn der Leser mit Definitionen an wie „Nahe Leidenschaftlichkeit“ oder „aus angehäuften Spannungen geborene große Schau“ oder „kein Wanderer, ein Turm, in dessen Rundung der Logos den in schönen Blöcken aufsteigenden Mythos nur mit wenigen Fenstern unterbricht“ (es handelt sich hier um den Dichter Theodor Däubler, der also beschrieben wird) . . . ja, was fängt der Leser mit solchen Definitionen nur an?

SPRACH ER ABER...

Sprach im finstern Mittelalter
vom Katheder ein Professor:
„Ein Quadrat vier Ecken hat,
wer nicht ißt, der wird nicht satt,
wer nicht faul ist, der ist fleißig.
sechs mal sechs ist sechsunddreißig...“

Niemand hörte ihn nur an,
denn das wußte jedermann.

Sprach er aber: „Unsre Erde
dreht sich um den Sonnenball“,
und: „Sie ist ein winzig Körnlein
in dem ungeheuren All“,
sprach er, daß sie sich bewege
nach bestimmten Grundgesetzen,
da begannen sie zu laufen,
da begannen sie zu hetzen:

„Schlagt ihn, schlägt ihn tot, den Hund,
denn er greift mit frevlem Mund
unsre genial erdachte
ewiglich althergebrachte
gottgewollte Ordnung an.
Schlagt ihn, tut ihn in den Bann!“

Spricht in unsern heutigen Zeiten
vom Katheder ein Professor,
daß die Erde, die uns trägt,
um die Sonne sich bewegt,
daß sie in gewohnter Weise
immerfort sich dreht im Kreise —
niemand hört ihn auch nur an,
denn das weiß ja jedermann.

Spricht er aber: „Die Geschichte
kennt nur ewiges Bestehn,
selbst die allerstärksten Staaten
müssen einmal untergehn“,
spricht er, daß sie sich nicht richtet
nach Edikten und Gesetzen —
da beginnen sie zu laufen,
da beginnen sie zu hetzen:

„Schlagt ihn, schlägt ihn tot, den Hund,
denn er greift mit frevlem Mund
unsre genial erdachte
ewiglich althergebrachte
gottgewollte Ordnung an.
Schlagt ihn, tut ihn in den Bann!“

A. P.

AM MORGEN DES 13. MÄRZ

starb der tschechische Dichter und Literaturhistoriker Otokar Fischer. Er starb an den Zeitungsmeldungen über den Einbruch der Barbarei in Österreich. Er war ein schwerkranker Mann. Seine große Liebe gehörte der deutschen Kultur, der deutschen Dichtung. Seine Übersetzungen Goethes und Heines gehören zu den Standardwerken der Übersetzungsliteratur; seine Vorträge über deutsche Dichtung (er war Professor für deutsche Literatur an der prager Universität) öffneten der jungen tschechischen Generation den Weg zu jenem Deutschland, das so grundverschieden ist von dem Dritten Reich der Konzentrationslager und Bücherverbrennungen. Schon der Anbruch des III. Reiches hatte Otokar Fischer schwer getroffen. Von dem Schlag, den er damals empfing, erholte er sich eigentlich nicht wieder. Er war unter den ersten, die für die von Hitler Vertriebenen und Verfolgten in Prag eine Hilfsorganisation zu schaffen versuchten; er bemühte sich seit 1933 doppelt um die Vermittlung deutschen Kulturgutes; er stellte sich zur Verfügung, wo es galt, für die verbrannte deutsche Literatur einzustehen. Er tat dies alles auf eine stille Weise. Er war kein lauter Kämpfer. Aber er war tapfer und seiner Überzeugung treu. Und von seinem Tod wird man später wohl sagen: es war ein Tod auf dem Feld der Ehre.

fcw

KLEINE DEUTSCHE CHRONIK

Tschechoslowakei

Seit der Besetzung Österreichs durch Reichwehrtruppen hat sich der Druck auf die freie deutsche Kultur im sudetendeutschen Gebiet außerordentlich verstärkt. Die „Sudetendeutsche Partei“ Konrad Henleins läßt kein Mittel unversucht, um Buchhändler einzuschüchtern, Künstler zur Gleichschaltung zu zwingen, Theaterdirektoren zu terrorisieren. Wie stark dieser Druck ist, zeigt wohl am be-

sten die Tatsache, daß der bisherige Vorsitzende des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller in der Tschechoslowakei, Ernst Kreische, aus dem Verband austrat, ganz offenbar unter dem Einfluß von Einschüchterungsversuchen und versteckten Drohungen.

Im Rahmen eines deutsch-tschechischen Kulturaustausches gastierte in Prag, Brunn und Bratislava eine berliner Schauspieltruppe unter der Leitung des Gummi-charakters Heinrich George. Als reinstes Erzeugnis neuer deutscher Kultur brachte die Truppe — ein Calderonstück in gestohlener Übersetzung mit. Die fortschrittliche Öffentlichkeit boykottierte die Aufführungen. Dafür wurden Anhänger der Henleinpartei in die Theatersäle kommandiert. Auf die Frage nach dem Verbleib seines früheren Kollegen Hans Otto (der von Heinrich Georges Nazi-kameraden ermordet wurde) wußte der braune Mime keine andere Antwort zu geben als schweigendes Kneifen.

Die „Sozialistische Akademie“ in Reichenberg veranstaltete einen Lehrkurs über neuere deutsche Literatur. Der „Progressklub“ in Bratislava lud Hermann Budzislowski zu einer Vortragssolge über deutsche Probleme ein. Der Klub „Ars“ in Brunn eröffnete seine Vortragstätigkeit 1938 mit einem Abend über Deutsches Kulturerbe.

Der Kulturausschuß der Liga für Menschenrechte setzte die Reihe seiner Montagabende fort. Es sprachen: Ernst Bloch über Schopenhauer, Werner Ilberg über Steinhausens Buch „Die Zukunft der Freiheit“, P. Jantsch über „Erfahrungen und Erlebnisse eines Buchhändlers im sudetendeutschen Gebiet“, N. Fried über „Film — eine Kunst als Industrie“, Paul Eisner über Otokar Fischer.

Unter dem Titel „Abendland“ begann eine neue deutsche Zeitschrift „für christliche Gesellschaftserneuerung“ zu erscheinen. Als Herausgeber zeichnet Hugo Rokyta, einer der Führer des linken Flügels der Christlich-Sozialen. Die erste Nummer hat ein hohes Niveau und zeigt in vielen Beiträgen kämpferischen antibarbarischen, antifaschistischen Geist. Von besonderem Interesse dürfte ein Artikel des bekannten Schriftstellers Pater Mucker-

mann sein. Er trägt die Überschrift „Wir dürfen nicht schweigen“ und vertritt die Meinung, daß der Nationalsozialismus der wahre große Feind des Christentums ist. Muckermann zieht einen Vergleich zwischen der antireligiösen Propaganda der Bolschewiki und der antichristlichen Hetze der Nazis und kommt zu dem Schluß, daß die Gehässigkeit und Schmutzigkeit der Nazipropaganda unvergleichbar sind.

Der deutsche Sender der Tschechoslowakei (in Mělník) hat mit den Sendungen begonnen. Vorläufig beschränkt er sich auf Musikproben. Die Ernennung der einzelnen Abteilungsleiter (für Hörspiel, Reportage, Literatur etc.) hat bereits stattgefunden. Der Einfluß der reaktionären tschechischen Agrarpartei, die in der Rundfunkleitung entscheidende Positionen besetzt hat, machte sich geltend. Unter den Ernannten befinden sich einige Henleinanhänger.

Im Rahmen eines öffentlichen Diskussionsabends über den deutschen Sender (veranstaltet von den fortschrittlichen Klubs „Die Tat“ und „Přítomnost“) traten die Vertreter der verschiedenen linken Gruppierungen im deutschen und tschechischen Lager einheitlich für eine demokratische Sendeleitung und Programmgestaltung auf.

Karel Čapeks neues Stück „Die Mutter“ hatte in der deutschen Übersetzung von Julius Mader bei den Aufführungen in Prag und Bodenbach großen Erfolg. Auch das vorletzte Stück Čapeks „Die weiße Krankheit“, ebenfalls in der Übersetzung Julius Maders, wird in der Tschechoslowakei auf mehreren Bühnen erfolgreich aufgeführt.

In tschechischer Übersetzung wurde Bertolt Brechts Spiel „Die Gewehre der Frau Carrar“ vom Arbeitertheater in Prag-Nusle vor einem begeisterten Publikum mehrmals aufgeführt.

Das „Theater der Jungen“ spielte Büchners „Wozzek“ auf tschechisch.

Im Verlag von Julius Kittl, Mährisch-Ostau, erschien ein sonderbarer Gedichtband „Mensch sein!“ von Karl Klaudy. Dieser neugebackene Poet widmet seine Verse zu drei Vierteln dem Schuhkönig Bat'a. Sie sind rahmengenäht und doppelt gesohlt, wie sichs gehört, und werden zwei-

fellos dem Verfasser (der in Bat'as Reklamabteilung arbeitet) zu einer Gehaltsaufbesserung verhelfen.

Im gleichen Verlag erschien eine Neuausgabe von Torbergs „Schüler Gerber“ und der neueste Roman Frank Hellers „Die nachgelassenen Finanzen des Großherzogs“. Der Verlag Orbis brachte ein sehr originelles Buch von Paul Eisner „Lebendiges Tschechisch“ heraus, über das noch ausführlich berichtet werden soll.

Von deutschen Werken wurden ins Tschechische übersetzt: Johannes von Saaz, „Ackermann aus Böhmen“; Ludwig Renn, „Vor großen Wandlungen“; F. C. Weiskopf, „Die Versuchung“.

K. K. R.

KLEINE DEUTSCHE CHRONIK

Paris

„Fünf Jahre Hitlerregime“ — unter diesem Titel veranstalteten der pariser Verband der französischen Gewerkschaften, die französische Liga für Menschenrechte, das Internationale Zentrum für Recht und Freiheit in Deutschland und die zur Deutschen Volksfront gehörenden Organisationen eine eindrucksvolle Ausstellung, in der der Antifaschismus auf die „Taten“ des nationalsozialistischen Terrorstaates die gebührende Antwort erteilte. In schlichtwürdigem Rahmen wurde hier dem Besucher eindringlich vor Augen geführt, was Faschismus bedeutet: vom Reichstagsbrand und den Konzentrationslagern — eine Ehrentafel vereinigte die Namen der vom Dritten Reich hingemetzelten Kämpfer für Frieden und Freiheit des deutschen Volkes — über die Ausbeutung der Massen aller Schichten, die riesigen Profite der Rüstungsindustrie, die Vernichtung von Kunst, Wissenschaft, Literatur und Presse, den Terror jeder Art, die Verhetzung der Jugend, die Militarisierung ganz Deutschlands, die Kriegsachse und die Intervention in Spanien bis zu dem wachsenden Widerstand des deutschen Volkes, den illegalen Kämpfern, dem Deutschen Freiheitsender, dem beginnenden Zusammenschluß der deutschen Antifaschisten im Zeichen der Volksfront. Der imperialistische Eroberungskrieg als einziger Sinn und Zweck des braunen Regimes wurde durch diese Ausstellung so anschaulich enthüllt, daß

die Goebbelspresse in ein Wutgeheul ausbrach und sogar die Diplomatie gegen die Ausstellung bemüht wurde. Aber ihr Erfolg wurde dadurch nur um so größer: in den anderthalb Monaten ihrer Dauer zählte sie 21 000 Besucher.

Die „Freundeskreise der Deutschen Volksfront“ traten zum ersten Male mit einer großen Veranstaltung an die Öffentlichkeit: mit einer Märzkundgebung zur Erinnerung an die deutsche Revolution des Jahres 1848. Umrahmt von Rezitationen und eindrucksvollen Darbietungen des erst kürzlich gegründeten „Deutschen Volkschors“ entwarf Robert Breuer ein geschichtliches Bild des deutschen Freiheitskampfes, die aktuellen Aufgaben des deutschen Antifaschismus umriß Bruno von Salomon. „Die Einheit ist unser Ruf. Die Volksfront ist unser Wille. Ein freies Deutschland unser Ziel“ — unter dieser Parole verlief die Kundgebung.

Die „Deutsche Volkshochschule“ begann im Januar, die „Freie Deutsche Hochschule“ im März ihr neues Semester. Im Mittelpunkt der Arbeiten der Volkshochschule, die sich an ein breiteres Publikum wendet, stand eine große Vortragsreihe von viermonatiger Dauer: „Politik, Wirtschaft und Kultur im Dritten Reich — ein Überblick nach fünfjähriger Herrschaft des Nationalsozialismus“, die von vierzehn Referenten durchgeführt wird. Die wissenschaftlichen Arbeiten der Hochschule erstrecken sich auf Philosophie, Soziologie, Geschichte und Kulturgeschichte, Rechtswissenschaft, Ökonomie, Sozialpolitik, Literatur und Kunstwissenschaft.

Der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller“ entfaltet wieder eine reiche Tätigkeit. Gemeinsam mit der Freien Deutschen Jugend wurde eine „Freie Deutsche Kinderbibliothek“ gegründet. Verschiedene auswärtige Gäste sprachen im SDS. Der frühere hamburger, jetzt in Kopenhagen lebende, Literaturhistoriker Professor Walter Berendsohn erörterte die Frage: „Wohin steuert die Weltliteratur?“ Maria Osten und Gerda Grepp, die beide lange Zeit in Spanien als Kriegsberichtserstatterinnen tätig waren, sprachen über das Thema „Kriegsberichterstattung von heute“. Gemeinsam mit dem Deutschen Nationalkomitee für Spanienhilfe veranstal-

tete der SDS eine Kundgebung für Spanien, auf der der bekannte gerade aus Spanien zurückgekehrte amerikanische Negerbariton Paul Robeson einige seiner weltberühmten Lieder vortrug. Wie er selbst erklärte, wollte er damit „seine Solidarität mit den Opfern des deutschen Faschismus beweisen und seine Sympathien für den wahren deutschen Geist, der sich außerhalb der Reichsgrenzen hat flüchten müssen, kundtun.“ Auf der gleichen Veranstaltung berichteten ferner Bodo Uhse, Kurt Stern und ein verwundeter deutscher Spanienkämpfer über ihre Erlebnisse im spanischen Freiheitskampf. Ebenfalls Spanien gewidmet war ein Abend, an dem Arthur Koestler über seine Erlebnisse im Franco-Kerker sprach.

Von den übrigen Veranstaltungen des SDS mögen noch hervorgehoben werden: ein äußerst anregender Vortrag Alfred Döblins über Probleme und Neuerscheinungen der deutschen Emigrationsliteratur; eine Gedenkfeier anlässlich des 175. Geburtstages des hervorragenden demokratischen Schriftstellers Johann Gottfried Seume, über den Hans Siemsen sprach; eine lebendige Vorlesung H. Bichettes aus einem unveröffentlichten Manuskript, das unter Verwendung zahlreichen unbekannten Materials die politische deutsche Emigration der vierziger Jahre in Paris, mit Karl Marx an der Spitze, und das Dossier, das die französische Polizei nach 1871 über Karl Marx anlegte, behandelt. Besonders erwähnt werden muß schließlich noch eine Vorlesung von Lion Feuchtwanger aus seinem neuen Roman „Exil“, an dem er zur Zeit arbeitet. Dieses Werk, das in der pariser deutschen Emigration des Jahres 1935 spielt, soll den dritten Teil eines Zyklus „Wir Deutsche aus dem 20. Jahrhundert“ bilden, dessen erste beiden Teile die Romane „Erfolg“ und „Die Geschwister Oppenheim“ darstellen. Ein vierter Band soll einmal, unter dem Titel „Die Rückkehr“, diesen großen Zyklus abschließen.

Der bekannte amerikanische Journalist Edgar Anselm Mowrer, der wegen seiner freiheitlichen Gesinnung nach langjährigem Wirken in Berlin vom Dritten Reiche verjagt worden war und seither in Paris tätig ist, sprach im „Verband deutscher Journalisten in der Emigration“ mit höchst lebendiger Anschaulichkeit über das amerikanische Pressewesen.

Auch die Deutsche Liga für Menschenrechte konnte bei sich einen nichtdeutschen Gast begrüßen: der bekannte italienische Antifaschist und Präsident der italienischen Liga, Luigi Campolongo, hielt ein umfassendes, von einer reichen Diskussion belebtes Referat über „Die Lage in Italien“.

Schließlich ist noch die große Osteraktion des Deutschen Nationalkomitees für Spanienhilfe hervorzuheben: es galt, durch diese Hilfsaktion 1500 Einkilo-Pakete mit Lebensmitteln und Bedarfsartikeln für die deutschen Spanienkämpfer unter allen deutschen Antifaschisten zu sammeln.

W. F.

EIN EINIG VOLK VON RÄUBERN

I

Italien hat immerhin die Renaissance hinter sich. Außerdem schwärmten für dieses Land die Freimaurer, die Juden, die Oberlehrer und die Kunsthistoriker. Zwar tut Mussolini alles, auch das, was er nicht kann, um die kulturelle Vergangenheit Italiens zu verdecken. Es ist ihm schwer genug angekommen, das deutsche Nebengeräusch „seines“ Faschismus anzuerkennen. Aber wenn man keine Freunde hat, nimmt man als Diktator auch Hilfe von denen, die man als schlechte Kopisten auffaßt. Außerdem will sich das Dritte Reich gar nicht allzu sehr für Italien einsetzen, denn seine Grenze ist bekanntlich der Brenner. Das betreffende Zwischenland gehört zur Zeit noch dem Freund. Ihm gehört auch Triest, das natürlich zur österreichischen Abrundung des deutschen Raums nötig ist.

Man begeistert sich daher theoretisch vorläufig mehr für den dritten Räuber der Bande, für den Japaner. Denn mehr noch als die Blutsverbundenheit einigt die „Raumverbundenheit“. Zwischen dem Dritten Reich und Japan ist noch so viel Raum vorhanden, daß ein Zusammenstoß mit dem Kollegen nicht so leicht zu befürchten ist wie bei Italien.

Ja, die Japaner . . .!

Serienweise erscheinen in Deutschland Bücher über sie. Sie werden entdeckt.

II

So hat man aus dem Englischen einen Roman übersetzt „*Sommer in der Mongolei*“. Die angeblich amerikanische Verfasserin hat sich jedenfalls die nationalsozialistische Ideologie und Sprache gut zu eigen gemacht. Auch ein Roman „*Süße Frucht, bittere Frucht — China*“ entstammt wohl der Feder des japanischen Kollegen von Herrn Goebbels. Das neue Buch ist selbstverständlich ein „Erlebnissbuch“. Erlebnisse gibt es erst seit den Zeiten der Nazis.

Die Amerikanerin hat das fabelhafte Glück, in Freundschaft mit einer Mandschu-Prinzessin verbunden zu sein, die ihrerseits wieder das Glück hatte, in die Mandchurei einzuheiraten. Die Mongolen sind geradezu vorbestimmt, in die deutsch-japanische Blutsverwandtschaft aufgenommen zu werden. Man erfährt, daß dieses Volk „den rassebewußten Stolz besitzt, Barbar zu sein“.

Man erinnert sich wohl, daß auch der deutsche „Dichter“ Rudolf G. Binding dieses Monopol für die Deutschen in Anspruch nimmt. Die Amerikanerin gibt aber doch den Mongolen den Vorzug, diesem „Reitervolk in seiner Verwachsenheit mit dem Tier und der urmütterlichen Steppe“.

Der Deutsche muß hingegen seinen Buckel voll Sorgen allein tragen, und auch die Nabelschnur mit der Urmutter Scholle ist bereits getrennt. Aber das Reitervolk gibt sich durchaus nicht mit seiner „echten Kultur“ zufrieden. Da das Denken dem Barbaren nicht ziemt,

„spürt er nahe der vom Westmenschen so ersehnten Einheit des kosmischen Lebens“.

Er findet noch nicht die richtige Fährte, da der Westmensch diese Einheit des kosmischen Lebens ja eben erst ersehnt. Dann aber wird es lustig werden von Ost bis West, wenn erst das kosmische Leben losgeht! Da wird man erst zum Bewußtsein seiner Verwachsenheit mit dem Mond kommen und mit den übrigen „Geheimnissen“!

Allerdings hat die Amerikanerin auch ihre Sorgen mit den Mongolen. Die unterliegen nämlich „politischen Versuchungen“ und stecken in einer „Kulturkrise“

Doch man braucht nicht die Angst zu verlieren:

„die Hoffnung der Mongolen ruht auf der ordnungschaffenden Kraft der nationalen Kultur Japans.“

Vorläufig ist es noch in China mit der „Ordnung der Kultur“ beschäftigt, so daß die Mongolische Volksrepublik noch etwas warten muß. Nur sind aus den „politischen Versuchungen“ dort bereits Tatsachen geworden. Die Versuche dieser Amerikanerin, die Mongolen als die Österreicher des japanischen Raubs zu gewinnen, dürften keinen geeigneten urmütterlichen Steppenboden mehr finden.

III

Da sind die deutschen Autoren doch „kosmischer“ und fixer.

Ein Herr erledigt in siebzig Seiten den „Macht- und Wirtschaftskampf in Ostasien“. So etwas veröffentlicht heute der Verlag G. Teubner. Ohne Scham.

Der Kosmiker hat das fernöstliche Problem endgültig gelöst: Japan muß seine Kultur auf Ostasien losschießen wegen des Bolschewismus. Politisch ist man gar nicht so furchtbar böse über ihn, aber er sei

„der Zerstörer arteigner Kultur in Ostasien“

Das gleiche habe er bekanntlich in Deutschland getan, dieser böse Bolschewismus. Wer sollte sich daher wundern, daß der Kosmiker

„die schicksalsmäßige Verwicklung der Probleme mit dem Westen“

darstellt. Die Organisierung von Räuberbanden durch Regierungen hat bei dem Kosmiker wenigstens einen neuen diplomatischen Namen bekommen: schicksalsmäßige Verwicklung der Probleme. Was die Faschisten nicht auf die Scholle packen können, wird dem Schicksal angehängt. Beides zusammen ergibt das kosmische Erlebnis.

Erquickend aber wirkt die Einführung des Verlags:

„Ein brauchbarer Leitfaden durch die Wirrnisse um den Stillen Ozean“.

Gut Labyrinth!

IV

Zwei Deutsche haben eigens längere Zeit in Japan zugebracht. Hierdurch fühlten

sie sich gestärkt genug, einen Japan-Roman „Die unsichtbaren Mauern Asiens“ zu veröffentlichen. Sie vermitteln durch ihn die

„schicksalhafte Verbundenheit mit dem Deutschland des Nationalsozialismus“.

Auch sonst ist der Roman selbstverständlich ebenso verlogen wie die entsprechenden Machwerke im Westen. Wieder sind es die berühmten Menschen, die der modernen Zivilisation verfallen, dann aber

„zur alten Kultur und Tradition, der unerschöpflichen Kraftquelle des Volks zurückfinden“.

Die beiden Regierungen räubern bekanntlich mit Hilfe aller Mittel der modernen Zivilisation. Kein Tank, kein Bomber ist ihnen modern genug. Unter „unerschöpfliche Kraftquelle des Volks“ ist eben immer einfach seine totale Ausbeutung zu verstehen.

V

Sozusagen als Gegenleistung hat sich ein Japaner nach Berlin begeben, schnell Deutsch gelernt und ein Buch in dieser Sprache veröffentlicht: „Japan das Götterland“. In diesem Paradies fehlt nach der Ansicht des Verfassers nur eins: „Der Geist der selbstlosen Aufopferung.“ Etwas sei davon bereits zu merken, aber noch nicht genug.

Man könnte dieses Neue vielleicht klarer das selbstlose Aufgeopfertwerden nennen. Oder auch „unerschöpfliche Kraftquelle des Volks“—denn besorgt spricht der Autor von dem

„sich mehrenden Entartungserscheinungen des Kosmopolitismus und Kommunismus“.

Man sieht, der Japaner hat seine Zeit in Berlin nützlich zugebracht.

Erfreulich ist jedenfalls die Feststellung, daß sich in Japan die genannten „Entartungserscheinungen“ mehren.

VI

Andere Sorgen hat ein Herr Zischka, dessen Name auf einen Raum zwischen Deutschland und Japan hindeutet. Auch er schreibt deutsch: „Japan in der Welt“. Und zerbricht sich den Kopf, ob die freie wirtschaftliche Konkurrenz oder ob Planwirtschaft

„im Lebenskampf der starken Völker vorzuziehen sei.“

Solches Problem nennt man neudeutsch wieder: „eine schicksalhafte Frage“. Und es antwortet statt des Schicksals der Zischka:

„Die freie wirtschaftliche Konkurrenz ist vorzuziehen, sonst wäre z. B. die beispiellose Expansion Japans nicht möglich“.

Natürlich fordert diese originelle Lösung „unausgesetzt die schwersten Opfer und bleibt niemals verschont von tiefsten Erschütterungen“.

Das ist die Übersetzung für „Krise“. Aber Zischka ist von seiner großartigen Idee ganz hingenommen. Sie führe sicher zum Ziel, also zur Expansion, wenn das Volk „das Höchste“ habe: „den Glauben.“

Trotzdem empfiehlt er, sich mit Wissen zu rüsten. Übersetzt: mit den modernsten Kriegswaffen.

VII

Zur endgültigen Beruhigung Deutschlands hat noch ein Japaner Deutsch gelernt. Eigens zu dem Zweck, „die Legende von der gelben Gefahr“ zu zerstören. Seit der Gründung der Räuberbande ist sie wie weggeblasen. Außerdem hat sie nur in den Köpfen entarteter Deutscher gespuht. Die echten Germanen konnten so etwas gar nicht glauben. Der Verfasser beruft sich auf einen einwandfreien Kronzeugen: auf den Hunnen Etzel des Nibelungenlieds. Heiratete er doch, oder vermählte er sich doch mit einer echten Germanin, der Dame Kriemhilde, und brachte so die Blutsverwandtschaft bereits etwas in Zug. Schlimmer werden es demnach die Japaner auch nicht mit den Germanen treiben.

Der Verfasser kritisiert scharf „die deutsche Instinklosigkeit der Vorkriegszeit“. Zwar hat 1914 Japan Deutschland den Krieg erklärt (ein Entgegenkommen, das es im Osten nicht für nötig hält) und die damalige deutsche Regierung sah darin die „gelbe Gefahr“ und nannte Japan von oben herab einen Raubstaat. Keiner dachte an den seligen Etzel. Keiner an

„die Isolierung Japans in seinem Lebenskampf“.

Jetzt sind Deutsche und Japaner vom

gleichen Glauben beseelt, von der gleichen Krise betroffen und zur gemeinsamen Ausbeutung der übrigen Völker vereint.

VIII

Das bestätigt ausdrücklich eine deutsche Dame in ihrem Buch „Sendungsglaube des japanischen Volks“. Diese Dame hat die endgültige Erklärung für die Handlungen Japans gefunden: es will seine Kultur verbreiten. Oder, neudeutsch ausgedrückt: es handelt sich um den

„kulturellen Geltungs- und Ausbreitungswillen des japanischen Volks“.

Man erfährt von ihr, die Japaner hätten ihren „Irrtum der Verwestlichung“ überwunden und sähen nun das Heil der Welt im „Kultur-Imperialismus“.

Die Chinesen müssen endlich begreifen, daß die japanischen Holzschnitte die besten der Erde sind. Die Deutschen haben die japanischen Fächer und Rollschirme schon lange bezogen. Auch die Holzschnitte. Daher werden sie nicht mit Krieg überzogen, sie dürfen zusammen mit den Japanern in den Krieg ziehen. Die deutsche Dame macht ihren „Kultur-Imperialismus“ durch die Reproduktion von guten Bildern noch liebenswerter.

So etwas erscheint jetzt im Verlag der Frankfurter Zeitung.

IX

Zum Schluß noch das „Werk“ eines tüchtigen Ski-Sportmeisters, der ebenfalls nach Japan reiste.

Er ist von seiner Aufnahme und von seiner Wirkung sehr entzückt und läßt sich darüber in zweihundert Seiten aus. Er „glaubt“ an Japan. Die deutsche Propaganda macht darauf aufmerksam, der Herr Ski-Sportmeister sei

„ein starker, naturmaher, wertgewisser und vorsichtlicher Mensch.“

Da bleibt einem nichts anderes übrig, als — zu glauben.

X

Als Wahlspruch für Japan und Deutschland schlage ich, frei nach Schiller, vor:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Räufern,
in jeder Not uns trennen und Gefahr.“
Herwarth Walden

RASSENHASS IN WORT UND BILD

Es ist nicht leicht, eine schlechte Sache gut zu propagieren. Daß Streichers „Stürmer“ in einer riesigen Auflage erscheint, ist kein Beweis für den Erfolg des Blattes, in dem ein besonders exzessiver Judenhaß die Lüge mit der Pornographie verknüpft: Streicher steht ja bekanntlich der große Apparat seiner Partei zur Verfügung, der die Organisationen und öffentlichen Einrichtungen zur Abnahme des „Stürmer“ verpflichtet. Äußerst gefährdet durch den Streicherschen Rassenhaß ist die Jugend, da sie oft noch nicht imstande ist, die Rassenlüge zu durchschauen. Der pornographische Sadismus des „Stürmer“ und die schmutzige Atmosphäre, die die von ihm behandelten Fragen der „Rassenschändung“ erzeugen, beunruhigen in den Jugendlichen die heranreifenden Triebe und überreizen die Einbildungskraft. Sie sehen sich die Stürmerkästen an, sie lesen das Streicherblatt, das ihnen als Hitlerjugend zur Verbreitung ausgehändigt wird, und sie nehmen die Tolleiten eines Rassen-Ressentiments und die Schmierigkeiten einer krankhaften Phantasie für echte und unbezweifelbare Dokumente und Berichte über „die Verbrechen der jüdischen Rasse“ hin.

Der Streicheergeist versucht auch in die Kinderstuben einzudringen. Vor einiger Zeit erschien im Stürmer-Verlag ein Kinderbuch unter dem Titel: „Trau keinem Fuchs auf grüner Heid und keinem Jud bei seinem Eid.“ Einige Exemplare dieses Buches gelangten ins Ausland. Sie erregten dort Abscheu. Mutter und Erzieher hielten ein Zeitdokument in Händen, das bezeugte, in welcher verantwortungslosen Weise die Prediger des Rassenhasses die Gutgläubigkeit unschuldiger Kinder mißbrauchen. Streicherprodukte sind keine geeigneten Exportartikel. Sie verraten zuviel von dem, was in Deutschland und jetzt auch in Österreich möglich ist. Ihre Verbreitung wird daher im allgemeinen aufs Inland beschränkt.

Anderen antisemitischen Schriften wird der Ausreiseerlaubnis erteilt. Eine solche, die man anscheinend für auslandsfähig hält, liegt vor: „Der ewige Jude.“ Dieses Buch enthält 265 mit Texten versehene „Bilddokumente.“ Man verzichtet auf das Mittel der Pornographie und bemüht sich,

Wissenschaft und Objektivität vorzuspielen. In der Einleitung von Diebow, die Gelegenheit zu heiterem Studium des neudeutschen wissenschaftlichen Sprachstils gibt, heißt es:

„Sich mit dem deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens, d. h. orientalisch-vorderasiatisch-aethiopischer Rasse oder hethitisch - assyrisch - babylonisch - chaldäisch-churrich-kassitisch-syrisch-jüdischer Nationalität zu identifizieren, sich aber zugleich von ihm zu distanzieren, wie das umgekehrt dem talmudistischen Denken im Hinblick auf uns möglich ist, das bringt ein deutsches Hirn nicht so leicht fertig.“

Nach dieser rassentheoretischen Seminarübung wird dem Leser die „wichtigste Frage der Gegenwart“ beantwortet, nämlich die Frage, woher angeblich die „Juden-Nase“ stammt. Erst dann wird die Bildergalerie der „jüdischen Verbrecher“ eröffnet. Es werden Barbat und Kutsker gezeigt, Professor Einstein und Richard Tauber, Rosa Luxemburg und Rathenau, Friedrich Wolf und der Baron von Rothschild, irgendein Viehhändler und der Dirigent Bruno Walter — eine bunte Reihe.

Ein „deutsches Hirn“ bringt es leicht fertig, die Photographien eines Kutsker oder eines Barbat agitatorisch zu kommentieren. Schwierigkeiten hat besagtes Hirn mit der Erläuterung von Persönlichkeiten, die der geistigen Sphäre entstammen. So steht über Arthur Schnitzler geschrieben: *„Arthur Schnitzler (Halbjude), der Verfasser des Schandstücks ‚Reigen‘. Bei einer Aufführung im unterirdischen Versuchstheater der Futuristen in Rom wurde das Stück abgelehnt.“*

Bei der Diffamierung jüdischer Autoren spekuliert der antisemitische Herausgeber des Buches auf die Sexualmoral des deutschen Spießbürgers. Über Friedrich Wolf wird gesagt, daß er zur Schwächung des Wirtsvolks Ungeborene ermordete und bluttriefende Rotfrontpoesie schrieb. Siegmund Freud *„stiftet unter dem Deckmantel gelehrter Forschung . . . zu gemeiner Geschlechtsgier an.“*

Auch die Charakteristiken der aus der Geschichte bekannten jüdischen Frauen sind für die spießbürgerliche Entrüstung präpariert. Diese Frauen werden als vul-

gär, sinnlich und ausschweifend dargestellt. So wird über Dorothea Mendelsohn, die Tochter des Philosophen Moses Mendelsohn berichtet:

„Nach ihrer Ehe mit dem Juden Veit heiratete sie der Dichter Friedrich von Schlegel. Sie gilt als die eigentliche Verfasserin des unter Schlegels Namen erschienenen lasziven Romans ‚Lucinde‘. Über Schillers ‚Glocke‘, die sie schlecht fand(!), lachte sie so, daß sie vom Stuhl fiel.“

Daß unter den jüdischen Frauen dieses Buches auch die Spanierin Dolores Ibarruri (La Passionaria) zu finden ist, und daß sie in nicht wiederzugebender Weise begefert wird, sei nebenbei erwähnt.

Das Buch, das voll ist von Schmutz und ekelhaften Verleumdungen, wurde vom deutschen Rundfunk in Form eines Zwiesgesprächs propagiert. Die Gesprächspartner hatten das Gefühl, ganz unter sich zu sein und unterhielten sich etwa in diesem Ton: „Haben Sie sowas schon mal gesehen?“ Und „So'n Buch hab ich mir schon lange gewünscht.“ Ihre Reden waren nicht der Rede wert. Aber eine Äußerung verdient bemerkt zu werden. So sagte der eine Sprecher: „Da gibt es bei uns immer noch Leute, die einwenden: ‚Aber die Juden sind doch auch Menschen!‘“ Daß die Sprecher diese Haltung verurteilten und in ihr einen Beweis der Unentslossenheit und Schwäche sahen, versteht sich — wichtiger ist, daß es, widerwillig zugegeben, trotz fünfjähriger riesenhafter Hetzpropaganda, „immer noch Leute gibt“ (und wie wir wissen, werden sie mehr anstatt weniger), die sich voller Abscheu von der faschistischen Barbarei abwenden und ihren doppelt schwer verfolgten jüdischen Mitmenschen legal und mehr noch illegal helfen, wo sie können. Diese Solidarität wird, wie jetzt wieder das österreichische Beispiel zeigt, durch solche Hetzschriften nicht verhindert, sondern eher gefördert.

Werner Türk

DER DEUTSCHE RETTER

Österreich weiß gar nicht, was Deutschland im geheimen alles für es getan hat. Seine Besitzergreifung wurde schon rechtzeitig literarisch vorbereitet und ideell begründet. Das tat zum Beispiel ein Herr Maaß mit einer Novelle *„Der Auftrag“*.

Da bleiben einem Verstand, Herz und Seele stehen: ein österreichischer Soldat ist gefallen und hat nach seinem Tod einem deutschen Kameraden durch die Blutverbundenheit einen Auftrag erteilt. Wie das nun einmal so unter Stämmen oft vorkommt: der Deutsche ist ein Doppelgänger des Toten. Er findet bei ihm ein Amulett und nimmt es an sich. Dieses einheitsdeutsche Amulett tut nun, was ein Amulett tun muß, nämlich Wunder. Es zieht nicht nur ihn, sondern seine ganze Truppe in das südtiroler Heimatdorf des Gefallenen und ihn allein zu dem Mädchen des Toten.

Man kann sich auch ohne deutsche Phantasie vorstellen, in welchem Zustand sie sich befindet. Sie trägt sogar selbstmörderische Gedanken. Aber das Amulett vergißt die Deutschen nicht. Den Doppelgänger sehen und ihn lieben, den „Auftrag des Toten in dem Lebenden zu erkennen“, kann man nur selbstverständlich finden.

Heldenhaft bleibt, daß der Lebensretter den „Auftrag“ ohne vorherige Erlaubnis des „Führers“ erledigt.

A. Z.

LEBENSBEDINGTE EIGENART IM SPIEGEL DER BRAUNEN NOVELLE

Herr Erwin G. Kolbenheyer dichtete schon vor dem Dritten Reich epigonisch mystisch herum. Jetzt hat er sich zur Klarheit durchgerungen. Nämlich zur biologischen Erkenntnis gegen das „Klassentum“.

Um die Leser nicht allzu sehr zu erschrecken, gibt er seine neue Weisheit in Novellenform von sich. Der biologische Irrtum bestand darin, daß die „niedrigen Klassen“ ihre Lebensumstände äußerlich verbessern und sie den andern Klassen gleichmachen wollten. Das war der schwere Irrtum, namentlich des Proletariats. Es ahnte nicht, daß sein gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Zustand eine „lebensbedingte Eigenart“ ist. Sie hängt „organisch“ mit der Existenz der Proletarier zusammen. Wenn sie also auf die Idee kommen, auch etwas besser leben zu wollen, verlieren sie ihren kostbarsten Besitz: die „lebensbedingte Eigenart“.

Den biologischen Beweis leistet sich dieser Dichter in einer sogenannten symboli-

schen Novelle von einem „proletarierhaften Hund, der sich nun einmal nicht gegen seine Art umbilden läßt.“

Unsymbolischer kann man wohl die berühmte Volksverbundenheit nicht ausdrücken, die die Nazi nebst Deutschland über alles stellen! Die deutsche Sprache hat nicht einmal ein Wort, mit dem man diese Frechheit bezeichnen könnte.

Dann gibt es noch einen Novellenmann, der auf den Namen Cornelius Perzian hört. Er wird als der „suchende Einsame“ bezeichnet, stellt also offenbar den Verfasser selbst vor.

Auch dieser bessere Herr hat nicht mehr so ganz fest im Boden gewurzelt. Der Hund findet aber seine Rettung durch die „Heimatgläubigkeit eines kleinen Dorfmädchels“.

Schließlich erfährt man noch aus einer dritten Novelle, daß der Sinn des Lebens in einer „maßvollen Beschränkung“ bestehe. Verbunden mit dem deutschen Glauben. Zu diesem Zweck wird ein Neutraler erfunden. Dem ist es nirgends auf der Erde beschränkt genug. Endlich kommt er nach Deutschland, und schon bricht die große Hoffnung in ihm aus: er hat „den Sinn des Lebens gefunden“.

Die faschistische Kritik findet so etwas

„lebensnotwendig nach seinem Gehalt und ansprechend in seiner lebenswürdigen Form“.

W. St.

ZU UNSEREN BEITRÄGEN

Größe und Erbärmlichkeit des Exils ist ein Abschnitt aus Lion Feuchtwangers neuem Roman.

Rechtsfindung 1934 von Bertolt Brecht gehört zu einem Zyklus antifaschistischer Einakter, an dem der Dichter zur Zeit arbeitet.

Die Feuerkantate schrieb Ernst Toller zur Vertonung für Hanns Eisler.

Die beiden *Sonette* von Erich Arendt sind einer größeren Sammlung entnommen, die uns der in Spanien kämpfende Dichter sandte.

März 1938

KULTURKRITIK:

- Bruno Altmann, Schopenhauer Nationalsozialist? PT 4. 3. ders. Das deutsche Freiheitsproblem. PT 13. 3. ders. Henri Bergson, Stammvater Naziphilosophie? DW 3.
 Maximilian Beck, Unabhängigkeit der geistigen Kultur von der Rasse, MuW 4
 Jakob Bühner, Von der geistigen Krise. AZtg (Winterthur) 19. 3.
 Alfred Kerr, Assiette anglaise (Kritik am Dritten Reich in der Form englischer Briefe). PT vom 21.2 bis zum 22.4. (21 Beiträge)
 Georg Lukacs, Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. IL 3
 Andor Gabor, Marx und Engels über Realismus, Tendenz und Kritik. IL3.

GESCHICHTE UND ERBE:

- Hermann Bach, Marx und Engels im Kampffahr 1848. DVZ 27.3.
 W. Adoratski, Das Leben und die Tätigkeit Karl Marx. DZZ 15. 3.
 Alfred Einstein, Mozart und die Humanität. MuW 4
 Iwan Heilbut, Der Sohn des Maurers (Hebbel). N Ztg 17. 3.
 Alfred Kerr, Der Großvater von Karl Marx. NW 2
 Kurt Kersten, Völkerfrühling 1848. VIZ 13; ders. 1848. DVZ 20. 3. ders. Deutsche Emigranten in Paris (1848). PT 20. 3.
 K. Kreibich, Deutsche Nation und Deutsches Reich. RF (Pr.) 19. 3.
 Johann Gaudenz von Salis-Seewies, An die edeln Unterdrückten. IL 3
 Georg Christoph Lichtenberg, Aphorismen. IL3
 B. S., Das Blutbad von Verden. NZtg. 10. 3.
 — 1848. RF (Pr.) 12. 3.

THEATER UND FILM:

- Ilse Berend-Groa, Das odessaer Kollektivistentheater Spartakisten-Rayon DZZ 17. 3.
 Bela Balazs, Zur Kunstphilosophie des Films. DW 3
 Jef Berlinraut, „Wolga, Wolga“. DZZ 27. 3.
 Willy Haas, Das kinematographische Zeitalter. DW 3
 Rudolf Müller, „Ein großer Bürger“. DZZ 23. 3.
 Georg Poljanowski, Neue russische Sowjetoper. DZZ 29. 3.
 H. G. Der Film „Die Marseillaise“. ABC 3. 3.; ferner ABC 10. 3.

LITERATURKRITIK:

- Johannes R. Becher, Der Mord an Maxim Gorki. DZZ 28. 3.
 Kurt Kersten, Strömungen der expressionistischen Periode. DW 3.
 Henri Lichtenberger, Finis Austriae. LNL 19. 3.; ferner Ayrault, ebenda; ferner DVZ 27. 3.
 F. Lion, Biographien ohne Ende. MuW 4
 Georg Lukacs, Maxim Gorki — der proletarische Humanist. DZZ 27.3.
 Roda Roda, Frank Wedekind. NZtg. 6. 3.; ferner PT 20. 3.
 René Schickele, Vision der Gotik. NZtg. 31. 3.
 Bertholt Viertel, Frank Wedekind. NW 10
 Orest Zechnowicz, Gorki im Kampf gegen den Faschismus. DZZ 28. 3.
 — Lion Feuchtwangers neuer Roman. DVZ 6. 3.
 über Oskar Baum, Das Volk des harten Schlags. PrPr. 20. 3.
 über Willi Bredel, Dein unbekannter Bruder. Int. 1,2 (B. F.)
 über Max Brod, Franz Kafka. PrPr. 19. 3. (P. E.)

- über Max Brod, Abenteuer in Japan. PT 26. 3.; PrPr. 20. 3.
 über Jolan Földes, Kopf oder Schrift. PrT. 6. 3.
 über Maxim Gorki, VIZ 13.
 über Konrad Heiden, Europäisches Schicksal. N Ztg. 27. 3.
 über Ödön v. Horvath, Jugend ohne Gott. MuW 4 (R. I. Humm)
 über A. Kolb, Mozart. NZtg. 5. 3.
 über A. Koestler, Ein spanisches Testament. PT 26. 3. (Lion Feuchtwanger; ABC 25. 3.; PrPr. 28. 3.; NW 12. (Bruno Frei)
 über Alfred Neumann, Die Goldquelle. NZtg. 6. 3.
 über Paul Neubauer, Das fehlende Kapitel. Pr. 6. 3.
 über Alfred Polgar, Handbuch des Kritikers. DW 3. (W. Türk)
 über Anna Seghers, Die Rettung. DW 3. (Klara Blum und Justin Steinfeld); DVZ 6. 3.; Int. 1,2.
 über H. Steinhausen, Die Zukunft der Freiheit. Int. 1,2.; MuW 4.
 über E. M. Remarque, Drei Kameraden. NZtg. 16. 3. (Alfred Polgar)
 über Traven, Die Rebellion der Gehängten. Vendredi. 11. 3.
 über Ludwig Winder, Der Thronfolger. DW 3. (Karl Sand)
 über Alfred Wolfenstein, Stimmen der Völker. NZtg. 20. 3. (H. Hesse)
 über Stefan Zweig, Vendredi. 11. 3.
 über Ernst Weiß, Der Verführer. PrT. 6. 3.
 über Jakob Wassermann, Olivia. MuW 4.
 über „Das Wort“ Nr. 2. DZZ 5. 3. (Ernst Held)

DAS DRITTE REICH:

- Felix Burger, Der gleichgeschaltete Knauer. NW 9
 Walter A. Berendsohn, Das Neuheldentum in Deutschland. DW 3
 Hermann Lepel, Ein deutscher Rektor über Thomas Mann. NZtg. 3. 3.
 H. Müller, Antifaschistische Ausstellung in Paris. DZZ 16. 3.
 Joseph Roth, Die Propaganda des III. Reiches PT 20. 3.
 Paul Westheim, „Entartete Kunst“ in Berlin. PT 27. 3.; ders. Das Massaker des Tiergartens. PT 8. 3.; ders. Neues München. NW 9

- R. Hrt, Gefälschte Filmgeschichte. NZtg. 4. 3.
 H. L., Der Zauberer von Wien (Mirko Jelusich) NZ 22. 3.
 G. F., Weisheit, Wille und Mut der Schriftsteller. DVZ 13. 3.
 S. d'Annunzio als Wegbereiter des Faschismus. NZtg. 4. 3.; ferner auch NW 10 (B. Viertel).
 — Gibt es in Deutschland noch eine geistige Opposition? NZ 9. 3.
 — Die Gleichschaltung der Wiener Theater. PT 23. 3.
 — Das Ende des Wiener Films. PT 23. 3.

VERSCHIEDENES:

- Alfred Durus, Panorama „Der Sieg von Perekop“. DZZ 16. 3.
 Jakob Bühner, Otto Dix. AZtg. (Winterthur) 26. 3.
 Klaus Mann, Kleine Verzauberung. PT 20.3.
 Paul Westheim, Englische Malerei im Louvre. PT 20. 3.; ders. Heinrich Zille. DW 3
 R.Br. Englische Karikaturisten. DVZ 27. 3.; R. Br. Goya. DVZ 6. 3.
 Alfred Kerr, Richard Strauß, menschlich. NW 9
 H. E., Mit Musik kämpfen. Int. 1,2.
 H. L., Schönheit und Tragik Deutschlands. NZtg. 6. 3.
 K. O., Die „Laternen“. DVZ 13. 3.
 — G. Courbet. Int. 1,2.
 — Schriftsteller über Österreich (Kundgebung des SDS in Paris) PT 30. 3.
 — Hanns Eisler-Konzert in New York. NVZ 5. 3.
 Upton Sinclair an einen antisowjetischen Schriftsteller. DVZ 27. 3.

ABKÜRZUNGEN:

AZtg: Arbeiterzeitung — DVZ: Deutsche Volkszeitung — DW: Das Wort — DZZ: Deutsche Zentral-Zeitung — Int: Die Internationale — LNL: Les Nouvelles Littéraires — NVZ: Neue Volkszeitung (New York) — NW: Neue Weltbühne — NZtg: Nationalzeitung (Basel) — MuW: Maß und Wert — PT: Pariser Tageszeitung — PrPr: Prager Presse — PrT: Prager Tagblatt — RF: Rote Fahne (Prag) — Pr.: Prag. — VIZ: Volks-Illustrierte Zeitung — IL: Internationale Literatur.

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT“

- Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetzkiy Most 18, (Bankkonto Nr. 263, Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12.)
- FRANKREICH — Messageries Hachette. Service des Abonnements. 111 Rue Réaumur, Paris 2e.
- BELGIEN — Office Belge Littéraire et Artistique „OBLA“, 6/8/10, rue Duquesnoy, Bruxelles.
- Č. S. R. — Melantrich, akc. spol. Knihkupectví — odd. slovanských knih, Praha II, Václavské nám. (Účet, pošt. spoř. 20208).
- SCHWEIZ — Buchhandlung Stauffacher (Genossenschaft) Hauptpostfach 43. Zürich.
- NORD- & SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue, New York N. Y. U. S. A.
- ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd., Strand House, Portugal St., London W. C. 2.
- LITAUEN — „Mokslas“ Knygynas, Laisves aleja, 46, Kaunas.
- SPANIEN — „Distribuidora de Publicaciones“. Diputación 260. Barcelona.
- LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga. (Pasta tek, rek. Nr. 675).
- PALÄSTINA — Safran Co. Jaffa Rd. 36. P. O. B. 223, Haifa.
- AUSTRALIEN — Modern Publishers Pty. Ltd., 124 Oxford Street, Sydney.
- UdSSR — Jourgaz-Verlag, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.
- TÜRKEI — Librairie Hachette Succursale de Turquie 469, Avenue de l'Indépendance. Boîte postale Pera 2219, Istanbul.
- SCHWEDEN — C. E. Fritze's Kgl. Hofbuchhandlung, Fredsgatan 2, Stockholm. A. B. Wennergrenn — Williams, Box 657 Stockholm..
- NORWEGEN — Johan grundt Tanum, Tidligere Aschehougs Boghandel, Karl Johans gt. 43, Oslo.
- Als Narvesens Kioskkompani Stortingsgaten 2, Oslo
- HOLLAND — Boekhandel Nieuwe Cultuur en uitgeverij Sarphatistraat 74 bw. Amsterdam.
- DÄNEMARK — S. U. V's Boghandel Frederiksborggade 42¹, Kopenhagen K.

DAS WORT

erscheint Anfang jeden Monats. Umfang jeder Nummer mindestens 112 Textseiten

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate:	Einzelheft:
Litauen Lat.	4.—	8.—	16.—	1.50
Spanien Peso	5.50	11.—	22.—	2.—
Frankreich Frs. fr.	11.25	22.50	45.—	4.50
USA \$	0.75	1.50	3.—	0.30
Schweiz schw. Fr.	2.25	4.50	9.—	0.90
Tschechoslowakei . . Kč	17.50	35.—	70.—	7.—
Belgien b. Frs.	12.—	20.—	40.—	4.—
England £	0.3.0	0.6.0	0.12.0	0.1.0
Estland est. Kr.	1.75	3.50	7.—	0.70
Norwegen n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Dänemark d. Kr.	2.50	5.—	10.—	0.90
Schweden schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
UdSSR Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50
Lettland Lat	3.—	6.—	12.—	1.—
Türkei türk. Lira	0.75	1.50	3.—	0.30

Zuschriften an die Redaktion sind zu richten an:

Redaktion „Das Wort“ Jourgaz-Verlag, Moskau, Strastnoi Blvd. 11

Es wird dringend ersucht, Manuskripte und Zuschriften nicht an einzelne Redakteure zu richten, sondern nur an die Redaktion des „Wort“ in Moskau. Nichtangeforderte Manuskripte werden nur auf Verlangen des Einsenders zurückgeschickt.

Druck: 7. Druckerei, Moskau — B-39 871